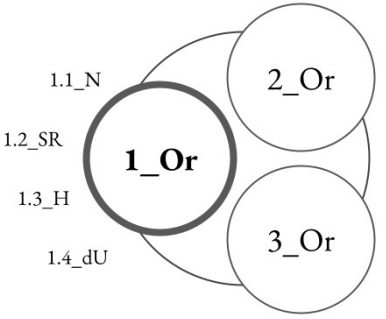
Halbmichel

Orangen nach dem Ende aller Tage

Halbmichel | 1_Or



Finde mehr Geschichten

(und mehr heraus)

auf

halbmichel.de

Halbmichel baut Welten

Orangen
...nach dem Ende aller Tage

1_Or

»I know the pieces fit

'cause I watched them tumble down...«

--Tool (Schism)

–

17. April 1912

Hagenow-Heide

–

Ruß

Die beiden Kinder jagten kreuz und quer durch das Haus. Die Dielen knarrten unter dem Trampeln ihrer kleinen Füße, und alle Türen standen offen. Die Kinder hatten sie eine nach der anderen aufgestoßen. Jetzt war Hans an der Reihe, sich ein Versteck zu suchen. Hastig zwängte er sich hinter den Ofen in der Küche. Er rang nach Luft.

Seine Großmutter kauerte ausdruckslos am Küchentisch. Sie hatte den Jungen wie üblich nicht einmal bemerkt. Hans aber konnte die Alte vom Versteck aus sehen, und als Mavi durch die Tür trat, alle beide: Das Mädchen mit den endlosen schwarzen Locken starrte die Großmutter an. Ihr Brustkorb hob und senkte sich wie ein Blasebalg. Das erinnerte Hans an sein eigenes schweres Atmen. Er hielt die Luft an und presste sich an die kühlen Ofenfliesen in seinem Rücken.

Die Großmutter sprach nie. Mavi ertrug es nicht lange, in das ausdruckslose alte Gesicht zu gucken. Es gruselte sie. Darum blickte sie sich nicht so sorgsam in der Küche um, wie sie es in den anderen Räumen getan hatte. Hans blieb unentdeckt, bis Mavi schließlich wieder rückwärts aus der Tür hinaus, dann vorwärts und mucksmäuschenstill den Flur hinunter tippelte. Sie stoppte erst, als sie Hans plötzlich hinter sich kichern hörte. Aus dem Augenwinkel sah sie ihn noch aus der Eingangstür stürzen. Mavi schickte ihm einen jauchzenden Schrei nach, als Warnung. Dann rannte sie ihm lachend hinterher.

Draußen kniff Herr Jensen die Augen zusammen. Die Sonne blendete ihn immer noch, also senkte er den Schürhaken noch einmal in die Glut seines kleinen Feuers. Mit der anderen Hand klemmte er das kleine Stück Glas, durch das er eben in den Himmel geblickt hatte, zwischen seine Zange. Das Glas war noch nicht rußig genug. Das Mädchen würde sich damit die Augen verderben.

Hinter Herrn Jensen erhob sich aufgeregtes Geschnatter im Hühnerstall. Kurz darauf hörte er die Kinder aus unterschiedlichen Richtungen rufen. Als sein Sohn schließlich hinter einer Hausecke hervorschoss und seinen Vater passieren wollte, griff ihm der Mann beherzt unter die Achsel und hievte Hans aus dem Lauf heraus auf die Holzbank hinter dem Feuer. Dabei hielt er in seiner freien Hand weiter die Zange mit dem Glas. Nun war es von den züngelnden Flammen pechschwarz geleckt.

Hans protestierte nicht. Er blieb still auf der Bank sitzen, während er über die Kraft seines Vaters nachdachte. Mavi beobachtete ihn von der anderen Ecke des Hauses aus. Sie linste vorsichtig hinter dem Mauerwerk hervor, aber ihre Locken waren weniger vorsichtig. Herr Jensen signalisierte ihr, dass er sie gesehen hatte. Wortlos trottete sie zum Feuer. Sie wusste, dass das Spiel vorbei war.

»Nicht anfassen«, ermahnte der große Mann das Mädchen. »Das Glas ist noch heiß. Wenn du nachher gehst, dann nimmst du es mit. Aber nicht die Fläche berühren, damit du das Ruß nicht mit den Fingern abwischst. Das muss drauf bleiben, verstanden? Sonst wirst du blind.«

Mavi nickte. Und sie merkte sich, dass sie die Glasscherbe an den Rändern greifen solle. Und dass sie deshalb nicht rennen dürfe, auf dem Weg nach Haus. Sonst könne sie sich beim Hinfallen übel schneiden. Mavi nickte nach jedem Satz. Sie strahlte über beide Ohren, und je mehr sie sich freute, umso mehr schmollte Hans auf der Bank. Er sah nicht ein, dass sie die Sonnenfinsternis nicht gemeinsam beobachten konnten. Seit Wochen freute er sich darauf und er wusste, dass sich Mavi ebensosehr

freute. Sie sprachen ständig darüber. Alle Kinder in der Gegend hatten verstanden, dass sie so ein Ereignis vielleicht nie wieder sehen würden. Die Sonne vollständig verfinstert, Nacht am helllichten Tag! In der Schule hatten sie darüber gelernt; Mavi wusste alles auswändig. Aber sie wollte die Finsternis bei ihrer Mutter sehen, nicht bei ihrem besten Freund.

Hans schluckte seine Eifersucht hinunter. Er traute sich nicht etwas zu sagen, geschweige denn an Mavis Mutter zu denken. Seine Eltern sprachen nicht mehr von ihr.

Herr Jensen schickte die Kinder ins Haus. Er löschte das Feuer und folgte ihnen nach. In der Küche fand er seine Mutter so am Tisch sitzen, wie er sie verlassen hatte. Im großen Topf köchelte noch immer die Suppe vor sich hin. Nachdem er gekostet hatte, stellte er seiner Mutter eine Schale auf den Tisch. Mit den Füßen drückte er den Stuhl, auf dem sie saß, näher an den Tisch heran. Dann beugte er sich von hinten über die alte Frau und platzierte ihre Hände links und rechts neben die Schüssel.

Die Familie würde zusammen essen, aber die Frau, die alle nur Großmutter nannten, bekam ihre Mahlzeit stets vor allen anderen serviert. Meistens erinnerte sie sich irgendwann daran zu essen, wenn man sie in Ruhe ließ und ihr Zeit gab zu verstehen. Wenn schließlich später alle am Tisch saßen, löffelte sie mit.

Auf der Anrichte lag noch die Zeitung, die Herr Jensen mittlerweile vier Mal gelesen hatte. Als seine Frau in die Küche kam, fragte sie ihn nach Neuigkeiten. Herr Jensen wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich seiner Mutter gegenüber. Im Kopf ging er die Geschichten in der Zeitung durch, aber nur eine war ihm im Gedächtnis geblieben. Er erzählte seiner Frau von dem Schiff, das im Nordmeer in Seenot geraten war. Ja, sie hatte bereits von der *Titanic* gehört. Aber in Seenot?

Herr Jensen nahm die Zeitung in die Hand und pochte mit dem Zeigefinger auf die schmale Spalte am Rand der Titelseite. Er erzählte, dass die Titanic das modernste Schiff der Welt sei, und nun läge es havariert vor Grönland. Seine Frau fragte sofort nach den Menschen an

Bord, aber dazu konnte Herr Jensen nichts sagen. Die könnten ja Champagner trinken, fiel ihm nur spottend ein.

Er hatte sich diese Nachricht gemerkt, weil er wenig mit den Geschichten der weiten Welt und den angeblichen technischen Wunderwerken der Zeit anfangen konnte. Auf gewisse Weise amüsierte ihn das Missgeschick der Titanic. Dafür erntete er einen bösen Blick seiner Frau. Sie ließ den Fischkopf, den sie für seine Mutter aufgehoben hatte, in die Suppenschüssel der alten Frau fallen.

Mavi und Hans rannten in die Küche. Frau Jensen stellte Teller für alle auf den Tisch. Herr Jensen wischte sich ein weiteres Mal den Schweiß von der Stirn. All das bemerkte die Großmutter nicht. Im Geist ordnete sie die Worte ihres Sohnes, die er in den letzten Minuten gesagt hatte. Es ging langsam, weil sie nicht mehr gewohnt war, aus Gehörtem Sinn zu knüpfen. Aber sie hatte Zeit. Ihr Blick wanderte hinab auf den Teller. Der Fischkopf lag unbeweglich in der dünnen Suppe. Er glotzte zur Großmutter hinauf, sie zu ihm hinab. Sie ordnete Worte und erwiderte den Blick des toten Kopfes. Dann griff sie plötzlich nach Mavi.

Das Mädchen ließ das Besteck fallen. Sie hatte sich eben erst gesetzt. Gegenüber schlürfte Hans seinen ersten Löffel Suppe. Die Alte packte Mavi an den Händen und zog sie mit Gewalt an sich heran.

»Sie kommen über das Meer!«, krächzte die Großmutter. »Sie bringen den Tod aus dem Meer mit.«

Mavi rührte sich nicht. Die Fingernägel der Alten drückten ihr ins Fleisch. Es tat weh, aber sie war starr vor Schreck und wehrte sich nicht.

»Mutter!«, rief Herr Jensen entgeistert.

»Die Fäulnis wird über uns kommen, über alle«, schimpfte die Großmutter weiter. Ihre Augen wurden groß und lebendig.

»Und du, Vieh, glotz' nicht! Hier ist kein Platz für dich. Wir sind Gefäße des Herrn!«

Mavi begann zu schluchzen.

»Das Ende will seine Sünderin!«

Die Eltern sprangen gleichzeitig von ihren Stühlen auf.

Frau Jensen war zuerst bei ihrer Schwiegermutter, um die krampfenden Hände von den Armen des Mädchens zu lösen.

»Schwein!«, keifte die Alte und spuckte Mavi ins Gesicht.

Herr Jensen riss das Mädchen von seiner Mutter weg. Sie klammerte sich an ihn, bis er sie aus der Küche getragen und im Flur auf sein linkes Knie gesetzt hatte. Er drückte Mavis tränenheißes Gesicht in sein verrauchtes Hemd, bis irgendwann das Schluchzen aufhörte.

In der Küche wurde es still.

Hans gab Mavi die rußige Glasscherbe. Daraufhin sagte sie etwas und beide lachten. Herr Jensen sah sie tuscheln. Er mochte das Bild. Hinter der Gardine des Küchenfensters musste er sich nicht verstecken. Die Kinder konnten ihn nicht sehen. Sie steckten die Köpfe zusammen, dann verabschiedeten sie sich voneinander. Hans machte auf dem Absatz kehrt und ging ins Haus zurück, aber Herr Jensen blieb am Fenster stehen. Er folgte Mavi mit den Augen über den Kieselweg, der zur Straße führte. Das Mädchen beeilte sich, und tatsächlich bemerkte Herr Jensen, dass die Ähren des Weizens schon nicht mehr goldfarben in der Sonne aussahen. Es würde nicht mehr lange dauern, bis die Sonnenfinsternis einsetzte. Herr Jensen kam es vor, als würde sich ein Schleier über die Welt legen. Sicherheitshalber rieb er sich die Augen und schob die Gardine noch ein Stück weiter aus seinem Sichtfeld. Doch der Schleier blieb und in der Ferne verschwand Mavi langsam zwischen dem Getreide. Es war fast genauso hoch wie das Mädchen. Von der Küche aus konnte Herr Jensen sie schon kaum noch im Feld erkennen. Nur ihren schwarzen Locken gaben sie in der Ferne zu erkennen. Der Sommerwind pustete lange Strähnen um die schmalen Schultern.

Der Mann am Fenster spürte einen Kloß im Hals.

Sie sah verloren aus, dort draußen. Herr Jensen wollte sie zurückholen. Er wusste es, von einer Sekunde auf die andere. Er hasste den

Gedanken, noch ein weiteres Maul stopfen zu müssen. Und er hatte es seiner Frau schon mehr als einmal gesagt. Aber was sollte er machen? Hier stand er nun am Küchenfenster, während die Farbe aus der Welt wich und dieses Kind auf etwas zu lief, das es nicht verstehen würde. Zu allem Überfluss hatte seine eigene Mutter sie auch noch beschimpft und angespuckt. Er drehte sich zu der am Tisch kauernden Gestalt um.

Herr Jensen war jetzt allein mit ihr. Die alte Frau blickte leer in den Raum, so wie sie es immer tat. Aber heute hatte sie zum ersten Mal seit vier Jahren gesprochen. Die Szene beim Mittag war wirklich passiert. Herr Jensens Gedanken drehten sich im Kreis. Mit einem dumpfen Ziehen in der Magengegend ging ihm auf, dass er schon vergessen hatte, wie die Stimme seiner Mutter klang.

Als sich Herr Jensen zurück zum Fenster drehte, waren die Locken nicht mehr zu sehen.

Mavi eilte über die staubige Straße. Wenn sie rannte, waren es keine zehn Minuten bis zum Haus ihrer Mutter, aber es war zu heiß. Sie machte Pausen, in denen sie nur verspielt hopste statt zu rennen. Sie konnte es kaum erwarten. Immer wieder prüfte sie, ob sie das Ruß nicht verschmierte. Mama würde staunen, was sie sich besorgt hatte.

Um sie herum wurde es still. Zuerst bemerkte Mavi den Unterschied nicht, aber bald fiel ihr auf, dass die Grillen stumm waren. Nur der Wind im Getreide war zu hören. Dann hörte auch der Wind auf zu wehen und absolute Ruhe legte sich über Feld, Straße und das Kind. Mavi blieb kurz stehen, um der Geräuschlosigkeit zuzuhören. Das Herz schlug ihr dabei bis zum Hals. Aufgeregt kniff sie die Augen zusammen und wagte einen Blick durch die Scherbe, hinauf zur Sonne. Zuerst war sie von der Helligkeit geblendet, aber es tat nicht in den Augen weg. Also schaute sie länger in die Sonne, bis sie einen schmalen Streifen entdeckte, der sich dunkel von links über das Licht schob.

Mavi rannte los. Sie konnte schon die Umrisse des windschiefen kleinen Hauses am Ende des Weges entdecken. Den Rest der Strecke

bewältigte sie ohne Pause, ohne Hopsen. Sie stieß das Gartentor mit so viel Schwung auf, dass der Staub auf dem ausgetrockneten Holz wie Blütenpollen in die Luft stieg.

»Mama, Mama!«, stieß Mavi hervor, während sie die Treppe hinaufstolperte. Atemlos kam sie auf der Schwelle des Zimmers mit dem Bett zum Stehen. Es war stockfinster darin.

»Es geht los, Mama...«

Die Worte waren kaum mehr als ein Flüstern. Mavi hatte die Dunkelheit nicht erwartet, und von einem Moment auf den Anderen war ihre Energie verflogen. Sie spürte, dass sie leise sein musste.

»Mama?«

Das Bett und der Umriss darauf waren nur schemenhaft zu erkennen. Eine Decke hing vor dem Fenster, um das Tageslicht auszusperren.

»Entschuldige, mein Schatz«, sagte eine schwache Stimme aus der Ecke, wo das Bett stand. »Die Kopfschmerzen waren sehr schlimm. Ich musste das Fenster abdunkeln.«

»Ist es jetzt besser, mit deinem Kopf?«, fragte Mavi. Sie trat näher.

»Ja...«

Mavis Mutter streckte ihrer Tochter eine Hand entgegen. Das Mädchen nahm sie und kuschelte sich neben die liegende Frau. Sie schlüpfte nicht mit unter das Bettzeug, weil ihr heiß war. Das Bett stand unter der Dachschräge und die stickige Sommerhitze war in der Stube eingesperrt. Mavi kam es hier drinnen fast noch wärmer als draußen vor.

»Dein Arm ist ganz kalt«, flüsterte Mavi. Sie hatte den Arm ihrer Mutter nicht losgelassen und drückte jetzt ihre Wange daran.

»Deshalb habe ich mich auch dick eingepackt«, erklärte ihre Mutter mit brüchiger Stimme. »Mir wird bestimmt gleich warm. Aber ich kann leider nicht mit dir raus...«

Der kleine Körper wand sich vor Anspannung. Mavi wollte protestieren, aber ihre Mutter kam der Diskussion zuvor, indem sie fragte,

wie es bei den Jensens gewesen war. Das erinnerte Mavi an die Glasscherbe. Sie holte sie aus der Tasche ihres Kleides.

»Herr Jensen hat mir einen Sonnenschutz gemacht!«

»Oh, zeig' mal her.«

Mavi hielt ihrer Mutter die Scherbe hin. Die Frau tastete danach und lobte die Arbeit. Sie traute sich nicht, ihrer Tochter zu sagen, dass sie sie nicht richtig sehen konnte.

»Lass uns rausgehen«, bat Mavi ungeduldig.

»Ich kann nicht, Mavi. Aber du kannst mein Ausguck sein, ja?«

Das Mädchen sprang augenblicklich aus dem Bett. Sie liebte das Ausguck-Spiel. Es schien ihr eine Ewigkeit her zu sein, dass sie und ihre Mutter es das letzte Mal gespielt hatten.

»Dann hoch mit dir, Ausguck!«

Die Sprossenleiter zur Dachluke stand gleich neben dem Bett. Sie war nicht hoch, so dass Mavi schon nach wenigen Klettergriffen mit an die Decke stieß. Sie löste einen kleinen Haken und stemmte sich dann mit der Stirn gegen die Luke. Als sie auch die Schultern und dann die Hände nachziehen konnte, flog die Luke mit einem Quietschen auf, so dass ein breiter, fahler Lichtschein in die Stube fiel.

Mavi setzte sich vorsichtig neben die Luke auf die Holzlatten des Dachs. Die Sonne stand im Zenit, nur ähnelte sie jetzt mehr dem Mond. Durch das verrußte Glas sah Mavi eine glühende Sichel.

»Kapitän, ich sehe den Mond!«

»Aye aye...«

Von unten drang die leise Stimme der Mutter kaum bis hinauf aufs Dach. Sie bat Mavi, ihr genau zu beschreiben, was sie sehen konnte.

»Es ist ganz viel Schwarz auf der Sonne. Und es ist ganz rund!« Mavi kniff die Augen zusammen. Sie wollte alles ganz genau berichten – so wie ein guter Ausguck.

»Der Himmel wird dunkelrot, als wäre es schon Abend.«

»Ist sie ganz bedeckt, die Sonne?«

»Nein, aber bestimmt schon halb!«, kam der Ruf vom Dach.

»Bitte sag mir, wenn der Mond die Sonne ganz aufgegessen hat. Machst du das, Mavi?«

»Ja, Mama!«

Und das tat Mavi. Minütlich rief sie in die Stube hinab. Sie beschrieb einen Flecken auf der schmalen Sichel. Sie beschrieb die Farbe der Bäume hinter dem Haus und dass kein Vogel zu hören war. Dann stand der Mond bald so weit vor der Sonne, dass der verbliebene Lichtspalt nur noch einen halben Daumen dick vor der Scherbe war. Dann nur noch so dick wie Mavis kleiner Finger. Dann war es soweit.

»Jetzt, Mama, jetzt!«, rief das Mädchen vom Dach. Sie hörte, dass ihre Mutter etwas antworten wollte, aber nach einer Silbe brach die Stimme von unten ab. Vielleicht war es auch nur ein Husten.

»Mama?«

»...ja, ich höre dich.«, kam die Antwort. »Sieh hoch, bitte.«

»Mach ich doch.«

»Ist es schön?«

Mavi nickte gedankenversunken. Sie vergaß für eine Sekunde, dass ihre Mutter das nicht sehen konnte. Die schwarze Scheibe am Himmel hatte eine Krone aus Licht. Dieser schmale Ring sah aus, als ob er tanzte.

»Mavi?«

»Ja, Mama?«

»Ich stelle mir vor, dass ich zaubern kann.«, sagte die Stimme aus der Stube nach einer Pause. »Und ich zaubere ein Stück von meinem Herz zu dir aufs Dach. Es schwebt und ist unsichtbar.«

»Wo ist es denn?«, kicherte Mavi amüsiert.

»Es ist vor deine Nase geflattert. Siehst du es denn nicht?«

»Doch! Ich kann nämlich auch zaubern.«

»Das ist gut, sehr gut.« Die Stimme der Frau war noch leiser geworden. Mavi musste näher an die Luke heranrücken, um sie überhaupt noch verstehen zu können.

»Dann kannst du das Herzchen jetzt mit deiner Zauberkraft bis hoch zur Sonne pusten. Der Mond ist wie ein Schlüsselloch, weißt du?«

»Ich puste…« Mavi blies ihre Backen auf.

»Du musst ganz tief Luft holen.«

»Geschafft!«, verkündete Mavi triumphierend. »Das Herzchen ist durch den Mond geflattert.«

»Danke, mein Schatz! Das hast du gut gemacht, und gerade rechtzeitig. Denn jetzt kann dieser kleine Teil von mir oben in der Sonne bleiben. Wir brauchen nur zu warten, bis der Mond auf der anderen Seite wieder verschwindet.«

»Ich glaube, es fängt schon an«, ergänzte Mavi hastig. Es schien ihr, als säße die Krone bereits ein wenig schief auf der Scheibe.

»Dann dauert es nicht mehr lange, bis das Herzchen nicht mehr runter fallen kann.«

»Weil es dann weggeschlossen ist, natürlich!«

»Weil es dann weggeschlossen ist…«, kam das Echo aus der Stube. »Der Mond ist das beste Schloss auf der Welt. Ich bin so froh!«

»Warum, Mama?«

»Weil jetzt ein Teil von mir jeden Tag mit der Sonne reist. Und von dort oben kann ich dich immer sehen, egal wo du bist. Oder ich.«

Mavi lächelte.

»Es ist schön, hast du gesagt, ja?«, fragte ihre Mutter.

»Wie im Märchen.«

»Dann hör nicht auf, es dir anzusehen. Bleib oben. Versprichst du es? Versprich es mir, Mavi…«

»Versprochen, Mama«, antwortete Mavi.

»Es wird nämlich immer schön sein, in deiner Erinnerung. Und ich kann ab jetzt immer bei dir sein, mein Schatz. Ich freue mich so sehr!«

Mavi sah in den Himmel und antwortete nicht.

»Mavi, hast du gehört?«

»Ja, Mama! Ich glaube, ich kann das Herzchen sehen.«

»...ich bin bei dir...«

»Der Mond ist schon ein kleines Stück weiter gewandert! Ich glaube, du kannst jetzt nicht mehr rausfallen«, lachte Mavi.

Aber sie wollte sicher gehen. Mavi blickte weiter in den Himmel. Nach ein paar Minuten passte ihr Daumen zwischen Mond und Sonnenrand. Ihr Nacken tat bereits weh, aber sie rührte sich nicht von der Stelle. Hin und wieder berichtete sie nach unten in die Stube, ohne eine Antwort auf die kurzen Zwischenrufe zu bekommen.

Schließlich hing nur noch ein dünnes Band am Rand der Sonne und Mavi konnte kaum mehr schmerzfrei durch den Ruß blicken. Trotzdem hielt sie tapfer aus, bis der Mond verschwunden war.

»Mama, wir haben es geschafft!«, rief sie laut.

»Mama?«

Als Mavi vom Dach kletterte, musste sich die Dunkelheit zum zweiten Mal an diesem Tag dem Licht geschlagen geben. Sie erhob sich über das Haus, die Felder und alle Bäume. Zurück blieb sie nur in dem Mädchen, das in der Stube stand.

Erster Teil

Januar bis April 1924, Berlin

1. Schlaraffenland

Bosch hörte die ersten Regentropfen. Sie klopften leise an das Fenster des kleinen Zimmers. Es dauerte nicht lange, bis aus dem Klopfen ein stetes Trommeln wurde. Bosch trat an die Scheibe, um den Himmel zu betrachten, aber er konnte nichts erkennen, außer einer Mauer, die er bei offenem Fenster mit der Hand hätte berühren können. Als er den letzten Knopf an seinem Hemd geschlossen hatte, drehte er sich schließlich wieder in den Raum um.

Die Frau im Bett schlief jetzt. Bosch sah ihre Haut in der Dunkelheit des winzigen Raumes schimmern. Während er nach dem Mantel auf dem Boden vor dem Bett griff, hielt er inne. Ihr Rücken faszinierte ihn. Vor seinen Augen hob und senkte er sich und sah dabei aus wie ein Torso ohne Kopf, weil die Nacht die schwarzen Locken der Nackten verschluckte. Sie lagen wie ein Nest von Schlangen über Hals und Wange.

Bosch mochte ihre Haare. Bubiköpfe langweilten ihn. In dieser Stadt hatte jede zweite Frau so einen. Die Frau auf dem Bett konnte sich wohl nicht leisten, der Mode zu folgen. Aber Bosch war sich sicher, dass sie auch gegen Geld niemanden an ihre Haare lassen würde.

»Es ist kalt draußen«, sagte die Stimme unter den Haaren. Und etwas leiser: »Du kannst hier bleiben.«

Überrascht wich der kniende Mann zurück. Sie klang hellwach, keineswegs verschlafen. Als er genauer hinsah, blitzten zwei Augen zwischen den Locken hervor, die ebenso dunkel wie das Schlangennest schienen. Ihr Blick ruhte auf seinem verdreckten Mantel.

»...Das macht mir nichts aus«, ergänzte die Frau fast flüsternd. Bosch bemerkte ihre Unsicherheit und fasste sich wieder. Er stand auf, um sich den Mantel anzuziehen. Über dem einzigen Stuhl im Raum fand

er außerdem seine Krawatte. Er steckte sie in eine seiner Taschen und war bereits halb zur Tür hinausgetreten, bevor er antwortete.

»Schlaf ein«, sagte Bosch, während er die Türklinke drückte.

Das Treppenhaus stank nach Urin, Asche und Rauch. Bosch verließ den letzten Hinterhof durch das Tor zu den Höfen davor. Draußen auf der Straße schlug er den Kragen seines Mantels hoch. Er durchquerte die schmale Gasse bis zu ihrem Ende, dann suchte er ein Straßenschild. Er fand eines, auf dem Elsässer Straße stand. Hier herrschte trotz der nachtschlafenden Zeit und des Regens noch Geschäftigkeit. Bosch sah sich um, bevor er sich für eine Richtung entschied.

Auf dem Weg die Straße hinunter überholten ihn zwei Fuhrwerke. Ihre Wagenräder hinterließen wässrige Rinnen im Schneematsch. Der Regen ließ die Überbleibsel des letzten Schnees weiter schrumpfen. Bosch wanderte durch eine Landschaft kleiner Pfützen im Matsch. Dort, wo das Kopfsteinpflaster blank lag, glänzte es im Licht der Gaslaternen.

Je näher er der Friedrichstraße kam, umso heller wurde es zwischen den Häusern. Bosch bog in die breite Straße ein, die sich wie eine pulsierende Ader vom Scheunenviertel südwärts durch das Zentrum der Stadt zog. Unter die Fuhrwerke mischten sich hier eine handvoll Limousinen, nach denen sich der halbe Bordsteig umdrehte. Vor Bosch hielt eine der Karossen, damit sich drei Gestalten aus dem Türloch herauspressen konnten: zuerst ein dicker Mann mit Zylinder, dann eine dürre Blondine, und zum Schluss eine Frau mit Nerz. Im Vorbeigehen bemerkte Bosch, dass jene ebenso dürr wie die Blondine war und ihr noch dazu wie aus dem Gesicht geschnitten. Um den Dicken und seine Begleitungen scharrte sich eine Traube Menschen, die aus dem Etablissement gegenüber und dunklen Hauseingängen zu beiden Seiten heraneilten. Erstere buckelten, Letztere bettelten. Völlig unbeeindruckt hakten sich die Zwillinge beherzt unter die Arme des Zylinderträgers. Die Buckelnden bahnten dem Dreigestirn den Weg ins Etablissement, während sich Bosch durch die Menschen zwängte. Ein Zeitungsjunge

versuchte wenig erfolgreich, den Trubel stimmlich zu überbieten. In schriller Tonlage erklärte er abwechselnd, Lenin solle einbalsamiert werden, die internationale Sportwoche sei feierlich eröffnet, und ein fliegendes Objekt hätte über Buenos Aires eine Massenpanik ausgelöst.

Bosch passierte die alte Markthalle, über deren Eingang nun die Titel von Theatervorstellungen prangten. Direkt dahinter überspannte die Weidendammer Brücke die Spree. Auch im Regen war sie noch überfroren. Ein Betrunkener klammerte sich deshalb ungeschickt ans Geländer. Der spiegelglatte Grund überforderte ihn. Verwundert beobachtete er Bosch, der sicheren Schrittes an ihm vorüberzog, während er selber sich bei jedem Schritt fast die Beine brach.

Hinter der Brücke hielt Bosch direkt auf den Bahnhof Friedrichstraße zu. Auf dem Weg unter der Bahnhofsbrücke hindurch flüsterten ihm Männer mit gebrochenen Nasen zu; ein halbes Dutzend Bordsteinschwalben säuselte melodiös verschiedene Varianten des gleichen Angebots. Sobald er den Boulevard Unter den Linden erreichte, starben Flüstern und Säuseln ab. Die Kreuzung zur Prachtstraße hätte eine unsichtbare Grenze sein können, denn die zwielichtigen Gestalten waren von einem Meter auf den anderen verschwunden.

Von hier an hielt Bosch nicht mehr inne, um den Weg zu prüfen. Stattdessen bog er rechts ab und überquerte die Straße. Kurz bevor er den Pariser Platz mit dem Brandenburger Tor erreichte, wich er in die Wilhelmstraße aus, bevor er ins Hotel Adlon eintrat.

Die barocke Lobby war von gleißendem Licht durchflutet. Zielsicher durchquerte Bosch den riesigen Eingangsbereich, ohne eine Menschenseele des Blickes zu würdigen. Umgekehrt galt das nicht, im Gegenteil. Der Concierge zuckte hinter dem massiven Empfangstresen zusammen, als er Bosch über den Teppich eilen sah. Er gestikulierte hastig in Richtung einiger Pagen, von denen einer unterwürfig zu Bosch aufschloss. Er bekam dessen dreckigen Mantel hingeworfen, samt einer tonlosen Bitte, das in Ordnung zu bringen. Dafür verlangsamte der

Mann, der nun nur noch seinen schmucklosen Anzug ohne Krawatte trug, nicht einmal seinen Schritt, sondern ging weiter bis direkt in einen der Aufzüge hinein, der für ihn geöffnet worden war.

Im obersten Stockwerk verließ Bosch den Aufzug, nur um direkt von einem bleichen Frackträger in Empfang genommen zu werden, der ihn aufgeregt wie ein treuer Hund durch den Flur begleitete. Der Bleiche trug ein winziges Silbertablett in einer Hand, auf dem ein Stapel Briefe lag. Mit knappen Worten erläuterte er die wichtigsten Einladungen, bis die beiden Männer Halt vor der Flügeltür einer Suite machten. Bosch nahm die Briefe vom Tablett und öffnete die Tür. Der Bleiche verbeugte sich hastig, brachte aber nicht über die Lippen, was er dem Gast noch hatte berichten wollen. Bevor er die Courage für ein weiteres Wort aufbringen konnte, wurde die Tür vor seiner Nase zugeschlagen.

Jeder Raum der Suite war so groß wie die Hinterhöfe, die Bosch vor einer halben Stunde verlassen hatte. Selbst das marmorne Badezimmer, das er aufsuchen wollte. Auf halbem Weg hielt er allerdings inne, mitten zwischen einem guten Dutzend Staffeleien und Leinwänden. Sie trennten den Salon vom Schlafzimmer wie ein Zaun.

Er war nicht allein.

Die Comtessa betrachtete Bosch im Wald seiner halbfertigen Werke; er musterte die nackte Frau auf dem Bett ausdruckslos. Dieser Mangel an Überraschung oder wenigstens Schreck ärgerte die Comtessa. Sie fasste sich jedoch augenblicklich und ging in die Offensive. Betont langsam rieb sie ihre Oberschenkel aneinander, um sich schließlich soweit aufzurichten, dass sie sich mit ihren Ellenbogen in den Kissen abstützen konnte. Sie sprach Bosch auf Deutsch an, weil sie nicht ahnte, dass er ihr in perfektem Italienisch hätte antworten können.

»Malen Sie mich, Herr Bosch!«

Und mit den Worten, die sie sich vor seiner Ankunft zurechtgelegt hatte, ergänzte sie:

»Bitte, wann Sie wollen.«

Stille.

Für einen Moment war sich die Comtessa nicht sicher, was der große Mann am Fuß des Bettes tun würde. Er musterte sie, dort, wo er stand, ohne eine Regung in seinem Gesicht. Schließlich legte er sein Jackett ab und wandte ihr den Rücken zu.

Mit jedem Handgriff, den er nun tätigte, wich die Nervosität der Comtessa dem Gefühl, das sie sich erhofft hatte. Der vielleicht größte Künstler ihrer Zeit würde sie malen! Sie konnte ihr Glück kaum fassen.

Bosch ordnete Farben vor den drei Staffeleien, die dem Bett am nächsten waren. Es standen noch Bilder darauf, die die Comtessa fasziniert betrachtet hatte, während sie auf Bosch wartete. Jedes davon löste eine Flut von Erinnerungen in ihr aus, obwohl ihr schleierhaft war, warum. Die Leinwand zu ihrer Linken zeigte ein Wirrwarr dutzender Farben – und doch war sich die Comtessa sicher, eine Feuersbrunst zu sehen und Hitze zu spüren. Sie blickte hinüber zur Staffelei in der Mitte, wo sie zwei in sich verschlungene Küssende erkannte, denen Tränen über die Wangen liefen. Ganz rechts füllte ein tiefes Blau die dritte Leinwand. Nichts weiter war darauf und doch blickte die Comtessa in ein Meer.

Sie war sich ganz sicher.

Bosch ersetzte das Meeresbild durch eine leere Leinwand. Mit beiläufigen schnellen Handbewegungen grundierte er die Fläche. Die Comtessa studierte dabei sein regungsloses Gesicht. Es sah so ebenmäßig aus, fast unwirklich glatt. Als hätte er überhaupt keinen Bartwuchs. Jeder Muskel war unter der Haut zu sehen.

Bosch machte sich an das eigentliche Porträt. Die Grundierung war noch nicht einmal ansatzweise getrocknet, aber er zog trotzdem grobe Pinselstriche über die Leinwand, die sofort verliefen und Rinnsale aus der großzügig aufgetragenen Farbe bildeten. Bosch sah kaum hin, weder auf die Leinwand noch gab er sich Mühe, die Comtessa zu studieren. Er sah beinahe so aus, als würde er einen echten Maler nur nachmachen. Jede Bewegung war federleicht. Vor den Augen der reichen Frau im Bett

entstand trotzdem ein Abbild ihrer selbst. Halb malte Bosch sie mit genau gesetzten Handstrichen, halb trieften die Farben wie von Geisterhand an ihren Platz. Der Comtessa stand der Atem still. Bosch war ein Meister! Genau wie alle sagten. Jedes Wort, das sie über ihn gehört hatte, traf zu.

Mit dieser Sicherheit lehnte sie sich auf ihren Ellenbogen ein Stück weiter nach hinten. Sie konnte das Tupfen und feine Wischen des Pinsels auf der Leinwand hören. Von Bosch hörte sie nichts. Die Comtessa schloss ihre Augen und warf den Kopf in ihren Nacken.

Sie würde jede Sekunde mit diesem Genie auskosten.

2. Durch die Gassen

Die Treppe zur Galerie quoll über vor Menschen. Bosch wurde hinaufgetrieben, nicht zuletzt durch die Herren, die sich angeregt mit ihm unterhielten. An einem klapperten Orden, aber nur Bosch hörte das. Ein Anderer war ihm als Industrieller vorgestellt worden, ein Dritter mit dem Klappernden bekannt, und den zahlreichen Köpfen nach zu urteilen, die sich nach ihm drehten, außerdem ein bekannter Schauspieler. Alle drei peitschten sich abwechselnd brüllendes Gelächter zu. Die ihnen untergehakten Damen übernahmen die Funktion eines Chors. Wie ein Echo warfen sie jede einzelne Pointe hysterisch lachend in den Saal zurück.

Oben auf der Galerie hing der Dunst der Zigarren wie Schleier um hunderte Gesichter. Alle paar Meter schossen Kellner mit gemeißelten Gesichtszügen aus dem Schleier hervor, um Bosch Zigarren oder Champagner anzubieten. Er ignorierte sie alle. Während seine Begleiter anderen Männern in die Arme fielen, um sie kurz darauf Bosch vorzustellen, musterte er gleichgültig die Menschenmasse im Saal. Er gab sich keine Mühe, den Geld- oder den echten Adel in ein Gespräch zu verwickeln. Sie schrien Dinge in sein Ohr, lachten und wurden ihrerseits von anderen Grüppchen herangewunken. Er musste nicht aufmerksam sein. Bosch lächelte und begrüßte. Wer ihn beobachtete, musste zu dem Schluss kommen, dass innerhalb weniger Minuten das halbe obere Stockwerk bei ihm vorstellig geworden war. Der Strom an Menschen, die ihm vom Trio seiner Begleiter zugeführt wurden, riss nicht ab. Hinter Cognac-Schwenkern flüsterten sich Paare aufgeregt zu, dass es zweifellos der berühmte Künstler sei, von dem in ihren Kreisen so viel zu hören war.

»Wer ist das?«, fragte Bosch unvermittelt den Schauspieler neben sich. Ein Seifenfabrikant, der dabei war, sich dem Maler vorzustellen, brach daraufhin mitten im Satz ab und wendete sich pikiert einem

anderen Gesprächspartner zu. Bosch hatte augenblicklich und unübersehbar aufgehört ihm zuzuhören, sobald er die Frau im schwarzen Anzug in der Menge bemerkte. Sie lauschte einem eiförmigen Mann mit Monokel, zumindest tat sie so. Offensichtlich war sie vom Gespräch ebenso gelangweilt wie Bosch von den Menschen um ihn herum.

Amelia von Weyerau, das sei ihr Name, soufflierte der Schauspieler. Und dass er überrascht wäre, sie hier zu sehen. Die von Weyerau würde sich in letzter Zeit rar machen. Sie wäre nur noch selten auf den großen Bällen. Es sei ein Kompliment für jeden Gastgeber, wenn sie sich blicken ließ. Wo sie auftrat, zöge sie die Frackträger an wie Motten das Licht.

»Steinreich, großzügig, modern«, fasste der Schauspieler zusammen. Jedes der drei Wörter unterstrich er mit ausgestreckten Finger.

Bosch entschuldigte sich aus der Gruppe und hielt geradewegs auf Amelia von Weyerau zu. Er zwängte sich durch die eng stehenden Menschen. Je näher er Amelia kam, desto mehr fiel ihm auf, wie farblos der Trubel um ihn herum plötzlich schien. In den dunklen Anzügen und Kostümen hingen gebeugte Rücken, so als ob schon der Stoff auf der Haut der Ballgäste sie belasten würde. Amelia von Weyerau stand dagegen wie ein gespannter Bogen im Raum: die Hände in die Hüften gestemmt, der Rücken stolz gebogen. Deshalb trug sie ihr schmal geschnittenes Kinn etwas höher als alle Anderen, ohne dass es bemüht aussah. Die Haare fielen ihr in zwei langen Wellen bis knapp darunter. Im Nacken waren sie kürzer. Auch diese Variante des Bubikopfes hatte Bosch schon oft gesehen. An der Frau im Anzug schien sie ihm jedoch unvermutet elegant.

»Sieh an, es gibt tatsächlich einen Mann hinter all dem Gerede!«, begrüßte Amelia von Weyerau Bosch. Sie standen plötzlich allein zwischen den kleinen Grüppchen, denn der eiförmige Mann mit Monokel hatte ein herzliches Lachen der Gräfin erhalten, serviert mit ihrer freundschaftlichen Hand auf seinem Arm. Dann war er ohne ein weiteres Wort und lächelnd gegangen.

»Sind Sie deshalb gekommen? Wegen mir?«, fragte Bosch. »Ich hörte, dass Sie so etwas eigentlich langweilt.«

»So etwas?«

Bosch breitete die Arme aus und zuckte mit den Schultern.

»Ein weiterer Empfang in einer Stadt, die aus nichts anderem als aus Steinen und Empfängen zu bestehen scheint«, ergänzte er. »Ich hoffe, dass Sie nicht nur wegen eines neuen Namens gekommen sind.«

»Was wäre so schlimm daran? Immerhin ist es ihr Name. Fühlen Sie sich geschmeichelt.«

»Nein...« Bosch schüttelte den Kopf.

»Na na na«, korrigierte ihn Amelia, »das war keine Frage.«
Bosch fühlte die plötzliche Wärme ihres Zeigefingers, den sie verbittend auf seine Lippen gelegt hatte.

»Fühlen Sie sich geschmeichelt, Bosch«, wiederholte die Gräfin.

Einen Moment lang standen die beiden wortlos. Bosch gehorchte und wartete darauf, dass Amelia ihren Finger von seinen Lippen nehmen würde. Mit ihm warteten einige Damen, die die Szene so heimlich sie konnten von den paffenden und prostenden Grüppchen um sie herum beobachteten. Blicke wurden ausgetauscht, immer mehr und immer schneller, je länger der Finger auf dem Mund des Malers ruhte. Lange Sekunden vergingen, in denen Bosch und die Gräfin für ihr Publikum zu einem Stillleben wurden.

Bosch fühlte die Blicke, die auf ihm ruhten – und sie irritierten ihn. Oder vielmehr irritierte ihn, dass er sie bemerkte. Er konnte sich nicht erinnern, wann er sich das letzte Mal beobachtet gefühlt hatte. Was ihn jedoch ungleich mehr irritierte, war der Geruch des Fingers. Es war nichts daran, was er kannte, aber der Duft veränderte Boschs Wahrnehmung der Frau: Er verstand sie nicht – nicht so wie er das Mädchen aus dem Hinterhof, die Comtessa, oder jede Andere immer verstand, egal ob an Kleinigkeiten auf ihrer Haut oder an einem versteckten Blick.

Ihn überkam der Drang, den Finger schmecken zu müssen, aber Amelia löste ihn in genau dem Moment von seinen Lippen, als er seine Zungenspitze zwischen den Zähnen hervorschob. Obwohl die Gräfin es nicht gesehen haben konnte, kam er sich kindisch vor.

»So müssen Feldherren ihre Heere mustern«, bemerkte Amelia, genüßlich schmunzelnd.

»Bitte?«

»Sie machten eben so ein ernstes Gesicht.«

Jetzt hielt die Gräfin ein Lachen zurück, riss sich dann zusammen und äffte Bosch mit gepressten Lippen und gerunzelter Stirn nach.

»Als trügen sie schwer an der Last der Welt, …wie ein General. Ich hoffe, ich mache Sie verlegen?«

»Warum hoffen Sie das?«

»Nun, entweder das oder sie haben eben an etwas ganz anderes gedacht. Und das wäre selbstverständlich unhöflich. Wir sind hier schließlich auf einem Empfang. Ich erwarte ungeteilte Aufmerksamkeit.«

»Die haben Sie«, antwortete Bosch.

Er trat einen Schritt zurück, um sich unvermittelt und mit der ausladenden Gestik eines Theaterschauspielers vor der Gräfin zu verneigen. In den paffenden und prostenden Grüppchen verschluckte sich die ein oder andere Dame an ihrem Champagner; der ein oder andere Herr hustete eine ungeplante Rauchwolke aus. Amelia von Weyerau strahlte derweil über ihr ganzes Gesicht. Sie erwiderte Bosch mit einem vollendeten Knicks und rückte danach die Fliege um ihren Hals zurecht, obwohl die es nicht nötig gehabt hätte.

»Und ich fürchte, ich bin kein Feldherr«, fuhr Bosch fort.

»Natürlich sind sie das«, widersprach die Gräfin, bestimmter als zuvor. Sie nahm Boschs Hände in ihre. »Oder wollen Sie mir sagen, dass Sie Künstler sind?«

»Offenbar wissen Sie doch ganz genau, wer ich bin.«

»Das ist keine Antwort.«

»Ich kann Sie malen. Urteilen Sie dann«, schlug Bosch vor.

Jetzt gab sich Amelia keine Mühe, ein Lachen zu unterdrücken.

»Sie malen mich nicht, mein Herr«, erwiderte sie, noch immer seine Hände haltend. »Sie kommen mit mir.«

»Wohin?«

»Weg von hier. Vielleicht haben Sie von Berlin bisher tatsächlich nur Steine gesehen – was bedauerlich wäre. Ganz und gar unverantwortlich wäre es jedoch, wenn das so bliebe.«

Die Grüppchen formierten sich neu, die Gespräche wiederholten sich. Dass die Weyerau und Bosch, ...genau, *der* Bosch, zusammen das Adlon verlassen hatten, wurde dabei nur allzu gerne beiläufig bemerkt. Draußen stiegen die beiden Besprochenen in einen klobigen Wagen, der einen meterlangen Motorblock vor sich her trug. Die Gräfin gab ihrem Chauffeur Instruktionen, woraufhin er förmlich nickte und die monströse Limousine in Bewegung setzte.

Die Fahrt verging schnell und wortlos. Hin und wieder blickte Bosch zur Gräfin hinüber. Im Halbdunkel des Wagens war ihr Gesicht nur erkennbar, wenn der Schein einer Laterne kurz durch die Seitenfenster fiel. In diesen Augenblicken erkannte Bosch in ihrem Gesicht, dass es ihr Spaß machte, ihn im Ungewissen zu lassen. Also spielte er mit. Und schwieg.

Sie verließen die Alleen des Tiergartens. Ein paar Straßenzüge später bremste der Fahrer unter den Lichtern des Breitscheidplatzes. Er hielt vor einem Eckhaus, dessen Türen ohne Pause auf und zu flogen. Wie Bienen schwärmten Männer jedes Alters hinein. Während Bosch noch das Treiben aus dem Fenster des Wagens beobachtete, riss der Chauffeur bereits die Tür auf und Amelia schob ihn auf den Bordstein hinaus. Sie flüsterte ihrem Fahrer ein paar Worte zu, die Bosch nicht hören konnte. Die Miene des Mannes sprach jedoch Bände. Er war nicht begeistert,

wenn er sich auch augenblicklich fügte: Er schlug die Hacken seiner polierten Schuhe klackend zusammen.

Amelia hakte sich bei Bosch unter und führte ihn durch den Eingang des Eckhauses, auf dessen hell leuchtenden Scheiben aus Milchglas in feinen Buchstaben *Romanisches Café* stand.

Bosch hatte davon gehört. Auf den Empfängen der feinen Gesellschaft spottete man gerne über das Café und seine Gäste. Bosch verstand nicht warum. Die Spottenden beschworen durch die Bank, sie würden niemals ins ›Romanische‹ gehen. Und trotzdem sprachen sie wieder und wieder darüber. Für seine gräfliche Begleitung galt diese sonderbare und zur Schau getragene Ablehnung offensichtlich nicht. Amelia hielt in den riesigen Saal Einzug wie eine Königin: Sie zog Bosch hinter sich her, unter ständigen Handküssen zu allen Seiten. Der Weg durch die lachende und um Gehör wetteifernde Menge gestaltete sich schwierig, aber dafür kurz. Die Gräfin zog Bosch trittsicher eine Wendeltreppe hinauf, die ihm im Trubel gar nicht aufgefallen war. Auch hier zwängten sich noch andere Menschen die Stufen auf und ab. Bosch blieb verborgen, dass der chaotische Verkehr auf der Treppe keineswegs dem Zufall gehorchte, aber auf halber Höhe gab ihm das Gebälk einen Rundumblick über das so genannte Nichtschwimmerbecken.

Dort unten, wo sie hereingekommen waren, klammerten sich seit Stunden mittellose Künstler und weitgereiste Studierende an einen kalten Kaffee oder ein schales Bier. Hätte sich Bosch in der politischen oder literarischen Szene der Stadt ausgekannt, wäre ihm das ein oder andere hoch gehandelte Gesicht an den Tischen aufgefallen. Um jene stapelten sich die Bewunderer ebenso wie die Neider ganz besonders. Die wirklichen Größen des Lokals fand man jedoch oberhalb des Nichtschwimmerbeckens. Hier, im zweiten Stock, saßen die Etablierten und die hochgeistigen Schmuckstücke Berlins. Und hier wurde auch großzügig bezahlt, anders als unten.

Niemand hatte Anstoß daran genommen, dass Bosch hier oben war. Es hätte genügt, dass er offensichtlich Amelias Begleitung war. Darüber hinaus wurde er jedoch auch hier erkannt, obwohl er nie einen Fuß in diese Gegend gesetzt hatte. Wäre weder das eine noch das andere der Fall gewesen, man hätte dem Fremden subtil aber unzweifelhaft klar gemacht, dass er sich im falschen Stockwerk befand. Es verging keine Woche, in der sich nicht Gäste des Nichtschwimmerbeckens unter dem Schwung eines Schnapses an der Treppe versuchten. Die einflussreichen Gestalten dort oben versprachen den großen Durchbruch, oder wenigstens eine Zuwendung, die vor dem Verhungern bewahrte. Aber die Treppe hatte ihre Gesetze. Wer nicht nach oben gehörte und es trotzdem versuchte, konnte sich nicht mehr blicken lassen.

Oben angekommen ließ Bosch seinen Blick über das kleine Meer aus Dunst, Köpfen und Zigaretten schweifen, das er unter sich fand. Plötzlich meinte er, seinen Namen zu hören. In dem Tumult des Cafés konnte man allerdings kaum das eigene Wort verstehen. Doch er hörte es ein zweites Mal und dieses Mal bemerkte er den Mann mit feuerroten Haaren, der von den Nichtschwimmern zu ihm hinauf sah. Der Mann war jung, selbst für diesen Laden voller Studenten, aber er strahlte eine Entschlossenheit aus, die Bosch selbst in dem Lärm und auf diese Entfernung verblüffte. Ohne Frage wollte der Feuerrote etwas von ihm. Bosch musterte ihn, wurde jedoch abrupt von Amelia unterbrochen. Sie griff seinen Arm und zog ihn vom Geländer weg. Er musste sich diversen ihrer befreundeten Künstler vorstellen. Die, die am erfreutesten auf ihn reagierten, wusste er sofort als Maler einzuordnen. Jemand im Kreis ließ ohne weitere Umschweife eine Flasche Champagner köpfen. Bosch war der einzige, der eines der angebotenen Gläser ablehnte.

In den Ecken des Stockwerks paffte und stritt man. Im Zentrum des Raumes drängte sich ein gutes Dutzend Männer um einen Tisch. Als die Trinkgemeinschaft um Amelia sich laut zuprostete, erntete sie strafende Blicke. Man bat sich Ruhe aus, was den Champagner aber keineswegs

vom Fließen abhielt. Eine Stunde später stand Bosch ebenfalls an diesem Tisch und betrachtete still, was dort für die erheblich ernstere Stimmung sorgte. Zwei Graumelierte spielten Schach. Sie saßen wie Statuen, und wenn sie ihre Hände bedächtig über das Schachbrett führten, erinnerte das den Maler an gemächliche Schildkröten. Einer der beiden war ein Großmeister. Jemand hinter Bosch hatte das geflüstert. Überhaupt lernte er viel durch das stete Raunen und die gehauchten Kommentare der Zuschauenden: Er wusste mittlerweile, dass der Graumelierte mit dem gewaltigen Schnauzbart gewinnen würde. Das war der Großmeister. Eine hagere Figur, dessen Beinkleid wie eine viel zu breite Reiterhose aussah. Selbst im Sitzen ragte sie zu beiden Seiten weit über den Stuhl hinaus. Der überdimensionale Schnauzer wirkte auf Bosch wie ein dringend notwendiges, optisches Gegengewicht dazu. Dass die Mimik des Großmeisters beinahe vollständig dahinter versteckt lag, war ihm und seinem Spiel sicher kein Nachteil.

Das Spiel endete mit aufbrandendem Jubel. Der Großmeister fuhr sich mit der Hand durch den Schnauzer, als würde er eine Katze in seinem Gesicht streicheln. Mehr Regung zeigte er nicht, abgesehen vom unfreiwilligen Wackeln seines Oberkörpers, das den zahlreichen anerkennenden Schulterklopfern des Publikums geschuldet war. Bosch applaudierte nicht, sondern studierte den letzten Spielzug, der auf dem bebenden Spielbrett in seinen Ruinen lag. Er bemerkte Amelia kaum, die sich an seinem Oberarm zu ihm hochzog, um ihm zuzuflüstern.

»Und jetzt Sie, Herr Künstler!«, hauchte sie Bosch zu.

»Ich spiele nicht«, entgegnete er, aber das war der Gräfin egal. Sie hatte die Antwort kaum abgewartet, sondern schoss direkt auf den Großmeister zu. Er müsse mit Bosch spielen, unbedingt. Und ihr zuliebe.

Ihr zuliebe tat er es. Der Großmeister mochte es grundsätzlich sehr, gebeten zu werden. Um der Gräfin zu gefallen, reicherte er jeden seiner Züge mit umfangreichen Erklärungen an, von denen manche die Zaungäste zum Lachen bringen und manche zum Nachdenken anregen sollten.

Das Publikum reagierte wie beabsichtigt auf die Einlagen. Während Bosch still den Tisch studierte, platzierte sein Gegenüber die bewährten Pointen ebenso präzise wie die Holzfiguren, die er gelassen auf dem Schachbrett umverteilte. Er genoss diese Momente der Spielerei. In zahlreichen Cafés zwischen Moskau, Zagreb und Bratislava hatte er seine Auftritte in den letzten Jahren perfektioniert. In den Reisepausen seines Turnierkalenders konnte er sich und seinem Ego mit dieser harmlosen Routine die notwendige Entspannung verschaffen.

»Schach…«, murmelte ein Zuschauer, der hinter Bosch stand.

Da ihn nach der ungläubigen Bemerkung noch weitere Zuschauer auffordernd anstarrten, wiederholte Bosch das Wort lauter als zuvor. Das genügte, um die Köpfe der Stehenden samt und sonders in die gleiche Richtung schnellen zu lassen. Alles fixierte den Großmeister. Er schien hinter seinem Schnauzbart zu einer einzigen zusammenhängenden Denkfalte zu schrumpfen. In seinem Kopf sortierte er alle gemachten Spielzüge, machte sie von seinen Anekdoten und Erklärungen frei, aber auch nachdem er das Spiel in seine Einzelteile zerlegt hatte, fand er den Fehler nicht. Ungläubig sah er vom Schachbrett auf, in das Gesicht des Malers. Er suchte nach einem Hinweis in Boschs Augen, nach dem Eingeständnis eines Scherzes. Doch der Großmeister konnte rein gar nichts in ihnen erkennen. Und während er noch rätselte, wie sein Gegenüber auf diese unfassbare Situation so unfassbar teilnahmslos reagieren konnte, schnellte sein Arm vorwärts. Er machte einen Zug, ohne genau zu wissen, was er tat. Seine Intuition würde ihn retten müssen. Auf sie konnte er sich verlassen.

Bosch blickte nur kurz auf das Schachbrett. Dann zog er.

»Schach!«, rief der Souffleur hinter ihn, dieses Mal mit fester Stimme. »…und matt!«

Nachdem sich der Tumult rings um den kleinen Tisch ein wenig gelegt hatte, konnte Amelia sich zu Bosch vorkämpfen. Sie nahm ihn bei der

Hand und bahnte sich ihren Weg zur Treppe, den Maler hinter sich her ziehend. Die heimlichen Verehrer der Gräfin, von denen es einige auf der oberen Etage gab, machten ihr artig Platz.

Die beiden erreichten das Erdgeschoss, während von oben Bierdeckel zum Salut regneten. Das Nichtschwimmerbecken hatte Notiz davon genommen, dass oben etwas Ungewöhnliches passiert war. Alle Blicke richteten sich auf das Paar, das ohne ein Wort oder irgendjemanden zu beachten aus dem Café flüchtete. Erst auf dem Bordstein hielt die Gräfin inne.

»Sie haben Talent«, bekannte Amelia, während ihr Bosch den Mantel umlegte. Und dann, in einer Ernsthaftigkeit, mit der Bosch, wenn er den Kavalier gab, sonst nicht konfrontiert wurde:

»Halten Sie jetzt mal still.«

Bosch hielt inne. Seine Finger lagen noch im Kragenpelz der Gräfin. Zwischen seinen Händen legte sie den Kopf in den Nacken und fixierte sein überraschtes Gesicht. Er hatte einen verträumten oder zumindest rätselhaften Blick erwartet, fand aber nichts dergleichen. Amelias Augen schienen kalt. Er fühlte sich grundlos durchbohrt und mochte das Gefühl nicht. Er hob an, etwas zu sagen.

»Mund halten!«, unterband sie seinen Versuch. Aber auch, wenn Bosch ihr Folge leistete und schwieg, so hatte sich ihr Blick doch bereits verändert, von einer Sekunde auf die andere. Es fühlte sich nicht mehr unangenehm an, bemerkte Bosch. Während beide schweigend in der Kälte vor dem Romanischen Café standen, begann Amelia über das ganze Gesicht zu strahlen. Sie lächelte den großen Mann mit einer geradezu kindlichen Zuneigung an, die sich von der zuvor gezeigten Ausdruckslosigkeit wie Tag und Nacht unterschied.

»Ich wollte immer jemanden so spielen sehen!«, sagte sie.

»Sie mögen Schach?«, fragte Bosch.

»Nein«, prustete Amelia hervor. Sie lachte aus vollem Hals und umarmte Bosch. »Und ich wette, sie auch nicht.«

Die Gelegenheit sich zu erklären entfiel. Hing die Gräfin ihm eben noch um seinen Hals, so zerrte sie nun an ihm, zog ihn hinter sich her wie einen Esel, der auf den richtigen Weg gebracht werden musste. Die Turmuhr der Gedächtniskirche zeigte, dass es mittlerweile fast Mitternacht war. Die Gräfin lotste Bosch weg vom großen Platz. Sie würden Freunde treffen, versprach sie. So jung, wie die Nacht noch sei, hätte er doch wohl nichts Besseres vor. Bosch verneinte, wohl wissend, dass seine Begleiterin eine andere Antwort auch nicht hätte gelten lassen.

Amüsiert stellte er bald fest, dass er den zahlreichen Schlenkern durch die Seitenstraßen nicht folgen konnte. Sie waren schon einige Minuten unterwegs, bevor er verstand, dass sie nicht mehr in ein Gefährt umsteigen würden. Die Gräfin eilte voran, zu Fuß und bestens gelaunt.

Bosch fragte sich, ob er es sich einbildete, oder ob die Straßen tatsächlich von Ecke zu Ecke schmaler und schwärzer wurden. Er suchte nach Laternen, aber in der Tat: Es gab in dieser Gegend kaum welche. Nachtwandelnde ebensowenig. Abgesehen von ein paar verdächtig durch die Schatten huschenden Gestalten waren die Pflaster verlassen. Amelia führte Bosch unbeirrt weiter. Sie verlangsamte ihren flotten Schritt nicht, obwohl sich beide seit fast einer halben Stunde halb rennend durch die Gassen dieses Viertels schlugen. Er war jedoch keineswegs außer Atem, seine Begleiterin ebenso wenig.

Vor einem aschfahlen Wohnhaus blieb die Gräfin stehen. Die Fassade unterschied sich nicht von den anderen in der engen Häuserschlucht. Bosch hätte im Traum nicht sagen können, woher Amelia wusste, dass sie richtig waren. Nirgends waren Hausnummern.

»Nach unten gucken, Herr Maler«, sagte die Gräfin. Und mit dem Finger zeigte sie auf eine steile, unbeleuchtete Kellertreppe, die an der Fassade wie ein Schacht in den Boden fiel. Am Ende der steinernen Stufen sammelte sich das Regenwasser knöchelhoch vor einer Eisentür. Amelia hielt sich nicht lange mit Erklärungen auf. Sie bedeutete Bosch, ihr hinunter zu folgen.

3. Banden

Hinter dem Hoftor schien die Welt zu brennen. Als sie in den Vorhang aus gleißendem Licht trat, der vor der Straße hing, musste Mavi ihre Augen mit den Händen schützen. Sie hatte am milchigen Schimmer in den hinteren Höfen erkannt, dass es ein schöner Tag sein musste. Sehen konnte sie es nicht, denn echtes Tageslicht drang kaum jemals bis zum Boden zwischen den aufgetürmten Hinterhäusern hinunter. Die Höfe waren viel zu klein dafür, so dass Mavi noch die Lichtlosigkeit ihrer Stube in den Augen trug, bevor sie den Bürgersteig erreichte. Nun blieb sie stehen, schloss ihre Lider und blickte zur Sonne hinauf. Sie genoss die warmen Strahlen auf der Haut. Dieser Morgen war der erste, der sich wie Frühling anfühlte. Es war zwar noch tiefer Winter, aber so hell und kräftig schien die Sonne, dass sich Mavi an den Frühling erinnerte.

Sie hörte unzählige Absätze klappern und wurde durch das Geräusch aus ihrem Tagtraum gerissen. Sie musste zur Arbeit. Also öffnete sie ihre Augen, blinzelte sich den Schmerz weg. Langsam konnte sie die Konturen der eilenden Menschen erkennen. Sie wollte sich eben in Bewegung setzen, als ein großer Mann sich ihr in den Weg stellte.

»Ich hatte gehofft, dir wenigstens ein kleines bisschen in Erinnerung geblieben zu sein«, sagte Bosch.

»Da habe ich mich wohl überschätzt.«

Mavi blinzelte noch hastiger. Und dann erkannte sie das Gesicht, das sie nicht erwartet hatte noch einmal zu sehen.

»Nein, nein«, erklärte sie überrumpelt. »Es ist nur die Sonne. Ich bin fast blind.«

»Besser?« Bosch formte mit den Händen ein Dreieck und hielt es hoch über den Kopf der viel kleineren Frau, um ihr Schatten zu spenden.

»Es geht schon«, quittierte sie die Geste knapp. Mavi schob seine Arme beiseite. Jetzt erst konnte sie Bosch ganz sehen. Er trug einen Anzug, der zu teuer für ihn aussah. Aber er kleidete ihn zweifellos, auch wenn der Mann vor ihr auf den ersten Blick jetzt nicht mehr viel mit der flüchtigen Bekanntschaft vor ein paar Nächten zu tun hatte.

»Was machst du denn hier?«, fragte sie.

»Es ist ein schöner Morgen«, holte er aus, »und ich dachte, ich sehe nach, ob du zu Hause bist.«

»Musst du nicht arbeiten?«

»Nicht jetzt«, wiegelte Bosch ab.

»Ich schon. Und ich muss jetzt wirklich los«, presste Mavi unentschlossen hervor.

»Dann lass' mich dich bringen. Gehen wir zu zweit.«

Die ersten Meter schwiegen sie. Mavi ging mit unruhigen Schritten, weil ihr die Stille unangenehm war. Neben ihr wirkte ihr Begleiter riesenhaft. Im Gegensatz zu ihr schien er sich jedoch wohl bei diesem stillen Paarlauf zu fühlen. Sie blickte in sein zufriedenes Gesicht und richtete sich unwillkürlich auf. Sein Stolz färbte auf ihre Haltung ab. Sie schob es auf die frühlingshafte Kraft der Sonne, dass sie den unerwarteten Besuch ihres Liebhabers mit jedem Schritt für weniger seltsam hielt. Sie nahm sich jetzt die Zeit, sein Profil zu studieren, und hatte Spaß dabei. Sein haarloses Kinn rief Erinnerungen an sanften Druck auf ihrem Hals hervor. Ein Geruch stieg ihr in die Nase, den sie sofort als seinen wahrnahm, obwohl sie nicht in der Lage gewesen wäre zu beschreiben, wonach Bosch duftete. Sie atmete tief durch und hakte sich ohne darüber nachzudenken bei ihrem Begleiter unter.

»Es ist nicht weit. Die Straße runter und dann links«, durchbrach sie das Schweigen.

»Was tust du?«, fragte Bosch.

»Ich nähe«, erklärte Mavi. Und mit den Fingerspitzen suchte sie Boschs Handrücken. Sie fuhr raspelnd über seine Haut.

»Hart wie Topflappen!«, lachte sie. »Ist es dir nicht aufgefallen? Schwindeln gilt nicht!«

»Hätte es wohl müssen«, erwiderte er lapidar. »Ist es aber nicht und deshalb bist du eine Lügnerin. Die feinen Damen im Adlon könnten sich nicht sanfter anfühlen.«

Mavi wurde rot. Sie wollte ihm eine Retourkutsche verpassen und fragen, was er schon über die feinen Damen im Adlon wissen konnte, aber ein dröhnender Ruf kam ihr zuvor. Er hallte zwischen den Mauern hin und her wie das Bellen eines übellaunigen Hundes.

»Edelpinsel, ey!«

Bosch blieb stehen. Nur langsam dämmerte Mavi, dass er sich durch das Bellen angesprochen fühlte. Diese Erkenntnis ließ auch deshalb ein wenig auf sich warten, weil Mavi ganz genau wusste, wer da nach ihrem Begleiter gerufen hatte. Jedes Kind kannte ihn, und wusste einen weiten Bogen um den bulligen Kerl zu machen. Otto Jülich lehnte an der Hausecke der Kreuzung vor den beiden Spazierenden. Es konnte unmöglich sein, dass dieser Kerl mit seinem Ruf Bosch meinte. Doch ›Ochsen-Otto‹, wie ihn alle nannten, blickte tatsächlich zielgerichtet zu ihnen hinüber.

Bosch löste seinen Arm aus Mavis Griff. Als sie zu Ochsen-Otto aufgeschlossen hatten, schob er Mavi weiter, blieb aber selbst stehen.

»Nur eine Sekunde, bitte…«, flüsterte er ihr lächelnd zu.

Mavi ging ein paar Schritte weiter. Dann drehte sie sich um und sah die beiden Männer reden. Bosch lächelte nicht mehr, aber es war auch keine Angst in seinem Gesicht zu sehen. Die Beiden schienen sich zu kennen. Das irritierte Mavi. Ochsen-Otto hatte seinen Ruf weg, und sie hatte es bisher geflissentlich vermieden herauszufinden, ob er ihm gerecht wurde. Den Spitznamen hatte der grobschlächtige ältere Mann, weil er einmal von der Polizei verprügelt worden war, …während er versuchte,

einen Geldschrank aus dem Fenster zu drücken. Otto war selber kein Schränker, dafür fehlte ihm die Fingerfertigkeit. Als Zuhälter tat er sich auch nicht hervor, sonst hätte Mavi wohl oder übel entsprechende Notiz von ihm genommen, denn er trieb sich ständig in den Straßen ihres Viertels herum. Nein, Ochsen-Otto nutzte seine Muskeln. In der Nacht, der er seinen eigentümlichen Titel verdankte, stand Otto nur Schmiere für zwei Schränker, die sich an einem Tresor zu schaffen machten. Zu deren Pech behielt Otto zwar die Straße im Auge, es befanden sich aber schon seit Stunden vier Polizisten im Haus, weil der Besitzer des Geschäfts Lunte gerochen hatte. Während die Schränker sich also gerade an den Tresor machen wollten, stürmten die Hüter des Gesetzes die Geschäftsräume mit einigem Krawall. Otto hörte den Krach und die Flüche aus dem ersten Stock, und glaubte, einen Fehler gemacht zu haben. Weil er das nicht auf sich sitzen lassen wollte, stürmte er das Treppenhaus hinauf, anstatt sich aus dem Staub zu machen. In der Dunkelheit fiel er völlig überraschend und entfesselt über die Polizisten her. So konnten die Schränker den Moment nutzen und ins Treppenhaus fliehen. Oben packte Otto den am Fenster stehenden Tresor. Er beschloss kurzerhand, ihn anzuheben und aus dem geschlossenen Fenster zu kippen.

Einer der Polizisten war augenblicklich den Fliehenden nachgejagt, aber die anderen drei ließen ihre Wut über den Angriff aus dem Hinterhalt lieber an Otto aus. Sie zückten ihre Schlagstöcke und ließen sie auf den rasenden Mann regnen. Er aber stemmte sich weiter gegen den Tresor, bis das Fenster splitternd aufplatzte. Die Glasscherben klirrten auf das Pflaster der Straße, wo die Schränker gerade ihre Beine in die Hand nahmen. Und so stoisch wie ein Ochse unter seinem Joch stemmte sich auch Otto immer weiter gegen den Tresor, scheinbar unbeeindruckt von den Schlägen der drei Polizisten. Tatsächlich brach man ihm über diese Einlage jedoch mehrere Rippen, einen Unterarm, und zwei Rückenwirbel knackten auf wie Nüsse. Durch einen besonders verzweifelten Schlag verlor er außerdem auf einer Seite das Gehör komplett – aber das merkte

er alles erst später. Die Prügel interessierten ihn solange nicht, bis der Tresor ächzend über die Fensterbank kippte. Mit einem letzten Kraftakt hob Otto den Eisenschrank aus der Balance, dann wehrte er sich.

Nachdem er den ersten Polizisten direkt dem Geldschrank hinterher geworfen hatte, gab der zweite sofort Fersengeld. Den dritten schubste Otto von sich, während jener – von den vielen Schlägen völlig müde – nur noch kraftlos mit dem Schlagstock drohte. Otto brachte ihn nur mit einem verächtlichen Grunzen zu Fall. Er gönnte sich die nächsten Minuten, um wie ein Tier schnaubend auf dem Mann herumzutrampeln.

Noch auf der Wache tauften ihn die anwesenden Kleinkriminellen deshalb Ochsen-Otto. Und der Name blieb. Angeblich stand die gesamte Sache auch genau so im Polizeibericht, zumindest bis der Fall totgeschwiegen wurde, weil einigen Beamten die Gefahr zu groß wurde, dass sich die Truppe mit Geschichten wie dieser lächerlich machte. So oder so, Otto verschwand für ein paar Jahre im Knast. Als er wieder ins Scheunenviertel zurückkehrte, nannten ihn alle nur noch Ochsen-Otto.

»Was willst du?«, herrschte Bosch Otto an.

»Gemach, mein Großer, Gemach!«, knurrte der Eckensteher belustigt zurück. Oberhalb seines schon teilweise zahnlosen Grinsens bildeten sich fettlose Falten auf dem, was zweifellos die geschundenste Nase der Stadt sein musste. Sie war nicht einfach nur krumm, sondern durch die gemeinschaftliche Architektur dreier biografisch interessanter Knochenbrüche mit der Zeit zu einem perfekten ›S‹ umgebaut worden. Ein Schulkind hätte den Buchstaben nach dieser Vorlage nicht sauberer aufs Papier bringen können. Wie Ottos Atemzüge die engen Kurven der S-Nase auf dem Weg zum Rachen überhaupt meisterten, wäre einigen Anatomen der Hauptstadt einen Blick wert gewesen. Denn atmen konnte der kurzgeschorene Rotschopf außergewöhnlich gut: Man konnte Otto schon von Weitem an seinem phänomenalen Brustkorb erkennen. Er pflegte ihn wie einen quadratischen Ballon aufzupumpen, wenn er sich jemanden vorknöpfte oder auch nur einem Zeitungsjungen lauthals

lachend die Morgenausgabe stahl. Was andere Männer jenseits der Fünfzig als Bierbauch vor sich her trugen, saß bei Otto volumenmäßig eine Etage höher. Mit diesem Rippenkäfig sah er im Profil aus wie eine umgedrehte Boje, die eigentlich bei jedem Schritt ins Taumeln geraten müsste. So wie es der knarzende Singsang tat, in den Otto seine Worte grundsätzlich verpackte.

»Da ist so'n Kerl«, fuhr Otto fort. »So'n waschechter Edelpinsel, wie du einer bist.«

Bosch reagierte nicht, sondern sah seinen Gegenüber nur wartend an. Der kannte die Eigenart des Malers schon, erst zu reden, wenn er etwas gefragt wurde. Also lupfte er kurz die speckige Schiebermütze auf seinem Kopf, fuhr sich einmal genüsslich durch die grauroten Stoppeln auf Schädel und Wangen, und kam zur Sache.

»Muss Engländer sein oder Ami, quatscht jedenfalls so. Ein ganz Schicker!«, spottete Otto. »Kennst du den?«

»Maler gibt es hier so viele wie Taschendiebe.«

»Aber so einen nicht«, erwiderte Otto. »Trägt den Weltschmerz im Gesicht, so dass die feinen Damen gleich Herzflattern kriegen. Klingt doch ganz nach deiner Liga!«

»Was du von mir willst, hatte ich gefragt.«

»Von *dem* will ich was, glaub' mir. Also, kennst du so einen?«

»Nein«, entgegnete Bosch gelangweilt und wendete sich ab.

»Hat sich 'ne schöne Stange Geld erbettelt und will sich so gar nicht dran erinnern.«

Ochsen-Otto hielt den viel größeren Mann gelassen am Arm zurück, worauf der sich noch einmal umdrehte.

»Wäre ehrenwert, wenn du mal was hören lässt. Ihr Künstler lauft euch ja früher oder später über den Weg, nicht? Alles eine Suppe…«

»…sonst noch was?«, unterbrach Bosch.

»Hier«, raunte Ochsen-Otto gönnerhaft. Zwischen den Fingern der Hand, mit der er den Maler während des letzten Wortwechsels vom

Gehen abgehalten hatte, schimmerte weiß ein Zettel hervor. Mit den Augen wies er Bosch stumm darauf hin.

»Gute Adresse für feine Leute«, quittierte Otto die Handbewegung, mit der Bosch den Zettel unbesehen in sein Jackett steckte.

Mavi hakte sich nicht erneut unter, nachdem Bosch sich wieder zu ihr gesellt hatte. Sie wechselten den Rest des Weges kaum ein Wort miteinander. Als ihr sicher schien, dass Bosch das Intermezzo nicht von sich aus kommentieren würde, fragte sie ihn dennoch danach.

»Was hast du denn mit dem zu schaffen?«

»Dem Mann dahinten?«

»Ochsen-Otto.«

»Ich wusste nicht, dass er so heißt«, gab Bosch so amüsiert zurück, dass Mavi ihm glaubte. »Ochsen hat er mir nicht verkauft…«

»Der verkauft auch nichts, sondern nimmt sich, was er braucht.«

»Nun, man kann ja nicht immer nur nehmen, meinst du nicht?«, fing Bosch die kalte Replik auf. »Dann und wann sind die meisten Menschen nett, und sei es gegen Brot und einen Handschlag.«

Auf der Straßenseite gegenüber sog ein Hoftor Dutzende von Frauen ein wie ein backsteinerner Schlund. Weil sie dieses allmorgendliche Bild wie ein stummes Arbeitssignal dazu anhielt, hier ebenfalls in die Näherei abzubiegen, fiel Mavi nicht auf, dass Bosch zwar etwas gesagt, aber keineswegs ihre Frage beantwortet hatte.

»Wir sind da?«, fragte Bosch seinerseits.

»Ja. Ich muss jetzt.«

Mavi war so viel kleiner als der große Maler, dass sie die Bewegung an einen Kranich erinnerte, mit der er sich zu ihrem Hals beugte. Sie dachte, er wolle sie küssen. Stattdessen flüsterte er ihr nur leise ins Ohr, was sie vor dem Hoftor ihrer Arbeit nicht weniger unangebracht fand.

»Danke für den Spaziergang…«

»Was soll das?«, unterbrach sie.

»Was meinst du?«

»Mich morgens zu einem Spaziergang in der Sonne abholen, aber nachts lieber in den pissenden Regen flüchten, als trocken in meinem Bett zu bleiben!«

Für einen Wimpernschlag war Boschs charmantes Lächeln wie in einem Schraubstock gefangen. Er erstarrte überrascht, wie am Fuß des Bettes, als Bosch hinter den Lockenschlangen eine schlafende Frau vermutet und sich geirrt hatte. Heute fing er sich schneller.

»Du überraschst mich«, erklärte er sich.

»Womit?«

Mavi verstand die Bemerkung nicht.

»Mit dem, was du sagst. Was du tust.«

»Ich habe doch gar nichts gemacht.«

»Du bemerkst es nicht.«

Mavi musterte den Maler. Der Schlund zum Hof, auf der anderen Straßenseite, war fertig mit dem Ansaugen der Frauen. Nur vereinzelt rannten noch einige durch den Bogen. Eine der letzten tauchte hinter dem tuschelnden Paar auf und riss Mavi mit sich. Bosch blieb lächelnd auf dem Bordstein zurück, während die Rennende es schaffte, Mavi noch vor dem Tor kichernd auszufragen, wo sie denn *den* her hatte.

4. Wogen aus Silber

Neben einer Adresse fanden sich auf dem weißen Zettel noch eine Uhrzeit und ein Wort, das Bosch nicht auf Anhieb hatte entziffern können. Wer auch immer die wenigen Angaben notiert hatte, war entweder in Eile gewesen oder kaschierte mangelhafte Schreibkenntnisse durch wilde Krakelei. Jetzt fuhren die ausladenden Bleistriche mitsamt des restlichen Zettels in einem Taxi zurück zum Hotel Adlon. Bosch hatte das Stück Papier auf der Rückbank des Wagens liegengelassen, als ihn der Chauffeur wie gewünscht in der Nähe des Alexanderplatzes absetzte. Es gab nicht viele andere Menschen in der Stadt, die die Angaben auf dem Papier in den letzten Tagen bekommen hatten. Niemand von denen hätte den weißen Zettel so sorglos seinem Schicksal überlassen wie Bosch. Der Maler spazierte nun vom Alexanderplatz in Richtung des Schlesischen Bahnhofs, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, wer sich welchen Reim aus dem zerknitterten Papier machen könnte oder nicht.

Er ignorierte die Bettler, die nach ihm mit Händen und Worten griffen. Ihm waren die Blicke der Taschendiebe egal, die ihn Maß nahmen, und von denen sich schließlich doch keiner dazu durchrang, den ruhig schreitenden Mann um seine Geldbörse zu erleichtern. Bosch hielt ungestört auf die Adresse zu, die ihm mitgeteilt worden war.

»Ozean«, antwortete Bosch auf die Frage, die ihm die winzige Frau an der Garderobe stellte: Ob er nicht ein wenig Klimpergeld für sie hätte, und ein gutes Wort. Das Klimpergeld hatte er. Und das Wort, das er aus den gekrakelten Strichen auf dem Zettel meinte gelesen zu haben, schien gut genug. So beiläufig wie die Frage danach gekommen war – im gleichen Schwung, mit dem Boschs Mantel vom Tresen gezogen wurde – so beiläufig folgte jetzt der Wunsch, der Herr möge einen schönen Abend haben. Dann hockte sich die Kleiderdame zurück auf ihren Hocker hinter

dem Tresen und schaute in die Luft. Bosch erkannte auf den ersten Blick, dass wenig Beiläufigkeit in diesem Vorgang lag. Die krummgebuckelte Frau trug vielmehr ihr Schärflein dazu bei, handfesten Ärger auf ein Minimum zu reduzieren, denn in einem Kabuff gegenüber hielt ein Glatzkopf die Garderobe unter wachsamer Beobachtung. Er konnte der Alten auf dem Hocker direkt in die Augen sehen. Zweifellos war der Glatzkopf in dem kleinen Raum nicht allein. Wer das gute Wort an der Garderobe nicht parat hatte, würde ebenso zweifellos mit allen Insassen des Kabuffs Bekanntschaft machen.

Jenseits einer Schiebetür, die nach hartem Holz und tonnenschwer aussah, führte ein Korridor durch etwas, das mehr dem Flur einer Behörde ähnelte als einem Ballhaus. Hier war Bosch der einzige Gast weit und breit. Er blickte zurück zur Garderobe, wo sich jedoch niemand mehr um seinen Verbleib zu kümmern schien, weder die kauernde Alte noch die Insassen des Kabuffs. Also folgte er dem Korridor. Zu beiden Seiten gingen Türen ab, sämtlich unbeschriftet. Klingeln gab es nicht, ebensowenig Namensschilder. Ein erster Knick am vermeintlichen Ende des Korridors führte Bosch nach rechts, ein zweiter in die entgegen-gesetzte Richtung. Hier erwartete ihn ein bulliger Kerl, der aus seinem Doppelreiher zu platzen schien. Er hatte sich wie ein Wachposten vor einer der nichtssagenden Türen platziert. Sobald Bosch ihn erreichte, klopfte der Bullige vier Mal an die Tür, die sich daraufhin von innen öffnete. Mit einer freundlichen Geste wurde Bosch direkt hineingelotst.

Teppiche auf dem Boden, Spiegel an den Wänden und kleine Wandleuchten aus Messing ließen keinen Zweifel daran, dass sich Bosch in einer Wohnung befand.

»Bitte, einfach geradeaus…«, erklärte der Mann, der die Tür geöffnet hatte. Sein Doppelreiher verriet, dass er den gleichen Schneider wie sein Gegenpart auf dem Korridor besuchte.

Die ebenso knappe wie unmissverständliche Wegbeschreibung führte Bosch an einer dunklen Küche vorbei ans Ende des Wohnungs-

flurs. Hier fiel taghelles Licht aus einem Nebenzimmer. Der an der Decke hängende Lüster war nicht angeschaltet, oder er war kaputt. Das strahlende Licht erzeugten zwei sengende Baustellenlampen in den Ecken des Raums. Der Tür gegenüber hing ein breiter Vorhang, den zwei weitere Doppelbereihte kommentarlos aufzogen, als Bosch in der Tür erschien. Dahinter zeigte sich eine schmucklose Wand, deren einziges Loch kein Fenster war, sondern ein mannhoher Mauerdurchbruch. Dass er die Funktion eines Eingangs nur provisorisch inne hatte, zeigten die halben Backsteine, die rings um die Öffnung noch in den Durchgang ragten wie Mahlzähne in einem Gebiss. Bosch trat über eine Planke durch die nicht ganz ebenerdige Passage und fand sich hinter der Wand in einer riesigen Halle wieder.

Hier war Bosch alles andere als allein. Wie ein Automobil, das aus einer Gasse in den Verkehrsfluss einer geschäftigen Straße biegt, hatte Bosch einen mit Säulen versehenen Rundgang betreten, der den Saal in der Mitte der Halle auf halber Höhe umlief. Qualmnebel, Geigenklänge und das rumorende Tuscheln hunderter Kehlen signalisierten, dass er die *Felicita* gefunden und der weiße Zettel nicht gelogen hatte.

Der Rundgang war so breit, dass die Wände im Schatten lagen. So konnte Bosch nicht sehen, wie an den anderen Seiten der quadratischen Halle Neuankömmlinge wie er selbst plötzlich aus den Wänden traten. Damen mit eleganten Roben und absurden Hutvarianten, Herren in einheitlichen schwarzen Fracks, die sie wie Soldaten einer Armee mit Taschenuhren und Einstecktüchern aussehen ließen. Darunter waren Schränker und Einbrecher ebenso wie Polizisten und Beamte. Insbesondere Letztere waren über die diskrete, wenn auch umständliche Art des Einlasses zu dieser Festlichkeit nicht unglücklich. Wer einen hier sah, und umgekehrt, dem konnte man am nächsten Morgen guten Gewissens ins Gesicht blicken, egal in welcher Amtsstube man sein Brot verdiente. Wer hier war, redete nicht darüber. Unangenehm wurde es nur, wenn alle Anderen spitz kriegten, das man eine Einladung hatte. Und

so wurden die umliegenden, unorthodoxen Eingänge über Wohnungen oder Lagerhallen gerne von allen Gästen genutzt, die ihr Geld ein wenig öffentlicher verdienten als die anderen Ballgänger.

Direkt gegenüber des Lochs, durch das Bosch gekommen war, lag ein breiter Aufgang, der über eine herrschaftliche Treppe bis zum Foyer der Halle an der Straße führte. Hier gingen die mutigeren Gäste ein und aus, beziehungsweise diejenigen, denen von Streifen oder Spitzeln keine Gefahr drohte. Die Ringvereine überließen jedoch nichts dem Zufall. Sie nutzten ein ausgeklügeltes System, das nicht zu viele Menschen gleichzeitig vor den Veranstaltungsorten ihrer Bälle auflaufen ließ.

Ein Ober reichte Champagner, Bosch wies ihn ab. Er ließ sich mit dem Rest der Menschen auf der sich füllenden Galerie treiben. In den Ecken des Umlaufs führten Treppen zur Tanzfläche hinab, und alles strebte ins Erdgeschoss. Von dort drang leise die Musik hinauf, die auf einer langgestreckten Bühne am Rand der Halle gespielt wurde. Es saß bereits ein komplettes Orchester auf Klappstühlen, aber die meisten Instrumentalisten machten Fingerübungen oder unbeteiligte Gesichter. Der Dirigent scherzte mit jemandem, der unterhalb der Bühne stand. Sie prosteten sich zu. Lediglich eine handvoll Streicher war für die Untermalung der Szene zuständig. Sie musizierten sich routiniert durch klassisches Material, ohne sich gegenseitig eines Blickes zu würdigen.

Auf der Treppe nach unten wurde die Menschentraube zusammengepresst. Hinter Bosch stritten zwei Männer über den Kurs eine Aktie. Der eine sagte, er könne nur immer wieder und nachdrücklich empfehlen zu verkaufen, der andere beschwichtigte, dass er den noch kommenden Gewinn schon riechen könne. Vor Bosch steckten ein Silberhaariger und ein milchgesichtiger Bursche die Köpfe so nah zusammen, dass sie bei jedem Schritt drohten, mit den Schädeln zu kollidieren. Das war der Schwerhörigkeit des Silberhaarigen geschuldet. Um sich nicht allzu gebrechlich zu geben, wiederholte er sicherheitshalber, was der Milchgesichtige ihm antrug:

»...garantiere ich. Sie können sich da wirklich auf mich...«

»Du garantierst es«, raunte der Schwerhörige.

»Bei meiner Mutter!«

»Hmm, Mutter...«

Auf dem dunkelbraunen Parkett der Halle zerstob die Menschentraube schnell nach allen Seiten. Jetzt prasselten dutzende Gesprächsfetzen gleichzeitig auf Bosch ein, und er navigierte ziellos durch sie hindurch. Bald stand er im Zentrum des Saales, hinreichend mittig auf dem wuselnden Präsentierteller, so dass man auf ihn aufmerksam wurde. Bosch überragte die meisten Männer und ihre Hüte um fast einen Kopf. Er war leicht zu entdecken.

Man erkannte ihn. Ehe er es sich versehen hatte, war Bosch bereits in ein Gespräch mit zwei vor Federn strotzenden Damen verwickelt. Der weiße Vogelschmuck wucherte nach allen Seiten aus den beiden Boas, die die Frauen um Hals und Schultern trugen, außerdem aus dem gewellten Haar der einen und der pechschwarzen Tiara der anderen. Sie überboten sich gegenseitig darin, ihre nackten Schultern möglichst hypnotisch vor Bosch hin und her zu wiegen, während sie jeden Satz mit vollem Körpereinsatz intonierten.

»In Genf hatten sie letzte Woche das furchtbarste Wetter!«, beschwerte sich die Tiaratragende. »Wann waren Sie das letzte Mal in der Schweiz, Herr Bosch?«

»Haben Sie dort ausgestellt?«, ergänzte die mit den Federn im Haar, ohne die Antwort des Malers überhaupt abzuwarten.

Bosch antwortete weder der einen noch der anderen. Damit löste er jedoch keineswegs die Art peinlicher Stille aus, die üblicherweise einer derartigen Zurschaustellung von Desinteresse folgt. Die beiden Damen übergingen seine Unhöflichkeit oder hatten sie noch nicht einmal bemerkt. In jedem Fall war keine von ihnen gewillt, der anderen freiwillig Redeanteil in Gegenwart des bekannten Künstlers zu gewähren. Also fuhren sie unbeirrt fort, mit der Aneinanderreihung exklusiver Reiseorte,

mit der Bewertung anderer Maler, die ihrer bescheidenen Meinung nach Bosch nicht das Wasser reichen konnten, und mit dem gelegentlichen Exkurs in den neuesten Klatsch über vorbeiziehende Gäste.

»Ach, und der Herr Attachee vom nervösen Gemüt ist auch da«, warf Federhaar ansatzlos in eine ihrer eigenen Reisebeobachtungen ein.

»Ohne den Botschafter?«, fragte die Tiara mit unverhohlenem Spott in der Stimme. »Hündchen ohne Herrchen! Hoffentlich findet er alleine den Weg nach Hause…«

Die Andere prustete den Champagner, den sie gerade genippt hatte, lachend zurück in ihr Glas. Bosch erkannte den Gegenstand der Belustigung, ohne dass ihm die Damen ihn hätten zeigen müssen: Wenige Meter vom Grüppchen entfernt hielt sich ein blasses Männlein an einem Glas Rotwein fest. Es musste ein normales Glas sein, und trotzdem sah es in der kindlich wirkenden Hand der hageren Figur aus wie ein schwerer Bierhumpen. Der Attachee reichte Bosch nicht viel höher als bis zur Brust. In seinem Gesicht sprangen die Augen ruhelos von einem Blickpunkt zum nächsten. Er vermochte nicht, irgendetwas länger als ein paar Sekunden zu betrachten. Die Füße tippelten verlegen auf der Stelle und sahen zumindest so aus, als hätten sie wenig mit dem Rest des Attachees zu tun. Obwohl der Mann die Dreißig kaum überschritten haben mochte, fräste sich eine ausgewachsene Glatze quer zwischen zwei buschigen Haarfransen über den Ohren des Attachees hindurch. Ansätze eines Schnurrbarts lenkten vom exaltierten Haarwuchs ab, wurden jedoch ihrerseits durch ein kolossal fliehendes Kinn in den Schatten gestellt. Es zog sich dermaßen bescheiden hinter schlaffen Hautfalten unterhalb des Mundes zurück, dass man sich fragen konnte, ob dem armen Mann ein Stück Unterkiefer fehlte. Wenn Bosch jemals einen Mensch gesehen hatte, der sich so offensichtlich weder wohl in seiner Haut noch an dem Ort fühlte, an den es ihn verschlagen hatte, dann war es dieser.

»Der Argentinische Botschafter, Herr Bosch, kennen Sie den?«, fragte die Federtragende, als sie sich von ihrem Lachanfall erholt hatte.

Bosch verneinte.

»Er ist doch erst ein paar Wochen hier«, kritisierte die Tiara.

»Was heißt das schon, der Herr Maler ist doch ein Weltbürger!«

»Das heißt«, erwiderte die Tiara ungerührt und an Bosch gewandt. »...dass Sie Botschafter Childekardo kaum angetroffen haben werden.«

»Was bedauerlich ist!«, ergänzte die Feder hastig.

»Weil der Botschafter ein spektakulärer Mann ist.«

»...ein Fass von einem Mann...«

»...dass man versucht ist, ihn nur der Neugier halber auf die Seite zu legen, um zu sehen, wie er gut sich rollen lässt.«

Jetzt prusteten beide Champagner in ihre Gläser zurück.

»Wie ein Weingott, und ebenso unterhaltsam.«

»Um keine Anekdote verlegen!«

»Und nun haust er in der Botschaft wie ein Eremit.«

»...kommt zu keinem Ball, nicht einmal zu Versammlungen.«

»Es heißt«, flüsterte die Feder verschwörerisch, »dass Childekardo nach Weihnachten direkt aus Buenos Aires kam und seitdem nur ein Schatten seiner selbst ist.«

»Hat niemandem ein Sterbenswörtchen verraten...«

»Über Buenos Aires, wissen Sie?«

Bosch wusste nicht. Er wollte dies den Damen mitteilen, um einen Vorwand zur Verabschiedung zu finden. Aber er bekam keine Gelegenheit.

»Der Attachee vom nervösen Gemüt vertritt ihn überall.«

»Hanswurst!«, gluckste die Tiara verschämt in ihr Champagnerglas hinein. »Aber verschwiegen, das muss man ihm lassen. Aus dem ist nichts herauszukriegen, was Argentinien betrifft.«

»Niemand weiß irgendwas...«

»Revolte, hörte ich.«

»Nein! Ach?«

Auf den erstaunten Ausruf folgte der heisere Bass eines älteren Mannes, der sich zwischen die Frauen zwängte.

»So, die Damen!«, krakeelte der Mann, und entblößte dabei ein Gebiss, in dem mehrere Goldzähne blitzten und aus dem ein süßlicher Gestank quoll. Er hielt den Frauen längliche Cocktailgläser entgegen, worauf diese eilig ihren zur Neige gehenden Champagner auf dem Tablett eines emsigen Obers entsorgten.

»Und Sie, Mann?«

»Verzeihung?«

»Haben Sie nichts zu trinken?«, fragte der Heisere, nun beide Damen untergehakt.

»Ich brauche nichts«, sagte Bosch.

Der Heisere sah ihn an, als hätte er nicht richtig gehört. Dann dröhnte ein krächzendes Lachen aus ihm, in das seine Begleitungen einfielen.

»Ich auch nicht, …außer Arsch in der Hand und Schnaps im Blut!«

Das krächzende Lachen übernahm die Kontrolle über den Körper des Alten. Bosch sog den süßlichen Gestank ein, der mit jeder Lachsalve durchdringender in der Luft stand.

»Verzeihen Sie, bitte!«, sagte jemand hinter Bosch. Als der Maler sich umdrehte, verschwanden die leicht fauligen Ausdünstungen, die er in der Nase hatte, so schnell wie sie gekommen waren. Er erkannte den Mann sofort. Vor ihm stand der rothaarige Kerl, der ihn im Romanischen Café vom Nichtschwimmerbecken aus gerufen hatte. Er war beinahe so groß wie Bosch, so dass sie sich auf Augenhöhe befanden. In der Stirn des Rothaarigen klebten Haarsträhnen, und überhaupt glänzte sein Gesicht vor Schweiß, als hätte er sich erneut durch die Menge gekämpft.

»Ich bewundere Sie, Herr Bosch«, stammelte der Rothaarige. Und wie zu seiner Entschuldigung: »Henrik Espen, verzeihen Sie…«

Bosch nahm die Hand, die ihm entgegengestreckt wurde.

»Sie schmeicheln mir«, sagte der Maler leise. Leiser als er es von sich erwartet hätte.

In Henrik Espen glimmten die eben noch erschöpften Gesichtszüge vor plötzlicher Energie auf.

»Wenn Sie nur ein paar Minuten für mich hätten, Herr Bosch«, schoss es aus dem Rothaarigen heraus.

»Darf ich ihnen meine Bilder zeigen? Es wäre das Größte für mich! Als ich hörte, dass Sie in Berlin sind, musste ich Sie finden.«

»Sie malen?«

»Weil Sie mich inspirieren, Herr Bosch. Sie sind die Neuerung!«

Der junge Mann redete sich in Fahrt, während sich der mit dem Goldgebiss und die befederten Damen irritiert im Hintergrund hielten.

»Als ich das erste Bild von ihnen sah, verstand ich alles. Von einer Sekunde auf die andere. Es war wie ein Blitzeinschlag. Es hat mich elektrisiert. Ich rannte aus der Ausstellung, ich musste hinaus und noch am gleichen Tag musste ich malen. Ich...«

Bosch durchzuckte ein Reißen. Es dauerte einen Augenblick, bis er begriff, dass ihn jemand gewaltsam aus dem Gespräch zog. Espen redete weiter auf ihn ein, aber der junge Künstler hatte keine Chance, die Aufmerksamkeit seines Vorbilds wieder gewinnen zu können. Amelia von Weyerau zerrte Bosch hinter sich her, quer über die Tanzfläche.

Und dann ließ sie ihn stehen.

Die schneidende Fanfare einer Trompete überstimmte alles Gemurmel im Saal und Amelia warf sich in eine stille, dramatische Pose. Gleichzeitig erlosch das Licht im Saal, begleitet von überraschten ›Ahs‹ und ›Ohs‹ der Gäste. Mit der nächsten Fanfare glimmten ein paar der Wandleuchten in den Säulen um die Tanzfläche wieder auf, so dass die Halle in ein warmes Halbdunkel aufklarte. Nur die Bühne erstrahlte in hellem Licht, und nichts erinnerte mehr an die gelangweilt-routinierte Truppe, die noch vor wenigen Minuten mit ihren Instrumenten nichts anzufangen wusste. Im Licht blitzten die goldfarbenen Posaunen, Hörner und Trompeten nicht weniger als die Augen der Musiker. Der Dirigent kommandierte sie mit entfesselten Luftstößen seines Taktstocks zu einem wilden Klangteppich, wie Bosch ihn noch nirgends in dieser Stadt gehört hatte. Ohne Umschweife sprang das Orchester in einen Rhythmus, bei

dem den Kellnern im Adlon vor Schreck das Silbertablett aus der Hand gefallen wäre. Die Damen und Herren um Bosch herum johlten auf, so als wollten sie ein Kriegsgeheul zur Kuppel schicken.

Auf der Bühne sprangen zwei Trompeter von ihren Stühlen auf und duellierten sich abwechselnd in kreischenden Tonfarben. Am Bühnenrand traktierte der Kontrabassist sein schrankgroßes Instrument wie ein Grubenarbeiter den Fels: Er schlug mit seinen Fingern auf den schwarzen Holzhals ein, als wollte er Stücke herausschlagen. Auf der gegenüberliegenden Seite der Bühne schickte der Pianist Tonsalven in atemberaubender Geschwindigkeit in den Saal. Er stachelte damit die beiden aufgesprungenen Bläser an, ihr Duell zu vertagen. Stattdessen kreischten sie nun synchron auf die Menge herab, um das Solo des Pianisten zu übertrumpfen. Der Dirigent lachte schallend, während er allen Musikern noch mehr Zügellosigkeit entlockte.

Schon kroch Bosch der Geruch des Schweißes in die Nase, den die Tanzenden um ihn herum produzierten. Die Herren zerrten unwirsch an ihren engen Fliegen, während sie abwechselnd ihre Partnerinnen an der Hand wirbelten und die eigenen Beine in größtmöglichem Radius von sich weg warfen. Die Damen taten es ihnen gleich, wobei nicht wenige von ihnen ihre Hochhackigen wie Geschosse durch den Raum fliegen ließen und bald barfüßig über den Tanzboden fegten. Einer der Schuhe traf Bosch am Knie, aber er bemerkte es gar nicht.

Mit nichts weiter als einer kurzen Geste ihrer Hand verscheuchte Amelia alle Paare zwischen sich und Bosch. Sie blieben hinter einem unsichtbaren Korridor zurück und beschäftigten sich mit sich selbst, champagnerschwanger, mit fliegenden Armen und Beinen. Bosch ging auf Amelia zu, die in einer unbewegten Pose auf ihn zu warten schien. Inmitten des ausbrechenden Chaos glich sie einer pechschwarzen Statue. Ihre Schultern waren entblößt, darunter aber hüllte ein lichtloser Stoff die Gräfin wie mit einer zweiten Haut ein. Sie streckte dem Maler eine ihrer entblößten Schultern entgegen. Brust und Bauch drifteten seitwärts

hinaus zur ausgestellten Hüfte. Unter dem schwarzen Knierock balancierten die Knie das Ungleichgewicht aus. Als die Gräfin ihren schief gelegten Kopf plötzlich lachend und stolz in die Höhe reckte und dabei ihre Arme schlangenartig in die Luft hinein drehte, erinnerte sie Bosch in jeglicher Hinsicht an ein fleischgewordenes Fragezeichen. Er stellte sich vor sie, aber sie verharrte in ihrer Pose. Jetzt erst fiel ihm auf, dass Amelia ihre Augen geschlossen hielt. Er starrte sie an, ihre makellosen Züge, die schimmernden Haare, die fast noch schwärzer waren als das lichtlose Kleid. Bosch konnte sie atmen sehen, unter dem Stoff.

Es kroch die gleiche Hitze empor, die er beim Anblick der nackten Italienerin in seiner Suite und beim ersten Blick in Mavis Augen verspürt hatte. Und unzählige Male zuvor. Er streckte seine Hände nach der Taille vor ihm aus, alles um ihn und Amelia herum vergessend. Und dann zog er sie erschrocken zurück, weil Amelia ihre Augen öffnete.

Er sah sich in den Pupillen der Gräfin. Nicht als Spiegelung, sondern als säßen seine eigenen Augen im Kopf der Frau. Bosch fuhr ein Schauer durch die Glieder, und wäre er so geistesgegenwärtig gewesen darüber nachzudenken, hätte ihm auffallen können, dass er bis zu diesem Moment nicht gewusst hatte, wie sich so etwas anfühlt. Aber er war nicht geistesgegenwärtig, sondern ließ sich von Amelia packen. Sie wirbelte ihn mühelos am Handgelenk herum. Dann warf sie sich dem Maler in die Arme. Bosch fing sie ab, denn die Gräfin ließ alle Kraft aus ihren Beinen weichen. Er musste sie erst halten, dann wieder auf die Füße stellen.

Bosch erinnerte sich, dass er atmen musste.

Um sie herum verschwand der unsichtbare Korridor. Die Gesellschaft rückte wieder an Bosch und Amelia heran. Die Gräfin lachte Bosch einmal kurz aus, roch an seinem Hals entlang, so hoch sie konnte, und schmiegte sich dann im Rhythmus der Kapelle an den Maler. Sie fixierten sich gegenseitig und Amelias Blick schien hart. Bosch reckte sich, griff Amelia bei den Händen und konnte nichts Sonderbares mehr in ihren Augen entdecken. Mehr noch, während der Lärm der Bläser wieder in

seinen Ohren aufbrandete und die schwitzenden Anzugträger im Saal sich wie Wildgeruch in seiner Nase bemerkbar machten, vermisste Bosch die Hitze nicht. Die Hitze, gegen die er nichts zu tun verstand. Er fuhr mit seinen Fingern über Amelias Rücken, ihre Hüften, ihren Hals, aber seine Erinnerungen blieben leer der üblichen Momentaufnahmen leidenschaftlicher Küsse, Geschmäcke oder Lichtfetzen, die die Hitze sonst ungefragt über ihm auskübelte. Und als er dies bemerkte, meinte er, Amelias Gesichtszüge milde werden zu sehen. Sie zog ihn am Hals zu sich hinab und drückte ihre Wange an seine. Wo sie sich berührten, brannte es kalt, erst auf der Haut, dann nach innen bis in seinen Magen hinein. Bosch wusste in jener Sekunde, wie er diesen kalten Brand mit seinen Pinseln auf eine Leinwand bringen könnte.

Aber er tat es nie. Und vergaß es.

5. Lappland, meine Damen und Herren

»Nach zwei Tagen in einem winzigen Zugabteil, in deinem eigenen Mief, genießt du jeden Atemzug unter freiem Himmel. Und es ist Lappland, nicht wahr?«, fragte d'Utrecht beiläufig in die Runde, während er ohne jede Eile die kleine silberne Dose zwischen seinen Fingern abwechselnd auf- und zuschraubte.

»Also genieße ich. Die Sonne geht unter, die Hügel schimmern purpur. Lappland, fraglos herrlich! Und ich sauge diesen süßlichen Geruch mit einem Grinsen auf, während der Schwede neben mir schon ins Gras kotzen muss.

Wild ist faszinierend! Unverkennbarer Geschmack, unverkennbarer Geruch. Selbst wenn die Tiere nicht tot gewesen wären, hätte man die Herde kilometerweit gegen den Wind riechen können. Wie ich der Anhöhe näher komme, mischt sich dieses herbe, ledrige Tieraroma mit verbranntem Haar. Rundherum sind die flachen Hügel alle grün, aber nicht der, von dem dieser Geruch herüberweht. Oh, nein, der ist rotbraun. Tote Rentiere soweit das Auge reicht.

409 verkohlte Kühe und Hirsche, so viele haben sie gezählt. Die ganze Herde. Ich lief zwischen Klumpen entlang bis zur Kuppe hinauf. Überall steife Läufe, manche hoch in die Luft gestreckt wie Flaggenmaste. Ein regelrechter Friedhof.

Der Regen hatte sich lange verzogen, aber das Gras war noch feucht und die Luft auch. Die Kleidung klebte an mir – in Lappland, meine geschätzten Damen und Herren, in Lappland! Also, ich stolziere zwischen den Karkassen hindurch wie durch einen Rosengarten, immer weiter hinauf. Oben angelangt, sehe ich dann das ganze Ausmaß der Sache: Als der Blitz einschlug, konnte er sich hundert Meter nach allen Seiten durch die Erde fressen. Die Tiere starben auf der Stelle, von einer Sekunde auf

die andere. Im Gewitter hatten sie sich nah beieinander aufgehalten. Instinkt, meine Damen und Herren! Ein Fehler in diesem Fall. Manche Tiere lagen verschmolzen wie Kerzen aus Wachs. Geweihe standen wie verkohlte Büsche in einer Steppe verstreut.

Ein paar der Bauern aus der Gegend waren eingeteilt worden, die Kadaver zu verbrennen. Mitnichten gebildete Leute, wie Sie sich denken werden. Den ein oder anderen erwischte ich, wie er skeptisch den Himmel absuchte, womöglich in Angst vor seinem Donnergott!«

D'Utrecht schickte eine Salve heiseres Gelächter in die Runde. Der Deckel der silbernen Dose sprang dabei ab.

»Aber es ist natürlich keineswegs ungewöhnlich, dass Blitzschläge Tierschaden anrichten, meine Damen und Herren. Man hört, zugegeben, selten von solchen Ausmaßen. Dafür muss schon einiges zusammen kommen, so wie in diesem extremen Fall: ein starkes Unwetter, eng zusammengetriebene Herde, der Boden nass wie ein Schwamm durch tagelangen Regen. Selten, aber nicht so selten, wie man glauben mag! Hätte was gegeben, um das Schauspiel persönlich zu sehen. Ein gigantischer elektrischer Stuhl, zwischen Gras und Baumstümpfen...

Wie dem auch sei, ich machte mich an die Arbeit. Die Geweihe muss man absägen. Handwerk, Geschicklichkeit! Nachdem sich der Schwede beruhigt hatte, guckte er mir ein paar Mal über die Schulter, dann machte er mir alles nach. Die Bauern guckten noch verstörter in den Himmel, während wir die Geweihe sammelten.

Man kann sie nicht vor Ort weiterverarbeiten, anders als das Horn an den Hufen. Das hobelte ich ab. Und das, meine Damen und Herren, dauert Stunden. Wegen der Menge der Tiere mussten wir tatsächlich im nächstgelegenen Dorf übernachten und am nächsten Tag fortfahren. Dafür hatte ich die Hornsubstanz gleich in Pulverform. Feinste Lappland-Qualität! Noch dazu konnte ich die Ware direkt über die Ostsee nach

Petrograd schicken, wo sie meinen Kontakten förmlich aus der Hand gerissen wurden. Denn, meine Damen und Herren – aufgepasst – bis nach China und Korea ist bekannt, dass Rentier-Horn zu den wirksamsten Potenzmitteln der Welt gehört.

Also hobele ich, und säge ich, ...hobele und säge mir die Handgelenke wund. Ich sitze in der klammen Dämmerung des Polarkreises, um mich brennen die enthornten Reste wie Lagerfeuer, und in der Luft mischt sich Rauch mit fruchtiger Fäulnis. Herrlich!«

An dieser Stelle hielt d'Utrecht inne, scheinbar vergessend, was er sagen wollte. Allerdings blickte er nur kurz erwartungsvoll in die Gesichter der Zuhörenden, bevor er den Inhalt der kleinen silbernen Dose mit einem knappen Schwung in sein Schnapsglas rieseln ließ.

»Und meine Börse schwoll schneller an als die geschätzte Kundschaft im Kaiserreich!«

Noch halb die letzten Silben herauslachend, stürzte d'Utrecht unter dem Jauchzen seiner Tischnachbarin den Schnaps samt Pulver hinunter. Die Anderen fielen lachend mit ein, so laut, dass Mauern und Decke des kleinen Raums die Echos der feiernden Gesellschaft hin und her warfen.

Draußen, vor der Eisentür am Ende der Kellertreppe, war davon nichts zu hören. Genau dafür war sie eingebaut worden. Im Schacht, der zu ihr führte, sammelte sich heute Nacht kein Regenwasser. Die Gräfin und Bosch hatten die Schwelle dieses Mal trockenen Fußes überschritten.

6. Dunkelgrüner Schnitt

Man hob die Gläser. D'Utrecht, zufrieden mit der eigenen Darbietung, schraubte die silberne Dose mit einer Hand zu und verstaute sie in einer der zahlreichen Taschen seiner Weste. Die andere Hand war im Rücken seiner Tischnachbarin beschäftigt. Jene wiederum steckte mit ihrer Nase in d'Utrechts Ohr. Ihr Glas Cognac war leer. Allerdings füllte der Barmann ihr im Halbschatten der Theke gegenüber bereits das nächste. Er redete nicht viel, verstand aber jede Bestellung. Im Zweifel ohne Worte.

Neben dem Nasen-Ohren-Paar hockte Karl Sander über einem schalen Pils. Den dazugehörigen Korn schubste er gelangweilt zwischen seinen Daumen hin und her. Mit seinem beinahe weißen Schnauzbart und dem dünner werdenden Haar sah er ein wenig zu alt für den Rest des Ladens aus. Die Gräfin hatte Sander kurz vorgestellt, den schmächtigen Kerl daneben aber nicht, der an einem tiefroten Glas Wein nippte. Er hatte bislang kein Wort gesagt.

»Und was trinken Sie denn nun eigentlich?«, fragte d'Utrecht.

»Nichts, danke«, antwortete Bosch.

Es fehlte nicht viel, dass man d'Utrecht ernsthaft als kugelförmig hätte bezeichnen können. Die eingedellten Kurven einer Birne waren für d'Utrecht jedenfalls kein hinreichender Vergleich. Wer den ständig an seiner Weste nestelnden und wortsprudelnden Mann in Aktion sah, musste schlicht und ergreifend befürchten, dass d'Utrecht jederzeit von seinem Stuhl kegeln könnte. Aber nicht jetzt. Boschs beiläufige Bemerkung hatte den Juwelier erstarren lassen.

»Wie ›nichts‹?«, äffte d'Utrecht seinen Gegenüber nach. »Das hier ist eine Kneipe, Mann!«

»Ich trinke nicht«, entgegnete Bosch gleichgültig.

»Nicht?«

»Nein.«

»So...« D'Utrecht rang nach Worten. »So, ...gar nicht?«

»Nein.«

»Kein Alkohol, meinst du?« Der Juwelier fasste sich an den Kopf. Dann blitzte sein doppelkinniges Gesicht mit einer Eingebung auf und er zeigte wie zur Bestätigung der eigenen Kombinationsgabe mit ausgestrecktem Finger auf Bosch.

»Wegen ›Alkoholismus‹, nicht wahr? Das hat dieser Schwede erfunden. Meine Damen und Herren, die Schweden! Können einem den Schnaps vermiesen, aber nicht mal ein paar tote...«

Die Nase seiner Herzdame war nicht länger in d'Utrechts Ohr, sondern maßregelte ihn wortlos mit dem Rest des Gesichts für die befürchtete geschmacklose Aussage.

»Also, kurz gesagt, einmal zu tief ins Glas geguckt, he?«

»Sie meinen Alkohol?«, fragte Bosch zurück.

»Mensch, Mann!«, polterte d'Utrecht ungeduldig. »Sie wollen mir doch nicht erzählen, dass Sie noch kein Bier getrunken haben?«

»...nein, tatsächlich«, erwiderte Bosch. Er raunte das mit der zerstreuten Überraschung eines Kindes, das zum ersten Mal einen zuvor uninteressanten Gedanken neu bewertete. Amelia, die an seiner Seite saß, beobachtete ihn amüsiert.

»Warum denn das nicht?«, erkundigte sich d'Utrecht leiser, nachdem er sich wieder gefangen hatte. Dabei kniff er skeptisch die Augen zusammen, das rechte mehr als das linke. Es war kaum breiter als ein Schlitz. D'Utrecht klemmte darin ständig das Monokel fest, das ihm von der Weste baumelte. Selbst wenn er das Glas nicht mit Wange und Braue festhielt, kniff d'Utrecht mittlerweile das Auge leicht zusammen. An den hellroten Strich unterhalb des Auges hatte er sich schon lange gewöhnt. Wie er ohne die Druckstelle aussah, wusste niemand.

»Ich habe darüber noch nie nachgedacht«, entgegnete Bosch nach einer kleinen Ewigkeit, in der er vergeblich versuchte, in seinen Erinne-

rungen fündig zu werden. Sein Blick verklärte sich bei diesen Worten so ernsthaft, dass keiner der Tischgäste die Aussage anzweifelte.

Der Barmann war aus dem Halbdunkel heraus an den Tisch geschlichen. Er wechselte das leere Cognac-Glas der Nachbarin von d'Utrecht gegen das neue aus. Sie führte es augenblicklich zu den Lippen. Als sich der Barmann wieder zurückziehen wollte, hielt Amelia von Weyerau ihn davon ab. Sie flüsterte ihm etwas ins Ohr; erst danach verschwand er mit einem kurzen Nicken.

Der schweigsame Mann mit dem dunklen Wein beobachtete die Szene. Sein Blick traf sich kurz mit dem der Gräfin, woraufhin er einen schmalen Notizblock produzierte.

»Der Mann ist ein rechter Gänsekiel!«, prustete d'Utrecht unvermittelt hervor. Dabei stieß er dem Schweigsamen scherzhaft in die Rippen, so dass dem beinahe der Notizblock aus den Fingern glitt. Karl Sander lächelte amüsiert, ohne dabei seinen ruhigen Blick vom schalen Pils zu nehmen. Er saß mit bequem verschränkten Armen davor.

»Der gute Rex hier«, klärte er Bosch über die Bemerkung auf, »verwendet seine Energie vor allem auf das geschriebene Wort. Aus dem Mund ist dagegen wenig Nennenswertes herauszubekommen.«

»Ein stimmbandlicher Asket«, fügte d'Utrecht an.

»Und meistens auch, was den Alkohol betrifft«, löste Sander auf.

»...sowie alles andere«, plapperte d'Utrecht.

»Es sei denn«, nahm Sander die Pointe auf, »die Muse küsst ihn. In dem Fall fließen sowohl Wein als Worte reichlich. Nicht wahr, Rex?«

Gänsekiel lächelte schief. Die halbe Zahnreihe, die er dabei offenbarte, sah noch mehr nach Bernstein aus als bei Tageslicht.

»Sie heißen Rex Gänsekiel?«, fragte Bosch.

»Königlich, nicht wahr?«, presste der Angesprochene durch die freigelegte Zahnreihe hervor. Die Silben klangen, als ob sie durch die Engstelle akustisch gelitten hatten, so hohl und zerbrechlich schwangen sie in der Luft. Und bei näherer Betrachtung schien Gänsekiels ganzer

Kopf so viel Druck auf das Gebiss auszuüben, dass man Angst darum haben musste. Der Mann, der in seinem Leben schon ganze Bände an Notizen über d'Utrecht und Sander gesammelt hatte, hielt offensichtlich nichts von dem Scherz der beiden. Alle Gesichtsmuskeln liefen missbilligend auf den Mund zu. Sie traten alle einzeln und deutlich hervor, als ob weder Fett noch Haut darüber liegen würden. Gänsekiels Wangen waren eingefallen. Eigentlich traf das auf jede Stelle seines Körpers zu, an der andere Leute weiche Polster hatten. Dafür pulsierte das Leben an seinen Schläfen; fingerdicke Adern traten dort hervor. Bosch konnte den Rhythmus beobachten, in dem Rex' Herz das Blut in den Schädel pumpte, denn dessen beide Seiten waren kahlgeschoren. Nur über der Stirn, in einer Linie mit der Nase, stand ein schroffer Haarkamm. Er war eine Hand breit und sah aus wie eine Hecke. Bosch fragte sich, wie die Haare so diszipliniert diese Form hielten.

Der Barmann langte um die sitzende Amelia herum, um einen ledernen Becher auf den Tisch stellen zu können. Ein zartes Klacken verriet, dass Würfel darin sein mussten.

»Danke!«, sagte die Gräfin vergnügt. »Wein und Spiele, meine Herren. Hielt man das früher nicht so?«

Alle blickten sie an.

»Die Griechen hätten womöglich über das Trinken philosophiert«, fuhr Amelia fort. »Aber die Römer? Die hätten einfach getrunken, stimmt doch, Rex?«

»Zweifellos.« Gänsekiel griff nach seinem Weinglas. Er leerte es in einem Zug. »Zweifellos!«

»Dann schluss mit der Fragerei, spielen wir!«

Amelia schob Bosch den Würfelbecher hin.

»Famos!«, freute sich d'Utrecht, sobald er verstanden hatte, worauf die Gräfin hinaus wollte. Er packte das Monokel an seiner Weste mit einem Übermut, der beinahe die feine Silberkette daran absprengte, und kniff sich das Glas ins Gesicht.

Bosch blickte fragend in die Runde, dann zu Amelia. Sie sagte nichts und deutete nur auf den ledernen Becher. Bosch drehte ihn um. Zwei rubinrote Würfel lagen darunter. Während er sie musterte, küsste ihn Amelia auf die Wange.

»Spielen, Bosch…«

»Warum?«

»Weil Sie es gut können. Welchen Grund sollte es denn geben, nicht zu spielen?«

»Welchen Grund gibt es zu trinken?«

»Gibt es einen dagegen?«

Er wusste der Gräfin nichts zu antworten. Er suchte, fand aber nur Leere in seinen Gedanken. Auf seiner Wange klebte die Erinnerung ihres Kusses, die sich eigenartig kalt anfühlte.

»Pasch gewinnt!«, schlug d'Utrecht vor.

»Herrengedeck«, kommentierte Sander. Und nach einer Sekunde schob er an Bosch gerichtet nach:

»Bier und Korn, wird Ihnen schmecken…«

»Warum nicht Cognac?«, fragte die Tischnachbarin.

»Champagner!«, lachte Amelia.

»Gut!«

D'Utrecht schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Zwei Sechsen für ein Pils, 5er-Pasch für einen Kurzen, 4er das komplette Herrengedeck, 3er Cognac, …und für zwei Zweien gibt es Champagner, der Herr. Alles klar?«

»Kein Pasch, kein Alkohol?«, fragte Amelia nach.

»Kein Pasch, kein Alkohol«, bestätigte d'Utrecht.

»Und wenn er 1er würfelt?«

Der Tisch verfiel in eine Denkpause.

»Martini!«, brach d'Utrecht die kreative Stille. Niemand widersprach. »Bosch, wir fahren nur das Beste für ihre Entjungferung auf. So ein Kerl von einem Mann und dann sowas…«

Während d'Utrecht sein Unverständnis über die Abstinenz des Malers leise vor sich hin brabbelte, kritzelte Rex Gänsekiel mit kleinen präzisen Strichen in seinem Notizblock. D'Utrechts Nachbarin nahm einen langen und genussvollen Zug aus ihrem Cognacglas. Dann lehnte sie sich aufgeregt mit beiden Ellenbogen auf den massiven Tisch.

»Na los«, gebot Amelia amüsiert. Sie lächelte den Maler an, richtete ihre Stimme aber jetzt an den Rest der Runde.

»Bosch ist ein hervorragender Spieler, übrigens. Er hat im Romanischen einen hübschen Aufruhr verursacht.«

»Im Romanischen?«, fragte Sander argwöhnisch. Zwischen seinen Daumen tanzte wieder das Schnapsglas. Er hielt nicht viel von Poeten und Denkern im Allgemeinen.

»Ach, Karl…«

Bosch nahm den Würfelbecher und roch daran. Das bestätigte seinen Verdacht. Der Ledergeruch stieg ihm in die Nase, und es hingen verschiedene andere Duftnoten daran, die Bosch nicht kannte. Sander schnaufte kritisch, d'Utrecht kicherte.

Mit einem einzigen Dreh seines Handgelenks stülpte Bosch den Becher um. Die Würfel gaben erneut nur ein müdes Klacken von sich.

»Wetten werden angenommen!« D'Utrecht rieb sich die Hände. Als Bosch den Becher hob, hörte er damit auf.

»Tja…«

Gänsekiel lehnte sich prüfend über den Tisch. Die beiden roten Würfel standen aufeinander. Der obere zeigte einen einzigen schneeweißen Punkt. D'Utrecht wollte den unerwarteten Umstand kommentieren, aber Bosch kam ihm zuvor. Ohne ein Wort zu sagen, hob er den oberen Würfel vom unteren und stellte sie nebeneinander.

»Das dürfte wohl der extravaganteste Pasch sein, den man würfeln kann«, sagte Amelia. Sie lächelte über das ganze Gesicht.

»Zwei Einsen«, bestätigte Sander knapp. »Übereinander!«

»Gilt das de...?«, fragte die Tischnachbarin. Sie verschluckte die letzte Silbe, weil ihr d'Utrecht unsanft auf einen ihrer Schuhe trat. Entgeistert starrte sie d'Utrecht an. Der Schmerz ließ schnell nach und ließ die Frau mit der verlegenen Hoffnung zurück, dass sie sich die grobe Aktion nur eingebildet haben könnte. Warum trat er sie?

»Ich sagte ja«, erklärte Amelia süffisant, »der Mann kann spielen wie kein Zweiter!«

»Das schreit nach besonderen Maßnahmen«, schlussfolgerte d'Utrecht. Sein Arm schnellte so entschlossen in die Höhe, dass sich der Barmann im Halbdunkel erschreckte.

»Absinth, Mann!«

In Windeseile hatte der Barmann den Tisch mit den notwendigen Utensilien versorgt. Bosch beobachtete, wie sich d'Utrecht an der Flasche mit der eigentümlichen grünen Farbe zu schaffen machte. Im Kerzenschein sah es so aus, als würde der Inhalt von allein schimmern. Bosch sortierte die einzelnen Farbfacetten in seinen Gedanken. Er hörte d'Utrechts leidenschaftlicher Einführung nur halb zu.

»Wermut, Kräuter, meine Damen und Herren! Nur das Beste. Aber, Bosch, es kommt für den Geschmack mindestens so sehr auf die Machart an wie auf die Zutaten.«

Der Juwelier rückte ein schweres Glas zwischen sich und Bosch. Dann griff er in die Mitte des silbernen Bestecks, das der Barmann fein säuberlich zu seiner Rechten ausgebreitet hatte. Mit dem fachmännischen Blick eines Chirurgen entschied er sich für einen ungewöhnlich geformten Löffel und legte ihn quer über das Glas mit dem Absinth. Zumindest hielt Bosch das kunstvoll verzierte Metallstück für einen Löffel, obwohl es ungebogen und ohne jegliche Schale war. Er hatte noch nie so etwas gesehen. Anders d'Utrecht, der das Hilfsmittel geradezu liebevoll auf den Rändern platziert hatte. Der Juwelier tätschelte kaum merklich mit den Fingerspitzen über das reine Silber. Niemand der

Tischgesellen konnte sehen, was er mit seiner zweiten Hand tat. Sie lag nicht mehr im Rücken seiner Nachbarin, sondern ruhte in einer Westentasche, wo er an einem der vielen winzigen Diamanten nestelte, die d'Utrecht jederzeit mit sich trug. Es entspannte ihn.

»Hier, auf dieses kleine Helferlein platzieren wir ein Stück Würfelzucker. Genau in die Mitte. Dann übergießen wir, vorsichtig...«. Mit einem Schwung, der vermuten ließ, dass d'Utrecht große Übung in dieser Art der Darreichung hatte, goß er zweifingerbreit der grünen Flüssigkeit über das Zuckerstück und in das Glas. Das hinterließ den kleinen weißen Quader einigermaßen ramponiert.

»Und hier das Wasser. Klar und kalt muss es sein. Damit füllen wir ordentlich auf.«

Während d'Utrecht sprach, entließ er das Wasser mit einem hauchdünnen Strahl aus der bereitgestellten Karaffe. Er gab sich große Mühe, den Zucker komplett nach und nach behutsam aufzulösen.

»Lassen Sie sich bloß keinen Bären aufbinden, Bosch! Weniger kultivierte Genießer meinen, den Zucker anzünden zu müssen. Drüben im Romanischen können Sie die Milchbärte dabei beobachten.«

Sander unterstrich die Aussage mit einem verächtlichen Schnaufen.

»Unfug, sage ich!«, fuhr d'Utrecht fort. »Wenn der Alkohol brennt, dann karamellisiert der Zucker. Sie wollen ihren kostbaren Absinth nicht mit karamellisiertem Oberton versauen. Das wollen sie nicht, Bosch! Das Wasser tut seinen Zweck.«

Das Glas füllte sich. Ein letzter Rest des Zuckerwürfels verblieb auf dem Löffel. D'Utrecht stellte die Karaffe ab und rührte die Mischung mit dem Löffel um. Er ließ sich Zeit damit. Im Glas trübte sich das dunkle Grün des Absinths ein. Als das Schimmern verschwand, erlöste d'Utrecht das Monokel aus dem Kniff seines rechten Auges. Es fiel geräuschlos an seinen Platz an der Weste zurück.

»So, meine Damen und Herren...«

Bosch betrachtete das Ergebnis der Zeremonie mit Interesse. Da er aber sonst nichts tat, begann d'Utrecht ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her zu rutschen. Er schob das Glas aufmunternd zum Maler hinüber.

»Prost!«, feixte er.

Amelia schmiegte ihre Hände behutsam an Boschs Oberarm, so als wollte sie eine Statue entstauben.

»Nicht alles auf einmal«, presste Sander als Ratschlag hervor, ohne Bosch anzuschauen. Er schien sich zu langweilen.

Bosch nahm das Glas und roch daran. Das beißende Aroma von Anis stieg ihm in die Nase, löste aber keine Reaktion in ihm aus. Er hielt für einen Augenblick inne, um seinem Körper Gelegenheit zu geben, sich zum Geruch zu verhalten. Als sich keinerlei Gefühl einstellte, kippte er einen großen Schluck des Absinths hinunter.

Der Alkohol brannte kurz in seiner Kehle, oder besser, kitzelte. Durch das beigemischte Wasser fiel das Brennen nicht so lodernd aus wie in der reinen Form. Hoch in den Mund und bauchwärts durch den Rachen glitt ein warmer Teppich über die Schleimhäute des Malers. Als es nachließ, stelle Bosch fest, dass er über das Gefühl vergessen hatte, auf den Geschmack zu achten. Er konnte nicht sagen, wie es ihm geschmeckt hatte. Genau danach aber fragte ihn d'Utrecht, der zunächst respektvoll anerkannte, dass Bosch keine Miene verzogen hatte.

Gänsekiel notierte in seinen Schreibblock das Wort ›entjungfert‹, obwohl er es eigentlich nur aussprechen wollte. Und auch tat. Sein leiser Kommentar ging jedoch im Wirrwarr unter, das aus Amelias Beifallklatschen, d'Utrechts Lachen und Sanders lautstarker Forderung nach einem neuen Schnaps resultierte.

»So geht das nicht, Bosch«, erklärte d'Utrecht amüsiert. »Sie müssen das Zeug schon im Mund lassen. Da spielen Sie ein wenig mit ihrer Zunge rum, schieben sie durch den Absinth, drücken ihn in die Wangen, ...und dann schlucken sie erst. So einen Stoff müssen Sie schmecken, sonst sind das Perlen vor die Säue.«

Bosch nahm einen weiteren Schluck, einen kleineren diesmal. Und er hielt sich an die Anleitung, die d'Utrecht ihm gegeben hatte. Auch beim zweiten Versuch verriet sein Gesichtsausdruck nicht, dass er irgendetwas anderes als Wasser zu sich genommen hätte. Er nickte nur anerkennend, weil er vermutete, dass man das so machte. Sander prostete ihm daraufhin zu und Gänsekiel ließ sich eine Flasche des Weins an den Tisch bringen, den er zuvor mit einem Zug geleert hatte. D'Utrecht machte sich augenblicklich daran, weitere Gläser Absinth zu mischen, für sich und Bosch. Während er sich jeweils dem Zucker, dem Löffel und der Karaffe widmete, hielt er dem Maler improvisierte Vorträge über die Geschichte des Getränks und dessen Rang in der Hackordnung herausragender, trinkbarer und furchtbarer Gemische. Vor und nach jedem gemeinsamen Schluck ließ er Bosch mit sich anstoßen. Die Rolle des Mentors bereitete ihm sichtlich Freude, so sehr, dass er nicht einmal bemerkte, als seine Tischnachbarin irgendwann betreten die Runde verließ, ohne sich zu verabschieden oder mit ihrer Nase auch nur wieder in die Nähe seines Ohres zu gelangen.

Als die Erklärungen stockender und die Silben länglicher wurden, weil d'Utrechts Sprache unter dem Genuss zu leiden begann, prüfte Bosch die Gesichter der verbliebenen Tischgesellen. Sander war ein Stück weiter in sich zusammengesunken, wirkte aber so stoisch konzentriert wie zuvor. Gänsekiel hatte seinen Block beiseite gelegt und trommelte nervös mit den Fingerspitzen auf dem Tischholz. Seine Wangen waren genauso eingefallen wie vor ein paar Stunden, nun aber von roten Linien durchzogen wie ein Spinnennetz. Einzig Amelia schien Bosch unverändert. Sie hatte nicht mitgetrunken und schien genug damit unterhalten zu sein, ihm beim Trinken zuzusehen.

Angesichts d'Utrechts melodischer Vorträge und seiner ausschweifenden Gestik, fragte sich Bosch, ob er sich ähnlich verhalten sollte. Und er wunderte sich darüber.

Einige Stunden später versuchte der Barmann, verkrustete Zuckerflecken vom Tisch zu wischen. Er zog Kreise mit seinem feuchten Lappen, während sich vor der Eisentür Abschiedsszenen abspielten.

»Was'n das?«, lallte d'Utrecht, als das Taxi anfuhr. Er hatte das Gefühl, dass etwas nicht stimmte, und dieses Gefühl riss ihn aus der kurzen Auszeit, die sein Kopf genommen hatte. Der Juwelier fand sich auf der Rückbank des Autos neben Bosch wieder.

»Ein Taxi. Vom Hotel«, erklärte Bosch.

»Hotel? Sie wohn'm Hotel? Schande!«, schimpfte d'Utrecht. »...is' doch kein Leben.«

Und dann dämmerte ihm, was nicht stimmte.

»Wieso fahren wir nicht?«

»Wir fahren«, entgegnete Bosch leise, während er aus dem Fenster blickte. Im Licht der Straßenlampen zogen graue Fassaden vorüber.

»Aber man hört den Motor gar nicht!«

»Elektrisch.«

»Hä?«

»Elektrische Viktoria, mein Herr! Mit Luftbereifung und Bremsenergie-Rückgewinnung...«, mischte sich der Chauffeur begeistert ein. Er war stolz auf den Fuhrpark des Adlon und noch nicht lange Teil der Nachtschicht, die einige der exklusiven Wagen fahren durfte.

»Scheiße«, grummelte d'Utrecht. »Wenn das Harstein wüsste...«

Dem Chauffeur nahm der nüchterne Kommentar des Fahrgastes den Wind aus den Segeln. Er sparte sich, auf weitere technische Details aufmerksam zu machen. Bosch blickte gedankenleer zu den Fassaden hinaus, der Chauffeur auf die Straße. Keiner der beiden konnte deshalb die aufsteigende Röte auf d'Utrechts Wangen sehen. Sie wäre in der Dunkelheit schwer auszumachen gewesen, hatte aber nichts mit den Folgen der durchzechten Stunden zu tun. Der Juwelier dachte an den Mann, dessen Namen er gesagt hatte. Und wurde still.

Nach ein paar Minuten wendete sich Bosch an den Chauffeur. Das plötzliche Ende des Schweigens im Wagen ließ d'Utrecht hochschrecken. Er war eingenickt.

»Halten Sie hier an«, forderte Bosch.

»Mein Herr?«, fragte der Chauffeur unsicher. Die Nachtschicht brachte Gäste zurück zum Adlon. Und bis dorthin war es noch ein gutes Stück. Es hatte ihm niemand gesagt, was er zu tun hatte, wenn ein Fahrgast den Plan ändern wollte. Als keine Antwort auf seine irritierte Bemerkung kam, drehte sich der Chauffeur kurz nach hinten um. Bosch blickte aus dem Fenster. Er hielt es nicht für nötig, seine Ansage zu wiederholen, was den fahrenden Mann nach ein paar unendlich scheinenden Augenblicken so sehr verunsicherte, dass er tatsächlich anhielt.

»Beeindruckende Form, Mann…«, nuschelte d'Utrecht in Richtung seines Sitznachbarn. »Hotels! Is' doch kein Leben, sag ich doch.«

Aus dem Hals des Juweliers trötete ein wissendes Lachen, das in einen überraschten Triumphschrei gipfelte, als er zufällig den schmalen Champagnerkühler hinter den Frontsitzen entdeckte. Er fingerte nach seinem Monokel, bekam es nach ein paar unkoordinierten Griffen schließlich in die Finger und widmete sich dem Etikett der Flasche.

»Ich bin versorgt, Bosch…«

»Mein Herr, ich darf leider nur Gäste fahren«, versuchte der Chauffeur sich Gehör zu schaffen.

»Sie fahren diesen Gast, wohin er möchte«, erklärte Bosch, schon halb aus dem Abteil geklettert. Er hielt inne, griff in seinen Mantel und drückte dem Chauffeur Geldscheine in die Hand. Dann machte er sich auf den Weg zur letzten Straßenkreuzung, die sie passiert hatten. Der Chauffeur sah ihm ungläubig nach.

»So«, sagte d'Utrecht verschmitzt. Er öffnete die Champagnerflasche. »Dann aufgepasst, Jungchen!«

Es folgte die ungewöhnlichste Wegbeschreibung, die der Chauffeur je gehört hatte. Sie beinhaltete eine Fahrt durch die halbe Stadt, eine

Vorwarnung über kommende Waldwege, und die Drohung, der Fahrer habe bis zur Grenze des Grunewalds Zeit, ein Auto mit Benzinmotor zu besorgen. Ein genauerer Blick auf die Geldscheine, die ihm Bosch in die Hand gedrückt hatte, überzeugte den Chauffeur davon, keine Widerworte zu geben, sondern sich stattdessen intensiv Gedanken zu machen, wie er auf legalem oder illegalem Weg einen Fahrzeugwechsel organisieren konnte. Als Bosch um zwei Ecken gebogen war und den Weg über die Hinterhöfe zu Mavis Wohnung gefunden hatte, war dem Chauffeur bereits eine Lösung eingefallen.

Die Klopfgeräusche im Treppenhaus weckten bereits den ein oder anderen Hausbewohner. Bevor sich die ersten jedoch überwunden hatten, ihrem Ärger Luft zu machen und sich aus den Betten zu bewegen, war Mavi an das kleine Loch in ihrer Tür geschlichen. Sie konnte rein gar nichts in der Dunkelheit erkennen.

»Wer ist da?«, fragte sie schließlich leise und reflexartig. Und ärgerte sich sofort darüber, sich ohne Not preisgegeben zu haben.

»Ich.«

Mavi öffnete die Tür einen Spalt. Und dann ließ sie Bosch in den Raum schlüpfen, als wäre er ein gesuchter Verbrecher. Hinter ihm drückte sie die Tür lautlos ins Schloss zurück, ohne sich umzudrehen. Mavi verharrte regungslos, nur ihr Kopf schien für eine kleine Sekunde niederzusinken. Bosch musste ihr Gesicht nicht sehen, um zu bemerken, dass es in Mavi arbeitete. Er entschied sich, sie nicht dabei zu unterbrechen. Stattdessen blickte er sich im Zimmer um. Im Adlon waren Leute damit beschäftigt, jeden seiner Räume tagtäglich mit anderen Blumen und Tüchern zu versehen. Leute, die Bosch noch nie gesehen hatte. Veränderungen, um die er nie gebeten hatte. Mavis Zimmer enttäuschte seine Erwartungen nicht: Es sah aus wie er es kannte. Nichts hatte sich verändert. Alles lag an seinem Platz. Der Kerzenständer, der nachts dem Raum zur Not etwas Dämmerlicht bescheren konnte, brannte

wie beim letzten Mal. Nur die Kerze war etwas kürzer. Bosch mochte den Anblick. Er streifte seinen langen Mantel ab und legte ihn über die Lehne des einzigen Stuhls.

»Trägst du einen Frack?«, fragte Mavi ungläubig. Sie hatte sich umgedreht, weil sie etwas sagen wollte, das sie beim Anblick der großen Silhouette vor sich jedoch vergaß. Sie kniff die Augen zusammen.

Bosch zog es vor, nicht zu antworten. Mavi schien auch nicht mit einer Erklärung zu rechnen, denn sie trat auf ihn zu, befühlte den feinen Stoff an Armen und Brust, und schüttelte den Kopf.

»Was ist das mit dir? Kommst du das nächste Mal mit einer goldenen Kutsche, oder was?«

»Schhh...«

»Bitte?«

Bosch hob eine Hand, um sie Mavi zärtlich auf den Mund zu legen, aber die Behutsamkeit der Bewegung gab ihr mehr als genug Zeit, sich glasklar darüber zu werden, dass sie dieses einseitige Gespräch maßlos ärgerte. Sie schlug die Hand weg.

»Ich bin keine Puppe!«

»Natürlich nicht«, Bosch grinste, ohne zu wissen wieso.

»Gott, du stinkst, als hättest du eine Apotheke leergesoffen!«

Bosch schwieg. Er sah Zorn in den Augen unterhalb der Schlangenlocken und konnte sich daran kaum sattsehen. Seine Hand wollte einen weiteren Versuch unternehmen, in die Locken zu fassen, aber Bosch war sich sicher, dass er sich Sekunden später im Hausflur wiederfinden würde, wenn er seinen Fingern ihren Willen ließ.

»Du kannst nicht einfach mitten in der Nacht...« Mavi brach den Satz ab, als ihr bewusst wurde, dass sie im Nachthemd vor Bosch stand. Sie fasste sich peinlich berührt an die Stirn.

»Du weißt immer was du willst. Und was du nicht willst. Es ist doch egal, was auf der Uhr steht«, flüsterte Bosch.

Mavi blickte auf. Hätte ihr ein anderer Mann diese Worte gesagt, in der Nacht, in ihrem Zimmer, hätte sie ihm dafür nicht einmal ein Verlegenheitslächeln geschenkt. Aber wie Bosch über sie redete, machte sie sprachlos. In seiner Stimme lag eine sonderbar plumpe Ehrlichkeit.

Für eine Weile standen sie still voreinander. Das einzige Geräusch im feuchtkühlen Raum kam von der leise zischenden Kerze.

»Das ist doch leicht.«

»Was?«, fragte Bosch.

»Alle wissen, was sie wollen. Das ist leicht.«

Bosch schien darüber nachzudenken.

»Ist es nicht…«

Die Enge des Raums drückte sie schließlich zusammen. Mavi streifte ein Kleidungsstück nach dem anderen vom Maler ab. Um seinen Hals, über einen Arm, an den Hüften hinab. Er hatte seinen Kopf zwischen ihrem Hals und der Schulter vergraben. Mit geschlossenen Augen zerrte sie an seinem Hemd. Ohne sich sehen zu können, fühlte Mavi, dass sie und Bosch langsamer und langsamer wurden. Jede Bewegung verlor an Gewicht, aber schien gleichzeitig von unsichtbaren Schnüren gebremst. Mavi öffnete die Augen. Sie glaubte, dass sie Sekunden dafür brauchte. Über ihr hing Boschs Kinn, im Hintergrund kippte der Stuhl seitwärts, ohne zu fallen. Mavi bemerkte, dass die Zehen ihres linken Fußes dafür verantwortlich sein mussten, denn ein warmes Gefühl kroch ihr Schienbein hoch, so undeutlich wie der Druck von Fingerspitzen durch dicken Stoff. Alles um sie herum wurde still und taub. Ihr Rücken sank auf das Bett, und doch glaubte sie noch zu stehen. Es erinnerte sie an Sprünge in den See, als sie ein Kind war. An den kurzen Augenblick, wenn der Körper nicht wusste, wo die gewohnten Richtungen war. Und an das Wassertreten, das ihr alle Kraft abverlangte, besonders wenn ihr Bruder ebenfalls nach unten trat und sie sich gegenseitig an den Schenkeln wehtaten.

Sie schloss die Augen und blieb unter Wasser. Die Langsamkeit fühlte sich gut an, wie ein warmer Mantel, wenn es nur ein wenig zu kühl ist. Mavi sog Boschs Geruch ein, merkte sich den Weg, den seine Lippen nahmen, indem sie ihrer Haut nachspürte, und drückte ihren Kopf in seine suchende Hand. Als die Hand sich in ihr Haar krallte, verschwand das Gefühl des warmen Mantels.

Bosch fühlte sich augenblicklich durchbohrt, direkt beim ersten Augenaufschlag. Es lag nicht der Zorn darin, den er vor ein paar Minuten noch über seinen Auftritt erwartet hatte, sondern kalte Überraschung. Und doch konnte er sich nicht helfen. Seine Finger vergruben sich in den schwarzen Locken wie verspielte junge Hunde in dichtem Schnee. Er musste zupacken, ...so wie die Comtessa es sich neulich von ihm gewünscht hätte. Bosch hatte es gewusst; ihm war nur nicht danach gewesen. Weil er immer wusste, ohne zu fragen, faszinierte ihn Mavi umso mehr. Bei ihr war es anders. Die bohrenden Augen über ihm gaben Bosch vielleicht noch einen zweiten Wimpernschlag Zeit, seinen Griff zu lösen.

Aber er konnte nicht. Und deshalb schlugen Mavis Arme plötzlich gegen das Kopfende des Betts. Mit einem blinden Reflex zuckte ihre rechte Hand unter das Kopfkissen. Als sie wieder zum Vorschein kam, schlug sie ohne Zwischenhalt direkt auf Boschs Stirn ein. Er stöhnte auf und ließ von Mavis Haar ab. Im nächsten Augenblick fand er sich auf dem Rücken wieder, Mavi rittlings auf ihn springend. Aus ihrem Gesicht war jeder Ausdruck verschwunden. Bosch hätte nicht sagen können, welches Gefühl darin lag, selbst wenn er nicht vom Blut in seinem Augenwinkel abgelenkt worden wäre. Es war sein eigenes. Das bestätigte das feine Kitzeln, mit dem sich das warme Rinnsal einen Weg von der Stirn, am Auge vorbei über die Wange bahnte. Über ihm hing Mavis rechte Hand drohend. Sie hielt eine Scherbe umklammert.

Beide schwiegen. Von Sekunde zu Sekunde verlor der Rhythmus an Tempo, in dem Mavis Brustkorb sich hob und senkte. Bosch sah zu ihr hoch und nahm sich ein Beispiel am stoischen Ausdruck der Frau auf ihm.

Er kopierte sie. Vielleicht erwartete sie, dass er sich wehren würde, aber Bosch tat es nicht. Für den Bruchteil eines Gedankens wog Mavi ab, was sie tun sollte. Dann führte sie die Hand mit der Scherbe sehr langsam hinunter, so dass Bosch sie schließlich direkt vor Augen hatte. Das Glas war schwarz und hatte beim hastigen Griff danach rußige Spuren auf Mavis Fingern hinterlassen.

Sie wartete. Und er wartete. Schließlich nahm Mavi ihre freie Hand zur Hilfe und griff in die Haarsträhne oberhalb der kleinen Wunde an Boschs Stirn. Mit drei, vier groben Handbewegungen säbelte sie die Strähne ab und betrachtete die kahle Stelle. Dann schob sie die Glasscherbe behutsam zurück in das offene kleine Kästchen hinter dem Kissen, auf dem Boschs Kopf ruhte. Die abgesäbelten Haare ließ sie neben das Bett fallen, so als ob sie überflüssiges Salz von ihren Fingern schnippen würde. Im Gegenzug wanderten seine an ihren Schenkeln hinauf. Mavi ließ sie gewähren und betrachtete still das Gesicht des Malers. Sie achtete auf jedes Zucken, jede Pore. Sie suchte nach Falten, fand aber keine. In seinen Augen fand sie eine Wand, die sie nicht durchdringen konnte. Es dauerte eine Weile, bis sie sich dessen bewusst wurde. Und dann irritierte es sie über alle Maßen, mehr als die feine rote Linie, die das Blut auf der Stirn des Malers bildete, und die sich mittlerweile wie eine Flussmündung in Seitenarme teilte. Sie breiteten sich über Kinn, Wange und Ohr aus.

Noch einmal versuchte Mavi, den irritierenden Eindruck aufzulösen: Sie beugte sich auf Bosch nieder und blickte ihm tief in die Augen. Die Wand verschwand nicht, aber Bosch half Mavi dabei, sie zu überwinden. Teilnahmslos zog er das Kissen unter seinem Kopf hervor und legte es sich übers Gesicht, so als wäre der Handgriff teil einer Routine, die er schon gewohnt war.

Mavi blickte auf ihr Kopfkissen hinab. Auf das Kopfkissen, unter dem Boschs Gesicht verborgen war. In der Stille der Nacht wandelte die Kerze ihr zischendes Geräusch in ein blubberndes Knistern und kündigte

damit an, dass sie ihren Dienst bald einstellen würde. Mavi fragte sich, ob diese Szene wirklich passierte, jetzt und in ihrem Bett. Der Mann unter ihr verbarg sein Gesicht. Und sie war ihm dankbar dafür. Warum?

Weitere Fragen brandeten in ihrem Kopf auf. Aber sie ebbten augenblicklich ab, sobald Mavi auffiel, dass ihre Muskeln längst das Antworten übernommen hatten.

7. Einladungen

Es schneite den dritten Tag in Folge. Anfangs hatten sich Graupel und Sprühregen wie ein verschämter Schleier über die Stadt gelegt. In den Nächten wandelten sie sich jedoch in dicke Flocken, und in den letzten Stunden schienen sie dauerhaften Gefallen an diesem Zustand gefunden zu haben. Den ganzen Nachmittag über waren die Pagen des Adlon damit beschäftigt gewesen, die Gehwege rund um das Hotel zu räumen.

Bosch trat aus dem Foyer hinaus in finstere Nacht. Die Lichter des Adlons und des Boulevards taten ihr Möglichstes, die Millionen Flocken zum Glitzern zu bringen, aber sie waren dabei nur mäßig erfolgreich. Bosch schlug den Kragen seines Mantels hoch und schlenderte ziellos von der Eingangstür weg. Am Bordstein blieb er stehen. Augenblicklich trat ein Umriss aus dem grauen Schatten der anderen Straßenseite. Bosch erkannte ihn sofort.

»Herr Bosch, Herr Bosch, auf ein Wort!«

Bosch ignorierte den Ruf und blieb ungerührt an seinem Platz stehen, während die Gestalt auf ihn zu stürmte.

»Bitte, nur eine Sekunde…«

»Wer sind sie?«, fragte Bosch.

»Espen, Henrik Espen«, stotterte es unter einem viel zu großen Hut hervor. Im Gesicht des jungen Malers formte sich die flehende Hoffnung, erkannt zu werden. Aber Bosch schwieg, obwohl er weder Namen noch Auftritt seines Gegenübers vergessen hatte.

»Wir, …wir haben uns kurz auf der Felicita gesehen«, raunte Espen. Das Ende des Satzes stotterte er peinlich berührt in die Nachtluft hinein. Dann sah er sich versteckt nach links und rechts um. Bosch musste seinen Blicken unwillkürlich folgen.

»Und?«, fragte er.

»Sie sind mein Vorbild, Herr Bosch!«

»Was wollen Sie?«

»Ihre Werke, ihre Art, die Farben, einfach alles. Es gibt niemanden, dessen Urteil mir wichtiger wäre, Herr Bosch! Wenn Sie sich nur einmal, nur kurz, meine Bilder ansehen könnten?«

Boschs Miene zog sich zusammen wie ein kleiner hautfarbener Mantel, der von unsichtbaren Händen so weit wie möglich zugeknöpft wird. Espen bemerkte die stille Abwehr seines Idols sofort.

»Bitte, vergeben Sie mir die Impertinenz!«, flehte Espen. Unter seinem absurden Hut fiel eine feuerrote Strähne in seine Stirn. Bosch erkannte, dass dem Mann Schweißperlen aus der Haut traten.

»Ich… es… geht mir nicht um ihre Empfehlung.«

»Nicht?«, fragte Bosch.

»Ich meine, Sie sind der größte Maler unserer Zeit. Ihr Urteil, ihre Kritik! Das ist, was ich suche«, erklärte sich Espen hastig. Und leiser:

»Ich frage sie nicht wegen ihres Namens.«

Bosch musterte den Mann.

»Haben Sie eine Ahnung, wie viele Maler es in dieser Stadt gibt?«, fragte er schließlich.

»Ich komme nicht aus dieser Stadt, mein Herr.«

»Ich auch nicht«, gab Bosch zu.

Für eine Sekunde schwiegen beide. Espen nutzte die Gelegenheit, um alles auf eine Karte zu setzen.

»Ich habe gerade neues Material gemalt«, rief er aufgeregt, während er von Bosch wegsprang. Bosch folgte den hektischen Bewegungen so gut er konnte mit den Augen. Espen suchte mit Händen und Füßen etwas im Schnee. Dabei redete er weiter, in der Angst, Bosch würde gehen, sobald er aufhörte, ihn mit Worten zu überschütten.

»Es ist nicht weit von hier, wirklich! Aber es sind nur Gehversuche, natürlich. Ich kann neu anfangen, sie entsorgen und Platz machen. Wenn

ich nur weiß, was Sie davon halten, Herr Bosch! Dann habe ich die Richtung. Verflucht, nicht einmal ein Stock!«

Espen richtete sich auf. Er betrachtete seine Spuren im Schnee und begann verzweifelt zu lachen.

Bosch stand wie vom Blitz getroffen. Das Gelächter des jungen Mannes drang ihm durch Mark und Bein. Er starrte in das blasse Gesicht und war versucht, Espens Mund mit beiden Händen zu greifen, daran zu zerren und mit den Füßen voran hineinzusteigen.

Ein kalter Schauer schüttelte den Gedanken ab. Bosch fasste sich. Im Hintergrund blendeten zwei kreisförmige Lichter auf. Auch Espen bemerkte sie und hörte auf zu lachen. Er blickte zu Bosch, dann zum herannahenden Wagen, bevor er begriff, dass ihm wenig Zeit blieb.

»Hier, Herr Bosch, bitte!«, flehte Espen. Er stolperte an Bosch vorbei, riss sich einen seiner löchrigen Handschuhe von den Fingern und zog mit blanker Haut Linien in den Schnee, dort wo seine Suche nach einem Stock die weiße Fläche am Boden noch nicht zerstört hatte.

»Nur ein Blick…«

Der Wagen verlangsamte sich. Bosch beachtete ihn nicht. Vor seinen Augen entstanden Linien im Schnee, die sich wie aufgeschreckte Schlangen aus ihrem Nest heraus in die Umgebung flüchteten. Sie stoben auseinander, als ob Espen sie mit der Geste seines Zeigefingers aus einem Revolver schoß. Die hockende Figur verlor unter ihren energischen Bewegungen den überdimensionalen Hut. Darunter kamen die roten Haare nun völlig zum Vorschein. Sie schienen in der Finsternis das Licht des Adlons aufzusaugen. Sie tanzten, nass dampfend und leuchtend, zu den ausladenden Bewegungen von Espens Arm.

Bosch stockte der Atem. Der Derwisch zu seinen Füßen zog Bögen in den Schnee, die ihm den Geschmack von Mavis Haut auf die Lippen treten ließen. Espen zeichnete spitze Ecken, die scharf wie Messer wirkten. Bosch wich einen Schritt zurück.

Neben den beiden Männern kam der Wagen zum Stehen. Er schob sich wie ein metallener Wal vor das Foyer des Adlons. Der Fahrer schickte sich an, die hintere Tür auf der Beifahrerseite zu öffnen. Er brauchte dafür eine halbe Ewigkeit, weil er die enorme Limousine um die Motorhaube herum zu umrunden hatte.

»Bitte, mein Herr...«, keuchte Espen kaum hörbar. Dann holte er tief Luft und blies einmal über die letzten seiner feinen Striche im Schnee. Daraufhin sah Bosch einige der Linien verschwinden, andere deutlicher werden. Zu Füßen des noch immer kauernden Espen mischte sich ein zarter Rot-Ton in die Zeichnung. Sein Zeigefinger ruhte blutend mit dem Rest der Hand auf einem Knie, aufgerieben am Salz der pflichtbewussten Streuschicht des Nachmittags. Bosch meinte, die letzten roten Tropfen sich von selbst in den Winkeln und Bögen verteilen zu sehen. Überhaupt hatte er den Eindruck, Espen habe in seiner Wirbelei nur die Hälfte aller Striche gesetzt. Der Rest schien beinahe wie von allein an seinen Platz geflossen zu sein.

So wie bei seinen eigenen Bildern.

Der Fahrer öffnete die Tür der Limousine. Amelia von Weyerau trat heraus auf die Straße und hakte sich bei Bosch unter, der am Straßenrand stand und auf den Schnee starrte.

»Wer will sich denn hier den Tod holen?«, fragte die Gräfin müde lächelnd. Sie beachtete weder den Schnee noch den fremden Mann, der vor ihrer Verabredung kniete.

»Lassen Sie mich etwas Richtiges malen!«, flehte Espen. Er streckte beide Hände nach Bosch aus.

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Der Fahrer prüfte gewohnheitsmäßig aus den Augenwinkeln, in welchem Zustand er den Abfahrtsort verließ. Im Rückspiegel wurde der im Schnee hockende Mann kleiner und kleiner. Der Fahrer sparte sich, wiederum gewohnheitsmäßig, jeden Gedanken an das Wer und Warum. Hinter ihm, im abgetrennten

Compartement der Limousine schwiegen die Fahrgäste. Amelia streifte sich dicke Handschuhe genüsslich von den Händen. Bosch saß ratlos. Er hatte nichts geantwortet und sich widerstandslos von Amelia in den Wagen ziehen lassen. Jetzt starrte er gedankenlos nach vorn, auf die Straße. Die Gräfin ließ ihn allein mit der Leere in seinem Kopf. Für eine Weile, jedenfalls. Als sie sich schließlich bereit machte, Bosch aus seinem Tagtraum zu wecken, griff er unvermittelt zum Champagnerkühler zwischen ihnen.

Die Gräfin schmunzelte zufrieden.

»Sehr aufmerksam«, sagte sie, nachdem Bosch den gefüllten Kelch schon zu seinen Lippen gebracht hatte – woraufhin seine Bewegung stockte. Ohne seiner Begleitung ins Gesicht zu blicken, fuhr er schließlich doch fort und schluckte den Inhalt des Glases in einem Zug. Dann füllte er nach und löste ein zweites Glas aus seiner Halterung.

»Wir fahren in die falsche Richtung«, kommentierte er uninteressiert, während er Amelias Kelch füllte und ihr reichte.

»Ach, der gute Jaques verdient eine Pause. Er muss ja auch Gelegenheit finden, das Geld zu verprassen, das er an uns verdient.«

»Jaques?«

»Stiller Typ? Schnell mit den Bestellungen, noch schneller hinter seiner Bar verschwunden?«, fragte Amelia gespielt pikiert zurück.

»Mein lieber Bosch, hast du so gar keine Ader für die Leute?«

Der Maler blieb eine Antwort schuldig.

»Eine andere Adresse ausnahmsweise…«, wechselte Amelia das Thema. Während sie sprach, füllte sie ihrerseits die Kelche nach.

»Hin und wieder ein Stilbruch, das hält die Perspektiven offen.«

Vor einem großen Tor stoppte der Wagen. Zu beiden Seiten verschwand ein geflickter Zaun aus Blech und Holzlatten in der Dunkelheit. Dahinter erkannte Bosch nur Schemenhaftes, unter anderem weil es hier keine einzige Straßenlaterne gab. Das Tor gab nur einen unzureichenden Blick durch verrostete Gitterstäbe frei: Irgendwo in der

Finsternis glimmte ein winziges Licht, kleiner als ein Stern am Himmel – wohin in dieser Nacht jeder suchende Blick umsonst gerichtet war. Um einen Stern zu sehen, hätte dieser schon auf Höhe eines Dritten Stockwerks hängen müssen, um das Schneetreiben zu durchbrechen.

»Das Tor ist offen, auch wenn es nicht so aussieht«, erklärte Amelia. Sie lächelte Bosch kühl an. Der Fahrer in seiner abgetrennten Kabine machte keine Anstalten, den Wagen zu verlassen und Amelia die Tür zu öffnen. Die Gräfin ebensowenig.

»Kommst du nicht mit?«, fragte Bosch.

»Heute nicht.«

Die Gläser fanden den Weg zurück in ihre Halterungen. Ihr leises Klirren verstärkte sich in der Stille unangenehm schrill.

»Was soll ich da drin?«

»Freunde treffen.«

Bosch wendete den Blick vom Tor ab und Amelia zu. Seine Miene stufte die Überzeugungskraft der Antwort der Gräfin irgendwo zwischen lächerlich und ärgerlich ein.

»*Meine* Freunde«, präzisierte Amelia. Und ihre Miene ließ keinerlei Raum für Interpretationen. »Wenn du sie findest, heißt das. Wenn du das tust, sehen wir weiter.«

Bosch wollte etwas Gelangweiltes entgegnen, kam aber nicht dazu, weil Amelia sich zu ihm beugte und am Kinn packte. Dann sprach sie langsam und angespannt mit ihm, wie eine Mutter, die ihrem Kind zum ersten und letzten Mal eine deutliche Instruktion zu geben gedachte.

»Ich werde einen Bosch sehen, dem nicht die Langeweile aus dem Gesicht fällt. Und das bald. Ich habe Geduld, verstehst du? Vor allem hat diese Stadt Orte, die uns nicht zu Füßen liegen.«

Bosch bezweifelte, dass Amelia sich tatsächlich in diesem Urteil einschloss, jenseits einer rhetorischen Finte. Er hatte mittlerweile hunderte Männer wie Frauen erlebt, die der Gräfin auf Geheiß die Schuhe

küssen würden. Und von denen wurde niemandem mit einem dieser Küsse gedroht, die Boschs Körpertemperatur fallen ließen.

»Ich dulde keine Widerrede, Bosch!«, flüsterte Amelia.

Sie küsste Bosch auf die Stirn. Die Tür hinter ihm flog auf. Der Fahrer der Gräfin hielt sie offen.

Bosch fand das große Tor unverschlossen. Zumindest waren weder Schloss noch Ketten zu sehen. Eher aus Reflex denn aus logischer Schlussfolgerung heraus zog er an einem der Gitterstäbe. Zu seiner Überraschung geriet das ganze Tor in Bewegung. Beinahe lautlos rutschte es eine handbreit nach rechts. Bosch gab ihm noch einen Stoß und zwängte sich dann durch den entstandenen Spalt.

Hinter dem Tor führte ein gepflasterter Weg zwischen flachen Schuppen und Mauerresten entlang. Bosch entdeckte Schienen in der Mitte des Wegs, die er draußen auf der Straße nicht gesehen hatte. Er folgte ihnen mit den Augen und setzte sich in Bewegung. Das glimmende Licht, das er vom Wagen aus gesehen hatte, flackerte. Mal war es zu sehen, dann wieder nicht. Je näher er kam, umso deutlicher erkannte er eine Öllampe, die in einem winzigen Bodenfenster stand. Als Bosch sie erreichte, fand er eine Sackgasse vor. Eine Tür war nirgends zu sehen, nur eine geschmiedete Leiter, die ihm bis zur Schulter reichte. Auf den zweiten Blick sah er neben sich eine Laderampe, die oberhalb der Sackgasse in eine Halle führte.

Bosch schaute sich um. Er sah nichts und niemanden. Der Schnee fiel noch stärker als vor dem Hotel. Mit drei, vier Tritten schwang er sich die Leiter hinauf und hielt auf eine offene Tür hinter der Laderampe zu. Dahinter waren Stimmen zu hören, oder wenigstens zu vermuten. Bosch nahm ein stetes Rauschen war, das auch anderen Ursprungs sein konnte. Vor einer kalten Mauer aus Backstein musste er sich für einen von zwei Durchbrüchen entscheiden. Er hielt sich an das deutlicher werdende Rauschen und tastete vorwärts durch das rechte Loch. Beinahe

augenblicklich zersprangen die undefinierbaren Geräusche in altbekannte Einzelteile. Bosch hörte Rufe, Gelächter und klirrende Gläser. Dazu erhellte sich der Gang, in dem er sich wiederfand. Nach ein paar Metern endete der in einem Labyrinth aus Holz und Messing, dessen Zweck Bosch erst auf den zweiten Blick verstand.

Er stand im Eingang einer Bar, die den Eindruck machte, jede Sekunde einzustürzen. Das lag vor allem an der schmucklosen Decke, die höchstens zwei Meter über dem Boden auf das Etablissement drückte. An viel zu vielen Stellen ragten goldfarbene Lampen bis auf Schulterhöhe hinab. Sie erinnerten in ihrem groben Schnitt an kleine Viehtränken, die auf den Kopf gedreht und mit lächerlich schwachen Glühbirnen versehen worden waren. Jede von ihnen warf einen von Zigarrettennebel durchwaberten Lichtschein auf ein bis zwei Tische. Stühle gab es nicht. Stattdessen schlossen Sitzbänke diese einzelnen Zellen zu zwei Seiten ein. Anstelle von Rückenlehnen hatte man Baulatten entlang der Bänke vernagelt. Jemand hatte noch behelfsmäßig Lack aufgetragen, denn Bosch erkannte einen dunkelbraunen Anstrich. Der Schimmer erinnerte ihn an Honig. So klebrig wie die Schicht aussah, hätte es tatsächlich Honig sein können – oder Fett. Bosch sog die Luft ein. Nein, hier gab es alles außer einer Küche.

Die Holzabteile mit ihren Tischen und Tränkenlampen teilten den großen Raum in dutzende kleine Inseln. Zur Linken entdeckte Bosch einen dicken Mann in zerschlissenem Anzug, der auf einem Hocker schlief und in wachem Zustand offensichtlich die Tür im Auge behalten sollte. Zu seiner Rechten begann ein Tresen, der tief in den Raum lief. Alle paar Meter schwamm eine Wange in Bier oder anderer Flüssigkeit. Bosch zählte vier davon. Unterbrochen wurde die säuberliche Wangenreihe nur von einem gekrümmten Mann, der sich mit beiden Händen auf dem Tresen abstützte, aber eben nicht mit dem Gesicht. Das verzog er eigenartig. Bosch trat näher in den Raum hinein und auf den Mann zu. Er musste den Kopf einziehen. Als er den Gekrümmten mit seinem

verkniffenen Gesicht passierte, entdeckte er die kniende Frau unterhalb der stützenden Arme. Sie war beschäftigt.

Bosch ging weiter, an den beiden vorbei.

Aus dem blauen Qualm schälte sich der dritte Mensch, von dem Bosch sicher sein konnte, dass er bei Bewusstsein war.

»Hallo, hallo«, schnalzte der Mann, der Bosch kaum bis zur Schulter reichte, aber ein Selbstvertrauen im vernarbten Gesicht trug, das von Erfahrung in der professionellen Berechnung von Größen- und Gewichtsunterschieden zeugte. Er trug grundsätzlich ein Springmesser bei sich, so auch jetzt. In der Regel zückte er es für den dramatischen Effekt. Nur selten musste er die Klinge in ihrer eigentlichen Funktion einsetzen. Da Bosch ihm nicht antwortete, hatte er seiner Meinung nach hinreichend Anlass und die freie Auswahl zwischen Effekt und Funktion des Messers. Die Woche war überdies teuer gewesen. Man musste sehen, wo man blieb. Gelegenheiten! Zu seiner eigenen Überraschung entschied er sich jedoch für keine der Optionen und ließ sein Messer im Ärmel seines Mantels. Der reich aussehende Lulatsch sah ihn nur einmal flüchtig von oben herab an und schob sich an ihm vorbei, tiefer in das Tischlabyrinth hinein.

Nachdem sich Boschs Augen an das Gemisch aus verbrauchter Luft, Qualmschwaden und gelbstichigen Lichtkegeln gewöhnt hatte, sah er die Kundschaft jenseits des Tresens. An jedem der Tische saß mindestens ein Mann, der dem Störenfried im Gang zwar nicht aus dem Gesicht, aber aus der Absicht geschnitten schien. Die meisten glotzten fahl und träge unter Schiebermützen oder wirr abstehenden Haarkämmen hervor. Hier und da hing eine ebenso fahle Frau auf einem von ihnen, immer in der Ecke zwischen zwei Bänken. Manchmal war es umgedreht, in einem Fall waren die Eckesuchenden unter den Tisch gerutscht. Dem über allem schwebenden Schnapsgeruch nach zu urteilen standen die Chancen gut, dass sie es nicht freiwillig getan hatten, sondern nicht mehr aufstehen konnten.

Bosch suchte nach einem Sitzplatz. Es standen genügend zur Verfügung, entweder weil ihre Inhaber nicht mehr wussten, dass sie auf einem saßen, oder weil kleine Gruppen mit schiefem Grinsen Bosch gerne zu sich gebeten hätten. Er wusste jedoch, wo er sich hinzusetzen hatte, sobald er das Holzabteil entdeckte, in dem nur ein einziger Mann saß. Das Kübellicht über dem Tisch war kaputt. Zu erkennen war nur ein großer roter Glutpunkt in der Dunkelheit sowie die Schatten zweier Schulterpaare, die sich als ein einziges herausstellten. Bosch traute seinen Augen kaum, aber als er den Tisch erreicht hatte, konnte er sich überzeugen: Der Mann hinter dem Glutpunkt seiner Zigarre, die die Stärke eines mittleren Wasserrohrs hatte, schien Bosch eine physikalische Unmöglichkeit zu sein: Sein Kreuz reichte von einer Seite des Tischs bis zur anderen. Zwei Männer normaler Statur hätten den gleichen Platz einnehmen, und sich noch in höflichem Abstand zuprosten können.

Bosch setzte sich an die Stirnseite des Tischs, so dass er und der Koloss jeweils eine der beiden genagelten Wände ihres Abteils im Rücken hatten. Letzterer nahm zunächst keine Notiz von Bosch und nahm einen weiteren Zug seiner Zigarre. Im Schimmer unter dem kaputten Leuchter glühte der brennende Tabak wie ein Alarmsignal. Der Sog hinter den gespitzten Lippen klang nach einem Blasebalg. Bosch musste wegen der Glut und des Geräuschs an eine Schmiede denken.

»Du bist dann wohl der Maler«, stellte der Koloss leise fest. Seine Stimme füllte den Raum so restlos, als hätte er ihn verbal mit Wasser geflutet. Sie war nicht so tief, wie man anhand der Abmaße des Menschen vermuten konnte, eher wie ein dumpfer Teppich – mit scharfen Kanten.

»Bosch«, sagte Bosch.

»Harstein«, kam es zurück. Dann hob sich die Hand, zwischen deren Fingern die Zigarre klemmte, hoch zum Leuchter und rüttelte einmal kurz und heftig daran. Sofort flackerte die bemitleidenswerte Glühbirne im Kübel unentschlossen. Nach drei, vier Sekunden hatte sie ihre Schockbehandlung eingeordnet und glimmte nun vorschriftsmäßig.

»Lass' dich mal anschauen«, murmelte Harstein. Er drehte seinen kantigen Schädel so langsam zu Bosch herüber, als bewegte er einen Marmorblock. Bosch blickte in kleine, farblose Augen. Roderich von Harsteins Gesicht war so wettergegerbt, dass der ein oder andere Kapitän hätte neidisch darauf werden können. Alles passte zu einem Seebären, bis auf den Bart. Was den Augen an Farbe zu fehlen schien, machten die kurzen Stoppeln wett. Bosch sah rote, schwarze, graue und grellblonde, allesamt unnatürlich dick wie Drähte.

»Allerliebst«, urteilte die flutende Stimme, nachdem Harstein die Begutachtung seines Gegenübers beendet hatte.

Bosch schmunzelte. Etwas drückte ihn ohne Vorwarnung nach rechts, in die Ecke des Abteils. Rex Gänsekiel zwängte sich neben ihn und hob zwei schwere Bierkrüge auf die Tischplatte.

»Verdammt nochmal an der Zeit, Rex!«, polterte Harstein. Er zog einen der beiden Humpen zu sich hinüber. Und an Bosch gerichtet: »Bier zu banal für Künstler?«

»Für mich nicht.«

»Na dann, nochmal eins«, befahl Harstein. Ohne ein Wort zu sagen, und obwohl er sich gerade gesetzt hatte, stand Gänsekiel auf und verschwand im Qualmnebel des Gangs. Gleichzeitig rumorte es unter dem Tisch gegenüber, dort wo Bosch die Schatten der beiden Bewegungsunfähigen auf dem Boden gesehen hatte. Einer der beiden krabbelte nun unter dem Tisch hervor, erhob sich mit einem Schnaufen und setzte sich ebenfalls ins Holzabteil.

»Die ist einfach eingepennt, die gute…«, schnaufte d'Utrecht, während er den Sitz seiner Weste überprüfte und sich Staub von der Jacke klopfte, »…die gute Liselotte!«

»Du langweilst eben, Theodorus«, kommentierte Harstein.

»Vertragen nichts, diese jungen Gören.«, ignorierte ihn der Juwelier. »Aber hier, hmm, ein Prachtstück!«

Triumphierend offenbarte d'Utrecht eine winzige Perle zwischen seinen Fingern.

»Du würdest selbst in Scheiße noch 'nen Edelstein finden«, brummte Harstein.

»Aber ja!«, freute sich d'Utrecht, und dann entdeckte er Bosch. »Ah, mein Lieber! Sehr schön, sehr schön…«

Gänsekiel wuchtete einen dritten Humpen Bier auf den Tisch.

»Wo ist Sander?«, fragte Bosch.

»Den kriegen hier keine zehn Pferde rein«, prustete d'Utrecht.

»Hier sind auch Bullen«, wandte Gänsekiel ein.

»Aber die andere Art.«

»Andere Art?«, fragte Bosch.

»Die, die weggucken können.«

Keiner der Humpen zerbrach. Sie polterten einfach dumpf über die groben Dielen. Ein rotgesichtiger Zuhälter erschrak, sprang halb von seinem Platz auf und wollte irgendjemandem für den verursachten Schreck einen Leberhaken setzen. Dem Weg der kullernden Gläser folgend, entdeckte er, dass Harstein seinen Tisch mit einer einzigen Armbewegung leergefegt hatte. Es tropfte von dessen Ärmel.

Der Rotgesichtigte setzte sich wieder. Unauffällig.

Gänsekiel brachte eine weitere Runde Bier. Er wankte mit den Gläsern durch die Gänge und vergoss die Hälfte. Den Rest leerte Harstein in einem einzigen Zug. Mit jedem Bier, das er serviert bekommen hatte, schien er schneller zu trinken. Bosch betrachtete Harstein nachdenklich. Das Bier verschwand in dem Mann wie Öl in einer Maschine. Je mehr davon, desto runder lief sie.

»Jawoll!«, freute sich Harstein und warf das leere Glas achtlos denen auf den Dielen hinterher. In seinen kleinen Augen blitzte es auf.

»Du gefällst mir, Bosch.«

Es dämmerte Bosch, dass er seine Beobachtung nicht nur gedacht, sondern tatsächlich ausgesprochen haben musste. Die Langsamkeit, mit der sich diese Entdeckung in seinem Kopf manifestierte, amüsierte ihn.

»Aber diese Brühe hier ist zu dünnflüssig«, fluchte Harstein. »Wir brauchen mehr Viskosität, Bosch!«

Der Maler verstand nicht.

»Viskosität! Dickflüssiges Zeug! Bei kalten Temperaturen musst du mehr abkönnen«, erklärte Harstein genüsslich.

Neben ihm hob Gänsekiel seinen noch längst nicht geleerten Humpen unter den Bierwärmer, dessen Tauchsieder aus dem Wandholz ragte. Mit einem giftigen Zischen erhitzte das Metall das eiskalte Bier.

»Genau, Fortschritt!«, ergänzte Gänsekiel mit einem Blick in Harsteins Gesicht. Bosch erinnerte der um Bestätigung heischende Ausruf an ein Kind. Und so wie nur ein Kind es konnte, wich der Ausruf nun auch bei Gänsekiel im Bruchteil einer Sekunde einer genau entgegengesetzten Mimik. Bosch sah Angst, denn Harstein hatte sich mit einem kurzen Atemzug zu seiner vollen Breite entfaltet und starrte den zwergenhaft wirkenden Dichter wutentbrannt an.

»Dieser Schwachsinn ist kein Fortschritt!«, brüllte er Gänsekiel an. Allein der Luftdruck hinter der Replik drückte den schmächtigen Mann einige Zentimeter über die Sitzbank. Bosch war sich sicher. Und halb rechnete er damit, dass Harstein jede Sekunde seine riesigen Fäuste in Schwung bringen und Gänsekiel damit kurzerhand in die Wandverkleidung nageln würde. Aber die Fäuste blieben Hände und Harstein hob nur eine davon, um mahnend einen Finger in die Höhe zu strecken.

»Bier ist nichts weiter als das Schlafmittel fetter Mönche, du Flitzpiepe!«, begann er zu dozieren. »Kann man trinken, kann man runterkippen. Und wenn du Memme meinst, es für deinen empfindlichen Magen lauwarm machen zu müssen, bitte schön! Aber das Stück Metall ist eine Pisshilfe, keine Technik. Kein Fortschritt, kein gar nichts!«

D'Utrecht lachte höhnisch und schnippte die Perle, die er noch immer zwischen den Fingern hielt, mit seinem Daumen Richtung Gänsekiel. Sie prallte lautlos von ihm ab und rollte den Gang hinunter. Der Juwelier grinste kurz zufrieden über seine Treffsicherheit. Aber nur kurz. Dann ließ er sich nervös auf alle Viere nieder und begann, den Boden abzusuchen. Harstein fuhr unterdessen fort.

»Du beleidigst mir den Fortschritt nicht, hörst du?«

Gänsekiel kauerte wie eine erstarrte Katze in gelähmter Defensive und brachte kein Wort hervor.

»Wenn du etwas rauchen siehst wie einen Geysir, und kreischen, dass dir die Ohren abfallen, *dann* hast du Fortschritt vor dir! Lass' es rasen oder abstürzen, egal, Hauptsache es hinterlässt eine Narbe. Alles andere ist Spielzeug…«

»Futurist, unser guter Harstein«, raunte d'Utrecht neben Boschs Schoß, wo er die Perle wiederfand und vom Boden auftauchte.

»Erzähl' dem Mann doch keinen Unsinn, d'Utrecht!«, polterte Harstein von oberhalb des Tischs. Er drehte sich zu Bosch hin. Gänsekiel entspannte sich, weil er nicht mehr im Mittelpunkt stand.

»Die Italiener mit ihrem Kunstquatsch und der Dichterei können mir gestohlen bleiben«, erklärte Harstein Bosch.

»Futurist!«

»Nichts hab' ich mit denen zu schaffen!«

»…außer ihnen die wirrsten Aktionen zu finanzieren.«

»Für die Technik, für den Blick in das Wesen der Maschinen«, verteidigte sich Harstein.

»Dann eben wählerischer Futurist!«

Mit Mühe hievte sich d'Utrecht zurück auf seinen Stuhl. Die Perle war nicht mehr in seiner Hand, dafür ein winziges gefaltetes Papier, das wie ein geschrumpfter Brief aussah.

»Wer nicht radikal denkt, bleibt stecken«, ignorierte Harstein den letzten Einwand. Er beugte seinen massiven Brustkorb über die Tischplatte, um Bosch eindringlicher erklären zu können. Das Holz ächzte.

»Das zumindest hat der Haufen Futuristen verstanden. Die würden kein albernes Rohr feiern, das aus einer Wand kommt und glühen kann. Der Krach von Kolben, Bosch, hast du dem mal richtig zugehört?«

Bosch trank sein Bier aus.

»Das ist Sprache, verstehst du?«, fuhr Harstein atemlos fort. »Die Sprache, auf die es für unseren schlaffen Haufen ankommen wird! Hier, Unter den Linden, da hocken die blassen Jungs und stopfen ihre Köpfe mit Alt-Griechisch voll…«

D'Utrecht kicherte hysterisch. Eine Sekunde lang hatte auf seinem Handrücken der weißliche Inhalt des Briefchens gelegen. Jetzt war er schon in d'Utrechts Nase. Und anderswo.

»…oder mit Latein!«, wetterte Harstein weiter. »Kannst du mir sagen, was der Unsinn alter Männer uns heute lehren soll?«

»Dich und mich?«, fragte Bosch.

»Na?«

»Ich habe noch nie jemanden etwas auf Latein bestellen hören«, raunte Bosch nachdenklich.

Harstein lachte auf, was im Fall seiner Stimme dem Poltern eines einstürzenden Werkzeugschuppens nahe kam. D'Utrecht klopfte dem Maler anerkennend auf die Schulter. Gänsekiel machte sich auf zur Theke, bevor ihn Harstein anblaffen und sowieso schicken würde.

»Ganz genau! Du kannst die ganze alte Scheiße nicht mal benutzen, um dich zu besaufen. Wir haben uns neue Vokabeln gebaut, Bosch, und auf die kommt es an. Getriebe, Kessel, Kräne…«

Harstein senkte die noch immer erhobene Hand. Sein Blick fiel auf den Bierwärmer neben seinem Kopf. Er schenkte ihm ein verächtliches Schnaufen, dem mit Bier beladenen Gänsekiel grimmige Blicke.

»Und was ändert das?«, fragte Bosch.

»Hä?«

»Der Kolben. Was sagt mir der Kolben, wenn ich ihm zuhöre? Worauf kommt es denn an?«

Harstein lächelte breit und zufrieden. Dann griff er nach Boschs Hand und tätschelte sie im Rhythmus jeder Silbe, die er flüsterte.

»Dass. Du. Die. Klappe. Halten. Sollst. ...und fahren, bis es dich aus der Kurve trägt. Und Kohle nachschaufeln, bist du Städte bewegst. Und diese ganze große Kugel vor Energie beben machen sollst.«

Bosch verstand Harstein nicht. Aber er trank weiter mit ihm. Für jedes Glas, das er selbst leerte, verschwanden zwei im Koloss. Harstein trank und trank, völlig unbewegt. Er rührte sich erst von seinem Platz, als das Grüppchen im Morgengrauen die versteckte Kneipe als Letzte verlassen musste.

Neben Harstein schleppten sich genaugenommen nur Bosch und Gänsekiel den Weg zurück zur Laderampe. Der Dichter trug d'Utrecht mehr als dass er ihn stützte. Es sah aus, als würde er unter einem überdimensionalen Getreidesack zusammenbrechen. Nachdem Bosch die kleine Leiter zum Hof hinabgestiegen war, machte er sich bereit, den runden Körper des Juweliers in Empfang zu nehmen. Oben jedoch glitt d'Utrecht halb bewusstlos von Gänsekiels Rücken. Er wäre mit dem Kopf auf der Laderampe aufgeschlagen, wenn ihn nicht Harstein im letzten Augenblick mit einer Hand gepackt und wie eine Puppe auf die Füße gestellt hätte.

»Lass' mich«, nuschelte d'Utrecht. Die handgreifliche Aktion hatte ihn gründlich durch- und wachgeschüttelt. »Ich bleib' hier...«

Bosch erwartete, dass die Anderen nun auf d'Utrecht einreden würden, oder Harstein den Mann kurzerhand bewusstlos schlug, um ihn wie eine Handtasche einfach mitzunehmen. Aber der schaute dem Juwelier nur einmal tief in die Augen, drehte sich dann zur Leiter hin, die er flüchtig Maß nahm, und sprang neben ihr hinab in den Schnee. Gänsekiel gab den Sprossen den Vorzug. Als er schon halb unten war,

handelte er sich noch einen freundschaftlichen Stiefeltritt von d'Utrecht an den Kopf ein.

»Idiot!«, schrie Gänsekiel auf.

»Tschüß, meine Freunde!«, juchzte d'Utrecht vergnügt. Das, was von seinen Lebensgeistern in ihn zurückgekrochen war, ließ ihn nun rückwärts auf die Rampe rollen. Dort drehte er sich auf den Bauch, drückte den ballonartigen Körper ein paar Zentimeter hoch und krabbelte dann auf allen Vieren zurück in die schwarze offene Tür.

Gänsekiel machte sich auf den Weg in Richtung Hoftor, wohin Harstein schon vorgegangen war.

»Holt ihr ihn nicht?«, fragte Bosch.

»Warum?, fragte Gänsekiel zurück. Er rieb sich noch die Schläfe vom Fußtritt, war aber hellwach. Er beobachtete Boschs Reaktion genau, bekam jedoch nicht, worauf er gewartet hatte. Bosch schwieg, denn er hatte keine Antwort auf die Gegenfrage, obwohl er das Gefühl nicht los wurde, dass er eine hätte haben sollen.

Weiter vorn, wo Harstein unvermittelt in eine Garage abgebogen war, klapperte es laut. Bosch schloss zu den beiden anderen Männern auf. Aus der Garage kam eine knisternde Plane geflogen. Harstein löste ihr Ende irgendwo in der Dunkelheit des flachen Garagenschachts und verschwand. Nach ein paar Sekunden heulte ein Motor auf wie ein tödlich verletztes Tier. Gänsekiel zog Bosch zur Seite, gerade rechtzeitig, denn augenblicklich schoss ein Wagen aus der Dunkelheit vor, wie ihn Bosch noch nie gesehen hatte.

»Rumpler-Tropfenwagen!«, brüllte Harstein aus dem Inneren heraus. »Der schafft 100 Km/h, Bosch. Windwiderstand 0,28 CW. Dieses Ding ist ein aerodynamisches Wunder!«

Gänsekiel stieg durch die hintere Tür auf der Fahrerseite ein. Bosch betrachtete die Form des Autos, die von der aufziehenden Dämmerung rot gefärbt wurde. Der Wagen sah aus wie ein Ei auf Rädern, aber eines, das sich für eine Patrone hielt. Oben und unten war es abgeflacht, die

Seiten mit Spannung gewölbt, alles strebte nach vorn. Über den vier freigestellten Rädern ragte jeweils eine Finne aus der Karosserie, als wollte der Tropfenwagen etwas durchpflügen – Luft, Wasser, egal was.

»Hab ich direkt von der Automobilausstellung gekauft, kürzlich«, erklärte Harstein stolz, »drei Stück! Einer ist hinüber, leider. Hab ihn auf der AVUS in die Planke gedrückt. Und den hier und den anderen, Bosch, den verkaufe ich gerade an so einen Knilch vom Film. Will in Babelsberg einen Streifen über die Metropole der Zukunft drehen, hat er gesagt. Guter Mann, guter Mann! Sinn für Perspektive, für Fortschritt!«

Harstein lachte laut. Mit seiner Statur wirkte er hinter dem Steuer des schmalen Wagens in etwa so richtig am Platz wie ein Schwergewichtsboxer auf einem Rennpferd. Als Bosch nach der Beifahrertür greifen wollte, ließ Harstein den Motor aufheulen und drehte sich mühevoll mit den Schultern in Richtung des Malers.

»Du wohnst im Adlon, hat d'Utrecht gesagt?«

»Ja.«

»Dann sieh' mal zu, wie du da hin kommst, in dein königliches Bettchen«, lachte Harstein. Und dann, plötzlich so ernsthaft wie Bosch ihn den ganzen Abend nicht erlebt hatte:

»Du solltest in der Villa wohnen, Mensch! Da bist du in besserer Gesellschaft. Wir können Leute mit Vision bei uns gebrauchen.«

Bosch lächelte höflich.

»Überleg' dir das, Bosch! Betrachte dich als förmlich eingeladen.«

Ohne auf Antwort zu warten, trat Harstein das Gaspedal durch. Der Tropfenwagen zog das schlingernde Heck behäbig in die Spur der Vorderachse und brummte zur Straße hinweg. Bosch blickte dem Wagen nach und blieb zurück.

Eine Weile stand er ratlos in der Kälte. Dann fiel ihm auf, dass es aufgehört hatte zu schneien. Er besah sich den Schnee zu seinen Füßen, dann die Wagenspuren, die von ihm weg führten. Bei ihrem Anblick musste er an die Skizze denken, die Henrik Espen ihm gemalt hatte.

8. Glotzerei

Bastian riskierte einen Blick. Vorsichtig schob er seinen Kopf hinter dem großen Stein hervor ...und zog ihn halb enttäuscht zurück, als ihn kein Schneeball traf. Er gab dem Feind noch eine zweite Chance, lugte, zeigte sich – aber auch dieses Mal tat sich nichts. Also wagte sich Bastian endgültig aus dem Schatten des Grabsteins. Ein letzter kritischer Blick bestätigte seinen Verdacht: Sein Hinterhalt war einfach zu gut gewählt. Die Anderen hatten ihn nicht entdeckt und die Schlacht verlagert. Denn hinter der flachen Mauer, die den Friedhof vom Brunnen im Bürgerpark abtrennte, tönten spitze Schreie.

Mit zwei, drei Griffen in den Schnee bewaffnete sich Bastian. In jeder Hand eine Kugel, näherte er sich leise der Mauer. Er linste noch einmal über die Steine, um die Lage zu sondieren, dann kroch er bis zum eisernen Tor, durch das er den Friedhof betreten hatte. Gut, dass er sich instinktiv duckte, denn über seinen Kopf schwirrten augenblicklich Dutzende Geschosse. Bastian begriff, dass er genau zwischen den Linien stand. Prompt traf ihn eine dicke Ladung Schnee an der Schulter und er warf sich, Schutz suchend, hinter den nächstbesten Eisberg, um nicht länger auf dem Präsentierteller zu liegen. In der Eile hatte ihn nicht interessiert, wo und bei wem er landen würde. Jetzt fand er heraus, dass er sich die falsche der beiden Seiten ausgesucht hatte. Hinter dem Wall kauerten Stine und Manfred. Sie glotzten Bastian an, als ob er gerade vom Himmel gefallen wäre. Doch bevor er etwas zu seiner Verteidigung sagen konnte, fassten sich die beiden. Zwei gellende Pfiffe verkündeten höchsten Alarm. Bastian nahm die Beine in die Hand, und keine Sekunde zu früh. Von beiden Seiten neben Stine und Manfred kamen augenblicklich Schneebälle geflogen. Die meisten gingen daneben, aber einige schlugen auf Bastians Rücken ein. Davon schaffte es einer genau in den

Spalt zwischen Schal und Mantelkragen. Bastian lachte im Rennen auf, halb vor Schreck, halb vor gekränktem Stolz. Dafür würde er sich rächen!

Er sah die Hand erst im letzten Augenblick, so glaubte er sich jedenfalls später zu erinnern. Eine ganz normale Hand, in einen hellen Lederhandschuh gepackt. Sie schoss auf Bastian zu wie ein beißendes Biest, auch wenn der Griff nicht wehtat, sondern sich ganz sanft anfühlte. Der Lederhandschuh klinkte sich unter Bastians Achsel ein wie ein Schraubenschlüssel, der passgenau für nichts anderes gemacht worden wäre. Und dann befand sich Bastian in der Luft. Er spürte seinen Oberkörper nach vorn kippen, die Füße ihren Halt verlieren. Schon hing er zappelnd am ausgestreckten Arm des Mannes mit dem Handschuh – mitten über ihm. Bastian sah auf ihn hinunter, besser gesagt auf seinen Hinterkopf. Denn der Mann kniete mit einem Bein und sah Bastian nicht einmal an. Mit seiner freien Hand strich er durch den Schnee. Die andere zeigte gerade empor und trug seine Last scheinbar mühelos, so wie einen Regenschirm. Egal wie oft Bastian sich später auf dem Weg nach Hause die Frage stellte, wollte sich keine Antwort darauf finden, wie der hockende Mann ihn überhaupt hatte kommen sehen können, wo er doch in die andere Richtung und auf den Boden geblickt hatte.

Die Hand, und mit ihr Bastians Schulter, drehte sich zur Seite. Die verwirrt zappelnden Beine folgten in einem kleinen Bogen, gerade rechtzeitig, dass Bastians Füße jenseits des Mannes auf den Boden treffen konnten. Der Lederhandschuh löste seinen Schraubenschlüsselgriff und entließ den Jungen zurück in die Trägheit seines eigenes Körpers. Bastian stolperte zwei Schritte vorwärts, bevor er verdutzt stehenblieb. Ein stechender Schmerz breitete sich von seiner Achsel über Rippen, Arm und Nacken aus. Er fluchte. Als er sich umdrehte, um sich zu beschweren, sah er den Mann unverändert hocken. Er nahm keine Notiz von Bastian und strich weiter im Schnee herum. Was Bastian allerdings noch mehr irritierte als die Ignoranz des Mannes, waren die umstehenden Menschen. Zeugen! Nur glotzten alle von ihnen ebenfalls in den Schnee. Bastian

erkannte seine halbe Klasse und viele andere Kinder seiner Schule, dazu noch ein altes Ehepaar und eine junge Frau mit pechschwarzen Locken. Ein paar Spaziergehende lugten im Vorbeigehen über die Köpfe der Kinder, wurden langsamer und stellten sich schließlich in zweiter Reihe ebenfalls an, um zu sehen, was der hockende Mann mit seinen Fingern im Schnee veranstaltete. Bastians Wut und Beschämung versiegten so schnell wie sie gekommen waren, da sich absolut niemand für ihn zu interessieren schien. Niemand hatte seinen akrobatischen Auftritt überhaupt registriert. Stumm wagte er sich an den Halbkreis aus Glotzenden heran, der links und rechts neben dem Mann immer größer wurde, bis er das Gemälde selber sah.

Bastian war klar, dass er nichts außer Linien im Schnee betrachtete, und trotzdem musste er sie ein Gemälde nennen. Seine Eltern hatten keines, aber in der Schule hingen gleich mehrere, weil der Herr Direktor Wert darauf legte. Bastian fand, dass die Farben und Details, die er vom Schulflur kannte, das Motiv im Schnee auch nicht hätten besser machen können. Das dort war ein Gemälde, und nichts anderes. Der Umriss erinnerte Bastian an einen Schneeengel. In den Vertiefungen zog der Mann in Windeseile mehr und mehr feine Striche, manche mit zwei oder drei Fingern, andere mit der Kante eines Fingernagels. Es waren bereits hunderte Striche und Verästelungen, die zusammen das Abbild eines Torsos in den Schnee stempelten. Die Umstehenden betrachteten es mit selbstvergessenen Gesichtern und auch Bastian fühlte sich augenblicklich vom Motiv gefangengenommen. Er konnte sich nicht sattsehen, musste mit den Augen von einer Kleinigkeit zur nächsten huschen: Unter spiralförmigen Haarsträhnen blitzte ein Ohrläppchen hervor, die Augen blickten verschämt abwärts und schienen zu den Pupillen hin metertief in den gefrorenen Boden zu ragen. Über den Schultern hing ein grober Mantel, der zum Bauch hin Wellen schlug. Bastian erkannte jeden einzelnen Knopf. Jeder sah auf seine Weise anders aus als die anderen. Der Mann malte gerade einen weiteren in den Schnee. Als er damit fertig war,

zog er den anderen Handschuh aus, um dann mit allen zehn Fingernägeln haarfeine Linien über den Mantel zu ziehen.

Vor Bastians Augen wuchs ein Muster auf dem Mantel, das ihn förmlich aus dem Schnee zu drücken schien. Bastian war versucht, direkt danach zu greifen, weil er fest davon überzeugt war, dass der Schneemantel warm sein müsste. Aus den Augenwinkeln sah er, dass sich der Arm der jungen Frau mit den pechschwarzen Locken ebenfalls in diese Richtung bewegte. Anstatt nach dem Mantel zu greifen, stützte sie sich aber nur auf der Schulter des Mannes ab. Bastian konnte jetzt ihr Gesicht sehen. Es war das gleiche wie im Schnee. Auch der Mantel. Bastian erkannte das Muster sofort. Die Haare, das Ohrläppchen, die Augen, alles ihre.

Nur schien ihm das Gemälde im Schnee echter zu sein als die Frau.

Bastian löste sich aus seiner stummen Beobachtung. Immer mehr Menschen blieben stehen und wurden zu Zuschauern. Aus der Zweierreihe war bereits ein Gedränge geworden, in dem jede einzelne der glotzenden Personen beseelt lächelnd in den Schnee blickte. Nur die Frau, dessen Ebenbild sie betrachteten, lächelte nicht, fand Bastian. Sie stützte sich auf die Schulter des Mannes und schien letzten Endes ein wenig zurückzuweichen. Ihr Mund stand offen, weil sie mehrmals vergeblich versuchte etwas zu sagen.

Es gelang ihr nicht.

9. Am Stein

Mavi genoss das Schweigen. Bosch schien es nicht zu stören und ihr gab es Gelegenheit, sich näher mit den Eindrücken des Tages zu beschäftigen. Ihr Kopf gab keine Ruhe. Sie mochte es zwar nicht, bis hinaus in diesen Teil der Stadt zu fahren, vor allem nicht im Winter, aber sie hatte den Pflichtbesuch nicht länger hinausschieben wollen. Dass Bosch sich angeboten hatte, sie zu begleiten, war ihr deshalb von Anfang an mehr als Recht gewesen. Jetzt saß er vor ihr im Kerzenschein und trank aus seinem Weinglas. Er hatte es einige Male nachfüllen lassen, so dass sich Mavi plötzlich fragte, wie viel sie beide eigentlich getrunken hatten. Ihr Mund schmeckte nach Kirschen, nach einer ganzen Menge davon – überreif. Der Geschmack gefiel Mavi, aber die erhoffte Wirkung trat nicht ein. Sie konnte sich an alles erinnern.

Der Weg von der Stadtbahn bis zum Pankower Bürgerpark war kurz. Bei Bosch untergehakt lief er sich wie mit einer Eskorte. Das erste von vielen guten Gefühlen an diesem Tag. Mavi lenkte Bosch mit dem sanften Druck ihres Ellenbogens.

Die anderen Damen hatten Hunde gehabt.

Als das Paar durch den südlichen Eingang des Bürgerparks bog, musste eine Dame mit Schäferhund ihnen Platz machen. Durch das Tor passte mühelos auch ein großer Kohlelaster, aber die Dame hielt trotzdem einen Höflichkeitsabstand. Der Schäferhund hatte seinen Kopf demütig gesenkt und den Schwanz zwischen die Hinterbeine geklemmt.

Mavi nahm noch einen Schluck flüssige Kirsche.

Im Sommer rannten die Kinder über die riesige Wiese in der Mitte des Parks, während am nördlichen Haupteingang die Erwachsenen Erfrischungen beim Brunnenausschank kauften. Wasser in allen möglichen Flaschen und von überall her. Im Winter tobte nur der Wind über die

offene Fläche. Niemand hielt sich länger als nötig in der ungeschützten Mitte des Parks auf. Keine Kundschaft. Der Ausschank war deshalb in seine Einzelteile zerlegt worden und lag irgendwo zwischen den Bäumen zu einem großen Paket vertäut. Die Damen, die Hunde und die schreienden Kinder benutzten die Winkel und Wege zwischen den Bäumen. Mavi hatte Bosch in deren Schutz um den Park führen wollen, aber eine geballte Schneeballattacke trieb sie schließlich auf die Wiese hinaus. Und dort hatte er sie mit einem Mal sehr ernst und konzentriert angesehen. Dann zeichnete er diese Fingerstriche in den Schnee und ein paar Minuten später schien er Mavi vergessen zu haben, so versunken war Bosch in seine Arbeit gewesen. Sie hatte vom ersten Strich an geahnt, dass er sie malen würde, doch sie konnte bis zuletzt nicht glauben, was sie sah.

Noch ein Schluck. Dieses Mal schmeckte sie fast nichts. Dafür zog etwas wie ein Stich bis hinter ihre Schläfen: Im Spiegelsaal des Restaurants schien niemand irgendetwas zu sagen.

Es war seine Idee gewesen, hier etwas essen zu gehen. Mavi hatte keinen Hunger gehabt, aber auch dieser Gelegenheit, noch etwas Zeit vor dem Pflichtbesuch zu schinden, war sie gerne gefolgt. Bosch wurde behandelt wie ein König, fand Mavi. Der Oberkellner buckelte förmlich vor ihm und hatte Mavi den ganzen Nachmittag kaum beachtet. Zwischendurch war eine Frau an ihren Tisch gekommen und hatte sich stotternd vorgestellt, nur um für einen Augenblick Bekanntschaft mit Bosch zu machen. Er war wenig höflich gewesen. Nicht genervt, aber in einer Art uninteressiert, mit der Mavi über die Dicke einer zu schneidenden Scheibe Brot nachgedacht hätte. Für die aufgeregte fremde Frau war dieses kurze Zwischenspiel ganz eindeutig ein fantastisches Abenteuer gewesen, denn sie schwebte förmlich an ihren eigenen Tisch zurück, wo ein griesgrämig essender Herr ebenso offensichtlich seine Eifersucht herunterzugabeln versuchte.

Mavi fragte sich einmal mehr, warum ausgerechnet sie mit Bosch in diesem Restaurant saß, warum sie ihn unterhaken und wie eine Trophäe

durch die Gegend lenken konnte. Und weil sie fühlte, dass es ihr letztlich nicht wichtig war, fand sie sich selber verdächtig.

Ein letzter Schluck, dann war das Glas leer.

»Lass' uns gehen, bitte«, sagte sie.

»Einen Kaffee?«, fragte Bosch. »Vor der Kälte draußen?«

Mavi verneinte. In einer der Ecken des Spiegelsaals reagierte der Oberkellner beinahe hellsichtig darauf, dass Bosch sich auf seinem Stuhl langsam zu voller Größe streckte. In Windeseile erreichte der Angestellte den Tisch und nahm den Zahlungswunsch zur Kenntnis.

Mavi beobachtete Bosch. Im Schein des Kerzenständers zwischen ihnen glänzte sein Gesicht. Dass sich keine Haare darin fanden, verlieh seiner Haut einen milchigen Schimmer. Mavi fiel auf, dass sie Bosch noch nie mit Stoppeln gesehen hatte. Sie hatte nicht einmal welche gefühlt, auch nicht morgens. Und trotzdem fand sie Boschs Gesicht keineswegs weich, weiblich oder, schlicht gesagt, unmännlich.

»Wir werden noch etwas spazieren gehen müssen«, sagte sie.

»Es ist dunkel geworden.« Bosch deutete mit einem Kopfnicken in Richtung des Fensters neben ihrem Tisch.

»Das macht nichts. Ich will dir auch nichts zeigen.«

Mavi griff nach ihrem Glas, und stellte es missmutig wieder ab, als sie sich erinnerte, dass es leer war. In der Zwischenzeit sprang der Oberkellner an Boschs Seite. Er reichte ihm einen Umschlag auf einem kleinen Tablett. Der Maler musterte den Inhalt oberflächlich, dann zückte er seine Geldbörse. Als er dem wartenden Oberkellner Scheine in die Hand drückte, musterte ihn Mavi von der Seite. Der Glanz des Kerzenscheins fiel jetzt auf Boschs Haare, wo Mavi eine kahle Stelle erkannte. Dass sie dort normalerweise nicht hin gehörte, verriet der Rest der Haarlinie zwischen Schläfe und Scheitel. Es fehlte einfach ein Stück von der Größe eines Daumennagels. Und noch etwas fehlte: Eine Narbe, die dem Grund des fehlenden Büschels Rechnung trug. Während sich der Oberkellner für den Besuch seines Hauses bei Bosch bedankte, kniff Mavi

ihre Augen zusammen, aber da war keine Narbe. Die Wunde, die sie mit der Glasscherbe gezogen hatte, war verschwunden.

Draußen vor der Tür herrschte ziemliche Finsternis. Die Gaslaternen zischten geduldig vor sich hin, schienen ansonsten aber wenig nützlich. Wenige Meter hinter dem Kieselweg lagen die Bäume des Bürgerparks in kompletter Dunkelheit. Der Weg schlängelte sich am Restaurant vorbei in die Nachtschwärze. Mavi atmete tief durch. Sie sog die eiskalte Luft ein, um den Spiegelsaal und das seltsam stille Abendessen aus ihren Gedanken zu vertreiben. Bosch knöpfte seinen Mantel zu. Mavi griff seinen Arm und zog ihn den Weg entlang in die Dunkelheit.

Sie passierten den Rosengarten des Parks, in dem die Pflanzen kahl und hart auf ihre Zeit warteten. Hier gab es nur noch wenige Laternen. Wer die Wege zwischen den Baumgruppen nicht kannte, hätte sich zu dieser Jahreszeit verlaufen, obwohl der Park nicht groß war. Aber Mavi kannte alle Wege hier und Bosch war vielleicht die einzige Person, die sich noch nie im Leben verlaufen hatte. Sie leitete ihn stumm in Richtung des Friedhofs, vorbei an der Panke, die den Park nach Osten hin teilte. Der schmale Fluss war gefroren. Kufenspuren hatten das Eis über die letzten Wochen zernarbt wie das Kinn eines Kiezboxers. Begleitet vom kaum hörbaren Fließen des Wassers darunter, bogen Mavi und Bosch durch ein unscheinbares Tor auf den Friedhof ab. Hier gab es gar keine Laternen mehr. Mavi verlangsamte ihren Schritt, hier und da tastete sie sich an Baumstämmen oder Grabsteinen entlang. Bosch folgte ihr, bis sie den Friedhof fast vollständig zur gegenüberliegenden Seite überquert hatten. Hinter einem Zaun lag eine verlassene aber erleuchtete Straße, die ein wenig Licht auf die letzten Grabreihen warf. Dort blieb Mavi vor einem Stein stehen.

Und sagte nichts. Bosch stellte sich ihr an die Seite, ohne irgendeinen Gedanken zu haben oder zu suchen. Mavi musterte stumm den Stein und das schmucklose Stück Boden davor.

»Mein Bruder«, erklärte sie schließlich.

Bosch nickte. Das blieb ungesehen, denn Mavi wendete ihren Blick nicht vom Grab ab. Ihr Mund setzte dazu an, etwas weiter auszuholen und das Gesagte zu erklären. Dann ließ sie es bleiben. Mit Bosch an ihrer Seite wusste sie, dass es keinen Grund zur Eile gab. Deshalb ließ sie zunächst die Flut an Bildern gewähren, die in ihren Kopf drang. Sie wollte sich nicht erinnern, wie so oft an diesem Stein. Dieses Mal wehrte sie sich aber nicht, weil sie wusste, dass dieser Besuch ihr letzter bleiben würde.

»Mein Stiefbruder, meine ich«, präzisierte sie irgendwann. Wie von ihr erwartet, kommentierte Bosch auch dies nicht. »Wir haben zusammen gespielt, als wir klein waren. Seine Familie hatte einen Hof, auf der anderen Seite des Feldes.«

Mavi hockte sich auf ihre Knie. Sie vergrub die Hände in den Falten ihres Mantels. Bevor sie weitersprach, blickte sie zu Bosch. Er folgte ihrem Zeichen und hockte sich ebenfalls hin. So kauerten sie gebeugt vor dem Stein, wie zwei weitere der schneebedeckten Komposthaufen, die überall auf dem Friedhof verteilt waren.

»Dann zog ich bei ihnen ein und plötzlich war Hans mein Bruder.«

Mavi stockte.

»...sein Name war Hans«, bestätigte sie. Sie war peinlich berührt, dieses Detail fast vergessen zu haben. Er nickte aber nur, verschweigend, dass er den Namen auf dem Stein bereits gelesen hatte. Und das Sterbejahr. Hans war 1920 gestorben.

»Man kann ja die Hand vor Augen nicht sehen hier!«, lachte Mavi leise auf. »Also, da steht ‘Hans Jensen’ und er war mein Bruder.«

»Er ist nicht alt geworden«, murmelte Bosch.

»Nein, ist er nicht«, antwortete Mavi leise. Sie sammelte sich. Mit einer Hand öffnete sie langsam ihre Handtasche und begann darin zu kramen, während sie sprach.

»Er wollte unbedingt in den Krieg...«, stellte sie in den Raum. Sie dachte an den Riss in Hans’ Gesicht, den sie nicht vergessen konnte, wenigstens nicht, wenn sie an dieses Grab kam. Den Riss, den es nicht

wirklich gab auf seiner Haut. Nur in seiner Seele. Und sichtbar war er nur in diesem einen Moment gewesen, nachdem Hans ihr gesagt hatte, dass er sie liebte. Den Riss, den niemand außer sie jemals gesehen hatte, weil sie beide allein in ihrem Zimmer gewesen waren. Sein erhitztes Gesicht, schon als er ihr sagte, dass er ihr etwas Wichtiges mitzuteilen habe. Wann immer Mavi daran dachte, war es zusammen mit der Erinnerung an diese Woge der Enttäuschung, die seine Worte in ihr ausgelöst hatten. Als hätte jemand ihr den Bruder gestohlen, vor ihren Augen. Ohne, dass sie irgendetwas dagegen hatte tun können.

»Er war erst Siebzehn, und eines morgens war er weg«, sagte Mavi. Und dann, ein paar Sekunden der Stille später:

»Vater fuhr ihm hinterher.«

Das war einige Monate nach dem Geständnis und Mavis entgeisterter Reaktion gewesen. Ein Blick in ihr Gesicht hatte Hans genügt, um zu verstehen. Das war der Moment, in dem dieser Riss seine Miene zerteilte, als wäre der unsichtbare Spalt, den er zwischen sie beide getrieben hatte, plötzlich sichtbar geworden und vom Boden bis zu seinem Kopf emporgekrochen. Mavi hatte noch nie so etwas gesehen.

Von diesem Moment an war nichts mehr übrig von der Leichtigkeit, die die beiden Kinder im Umgang miteinander gehabt hatten – all die Jahre. Mavi jedenfalls hatte sie gespürt, auch wenn sie das Gefühl erst hatte beschreiben können, nachdem es ihr abhanden gekommen war. Was Hans anging, war sie sich nicht mehr sicher. Wie lange hatte er so gefühlt? Sie hätte ihn fragen können, traute sich aber nicht. Sie wollte nicht daran denken, diesen Abend und seine wenigen Worte ungeschehen machen. Und je länger sie mit ihrem Verlust rang, umso wütender wurde sie auf Hans. Sie sagte ihm das nicht. Nie.

Beide sprachen ein paar Tage nicht miteinander. Dann gingen sie sich aus dem Weg, so subtil und gut, wie es eben ging. Die Eltern merkten davon nichts. Nur Herr Jensen war anscheinend häufiger als früher

unzufrieden und laut mit seinem Sohn. Mavi wusste nicht, ob sie sich das nur einbildete. Jedenfalls mischte sie sich lieber nicht ein.

Sie hielt es in diesem Jahr selten mit dem Rest der Familie aus und half lieber länger als nötig auf den Feldern mit. Und dann war Hans eines Tages weg. Mutter und Vater suchten erst gar nicht im Dorf nach ihm. Niemand musste spekulieren, schien es. Herr Jensen nahm einfach seinen Mantel und machte sich zu Fuß auf den Weg zum Bahnhof.

»Er fand Hans nicht«, flüsterte Mavi Bosch zu. »Sie wussten, dass er in den Krieg wollte. Mehr als einmal gab es Streit deswegen. Sein Vater folgte ihm nach Berlin, denn woanders konnte er nicht hin. In der Heimat hätte Hans nicht bleiben können. Es war ihm nicht genug, Teil des Landsturms zu sein.«

...und nicht weit genug von Mavi entfernt. Aber das hörte Mavi nur im Kopf. Ihren Mund verließ diese Vermutung nicht.

»Er war ja noch nicht gemustert und in den Dörfern hätten ihn alle zurück zu seinem Vater geschickt. In Berlin nicht. Dort herrschte Chaos. Wo Hans sich gemeldet hatte, war nicht herauszufinden. Später schrieb er, dass er Sanitäter wäre und seinen Beitrag leistete. Nicht schrieb er, dass er hier im Park im Lazarett lebte. Am Ende war dies der Ort, wo niemand ihm näher ins Gesicht schaute. Und wo es egal war, ob es noch eine Chance auf den Sieg gab oder nicht. Hans konnte Eimer schleppen und das Blut vom Boden scheuern. Das wird genügt haben.«

Mavi hielt kurz inne. Sie erzählte all dies in dem gleichen ruhigen Tonfall, an den Bosch gewöhnt war, wenn Mavi ihm von ihrer Arbeit erzählte. Es war keine Traurigkeit darin, kein Vorwurf, nichts von der Bitterkeit über den Krieg, die in den Gesprächsfetzen der Feiern hing, die Bosch normalerweise nicht interessierten. Mavi trug diese Geschichte so vor, als wäre es ein überlanges Backrezept und als ob sie von Bosch erwartete, dass er irgendetwas daraus kneten könnte.

»Es dauerte nur ein paar Monate, bis der Krieg vorbei war«, fuhr Mavi fort. »Das Lazarett blieb aber. Sie ließen es offen, dort drüben in der alten Villa. ...wo wir gegessen haben.«

Bosch reagierte nicht.

»Es gab zu viele Invalide. Die Krankenhäuser waren alle überfüllt. Und dann kam die Tuberkulose dazu. Hans bekam sie auch. Er hatte die ganze Zeit im Haus schlafen dürfen, weil er keine Wohnung hatte und wohl niemals nach einer anderen Unterkunft suchte. Zumindest wusste niemand im Lazarett etwas darüber; er sprach kaum jemals mit Anderen.

Sie packten ihn schließlich in eines der Betten, die er vorher jeden Tag selber betreut hatte. Dort lag er ein halbes Jahr, sagten sie uns. Dann starb er und sie beerdigten ihn gleich hier. Er hatte wohl darum gebeten und es war erst hinterher, dass sie in seinen Sachen einen halb beendeten Brief fanden, den Hans niemals abgeschickt hatte. So fanden sie Vater.«

Mavi schwieg. Mehr hatte sie nicht zu sagen, wie Bosch nach einigem Warten herausfand.

»Was stand drin?«, fragte er schließlich.

»Drin?«

»In dem Brief«, ergänzte Bosch.

»Ich habe ihn nicht gelesen«, antwortete Mavi, während sie in ihrer Tasche kramte. Sie holte ein Taschentuch hervor, in das etwas eingewickelt war. Mit einer Hand wischte Mavi etwas Schnee und totes Laub von einer Stelle auf dem Boden, direkt vor dem Grabstein. Sie versuchte, eine kleine Mulde in die gefrorene Erde zu scharren. Der Versuch war bestenfalls halbherzig und sie gab ihn auf. Mit ihrer anderen Hand legte sie das umklammerte Taschentuch auf die kahle Stelle am Stein. Mit etwas Laub war es schnell bedeckt. Obenauf platzierte Mavi ein paar Kiesel und Ziersteine, die sie aus der Umrandung des Grabes löste. Dann stand sie auf, blickte auf ihr verstecktes Abschiedsgeschenk und schwieg.

Sie hatte die Scherbe nicht ausgepackt, weil sie nicht wollte, dass Bosch sie irgendwie sehen konnte. Das Taschentuch hatte sie ohnehin

gebraucht, um das Ruß nicht abzulösen und ihre Tasche zu verschmieren. Viel davon war nicht mehr geblieben, nach all den Jahren. Jetzt lag die Scherbe hier und Mavi würde sie nicht länger aufheben. Sie würde nie mehr zurückkehren an dieses Grab, das in ihr stets mehr Leere als Trauer hervorgerufen hatte. Sie würde diese Stadt verlassen und Hans das einzig Greifbare da lassen, das sie aneinander erinnerte. Mavi brauchte ihren Talisman nicht mehr. Am Ziel ihrer Reise konnte sie ihre Augen mit einem anderen Werkzeug schützen. Die Scherbe hatte ihr zum letzten Mal Halt gegeben, als Mavi damit auf Boschs Schläfe schlug.

Das Blut hatte sie nicht einmal abgewischt, aber im Licht des nächsten Tages auch nicht mehr auf dem Ruß gefunden.

Mavi fühlte eine süßliche Welle um ihren Gaumen und Rachen spielen, keine angenehme. Der Wein meldete sich. Und Bilder aus dem Restaurant mit dem eiligen Kellner blitzten erneut auf. Und keine Narbe auf Boschs Schläfe. Seine Haut war makellos. Wie die eines Mädchens! Und dieser Schäferhund, der vor ihm gekuscht hatte. Und die gaffenden Leute im Park, gebannt wie vom Flötenspiel des Rattenfängers, sie selbst, Mavi, am allermeisten!

Sie spuckte ihren Speichel mit einem nach Ekel klingenden Pfeifen ins Gebüsch. Bosch hielt Mavi aufrecht, als sie dabei kurz wankte. Erst jetzt fiel ihr auf, dass sie beide die Straße entlang zum Bahnhof gingen.

»Was ist mit dir?«, fragte Mavi Bosch.

»Mit mir?«, raunte er abwesend, ohne seinen stützenden Griff zu verändern oder seinen Schritt zu verlangsamen.

»Ich weiß nicht, wer du bist, und ich will es auch nicht wissen…« erklärte Mavi. Und in diesem Moment fühlte es sich für sie gut an zu wissen, dass Bosch keine Ahnung hatte, warum sie ihren wichtigsten Besitz soeben schmucklos am Grab ihres Bruders hatte zurücklassen können. Niemand kannte ihren Plan.

»…du weißt, was ich tue…«, erwiderte Bosch nach einer Pause.

»Dass dir, egal wohin wir gehen, die Leute entweder die Stiefel lecken wollen oder einen großen Bogen um dich machen! Das meine ich. Was ist mit dir, Bosch?«

Er dachte nach.

Mavi löste sich vom Kavalierarm und fuhr sich mit den Händen durch die Haare. Sie schüttelte ihre Locken, als ob sie Regen aus einer Mähne treiben wollte. Nur waren es Zweifel, was diesen großen und noch immer fremden Mann anging.

»Das ist mir noch nie aufgefallen«, antwortete Bosch schließlich. Aber die Art, wie er es sagte, ließ Mavi keinen Zweifel daran, dass er nicht wirklich ihr antwortete. Es war eine Notiz an ihn selbst.

»Und das glaube ich dir sogar…«, flüsterte sie. »Manchmal bist du wie ein Kind, das Dinge zum ersten Mal entdeckt. Vielleicht bist du berühmt, aber so viele Menschen in dieser Stadt können gar nicht von dir gehört haben, wie dich schon von Weitem anstarren.«

»Meinst du Frauen?«

»Frauen, Männer, Kinder, Hunde! Alle, Bosch, alles, was Beine hat.« Und dann, halb geflüstert, weil sie es eigentlich nicht hatte aussprechen wollen: »Wenn du wenigstens irgendeine Ahnung davon hättest, wie ein normales Leben aussieht…«

»Wie zum Beispiel? Deines?«

»Warum nicht. Wer kann ich schon für dich sein?«, fragte sie. »Wenn du ein Buch wärst, Bosch, was wäre ich darin?«

»Willst du kein Kapitel sein?«

»Das Lesezeichen, Bosch! Von wegen Kapitel! Keine Seite, kein Satz. Das Lesezeichen, das irgendwo hingesteckt werden muss, damit man nicht vergisst, wo man gerade ist…«

»Unsinn«, lachte er. Seine gute Laune machte sie wütend.

»Ungehobelter Klotz!«

»Aber es ist nunmal Unsinn!«

»Dann beweis' mir das Gegenteil!«

Bosch ließ das im Raum stehen, oder besser, im trüben Schein der Laternen, die von der Straße bis zum S-Bahnhof führten. Doch er hörte nicht auf zu lächeln, so dass Mavi die Hoffnung auf eine Reaktion schon fast aufgegeben hatte, als er ihr plötzlich ohne Vorwarnung mit der flachen Hand auf den Rücken schlug. Nicht schmerzhaft, aber mit einem deutlichen Klatschen. Während sie erschrocken aufschrie, rannte Bosch wie von der Tarantel gestochen hinter ihr davon.

Mavi fand den Bürgersteig leer, als sie sich empört umdrehte. Bosch war nicht zu sehen. Mavi blickte die Straße zurück, an deren Ende die hohen Bäume des Friedhofs in die Nacht ragten. Rechts neben ihr stand eine Litfaßsäule, und Mavi lehnte sich zu einer Seite, um vorsichtig hinter sie zu schauen. Kein Bosch.

»Du bist!«, hauchte es im nächsten Moment an ihrem linken Ohr vorbei. Und wieder landete eine klatschende Hand auf ihrem Rücken. Mavi erschrak erneut, noch heftiger als zuvor. Doch während sie aufschrie und sich in Richtung der Worte wendete, konnte sie den großen Schatten des Malers im nächsten Hauseingang verschwinden sehen. Dieses Mal wusste sie, wohin Bosch geflohen war.

Mavi behielt den Hauseingang im Auge und regte sich nicht. Ihr Brustkorb hob und senkte sich wie ein Blasebalg. Das Blut schoss ihr in den Kopf. Dieser Kerl! Er kam nicht hervor, er gab keinen Laut von sich. Mavi tat es ihm gleich, bis sie ihren eigenen Herzschlag hörte. Sie konnte sich nicht entscheiden, ob sie diesen Spaß lustig fand oder einfach nur unerhört. Mavis Füße nahmen ihr diese Frage jedoch gerne ab, indem sie lautlos mit dem Rest ihres Körper vorpirschten, zur Hauswand. Als Mavi beinahe den Hauseingang erreicht hatte, hielt sie den Atem an. Ein kurzer, stiller Stopp, dann rannte sie los und schlug ziellos mit dem rechten Arm in den Hauseingang hinein.

Mantelstoff und das flüchtige Gefühl eines Ärmels. Getroffen!

»Du bist!«, schrie sie lachend in die Nacht, weil sie sich nicht die Zeit nehmen konnte, sich umzudrehen. Sie musste Raum gewinnen!

Der nächste Eingang war ein offenes Hoftor. Mavi rannte hinein. Sie konnte die Hand nicht vor Augen sehen und stolperte über ein paar gestapelte Stoffsäcke, die ihr als Versteck genügten. Keine Sekunde zu früh zwängte sie sich dahinter, den Rücken flach an die Wandkacheln gedrückt. Bosch stoppte seinen Lauf ebenfalls im Durchgang. Das Klacken seiner Schuhe auf dem Pflaster verriet ihn. Er ging langsam und leise an den Säcken vorbei. Hätte Mavi die Hand ausgestreckt, hätte sie Bosch berühren können. Er guckte aber nicht einmal hinter die Säcke und passierte sie, was Mavi eigenartig unaufmerksam fand. Etwas war faul. Sie war alarmiert und startbereit. Prompt sprang Bosch herum, der sie nur in Sicherheit hatte wiegen wollen. Doch sie hechtete mit den Beinen über die Barriere aus Säcken. Bosch sprang ins Leere. Er polterte theatralisch zwischen die Säcke, so dass Mavi auf ihrer Flucht prusten musste.

Der knarzende Flur der Jensens rief sich Mavi in Erinnerung, als sie durch einen provisorischen Lattenzaun schlüpfte, wo sie einen Spielplatz vermutete. Bosch erwischte sie dort schließlich und Mavi musste die Augen schließen und bis zehn zählen. Hundert Meter weiter, mittlerweile bereits völlig außer Atem, kam es zum Duell hinter einem ellenlangen Gebüsch, direkt an der Hauptstraße. Mavi gelang die Revanche, nachdem Bosch ihr ein paar Mal tänzelnd und im Schutz des Gebüschs hatte entweichen können. Hinter dem Hühnerstall der Jensens hatten Hans und Mavi ebensolche Finten um einen Brunnen geschlagen. Sie erinnerte sich plötzlich an alles. An die Verstecke, die spitzen Schreie, die sie beide kaum kontrollieren konnten, und an die ständige süße Atemlosigkeit, die sie auch jetzt beinahe schmerzte. Und trotzdem hörte Mavi nicht auf. Tränen flossen ihr über die Wange, während sie Bosch mit albernen Sprüchen aufzog. Sie lachte und streckte ihm die Zunge raus, er empörte sich fürchterlich und mit einem Grinsen. Alles konnte sie mit einem Mal fühlen, alles, was sie an ihrem letzten Sommer geliebt hatte, damals auf dem Land. Wie es gewesen war, einen besten Freund zu haben hinter dem Weizenfeld, das so schön gleichmäßig im Wind von einer Seite zur

anderen ebbte wie ein Meer. Und es war für diesen Moment egal, was danach gekommen war.

Oben auf der Brücke, über die die Stadtbahn fuhr, sah Mavi aus den Augenwinkeln viele Lichter. In vollem Lauf unterquerte sie die Bahnhofsbrücke, bog rechts ab und flog die Treppe zum Bahnsteig hinauf. Boschs Schritte hallten als Echo kurz hinter ihren.

»Ich gewinne!«, brüllte Mavi mit letzter Kraft. Der Warnton der Türanlage schrillte. Mavi setzte alles auf eine Karte, ohne nachzudenken. Sie sprang seitlich durch den Spalt der sich schließenden Türen, als ob sie einen ritterlichen Rivalen per Degen ins Herz treffen wollte. Bosch dagegen knallte mit der Schulter gegen den geschlossenen Eingang. Einige Fahrgäste sprangen aufgeschreckt von ihren Sitzen. Sie straften Mavi mit Kopfschütteln, weil sie nicht aufhören konnte zu kichern. Sie lachte Bosch an, der draußen stand. Dann fuhr die Bahn los.

Mavi sammelte sich und suchte einen Sitzplatz.

Sie kicherte still weiter in sich hinein.

Auch das zog noch Blicke auf sich. Was das Kichern aber außerdem noch bewerkstelligte: Es schob etwas in Mavi weg, das ihr die letzten Jahre lang unverrückbar vorgekommen war.

Als sie die Bahn schließlich verließ, war Hans nur noch ein Name, der auf einem Grabstein am Rand eines Parks in Berlin stand. Ein Name mit vier Buchstaben, von dem sie wusste, zu wem er gehörte – das war alles. Die Gefühle, denen sie heute zum letzten Mal erlaubt hatte, aus der Tiefe ihrer Erinnerung hervorzuklettern, klebten nicht mehr an dem Namen. Es blieben nur die Buchstaben.

10. Seine Lippen

»Stoßen Sie sich nicht den Kopf, Herr Bosch«, warnte Henrik Espen besorgt. Das begann Bosch zu langweilen. Alle paar Meter hatte der Fremde etwas zu sagen. Wahlweise entschuldigte er sich für die Umstände, die er machte, oder er versuchte, seine endlose Freude in Worte zu fassen. Er hob Bosch in den Himmel mit Komplimenten. Nicht, dass der das nicht von den zahllosen Empfängen und Feiern gewohnt gewesen wäre, aber hier konnte er sich nicht einfach abwenden und in ein anderes Trüppchen gelackter Leute stoßen. Im Keller gab es nur nackte Wände aus Backstein. Bosch könnte sich höchstens umdrehen und seinen nächtlichen Führer alleine buckelnd ziehen lassen. Doch er musste sich eingestehen, dass er nach wie vor neugierig war. Und alleine dieses Eingeständnis fand er überraschend angenehm.

»Es ist nicht mehr weit«, versicherte Henrik Espen. »Verzeihen Sie bitte diese Tortur! Es ist mir so peinlich... . Ich habe in einem Atelier gearbeitet, natürlich. Überall Licht, trocken war es, alles an seinem Platz. Bis letzte Woche noch lagerten alle meine Bilder dort. Dahin wollte ich Sie bringen, Herr Bosch! Das hier ist kein Ort für jemanden wie sie, das weiß ich. Es tut....«

»In Ordnung, Mann, in Ordnung«, unterbrach Bosch unwirsch. »Finden Sie einfach ihren Weg!«

»Natürlich! Natürlich...«, stammelte der Rothaarige. Jetzt tastete er noch nervöser mit seinen Fingerspitzen an den Wänden entlang. Den Rücken musste er gebeugt halten, genau wie Bosch hinter ihm. Sie sahen aus wie Zwillinge, die eine unsichtbare Last trugen.

»Hier ist es!«

Henrik Espen öffnete ein Holzgatter, das als notdürftige Tür diente. Im Raum dahinter gab es kein elektrisches Licht wie im Gang. In der

Dunkelheit produzierte Espen eine Öllampe, dann noch eine am anderen Ende des Raumes, schließlich mehr und mehr. Während er versuchte, den quadratischen Keller halbwegs für seinen prominenten Gast herzurichten, zwängte sich dieser durch das niedrige Gatter und inspizierte den Raum.

Es roch leicht verschimmelt. Hier Gemälde zu lagern, war entweder das dümmste, was ein Maler hätte tun können, oder sein junger Anhänger hatte größere Probleme als er bislang zugegeben hatte. Und dumm sah Henrik Espen keineswegs aus. Bosch sah rastlose, tiefe Augen hinter den pausenlos in sein Gesicht fallenden feuerroten Strähnen. Der junge Mann bemühte seine Hände nicht, um sie zu bändigen oder besser sehen zu können. Er hielt seinen Kopf ständig in Bewegung. Die Haare hatten kaum eine Sekunde, um am gleichen Platz zu hängen. Bosch glotzte ihn an, diesen Hünen, der sich bewegte wie eines der abgebrühten Kinder, die in den Straßen der Stadt von Ecke zu Ecke hetzten, um Zeitungen zu verkaufen: voller endloser Energie, selbstbewusst, wie aufgezogen – und doch noch gar nicht Teil der erwachsenen Welt…

»Herr Bosch?«, flüsterte Henrik Espen vorsichtig.

»Hm…?«

»Die Bilder, Herr Bosch.« Der Rothaarige stand mit ausgestrecktem Arm vor Bosch. Er zeigte auf eine handvoll Gemälde, die er an der Wand von einem schweren Tuch befreit hatte. Sie standen auf dem Boden, aber Henrik Espen machte sich nun daran, zwei Staffeleien aufzustellen, wo er seine Werke auf Augenhöhe bringen konnte. Bosch wartete nicht darauf. Er ging vor den Gemälden in die Hocke und musterte die Leinwände.

Die Enttäuschung war ihm ins Gesicht geschrieben. Henrik Espen wendete sich betreten ab, als er es bemerkte. Nur um Bosch nicht ansprechen zu müssen, fingerte er an der zweiten Staffelei herum, die das nicht nötig hatte. Sie stand bereits fest und gut, so wie sie war. Bosch registrierte das betretene Schweigen nicht. Es war nicht die Kunst, die ihn enttäuschte, im Gegenteil. Sie sprang ihn förmlich an und biss sich in seinen Gedanken fest. Nein, Bosch hatte erwartet, dass diese Bilder wie

seine eigenen sein würden. Nur deshalb war er hier. Überall wollte die nächste Generation seine Meinung wissen. Dutzende Maler umgarnten ihn in jeder Metropole Europas. Keiner davon hatte ihn je interessiert. Er brauchte keine Verehrer, keine Jünger, keine Schüler. Aber niemand von denen hatte Bosch jemals ein so vertrautes Gefühl wie dieser nervöse Rotschopf gegeben. Mit der Enttäuschung, die sich jetzt einstellte, wurde Bosch klar, dass er nichts weniger von diesem fremden Mann erwartet hatte als Bilder, die auch von ihm hätten stammen können. Aber diese Bilder hier waren völlig anders. Sie verwirrten Bosch. Es lag nicht an der Technik. Bosch erkannte, dass er mit seiner Erwartung nicht völlig falsch gelegen hatte: Die Pinselführung auf diesen Gemälden war wie seine! Er sah es sofort. Henrik Espen malte nicht wie er, aber er konnte es. Nur brachte er damit..., ja, was eigentlich auf die Leinwände? Was war das?

»Ich mache, also, ich meine...«, stammelte Henrik Espen. War er vorher sichtlich nervös gewesen, so schien ihn die Aussicht restlos aus dem Konzept zu bringen, dass sein vergöttertes Vorbild diesen Besuch für Zeitverschwendung halten könnte.

»...es gibt kein Konzept dahinter. Ich möchte es gar nicht verheimlichen. Das Licht ist alles, was mir wichtig ist, Herr Bosch.«

Bosch betrachtete den hellsten Fleck, den er je auf einem Bild gesehen hatte. Er schmolz aus der Mitte eines Meeres an Farben heraus, so weiß, dass Bosch unwillkürlich die Augen etwas zusammenkniff. Das Weiß unterbrach eine Linie, die quer über die Leinwand führte. Oberhalb davon konnte, wer es versuchte, etwas wie einen Himmel sehen, voller Wolken und Rauch. Unterhalb davon lag eine Stadt. Es waren zwei völlig unterschiedliche Farbwelten, zerrissen durch diese gleißende Helligkeit, die Bosch an die Blitzlichter von Fotokameras erinnerte. Aber sie unterbrach diesen angedeuteten Horizont nicht einfach nur, sie ruhte darin wie eine Achse ohne feste Grenzen. In einem Augenblick sah Bosch den Himmel darüber und die Fenster der Stadt darunter – im nächsten war es umgekehrt. Bosch blickte genauer hin, aber der Eindruck

wiederholte sich. Jetzt war unten der Himmel und die Stadt mit ihren zahllosen Fenstern türmte sich darüber auf, so als ob sie nun aus einem viel zu klaren Meer wuchs. Bosch schüttelte den Kopf, entspannte seine Augen: Jetzt war es wieder wie zuvor. Er griff nach einer der Lampen, um sich diesen optischen Trick genauer anzuschauen.

Der Rothaarige schöpfte neue Hoffnung, allein durch den Griff seines Gastes nach der Lampe. Er musste reden, sich erklären, bevor Bosch die Geduld verlor.

»Ich wünschte, ich könnte etwas so in die Bilder pflanzen wie Sie, Herr Bosch! Etwas, das klar herauswächst, das meine Sinne so kapert, als ob Sie mein Innerstes kennen und es betrunken vor Glück machen würden. Eine Geschichte, ...eine Geschichte nur aus Farbe. Aber jedes Mal, wenn ich es versucht habe, war mir das Ergebnis selber peinlich.«

Henrik Espen stoppte und räusperte sich. Er wurde knallrot.

»Niemand kann sie kopieren, Herr Bosch! Ich wollte nur üben, aber selbst dabei konnte ich nichts Relevantes produzieren. Und so habe ich mich auf das einzige verlegt, das mir aus den Fingern fließt...«

Bosch unterbrach seine Inspektion des Gemäldes und blickte wartend zum jungen Maler hinauf.

»...ich höre auf nachzudenken. Manchmal beobachte ich den Pinsel bei der Arbeit, als ob ich ihn nicht bewegen würde. So sehr fließt die Bewegung durch meine Hand hinaus in die Finger. Ich habe damit eigentlich gar nichts zu tun...«

Den letzten Satz hatte Henrik Espen beinahe geflüstert, als wollte sein eigener Atem ihn davor beschützen, etwas Dummes zu sagen. Aber trotzdem hatte er sich soeben vor dem weltberühmten Vorbild praktisch jede eigene künstlerische Kreativität abgesprochen. Gesagt war gesagt. Und Bosch hatte es gehört. Er stand auf, betont unbeeindruckt. Doch in ihm begann es zu brodeln. Was Espen über seine Finger gesagt hatte, kannte Bosch. Er wusste genau, wovon der junge Mann sprach. Genau so fühlte er sich jedes Mal, wenn er malte. Nie machte sich Bosch Gedanken

darüber, was er wie auf die Leinwand bringen wollte. Es passierte einfach, floss aus seinen Fingern. Bosch hätte es selber nicht besser ausdrücken können als der Rothaarige, der sich nun dumm vorkam und mit hängenden Schultern neben ihm stand. Er glaubte offenbar, nur weil Boschs Bilder voller klarer Figuren und Formen waren, müsste er sich auch klar sein, wie er sie malte. Aber das stimmte nicht, und Bosch hätte dem Fremden das nun erklären können. Was würde es schaden, außer den Kerl wieder aufzurichten? Eine kleine und doch großzügige Geste der Verbrüderung unter Künstlern?

Nein. Bosch schwieg. Wenn überhaupt, dann zeigte er nur noch mehr Desinteresse, auch wenn sich nun alles zusammenfügte. Die Finger, mit denen Henrik Espen vor dem Adlon in den Schnee gemalt hatte, Bosch sah ihre Bewegungen in seiner Erinnerung. Und ihm wurde klar, dass er Henrik Espen einfach nur hatte übertrumpfen wollen, als er Mavi in den Schnee zeichnete. Mit den gleichen Bewegungen – und mit den kurzen roten Locken des Mannes in seinen Gedanken, nicht mit Mavis Zügen. Das war, was in ihm brodelte. Was ihn gleichzeitig grenzenlos neugierig machte und zornig werden ließ. Er durchbrach die Stille mit einem wortlosen scharfen Blick. Bosch starrte regelrecht in Henrik Espens Gesicht, der unwillkürlich etwas zurückwich.

Dann flog das Holzgatter auf.

In den ohnehin nicht großen Kellerraum zwängten sich Ochsen-Otto und ein fast ebenso formidabel gewachsener Helfer. Henrik Espen erschrak so sehr, dass er aus Versehen in die andere Staffelei trat. Das Gemälde darauf fiel zu Boden.

»Henrik Espen, das bist du?«, raunte Ochsen-Otto in Richtung des Rothaarigen. Es war eine Frage, die kaum als solche gelten konnte. Ottos Brustkorb pulsierte wie das Kleid einer Qualle: breit, schmal, breit, schmal. Die umgedrehte Boje, an die sein Körperbau erinnerte, drohte zu platzen. An Atemnot konnte das nicht liegen. Die Leute im Scheunenviertel hätten ihm zugetraut, statt des Holzgatters direkt durch

die Backsteinwand zu brechen. Nein, Ochsen-Otto hatte einfach keine Zeit mitgebracht. Er hatte einen Auftrag, und sich dafür ordentlich in Stimmung gebracht.

»Was, bist du stumm?«, schob Otto hinterher, denn Henrik Espen schwieg. Er war kreidebleich. Sein Blick wanderte von Ochsen-Otto und seinem Kumpan zu Bosch und zurück. Dann schien er sich zu fassen.

»You must help me, please. I'm begging you!«, sagte er Otto ins Gesicht. Aber dass er dabei nicht mit ihm, sondern mit Bosch redete, war dem Maler sofort klar.

»Tell them that I don't speak German, and that I am not the artist.«

»Will der mich verarschen?« Ochsen-Otto drehte sich irritiert zu seinem Helfer um. Der schüttelte nur unschlüssig den Kopf. Er hatte gar nicht zugehört. An Tagen wie diesen nahm er seine Handschuhe mit und stellte keine Fragen. Manchmal machte er Pläne für das Wochenende, während Otto das Geschäftliche regelte.

»Who are you, then?«, fragte Bosch tonlos.

»I'm just the agent, trying to sell some of the pictures to you. Trust me, I can explain this, I will…«

»Sprich Deutsch mit mir, Männeken!«, keifte Ochsen-Otto und verpasste Henrik Espen eine ansatzlose Ohrfeige. Obwohl er einen guten Kopf kleiner war als der junge Maler, kam die klatschende Bewegung mit einer Autorität, die dem Rothaarigen fremd war. Er hielt sich die Wange und glotzte in Ottos ungeduldige kleinen Augen, unfähig noch ein weiteres Wort zu sagen.

»Er sagt, er ist nicht Henrik Espen«, erklärte Bosch ruhig.

»Was?« Ochsen-Otto verstand nicht. Zum ersten Mal guckte er Bosch an. Wäre Henrik Espen nicht so verblüfft von all dem gewesen, was gerade passierte, hätte er sich vielleicht gefragt, warum Otto das eigentlich erst jetzt tat.

»Wer ist er dann, hä?«

»Er verkauft nur die Gemälde, sagt er.«

»Das ist doch große Scheiße, Mann!«, fluchte Otto.

»These men, Sir, I don't know who they are. I didn't do anything wrong, I swear to you«, versuchte Henrik Espen zu erklären. Dieses Mal wandte er sich Bosch direkt zu, in der Hoffnung, dass seine gestiftete Sprachverwirrung ihn aus dieser Misere befreien würde, wenn er nur Bosch überzeugen konnte.

»I told you earlier that I had a studio. Do you remember?«

»Yes.«

»I met a patron a while ago, and he let me paint there. It was cheap, too, ...until it wasn't. He tripled my rent after a month, and when I explained that I didn't have nearly as much money, he called me a criminal. He said I owed him, and that he would keep all my paintings until I paid him back.«

»Was quatscht der?«, fauchte Otto in Boschs Richtung.

»I tried to sell what little I had, but it wasn't enough. I gave him everything, and I would have been glad if he had given me back only a few of my paintings, so that I could try and sell them for food.«

»And he didn't do that...«

»No! So, one night I managed to grab these here from the studio.« Henrik Espen deutete auf die verhüllten Gemälde auf dem Boden. »And then gangsters came to my room. They found out where I lived. I got away, but I've had nowhere to sleep in a week!«

»What am I supposed to do now?«, fragte Bosch, ebenso nüchtern wie Espen seine heimliche Botschaft versuchte zu vermitteln.

»I've been tricked, Sir! They must not know who I am, please! If they can be convinced that I am Henrik Espen's agent, meeting with you, then they can tell their boss that I'm getting the money. I beg you!«

Bosch hörte zu. Er las jedes Wort von den Lippen ab. Er nahm jede Schweißperle auf Henrik Espens Gesicht wahr. Und es juckte ihn in den Fingern, diesen Anblick sofort auf eine der Leinwände zu bannen. Er

hätte alles in diesem Raum dafür übermalt, notfalls mit einem Stück Kohle oder dem Staub zerriebener Backsteine.

»Er weiß, dass Henrik Espen Geld schuldet«, sagte schließlich.

»Na, da freue ich mich aber!«, feixte Otto. Er sah seinen Gehilfen mit aufgerissenen Augen an, so dass der auch feixte. »Wie schön! Und jetzt, wo wir das alle wissen: Wer ist der Kerl und warum soll ich mir nicht einfach den vorknöpfen? Hat der das Geld?«

»I don't have any money on me, I wish I had!«, erklärte Henrik Espen seinem vermeintlichen Dolmetscher. »You can make up a name, Bosch, can you not? Please! If they let me go, then I'll find a way to pay them, at least a little bit in a day or two…«

»Hast du das Geld, Mann?«, brüllte Otto.

»I don't speak German!«, erwiderte Henrik Espen, während Otto bereits hinter seinem Rücken mit beiden Händen an seiner Hose nestelte. Er produzierte eine kleine Pistole, streckte den Arm aus und hielt den Lauf direkt in das Gesicht des Rothaarigen. Dann wurde es leise im Keller.

Für ein paar Sekunden sagte niemand etwas. Bosch hörte den Atemzügen aller vier Männer zu. Ottos war ganz ruhig, sein eigener aber flach und schnell. Angst hatte er keine. Er wusste nicht, warum seine Lungen das machten.

»Jetzt bist du stumm, schau an«, sagte Otto schließlich. »Das ist doch ein Märchen, das mit dem Verkäufer. Bist du Henrik Espen?«

Espen schaute aus weiten, hilflosen Augen zu Bosch hinüber. Mit dem Pistolenlauf vor seiner Nase brachte er kein Wort heraus. Er bettelte den großen Meister lautlos an. Als sich aber nichts in dessen Miene regte, schaute er zurück zu Ochsen-Otto, dann wieder zu Bosch, und hin und zurück – als würde er einen Motor ankurbeln, seinen Kopf-Motor. Schließlich stieß er ein Stottern hervor.

»Can't you give them a name, please? Any name?«

Bosch musterte die Züge hinter den roten Haarsträhnen. Es kam ihm vor, als könne er bis in jede Hautpore sehen. Aber er fand fast keine. Das

Gesicht hätte aus Porzellan sein können. Er wollte es anfassen. Und dann diese Finger, die so malten wie seine. Er stellte sich vor, sie gegen seine zu halten, ...sie zu riechen, ...sie in Ruhe ablecken zu können...

...sie mit einem der losen Backsteine zu brechen.

»Er gibt es zu. Er ist Henrik Espen.«

»Aha!«, triumphierte Ochsen-Otto. »Und, hat er nun Geld?«

Henrik Espen sah Bosch entsetzt an. Der Mund stand ihm offen. Bevor er sich sammeln und etwas sagen konnte, trat Bosch an ihn heran, so als ob er ihm etwas zuflüstern wollte. Er griff Henrik Espen bei den Schultern, brachte seinen Mund an dessen Ohr, um dann doch nichts zu sagen. Bosch ließ stattdessen eine Hand zur Wange hochwandern, damit er sein Gesicht zu sich drehen konnte. Dann küsste er ihn auf den Mund und wanderte mit seinen Lippen genüsslich über die vor Angst fast blutleeren Lippen des Rothaarigen.

Ottos Gehilfe guckte schamvoll auf den Boden. Otto tat nichts, außer die Pistole keinen einzigen Millimeter zu bewegen.

»Nein, er hat keinen Pfennig«, sagte Bosch und drückte Henrik Espen sanft von sich weg. Ihre Blicke ruhten ineinander.

»Pech«, grummelte Otto. Dann drückte er ab und Henrik Espen fiel. Sein Kopf schlug inmitten der abgedeckten Gemälde hinter ihm auf.

Es schüttelte Bosch durch, ein gewaltiges Zucken ermächtigte sich seines Körpers. Hätte er ein Ohr dafür gehabt, wäre er vor der Gewalt seiner pochenden Herzschläge erschreckt. Durch seine Adern zog sich der gleiche pulsierende Rausch. Er ließ ihm die Beine weich werden und pulverisierte gleichzeitig jedweden Gedanken. Es folgte ein innerliches Flirren, das ihn auseinanderzureißen drohte: In einem Augenblick fühlte er sich größer als der Keller, als die Irrwege zwischen den Holzgattern, sogar als das Haus über ihm. Im Nächsten schrumpfte seine Sicht so sehr, dass er meinte, jedes Staubkorn auf dem Boden zu erkennen.

Dann starb das Flirren ab, so schnell wie es gekommen war. Bosch wollte es nicht gehen lassen, doch schon fand er sich mit gefestigten Beinen und aufkeimenden Gedanken wieder.

So wie das Blut Rinnsale auf dem Kellerboden bildete, erinnerte es Bosch an die Schneelinien vor dem Adlon. Und an seine eigenen.

Er bekam schlechte Laune.

11. Vor der Zeit

Etwas Licht kämpfte sich durch die Scheibe und fand Mavis Gesicht. Sie blinzelte in Richtung des dreckigen Fensters, so als würde die Sonne sie blenden. Aber die Sonne schien erst zwei Stockwerke höher, wenn das Wetter gut war. In Mavis Zimmer kam gebrauchtes Licht an. So nannte sie den milchigen Schein, der ihr leider niemals in die Augen stach. Mavi blinzelte nur, um sich abzulenken. Sie würde später rausgehen, alleine. Es musste ein schöner Tag sein. Mavi wollte einen schönen Tag sehen.

»Was heißt ›eine Weile‹?«, fragte sie Bosch leise.

Bosch lag neben Mavi, auf einen Ellenbogen gestützt. Mit seiner freien Hand spielte er in ihren Locken.

»Wie meinst du das?«, fragte er zurück.

»Wie lange wirst du weg sein? Das meine ich. Wenn du das so sagst, dann heißt das doch, dass du wiederkommst, oder nicht?«

»Ja.«

»Aha.« Mavi nickte zusätzlich zu dieser Feststellung. Allerdings folgte der kurzen Bestätigung, die Bosch gegeben hatte, nichts weiter. Er drehte seelenruhig die nächste schwarze Locke um seinen Zeigefinger. Mavi wartete ein paar lange Sekunden ab, bevor sie sich sicher war, dass Bosch wirklich nicht verstand, was sie von ihm erwartete.

»Wenn du weißt, dass du wiederkommst, dann weißt du auch wann. Warum sagst du es mir nicht? Wieso lässt du mich fragen?«

»Aber ich weiß es wirklich nicht«, erwiderte Bosch. Das Unverständnis stand ihm quer ins Gesicht geschrieben. Mavi kannte das, und wie so oft war sie hin und her gerissen zwischen Faszination, dass dieser große, reiche Mann ernsthaft so naiv sein konnte, und einer Wut darüber, dass er niemals Anstalten machte, sich irgendwie zu erklären.

»Du musst mir hier keinen Honig um's Maul schmieren, weißt du!«, blaffte sie Bosch an. »Wo fährst du nochmal hin?«

»Nirgendwo hin…«

»Aha. Und du kommst aber zurück?«

»Ja.«

»Wann?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich will nicht, dass du so mit mir redest!«

Mavi schwang sich aus dem Bett. Sie griff nach ihrem Kleid, das sie auf dem Stuhl abgelegt hatte. Einer der Knöpfe war noch geschlossen und Mavi fingerte ihn auf und zu. Dann legte sie das Kleid wieder auf den Stuhl, drehte sich um, und legte sich wieder ins Bett.

»Sag einfach, wenn du nicht mehr kommen magst«, erklärte sie, leiser als zuvor. »Ich kann Feigheit nicht leiden…«

»Ich bin nicht feige.«

»Mich interessiert nicht, wo du hingehst«, fuhr Mavi fort.

»Ich weiß.«

»Mir ist egal, ob du drei Wochen oder drei Monate wegbleibst.«

»Das weiß ich.«

»Du weißt sowieso immer alles, Bosch! Dir könnte einer ungefragt ein Pferd vor die Tür stellen. Du würdest nur fragen, warum das so lange gedauert hat.«

Als Bosch amüsiert lachte, gefror ihr Blick.

»Warum sagst du das?«, fragte er.

»Weil das Einzige, was du grundsätzlich nicht weißt, genau das ist, wonach ich dich frage…«

Sie schwiegen für eine Weile. Bosch bettete sich um, so dass Mavi und er nebeneinander auf den Rücken lagen. Beide starrten die Decke an. Mavi fand, dass der schimmelige Fleck über dem Fußende des Bettes in letzter Zeit eine neue Beule entwickelt hatte. Eine Beule zur Tür hin.

»Ist es wichtig?«, flüsterte Mavi schließlich.

»Nein.«

»Es ist nicht wichtig, warum du für eine Weile fort musst?«

»Nein.«

Mavi nickte stumm. Sie atmete ruhiger, je länger sie über Boschs Antwort nachdachte. Es war ihr lieber, keine abenteuerliche Geschichte zu hören. Was blieb, war nur noch dieser eine Satz, der ihr Unwohlsein bereitete. Sie hatte ihn noch nicht gesagt und war sich nicht sicher, ob sie ihn wirklich sagen sollte. Einstweilen starrte sie weiter den Beulenfleck an der Decke an. In der ersten Nacht mit Bosch war sie aufgewacht und hatte ihm dabei zugesehen, wie er sich anzog. Und sie hatte ihm gesagt, dass er auch bleiben könne. Bis heute wusste sie nicht, warum. Ihr Bauch hatte das entschieden – und sich kleinlaut gegeben, als Bosch das Angebot ausschlug. Es fühlte sich wie eine Ewigkeit her an! Jetzt lagen sie beide wieder hier, im Bett. Und Mavi dachte wieder darüber nach, Bosch zu sagen, dass er nicht gehen solle. Aber dieses Mal hatte ihr Bauch gegenüber ihrem Kopf den Kürzeren gezogen. Er musste sich hinten anstellen mit einem Urteil darüber, ob Mavi aussprechen sollte, was sie fühlte: Hätte Bosch sie gefragt, dann hätte Mavi ihm nicht garantieren wollen, dass er sie bei seiner Rückkehr noch in diesem Haus finden würde. Er war nicht eingeweiht. Er war einfach da, mittlerweile mehrmals in der Woche. Mavi gefiel der Gedanke nicht, dass Bosch nicht mehr neben ihr liegen könnte. Aber das war das eine. Etwas ganz Anderes war die Frage, ob sie ihm das auch sagen sollte.

»Du grübelst«, raunte Bosch interessiert.

»Hm?«, fragte Mavi im atonalen Reflex, mit dem Menschen preisgeben, ihrem Gegenüber überhaupt nicht zugehört zu haben.

»Bitte geh nicht weg«, sagte sie schließlich…

…in ihren Gedanken. Und nur um sich vorzustellen, wie sich die Worte anhören würde.

12. Die Tore, hell und weit

Die elektrische Viktoria sah aus, als ob sie einen Zylinder trug. Das hauseigene Taxi stand seit fast einer Stunde vor dem Seiteneingang des Adlon. Ein Hotel-Page nach dem anderen kam aus der Tür und vertäute einen Koffer auf dem Dach des Wagens. Die schwarzen Lederkisten türmten sich mittlerweile in drei Lagen auf, so dass die Viktoria viel zu hoch aussah. Sie war genauso schwarz wie die Koffer. Wo das Auto aufhörte und die Koffer anfingen, ließ sich kaum sagen. Das Bild erinnerte an einen Frackträger, der mit einem zu großzügig geschnittenen Hut zu kämpfen hatte.

Der Chauffeur wartete geduldig, bis einer der Pagen mit dem Finger an das Fahrerfenster klopfte.

»Das war der letzte«, sagte der Junge unter der Pagen-Kappe, nachdem der Chauffeur das Fenster heruntergekurbelt hatte.

»Und gerade rechtzeitig...«, antwortete der Fahrer. Er sah Bosch aus der Tür treten und öffnete unverzüglich seine eigene. Der Page bekam die Wucht des Metalls auf der Brust zu spüren.

»Mach Platz!«, zischte der Chauffeur. Dann zog er seine Mütze vor Bosch und öffnete ihm die Fahrgastzelle. »Bitte einzusteigen, der Herr!«

Bosch setzte sich wortlos. Der Chauffeur schloss die Tür hinter ihm. Es war seine erste und einzige Fahrt heute. Das kam nicht häufig vor. Er freute sich über die Gelegenheit, den Wagen heute einmal richtig ausfahren zu können. Entsprechend elanvoll schwang er sich hinter das Lenkrad, zupfte seine Schonhandschuhe zurecht und startete den Motor.

Die elektrische Viktoria fuhr durch das Brandenburger Tor. Dahinter zog sich die Charlottenburger Chaussee in einem endlos scheinenden, breiten Band durch den Berliner Tiergarten. Der Chauffeur musste seine Fahrlust im Zaum halten, denn obwohl es ihn juckte, in

großen Schwüngen die Pferdegespanne zu umkurven, musste er auf den Komfort seines Passagiers achten. Das Adlon war zwar ein Hotel, aber sein Luxus-Versprechen hörte nicht am Ausgang auf. Der Chauffeur fuhr im Namen des besten Hauses am Platze. Der Fahrgast hatte sich wie in einer Sänfte zu fühlen. Also lenkte der Chauffeur nur spar- und langsam. Die Koffer auf dem Dach dankten es ihm.

Als sie das Schloss Bellevue passierten, war der Chauffeur versucht, seinem Fahrgast etwas zur Geschichte des Hauses und seines Parks zu erzählen. Bosch saß jedoch derart ausdruckslos und uninteressiert auf der Rückbank, dass der Chauffeur auf seine übliche Anekdote verzichtete. Irgendetwas sagte ihm, dass mit dem Maler nicht zu spaßen war. Bei hohen Tieren genügte es schon, wenn ihnen einfach deine Nase nicht passte, sagte er sich. Unter den Fahrern erzählte man sich Geschichten. Ein falsches Wort, ein Mal auf dem falschen Fuß erwischt, schon war das Trinkgeld passé! Also schwieg der Chauffeur lieber. Diese Fahrt war extravagant genug. Nur ein völliger Unmensch würde ihm dafür kein Trinkgeld geben.

Nachdem er das Schloss hinter sich gelassen hatte, musste der Chauffeur die Viktoria durch ein paar dicht befahrene Nebenstraßen bugsieren, bevor er die kurze Schlange fand, nach der er gesucht hatte.

»Wir erreichen nun die AVUS«, rief er nach hinten zu Bosch. Verflogen war der Vorsatz, das Trinkgeld nicht durch Plapperei zu riskieren – keine fünf Minuten, nachdem er ihn gefasst hatte. Aber die AVUS? Das war doch etwas anderes, zumal der Gast ein Anrecht darauf hatte zu erfahren, warum sie anhielten. Er musste Bosch ja nicht verraten, wie aufgeregt er war und dass er sonst gar keine Schonhandschuhe bei der Fahrt trug. Er stellte sich vor, sie wären Rennhandschuhe.

»Ich muss hier mein Ticket vorzeigen, Herr Bosch«, erläuterte der Chauffeur. Im Rückraum regte sich zuerst nichts. Aber nach einer gefühlten Minute des Wartens kam dem Fahrgast doch ein gelangweiltes

Räuspern über die Lippen. Das genügte dem Chauffeur als Rechtfertigung für weitere Erklärungen.

»Bitte entschuldigen Sie die Verzögerung! Das Adlon ist selbstverständlich im Besitz eines Dauertickets. Aber alle Wagen müssen am Verkaufshäuschen vorbei. Es wird nur wenige Minuten dauern.«

Bosch wendete sich vom Fenster ab und blickte in den Rückspiegel, wo er die Augen des Chauffeurs erkennen konnte.

»Es kostet Geld, auf der Straße zu fahren?«, fragte er.

»Nur für die AVUS, der Herr!«, erwiderte der Chauffeur. Er redete ebenfalls die Reflexion im Spiegel an. Im Prinzip telefonierten die beiden Männer, kabellos und durch Glas.

Bosch nahm die Erklärung hin. Er griff nach dem Sektkühler, der in der Mitte hinter der Fahrerbank stand. Er schenkte sich ein Glas Champagner ein. Der Chauffeur begrüßte das, natürlich nur heimlich. Alkohol war ihm nie ein Feind gewesen, wenn es um Trinkgeld ging. Außerdem tat sich gerade gar nichts am Verkaufshäuschen. Vielleicht hatte mal wieder jemand die zehn Mark nicht passend, die der kurze Spaß auf dieser schnellsten aller Autobahnen kostete. Solange der Wagen stand und sein Fahrgast sich die Langeweile zu vertreiben suchte, konnte er doch sicherlich etwas kulturelle Aufklärung betreiben! Offensichtlich war dem Mann nicht klar, was die AVUS war.

»Sind der Herr hier schon einmal selbst gefahren?«, fragte er.

»Bitte?«

»In einem Rennen? Bitte verzeihen Sie die Frage!«

»In einem Rennen?«, wiederholte Bosch. Er verstand überhaupt nicht, worauf der Chauffeur hinauswollte. Und Letzterer bereute sofort, dass er sich so vorgewagt hatte. Bei vielen Gästen klappte es, wenn er ihnen Honig ums Maul schmierte und ein gewagtes Hobby unterstellte. In der Regel plusterten sie sich auf oder lachten wenigstens herzlich.

»Entschuldigung, der Herr! Ich dachte, Sie würden vielleicht auch Autorennen fahren…«, stotterte der Chauffeur, peinlich berührt von seinem Rohrkrepierer einer Gesprächstaktik.

Bosch nahm einen Schluck Champagner, bevor er sich nach hinten in die Rückbank lehnte, um wieder genauso unbeteiligt wie zuvor aus dem Fenster zu starren.

»Ich fahre nicht Auto«, gab er irgendwann beiläufig zu Protokoll. Der Chauffeur nickte eifrig hinauf in den Rückspiegel. Er fragte sich, ob Bosch damit meinte, dass er immer nur chauffiert wurde oder dass er gar nicht wusste, wie man Auto fährt. Aber er nickte nur stumm, statt das Thema weiter zu verfolgen. Er sah sein Trinkgeld schwinden, also konnte er genausogut schnell zum Ende kommen:

»Der schnellste Weg zu Ihrem Ziel, mein Herr, ist über die AVUS. Es ist eigentlich eine Rennstrecke für Automobile, um nicht zu sagen *die* Rennstrecke! Eine lange Schneise quer durch den Grunewald.«

Der Chauffeur ließ die Elektrische Viktoria sanft anrollen. In die Warteschlange kam Bewegung.

»Manchmal sind hier hunderttausend Leute, wenn am Wochenende Rennen stattfinden. Ein regelrechtes Spektakel, der Herr! Unter der Woche ist die AVUS für den normalen Verkehr frei, selbstverständlich gegen eine Gebühr.«

»Selbstverständlich.« Bosch sprach das Wort des Chauffeurs mit Abfälligkeit nach, die dem Mann am Lenkrad jedes weitere Wort im Hals stecken bleiben ließ. Er schluckte seine Begeisterung herunter, bremste, rollte an, wiederholte das ein paar Male schweigend, bevor er dem Kontrolleur im Häuschen die Dauerkarte des Adlons vor die Nase hielt. Dann eben nicht! Er zog noch einmal seine Schonhandschuhe zurecht, bevor er das Gaspedal der Viktoria bis auf den Boden drückte.

Der Chauffeur beobachtete das Tachometer. Er kannte alle Rekorde, die hier auf der Strecke je erreicht worden waren. Opels 128 Kilometer pro Stunde schienen ihm märchenhaft. Er schaffte mit der

Elektrischen Viktoria nur 30 km/h. Das war nicht einmal ein Viertel von dem, was die Rennfahrer hier auf den Asphalt legten! Und trotzdem fühlte sich der Chauffeur jetzt wie einer von ihnen, während er konzentriert den Wagen in der Spur hielt. Der ein oder andere schnelle Wagen überholte ihn, aber das machte dem Chauffeur nichts aus. Hier gab es keine Kutschen mehr. Hier war er in der letzten Runde eines Rennens, und ob die Koffer auf dem Dach bedrohlich vibrierten oder nicht, tat seiner Vorstellungskraft keinen Abbruch.

Auf der Rückbank betrachtete Bosch das Glas Champagner in seiner Hand. Alles an und in diesem Wagen wackelte, nur der goldfarbene Inhalt dieses Glases bewegte sich nicht. Er glich jede Bodenwelle mit seinem Arm unwillkürlich aus.

Für etwa zwanzig Minuten konnte der Chauffeur sich als Rennfahrer fühlen. Dann erreichten sie die Südkurve der AVUS. Wenn die großen und kleinen Boliden über den Kurs flogen, mussten sie hier durch eine Haarnadelkurve, einmal über den Mittelstreifen und zurück durch den Wald. Der Chauffeur aber fuhr einfach ab, die Ausfahrt Nikolassee hinunter.

Nach ein paar Abzweigungen fand er sich in dicht bekronten Alleen wieder und die ersten Villen zeigten sich links und rechts der Straße. Bis hierhin hätte der Chauffeur den Weg im Schlaf gefunden. Den Rest hatte er sich zunächst sehr genau auf seiner Stadtkarte angesehen und dann Schritt für Schritt eingeprägt. Unter den Fahrern der Hotels war es verpönt, während der Fahrt nach der Route gucken zu müssen. Man wollte den Gästen nicht das Gefühl geben, dass etwas auf dem Weg schiefgehen konnte. Der Blick auf die Karten war der letzte Ausweg für einen Adlon-Fahrer, der etwas auf sich hielt. Und so folgte dieser hier den Strichen, die er gedanklich vom Papier in sein Gedächtnis übertragen hatte. Die Kreuzungen wurden immer kleiner, das Kopfsteinpflaster immer gröber. Straßenschilder waren nicht an jeder Ecke zu finden, umso mehr musste sich der Chauffeur konzentrieren. Er ignorierte die

Modenschau der schicken Fassaden, die sich ihm zu allen Seiten bot, bis die Straße, der er nun ein paar Minuten lang gefolgt war, sich zu einer Gasse verengte. An ihrem Ende stoppte ein großer runder Platz die Fahrt.

Der Platz bestand nur noch aus einer Sandspur, die einmal im Kreis um einen Flecken Gras in der Mitte kroch, bevor sie zurück auf die Pflastergasse führte. Der Chauffeur ließ die Elektrische Viktoria langsam bis zum Scheitel des Rondells rollen, wo er anhielt. Es ging nicht weiter. Vor ihm lag der Grunewald. Das verblüffte den Chauffeur, denn es gab nirgendwo einen Hinweis auf die Straße, die er erreichen sollte, geschweige denn die große Villa, die ihm beschrieben worden war. Etwas ratlos blickte er durch die Frontscheibe auf den Waldrand. Erst beim zweiten Hinsehen entdeckte er einen kleinen Pfad, vor dem eine verrostete Kette zwischen zwei ebenfalls verrosteten Eisenpfosten den Durchgang versperrte. Und noch bevor er sich fragen konnte, ob das wirklich ein echter Weg war, entdeckte er einen Mann nebst sonderbarem Gefährt hinter der Kette.

Rex Gänsekiel lehnte an einem Baum, im Schatten. Er trug einen dunklen Mantel, mit dem er gegen den Wald kaum zu erkennen war. Der Chauffeur hatte deshalb auch zuerst nur den kleinen roten Punkt an der Hand des Mannes gesehen. Das glühende Ende einer Zigarette, wie sich herausstellte, als Gänsekiel zur Elektrischen Viktoria herübersah und einen letzten Zug nahm. Er musterte den Fahrer. Dann warf er die Zigarette weg, um die verrostete Kette mit beiden Händen aus ihrer Halterung lösen zu können. Für einen Moment verschwand er im Schatten der Bäume.

Dann knatterte plötzlich ein Benzinmotor im Wald. Kurz darauf schoss Gänsekiel mit einem Roller aus dem Durchgang hinaus in das Rondell. Er stand auf dem schmalen Brett wie ein General, der seine Truppen inspiziert – Brust in den Wind gestellt, die Nase hoch erhoben. Der schmale Haarstreifen in der Mitte seine Kopfes folgte wild dem Fahrtwind. Die Ecken des fast knöchellangen Mantels taten das gleiche,

weil Gänsekiel ihn nicht zugeknöpft hatte. So drehte er eine laut knatternde Runde um den Platz, um dann neben der Elektrischen Viktoria zu halten.

»Ein Autoped!«, kommentierte der Chauffeur. »Die werden ja gar nicht mehr gebaut…«

Gänsekiel schwieg. Er starrte den Fahrer hinter der Scheibe grimmig an. Der wiederum konnte nicht wissen, dass der feindselige Blick nichts Persönliches war. Gänsekiels Gesichtsmuskeln liefen einfach grundsätzlich angespannt auf den kleinen Mund zu. Der hagere Mann sah selbst bei guter Laune grimmig aus. Dennoch kannte Bosch den Dichter mittlerweile lang genug, um zu erkennen, dass Rex Gänsekiel ganz eindeutig keine Lust hatte, hier zu sein. Er blickte einmal kontrollierend vom Chauffeur zur Rückbank, wo er Bosch erkannte, dann drückte er die lange Metallstange nach vorne, an deren Ende ein Lenker mit Bremse und Gasgriff befestigt war. Die Kupplung des Rollers rastete mit einem unheilvollen Knarzen ein. Gänsekiel drehte den Griff, hob sein Standbein auf das Rollbrett, und schon sauste das Autoped zurück in die Durchfahrt und in den Wald hinein.

»Kennen Sie den Herrn?«, fragte der Chauffeur verunsichert.

»Er holt mich ab«, konstatierte Bosch. »Folgen Sie ihm einfach.«

»Jawohl, natürlich!«

Der Chauffeur lenkte die Viktoria vorsichtig zwischen den Eisenpfosten hindurch. Obwohl es erst früh am Nachmittag war, lag der Wald hier schon im Halbdunkel. Also schaltete er die Scheinwerfer ein. Gänsekiel auf seinem zweirädrigen Gefährt war bereits ein ganzes Stück voraus. Er machte keine Anstalten, auf den Wagen zu warten. Unwillkürlich trat der Chauffeur das Gaspedal durch. Er wollte den seltsamen Mann nicht verlieren, auch wenn er dabei ein paar Unebenheit im Waldweg übersah. Die Koffer auf dem Dach rumpelten bedrohlich, sobald die Viktoria über eine dicke Wurzel fuhr oder durch eine Senke im Weg.

Es gelang dem Chauffeur, sich Stück für Stück an Gänsekiel heranzukämpfen. Der Mantel flatterte im Fahrtwind wie ein zerrissenes Segel von den schmalen Schultern. Der Dichter rackerte sich gehörig an der Lenkstange ab, legte sich in Kurven, schnellte aus den Knien empor, wenn er kurz eine Bremsung antäuschte, um dann wieder die Stange zu drücken und zu beschleunigen. Das reine Verfolgen brachte die Hände des Chauffeurs zum Schwitzen. Seine Lederhandschuhe wurden ihm zu warm an den Fingern. Er versuchte, sich abwechselnd den Schweiß an seiner Hose abzuwischen, was völlig sinnlos war, weil er in den Handschuhen schwitzte, nicht außen. Als er das bemerkte, kam er sich dumm vor und verpasste den Moment, an dem sich der Weg änderte.

Von einem Moment auf den anderen rollte die Elektrische Viktoria sanftmütig über den Waldboden. Ungläubig blickte der Chauffeur über die Schulter zurück: Er fuhr auf Asphalt, mitten im Wald. Hier passten gut zwei Wagen nebeneinander. Hinter ihm lag ein grauer Teppich aus Bitumen, vor ihm ebenfalls. Gänsekiel flog darauf mit dem Autoped förmlich davon, auch, weil die Straße ab hier schnurgerade war.

Es dauerte vielleicht noch eine weitere Minute der verblüfften Verfolgung, dann erkannte der Chauffeur ein Gebäude am Ende der Straße. Er verlangsamte die Fahrt, denn vor ihm bog Gänsekiel alsbald mit einem satten Schwung in ein weiteres Rondell ein. Dieses hier, anders als der Sandplatz vor dem Wald, war ein exakter Kreis aus Asphalt. Er saß wie ein Stecknadelkopf am Ende der Straße. In der Mitte thronte ein monströser Springbrunnen aus Marmor, fast mannshoch. Der Chauffeur konnte die kelchförmige weiße Struktur schon von Weitem sehen.

Gänsekiel stoppte am gegenüberliegenden Ende der Einfahrt, direkt vor dem Haupteingang des Gebäudes. Er hüpfte vom Autoped, ohne den Ständer des Rollers auszuklappen. So beugte sich das Gefährt prompt der Schwerkraft. Es kippte bedrohlich zur Seite, doch Gänsekiel versuchte erst gar nicht, den Fall aufzuhalten. Im Gegenteil. Er trat noch mit einem Stiefel nach dem Autoped, das krachend auf den Asphalt stürzte. Zwei

heraneilende Bedienstete kamen zu spät. Gänsekiel drehte sich um und marschierte wortlos zwischen ihnen auf die Haustür zu. Er verschwand darin. Die beiden Bediensteten richteten das Autoped auf und schoben es wie einen schwerkranken Patienten behutsam aus dem Weg.

Dem Chauffeur stand der Mund offen. Erst der überdimensionale Springbrunnen, dann Gänsekiels theatralischer Abgang, ...er war so abgelenkt gewesen, dass er erst jetzt ein Auge dafür hatte, vor welcher Art Gebäude er parkte. Vor ihm stand ein riesiges Herrenhaus. Das Rondell mit dem Brunnen lag exakt in der Mitte der langen Front aus dunkelbraunen Klinkern. Nach links und rechts erstreckten sich zwei Flügel des Anwesens, jeder davon so groß wie die nobelsten Villen jenseits dieses Waldstücks. Verbunden wurden die beiden Trakte durch einen leicht zurückgesetzten Mittelteil mit dem schweren Holztor, durch das Gänsekiel ins Innere des Herrenhauses verschwunden war.

Der Chauffeur hatte schon so einige vornehme Villen gesehen, aber noch nie so eine wie diese hier. Sie war nicht nur unfassbar breit, sondern ragte auch bis hoch in die Baumkronen. Dabei schien sie nur zwei Stockwerke zu haben, auf denen ein steiles Satteldach mit unzähligen Schindeln, Erkern und Dachluken aufsetzte. Die Fenster in den beiden Etagen wirkten gigantisch. Sie mussten zwei oder drei Meter hoch sein – nur die Fenster. Hinter den meisten vermutete der Chauffeur schwere Samtvorhänge. Die Fenster im ersten Stock waren verhangen.

Es knisterte leise auf den Fingern des Chauffeurs. Er erkannte das vertraute Geräusch von Geldscheinen. Bosch hatte seine Hand auf die des Chauffeurs gelegt, die sich noch immer am Lenkrad fest hielt.

»Ich danke vielmals, der Herr!«, beeilte sich der Chauffeur zu sagen, während er die Scheine mit dem kleinen Finger unter seine Handfläche bugsierte. Bosch sah ihm nicht einmal ins Gesicht. Er war ausgestiegen und hatte wie üblich Trinkgeld gegeben, obwohl er mit den Gedanken bereits ganz woanders gewesen war. Er hielt auf den Springbrunnen zu.

Es war noch Winter, weshalb kein Wasser über die Ränder des großen Kelches lief. Bosch berührte den kalten Marmor gedankenlos und blickte über den Rand in den Brunnen. Zu seiner Überraschung war der Kelch nicht hohl, sondern fast bis an den Rand mit Marmor gefüllt. Dadurch musste der Brunnen tonnenschwer sein. Anders als die spiegelglatte Außenseite des Kelches war die Oberfläche im Inneren an vielen Stellen verworfen. Schmale Linien durchzogen das Gestein, so wie Wellen auf offener See. Nur in der Mitte des Kelches erhoben sich höhere Linien. Sie waren ein bis zwei Handbreiten hoch und erinnerten auf den ersten Blick an die Kämme und Gipfel eines kleinen Gebirges. Auf den zweiten Blick erkannte Bosch jedoch, dass es sich um die Umrisse eines Mannes handelte. Er schien auf dem Rücken zu liegen, wie ein Schwimmender. Die Knie ragten leicht aus dem Marmormeer empor, dazu eine Fußspitze, die Brust, die Hände und die Hälfte des Kopfes. Bosch suchte nach Gesichtszügen, aber der Kopf war nur eine makellose Halbkugel, ohne irgendeinen Hinweis, dass jemals jemand versucht hatte, darin Augen, Lippen, Nase oder Wangen zu verewigen. Das Ganze wirkte unfertig, was Bosch angesichts der restlichen zahlreichen Details eigenartig vorkam.

Die beiden Bediensteten, die das Autoped entfernt hatten, waren dem Chauffeur zwischenzeitlich zur Hand gegangen. Als Bosch sich vom Brunnen ab- und dem Herrenhaus zuwendete, sah er, wie der letzte seiner großen Koffer vom Dach der Viktoria gehievt wurde. Er ging am Wagen vorbei und durch die massive Tür, deren zwei Schwingen jetzt weit offen standen, in das Anwesen hinein.

»Schon gut«, winkte einer der Bediensteten höflich ab, als der Chauffeur mit anpacken wollte, um den Koffer in das Haus zu tragen.

»Das mache ich.«

»Das Ding ist doch schwer! Dein Kumpel hat schon den anderen ganz alleine ins Haus gewuchtet. Ich pack' schnell mit an…«

»Nein!«, antwortete der Bedienstete unwirsch. Der Chauffeur ließ erschrocken den Koffer los, so dass er fast auf den Boden knallte. Der Bedienstete fing ihn ab.

»Der Wagen. Der hat kein Geräusch gemacht. Ist der elektrisch?«, fragte der Bedienstete. Es klang dem Chauffeur wie eine Entschuldigung für die rüde Antwort, ein Themenwechsel.

»Oh ja! Elektrische Viktoria! Mit Luftbereifung und Bremsenergie-Rückge...«

»Fahr' los, sofort!«

»Was?«

»Hier ist sowas nicht gerne gesehen. Die Autos haben Benzinmotoren zu haben. Wenn du keinen Ärger suchst, dann fahr' jetzt einfach. Ich nehme den Koffer!«

»Das ist ein Wagen der Adlon-Flotte!«, empörte sich der Chauffeur. Er hatte schon so manche gedankenlose Beleidigung volltrunkener Gäste gehört, aber noch nie so einen absurden Anwurf im Nüchternen.

»Ich sag's nicht nochmal«, grummelte der Bedienstete, während er sich den Koffer auf den Rücken wuchtete. »Ich hab hier noch den ganzen Abend Schicht. Auf einen Anpfiff kann ich verzichten.«

»Das ist doch gar nicht dein Wagen«, stammelte der Chauffeur zu sich selbst. Der Bedienstete wankte bereits durch die große Eingangstür.

Es roch nach frisch gereinigten Teppichen und Leder in der großen Halle des Herrenhauses. Hinter Bosch wurde die Flügeltür geschlossen. Vor ihm präsentierte sich eine majestätische Treppe, die den größten Teil der Halle einzunehmen schien. Sie war so breit, dass mehrere Klaviere nebeneinander auf die unterste Stufe gepasst hätten. Nach oben hin verengte sie sich sichtlich, bis sie etwa ein Drittel der gesamten Höhe der Halle erreicht hatte. Dort endete sie in einer Plattform, von der nach links und nach rechts eine kleinere Treppe hinauf zu einer Galerie führte. Sie umspannte die übrigen Wände der Halle. Dort oben hingen Ölgemälde in

grotesk verzierten Goldrahmen. Ansonsten drückte vor allem eine große Leere auf neue Besuchende hinab. Der Boden bestand aus schwarzen und weißen Marmorfliesen, jede einen guten Meter breit und tief. Ein randloses Schachbrett, das sich um die Treppe ausbreitete. An den Seiten führten zwei weitere Doppeltüren in die beiden Flügel des Herrenhauses.

»Willkommen!«, hallte es durch den Raum. Bosch blickte die Treppe hinauf, wo ein Mann in einer bodenlangen Robe sich auf den Weg zu ihm hinunter machte. Die Robe war pechschwarz, nur an den Ärmeln, Kragen und sonstigen Nähten von einer silbernen Borte umrandet. Sie war so lang, dass Bosch kaum die Füße des Mannes sehen konnte, während jener die Treppe beschritt. Das Silber machte die fast schulterlangen grauen Haare noch stumpfer aussehen als sie ohnehin schon waren. Sie fielen völlig schwunglos an den Seiten des Kopfes hinab, in der Mitte präzise durch einen Scheitel geteilt. Darunter ruhte ein schmales Gesicht, unrasiert und mit dem Anflug weißgrauer Stoppeln. Bosch blickte in beinahe farblose, schweigende Augen.

»Mein Name ist Simian«, begrüßte der Robenträger seinen Gast. Bosch wurde eine Hand entgegengestreckt.

»Bosch.«

»Es tut mir leid, dass wir uns erst jetzt kennenlernen, mein lieber Bosch«, sagte Simian. Er lächelte Bosch mit einer Entspanntheit an, die selbst den Chauffeur wieder beruhigt hätte, der sich auf dem Rückweg zur AVUS gerade fragte, ob der Akku der Elektrischen Viktoria bis zum Adlon durchhalten würde.

»Die Anderen haben mir so viel über Sie erzählt«, fuhr Simian fort. »Es ist mir eine Ehre, Sie endlich hier begrüßen zu dürfen!«

Simian drehte sich auf den Hacken seiner Schuhe um, wie ein verschmitztes Kind. Er legte eine Hand freundschaftlich sanft auf den Rücken des Malers und geleitete ihn langsam die Treppe hinauf. Oben tauchte eine Haushälterin wie aus dem Nichts auf.

»Sie sind alle hier, und sogar noch einige Gäste, die Sie noch gar nicht getroffen haben! Das heißt, sie werden jede Minute eintreffen. Lassen Sie sich solange ihr Zimmer zeigen, Bosch. Kommen Sie an! Genießen Sie die Waldluft!«

Simian übergab seinen Gast an die Haushälterin.

»Wir essen um Acht«, rief er im Gehen.

13. Rien ne va plus

Mit einem satten Knacken fiel die Tür zu Boschs Zimmer in ihr Schloss. In dem engen Korridor wanderte das Geräusch wie eine Fanfare an den anderen Türen vorbei. Bosch zählte allein auf diesem Flur noch fünf weitere Zimmer. Während er an ihnen vorbeiging, hörte er seine Schritte auf dem Holzboden. Die Dielen quittierten das mit einem Knarzen.

Bosch erreichte das Ende des Korridors, wo er nach rechts abbiegen musste, um zur Galerie über der Eingangshalle zu gelangen. Geradezu gab es nur ein Fenster zum Garten, durch das in der einbrechenden Dunkelheit aber kaum etwas zu sehen war. Bosch hatte vor ein paar Stunden jedoch erkannt, dass ein Teich fast bis an diese Hausseite reichte.

Zurück in der Halle fand Bosch auf der sich teilenden Treppe Amelia von Weyerau vor. Sie wartete auf ihn und hielt Bosch ihre Hand hin, um sich von ihm die Treppe hinab geleiten zu lassen. Bosch hakte sie unter. Ein Kommentar zu Amelias dunkelblauem Abendkleid lag ihm auf den Lippen. Es folgte den beiden in einer leichten Schleppe über die Stufen nach. Er kam jedoch nicht dazu, den Kommentar in Worte zu packen, weil ein Getöse von jenseits des Eingangs hereinbrach. Ein Butler im Frack hielt die große Tür halb geöffnet, wodurch der draußen aufheulende Motor jedes Wort im Inneren der Halle erstickte. Fast in der gleichen Sekunde wuchtete sich Roderich Harstein durch die Tür.

Harstein würdigte das Paar auf der Treppe keines Blickes. Von draußen war ein weiterer Heuler aus Drehzahlen zu hören.

»Ja, lass' sie nachverbrennen!«, donnerte Harstein zufrieden und ohne anzuhalten. Dann stieß er mit beiden Händen die Doppeltür zum Ostflügel des Herrenhauses auf, um schnurstracks in einem Meer aus Licht zu verschwinden.

Bosch und die Gräfin folgten wortlos nach.

Hinter der Tür lag ein Saal, wie er eher in einem Palast als in einer Villa im Wald zu erwarten gewesen wäre. Die Decke reichte hinauf bis über den zweiten Stock. Wie in der Eingangshalle führte oben ein Gang mit Geländer an den Wänden entlang. Als hätte jemand den Boden im ersten Stock mit einer ovalen Schablone ausgeschnitten, prangte über dem zentralen Esstisch ein luftiges Nichts, in das von oben ein Kronleuchter stieß. Das elektrische Licht schien aus hunderten von Glühbirnen zu fallen. Sie flackerten mit der rhythmischen Präzision eines Vogelschwarms, der Volten schlug. Bosch hatte nicht einmal im Adlon solche ausladenden Leuchter gesehen. Es hingen mehr Kristalle zwischen den Glühbirnen als Kirschen an einem erntereifen Baum.

Der Tisch in der Mitte des Saals war für zehn Personen eingedeckt. Theodorus d'Utrecht saß bereits neben Karl Sander am linken Ende der Tafel. Sie waren in ein Gespräch vertieft und bemerkten gar nicht, dass Harstein, Bosch und Amelia von Weyerau den Saal betreten hatten. Anders Simian, der mit einer blonden Frau an seiner Seite die Gäste begrüßte. Mit Harstein hielt er sich nicht lange auf, oder umgedreht. Sie wechselten nur kurz die Art Blicke miteinander, die Menschen austauschen, die entweder alles über einander wissen oder gegenseitig nicht viel Neues erwarten.

»Teuerste!«, begrüßte Simian die Gräfin. Amelia hielt ihm ihre freie Hand hin, ohne sich von Boschs Arm zu lösen. Simian nahm sie, beugte sich formvollendet nach vorn und hauchte einen Handkuss.

„Und Bosch, darf ich vorstellen? Meine Gattin, Edith Adamanth!»

»Herzlich willkommen!«, sagte die blonde Frau. Sie deutete einen Knicks an, der unter ihrem blassgrünen Abendkleid verborgen blieb. Nur ihr Kopf neigte sich etwas zur Seite, so dass die ebenfalls grünen Ohrringe an Ediths Ohrläppchen wackelten. Es schien Bosch das einzige an dieser Frau zu sein, was eine Art Antrieb hatte. Sie war schön, mit einem Gesicht wie aus Porzellan. Aber Porzellan hat keine Mimik, und genau das traf

auch auf das perfekt geformte Gesicht zu. Die vollen Lippen waren freundlich, aber reglos – selbst, wenn Edith sprach.

»Es ist mir eine Ehre!«, erwiderte Bosch, ebenfalls mit Handkuss.

»Ich bitte die ungewöhnliche Anfahrt zu entschuldigen«, sagte Edith. »Die Angst werde ich wohl nie los, dass Gäste in Sorge geraten, wenn sie ohne weitere Erklärung in einen Wald gelotst werden.«

Sie wurde rot auf den Wangen, während sie das sagte. Der Anflug peinlicher Berührtheit war ihr deutlich anzusehen, und trotzdem regte sich erneut nichts in ihrem Gesicht. Kein Fältchen, keine Bewegung um ihre blauen Augen herum.

»Ich hatte einen Lotsen«, sagte Bosch.

»Ah, der gute Gänsekiel!«, warf Simian amüsiert ein.

Wie auf ein Stichwort erschien Rex Gänsekiel durch die Tür am anderen Ende des Saals. Dieser Eingang war so gut wie unkenntlich gemacht worden, weil er zwischen einer ganzen Batterie von berstenden Bücherregalen lag. Sie waren samt ihrer bunten Rücken in die Wand eingelassen. An der Tür hing ein Teppich und die Jagdszene darauf hob sich kaum von den Farbflecken und Ledereinbänden der Bücher ab.

Gänsekiel blickte im Lauf nur flüchtig und verstohlen durch die Reihe der Anwesenden. Er gesellte sich schnurstracks neben Karl Sander an die Tafel, zückte sein Notizbuch und begann zu kritzeln.

»Die Abgeschiedenheit hat ihr Gutes«, sagte Simian. »Gäste ja, Zaungäste nein. Das ist mein Motto. Und meine Frau übertreibt mit ihrer Sorge um unsere Freunde. Sie sorgt sich weniger um sie, als darum, dass in der Stadt geredet werden könnte…«

Simian lachte. Amelia schenkte ihm einen amüsierten Augenaufschlag. Edith dagegen zuckte nur kurz mit den Mundwinkeln, bevor sie betreten zu Boden schaute.

»Setzen wir uns!«, lud Simian mit ausschweifender Geste ein. Er ließ seine Frau stehen und geleitete Amelia zum nahen Ende des Tisches. Er setzte sich an die Stirnseite, Amelia zu seiner Linken. Bosch bot er mit

einem Fingerzeig den Platz zu seiner Rechten an. Edith begrüßte derweil einen weiteren Gast, im Rücken der Drei.

»Neiwolf!«, sagte sie erfreut.

Ihr antwortete eine bodenlos tiefe Stimme, die klang, als ob jede Silbe mit schweren Ketten eine steinerne Kellertreppe hinaufgezogen werden müsste. Bosch drehte den Kopf unwillkürlich nach der Stimme, nur um von der Gestalt des Neuankömmlings noch gründlicher irritiert zu werden als von dessen Stimme.

Neiwolf Zossen maß weit über zwei Meter Körpergröße. Er musste Bosch, der für gewöhnlich der größte Mann im Raum war, um mehr als einen Kopf überragen. Edith hielt seine Hände in ihren und sah dabei aus wie eine lediglich ein kleines bisschen zu groß geratene Spielpuppe. Sie standen noch vor der Tür, die in die Eingangshalle führte. Neiwolfs Stirn schien Bosch unzweifelhaft auf gleicher Höhe mit dem Türrahmen zu sein. Der Mann musste sich bücken, um sich in diesem Haus durch die Räume zu bewegen. Er trug einen dünnen Mantel, unter dem ein rostbrauner Anzug hervorblitzte. Mit der rechten Hand stützte er sich auf einen Gehstock, der Edith bis knapp unter ihre Achseln reichte. Obwohl er ganz offensichtlich sehr schlank unterhalb seiner zeltgroßen Kleidung war, bezweifelte Bosch, dass Neiwolf diesen Gehstock wirklich brauchte.

Unterhalb der Stirn ruhten farblose Augen auf Bosch. Neiwolf musterte ihn mit der Ruhe eines Wals, in dessen Weg es niemals etwas gab, was ihm eine ungewollte Handlung abverlangen könnte. Bosch erwiderte den langen Blick und schließlich nickte ihm Neiwolf bedächtig und freundlich zu. Dann widmete er seine Aufmerksamkeit wieder Edith. Um mit ihr reden zu können, musste er so weit nach unten schauen, dass sein Kinn auf das Brustbein klappte. Als sie sich gegenseitig ihrer Freude über das Wiedersehen versichert hatten, setzte sich Neiwolf in Bewegung. Andere Leute liefen einfach los. Bei diesem riesigen Mann setzte sich hingegen eine Maschinerie aus Gliedmaßen und gemächlichen Abläufen in Gang. Bosch konnte sehen, wie sich Neiwolfs Schultern steif zu seiner

Seite der Tafel drehten. Der linke Arm agierte dabei wie ein Schwungrad und brachte eine tellergroße Hand vor den Körper. Gleichzeitig zog die Hüfte Neiwolfs linkes Knie empor. Es stülpte die luftige Hose an dieser Stelle wie einen Fußball aus. Schließlich kippte der Oberkörper leicht nach vorne, so dass auch das rechte Knie aus seiner Ruheposition klappen musste, damit der lange Mann nicht vornüber zu Boden fiel.

All das sah Bosch wie in Zeitlupe. Die Szene erinnerte ihn an die Vorführung mit einem Kinematographen, die er erst kürzlich in einer durchzechten Nacht mit Amelia und d'Utrecht gesehen hatte. Das flackernde Filmchen hatte ein galoppierendes Pferd gezeigt, so verlangsamt, dass der Moment sichtbar war, in dem alle vier Hufe in der Luft waren und das Tier zu fliegen schien. Bei Neiwolf war von Fliegen nicht zu reden; er bewegte sich eher wie eine Wand – nicht dafür gebaut sich zu bewegen. Der Gehstock verschmolz im Bewegungsablauf mit Neiwolfs Beinen zu drei Stelzen, die in einer gemächlichen Staffel hinter Boschs Stuhl vorüberschritten. Der Rest des Körpers strebte angesichts der enormen Länge des Rückens bemerkenswert gerade zur Decke. Neiwolf ließ den freien Platz neben Bosch links liegen und setzte sich stattdessen einen Stuhl weiter, direkt neben Harstein. Letzterer war der einzige am Tisch, der dem Schauspiel des sich an den Tisch faltenden riesigen Körpers keinerlei Beachtung schenkte. Alle sahen Neiwolf dabei zu, wie er in Seelenruhe Arme und Beine in Ruhepositionen brachte, was eine Weile dauerte. Harstein kaute dagegen auf einem mundvoll Kirschen herum, die er aus einem silbernen Kelch in der Mitte der Tafel gegriffen hatte. Dem deutlich vernehmbaren Knacken nach zu urteilen, zerkaute er nicht nur das Fruchtfleisch, sondern auch den ein oder anderen Kirschkern.

»Harstein, hör' doch mal auf damit«, kommentierte Karl Sander vom Platz gegenüber.

»Wieso?«, nuschelte Harstein abwesend. Unter seinen Wangen traten Kaumuskeln in der Dicke von Aufzugkabeln hervor.

»Das ist schädlich...«, antwortete Rex Gänsekiel. Er blickte nicht einmal von seinem Notizblock hoch, in dem er vor sich hin notierte.

»Soll ich davon sterben, oder was?«, dröhnte Harstein angriffslustig. Er pumpte seinen gewaltigen Brustkorb auf und spuckte einen Kirschkern ohne Vorwarnung quer über den Tisch. Er traf den Dichter am Ohr, der daraufhin zusammenzuckte, obwohl der Miniatureinschlag unmöglich Schmerz hatte auslösen können.

»...wegen der Zähne, meine ich.«, erwiderte Gänsekiel kleinlaut.

Edith setzte sich ihrem Ehemann gegenüber an die andere Front der Tafel, genau zwischen Harstein und d'Utrecht. Als gegenüber sitzendes Paar folgten Neiwolf Zossen und Karl Sander, neben dem auf der einen Seite Rex Gänsekiel und Amelia aufgereiht waren, auf der anderen nur Bosch. Der Platz zwischen ihm und Neiwolf war leer. Die große Tür zur Halle wurde dennoch von außen geschlossen.

»Meine Freunde«, rief Simian. »Es ist so noch nicht richtig.«

Alles schwieg. Dann beugte sich Karl Sander zu Rex Gänsekiel und flüsterte in dessen Ohr. Rex' Miene verfinsterte sich. Er blickte vorwurfsvoll zu Simian, der seinen rätselhaften Worten allerdings keine weitere Erklärung hinzufügte. Er setzte nur beide Ellenbogen auf den Tisch und verschränkte die Finger seiner Hände erwartungsvoll.

»Muss das sein?«, zischte Gänsekiel genervt.

Es knackte in Harsteins Kopf. Er plusterte sich erneut auf, behielt den als Geschoss zwischen die Frontzähne geschobenen Kirschkern jedoch im Mund, sobald Gänsekiel seinen Stuhl nach hinten schob. Sicherheitshalber folgte Harstein aber dem Weg des Dichters einmal um die Tafel herum mit gespitzten Lippen und einer hinter dem Kern verkeilten Zungenspitze. Gänsekiel setzte sich schweigend auf den freien Platz neben Bosch. Der Kern blieb unverfeuert.

Simian lächelte zufrieden.

»Darf ich bitten, Gräfin, dass Sie aufrücken?«

»Natürlich«, antwortete Amelia kaum hörbar.

Bosch verstand den Sinn dieses Austauschs nicht. Er sah Amelia dabei zu, wie sie auf den Stuhl neben Sander wechselte, wo eben noch Gänsekiel gesessen hatte. Nun hatte er kein Gegenüber mehr. Er schaute auf den einzigen leeren Platz an der Tafel. Simian tat das gleiche – ungleich zufriedener mit dem Ergebnis dieses Vorgangs.

»Ich hatte gehofft, dass auch dieser Platz heute Abend vergeben sein würde«, bemerkte Simian schließlich nachdenklich. »Aber dieser unser letzter Gast ist nicht gekommen, also sind wir vollzählig.«

Bosch blickte in die Runde, die er bis auf Neiwolf von zahlreichen Stammtischen und Amüsements kannte, und noch nie so leise erlebt hatte. Sander fingerte mit einem Nagel in der Maserung des Tisches herum. D'Utrecht spielte an seiner Taschenuhr, Harstein hatte aufgehört zu kauen. Als einzige widmete ihm Amelia einen Gegenblick. Es war einer von der kühlen Sorte, mit dem sie die Männer im Romanischen Café verunsichern konnte, wenn sie ihr zu Nahe kamen. Von Bosch ließ sie aber schnell wieder ab, weil er ihr Paroli bot.

»Ich freue mich, euch erneut bei uns zu haben, liebe Freunde!«, fuhr Simian fort. Dieses Mal hob er seine Stimme zu jener jovialen Steife, die alle Trinksprüche und Grußworte gemeinsam haben.

Die versteckte Tür zwischen den Büchern flog auf. In den Raum traten neun befrackte Personen, Männer wie Frauen. Alle huschten zu den Gästen, ausgerüstet mit Silbertabletts, auf denen Gläser und Champagnerflaschen wie angetackert standen. Dass bei dem allgemeinen Tempo nichts zu Boden ging, belegte die Erfahrung der Angestellten.

Simians Glas war am schnellsten gefüllt. Er erhob es und sich gleich mit. Seine Gäste taten es ihm nach.

»Auf Bekanntschaften, neu und alt! Auf einen Abend, der wie kein anderer in unseren Gedächtnissen bleiben soll!«

Alle prosteten sich zu. Während Bosch sich wieder setzte, wendete er Simians Trinkspruch in Gedanken vor und zurück. Er fand ihn zu gleichen Teilen ungelenk und unangemessen pompös. Überhaupt passte

ihm Simians Gestus nicht. Das kurze Intermezzo mit der Sitzordnung hang ihm nach. Etwas störte ihn daran, dass er zu Simians Rechten saß. Und er wusste nicht was.

Bosch leerte sein Glas in einem Zug. Es blieb wenig Geschmack auf seiner Zunge, dafür zwickte die Säure umso mehr im Hals. Die Befrackten waren auf alles vorbereitet, selbst auf sofort geleerte Gläser. Einer von ihnen schob eine mobile Bar zwischen Bosch und Simian. Das Gefährt hatte oberhalb der drei Füße mit Rollen einen roten Globus, der am Äquator aufgeklappt war. Aus dem Inneren lugten weitere Flaschen hervor, die Hälfte in Eis gepackt, die andere Hälfte ein Sortiment aus dunklen Weinen, Whiskey und Rum. Bosch konnte sich nicht entscheiden, aber das musste er auch nicht. Der Befrackte befreite einen Weißwein mit flinken Fingern von Eis und goss ihm eine Kostprobe ein.

»Müller-Thurgau«, erläuterte der Befrackte. In einem Berliner Restaurant hätte der dazu angeschlagene Tonfall als Langeweile fehlinterpretiert werden können. Hier in der Villa hörte Bosch nur eine Empfehlung größtmöglicher Gewissheit, die kein langes Drumherumreden nötig hatte. Er kostete nicht, sondern nickte nur zustimmend.

Der Befrackte füllte das Glas zufrieden.

»Mein guter Roderich«, hob Amelia von der gegenüberliegenden Seite des Tisches an. Auch hinter ihr wurden rote Globusse geschoben. »Vermutlich ist der beeindruckende Lärm eben, vor der Tür, auf ein neues Spielzeug von dir zurückzuführen?«

»Nichts, was einen Motor hat, ist ein Spielzeug«, blaffte Harstein. Die Gräfin lächelte belustigt über das Fehlen jeglicher Charmanz ihrer Person gegenüber.

»Darüber lässt sich streiten«, ergänzte sie nach einer Sekunde. »Das Kabel muss nur lang genug sein. Nicht überall gibt es Steckdosen direkt neben dem Bett.«

D'Utrecht lachte herzlich. Sein Monokel drohte kurz, die Fassung zwischen Backe und Augenlid zu verlieren.

»Unfug«, raunte Harstein. »Was lachst du denn so dämlich?«

»Nichts, mein Lieber, nichts!«, prustete d'Utrecht.

»Ein Motor ist Kraft. Kraft ist Fortschritt. Punkt.«

»Sie spricht nicht von Automobilen.«

»...eher von ...Automaten«, ergänzte Amelia. Edith Amaranth tupfte sich die Lippen mit einer Serviette ab, erheblich gründlicher als notwendig – insbesondere, da noch gar kein Essen auf dem Tisch stand.

»Ich weiß, wovon sie spricht!«, polterte Harstein.

»Sind solche Geräte nicht elektrisch betrieben, Teuerste«, mischte sich Simian ein. Er schwenkte ein Glas Cognac im Takt der Silben seiner Frage. Erneut betupfte Edith ihre Lippen. Sie wurde rot.

»Manche, Simian«, bestätigte Amelia. »Andere haben Batterien. Klobige Kisten. Ich mag sie nicht.«

»Dann ist doch aber der Punkt, den unser Motorenexperte hier macht, ein durch und durch valider, oder nicht?«, fragte Simian.

Harstein nickte eifrig. Er musste erst einen doppelten Whiskey durch seine Kehle schleusen, bevor er Simians Vorlage aufgriff.

»Exakt«, konstatierte er. »Ein Motor verbrennt! Es startet mit einer Explosion und endet in Bewegung, in getriebener Kraft! Wo du nichts hören kannst, ist kein echter Motor.«

»Ich höre nichts und hier ist trotzdem Licht«, sagte Sander leise.

»Sicher!«, stimmte Harstein triumphierend zu. »Weil Simian hier eine Million Kabel hat ziehen lassen. Der Strom fließt, und das ist auch Fortschritt. Der fette Arsch des Fortschritts!«

Nun lachte Amelia. Bosch blickte zu Rex Gänsekiel, der neben ihm mittlerweile in atemberaubender Geschwindigkeit seinen Notizblock füllte. Einen Stuhl weiter saß der riesenhafte Neiwolf regungslos.

»An der Elektrizität kannst du die Zukunft sehen...«, fuhr Harstein fort. »So wie du Rauch über einem Feuer sehen kannst. Ohne das Feuer kein Rauch. Ohne schwere Maschinen, Öl und Kolben keine Zukunft!

Schande, dass die Leute bequem werden. Zu wenige verstehen, dass am Anfang ihrer schicken kleinen Geräte Benzin und Lärm stehen…«

»Warst du wieder bei Marinetti?«, fragte d'Utrecht, ohne eine Antwort zu erhalten.

»Harstein ist Futurist«, flüsterte Rex Gänsekiel Bosch zu. Er ließ die Schreiberei dafür keine Sekunde bleiben, sondern raunte die Worte gleichzeitig mit denen, die er aufschrieb.

»Futurist?«, fragte Bosch leise zurück.

»Marinetti? Das Manifest?«, testete Rex das Wissen seines Gegenübers. Aber Bosch sah ihn nur ratlos an, obwohl er sich erinnerte, dass d'Utrecht und Harstein bei ihrem Gelage im Holzabteil über Futuristen gestritten hatten.

Als Rex die Ahnungslosigkeit des Malers begriff, schielte er Hilfe suchend hinüber zu Amelia, nur für den Bruchteil einer Sekunde.

»Der Wagen, Roderich, der Wagen!«, unterbrach daraufhin Amelia die Rede Harsteins.

»Isotta Fraschini«, erklärte der, wie aus der Pistole geschossen. »Tipo 8A, 7,3 Liter Hubraum und acht Zylinder in Reihe!«

»Aha! Du *warst* also in Italien!«, hakte d'Utrecht nach.

»Und mit diesem Prachtstück zurück über den Brenner. Allerdings! Nichts hält es auf. Habe es vorhin auf locker 140 Kilometer getrieben!«

»Vor der Tür?«, fragte Amelia im Scherz.

»Auf der AVUS!«

»Kein Grund für den Lärm eben…«

»Schwachsinn!«, beendete Harstein das Thema. Der Befrackte neben ihm hatte auf einen günstigen Augenblick gewartet, Harsteins Glas aufzufüllen, das jener leer und wie ein Zepter geschwungen hatte. Nun hielt Harstein still. Er hämmerte den schweren Tumbler wie den Punkt eines Ausrufezeichens neben sich auf den Tisch. Der Befrackte fasste sich ein Herz und goss ein.

»Ach Harstein, das sind doch Kinder, deine italienischen Freunde«, sagte Amelia nach einer kleinen Pause.

»Ich höre, sie sind auch in Berlin?«, ergänzte Edith.

»Futuristen sind überall!«, korrigierte Simian. Dabei öffnete er beide Arme weit, als wartete er auf die Bestätigung von weit mehr Menschen als den acht Gästen der Tafel.

Rex hörte nun auf zu schreiben. Er rückte seinen Stuhl näher an Bosch heran und flüsterte ihm ein wie ein Souffleur im Theater.

»Harstein hat sie finanziert und hierher gebracht. Er ist Futurist seit Anbeginn, ein guter Freund von Marinetti, der das futuristische Manifest in Italien geschrieben hat. Es ist ein Loblied auf den Fortschritt und eine Kampfansage an den Kulturfetischismus.«

Bosch hörte aufmerksam zu, während sich Harstein mit Namen und Adressen seiner Futuristenkontakte brüstete.

»Alles, was nicht technischen Ursprungs ist, nennen sie überlebte Anschauungen. Diskussionen über Bücher oder Kunst hassen sie, erst recht, wenn sie als Eckpfeiler der Gesellschaft dargestellt werden. Für Futuristen ist die Aufklärung überholt. Sie setzen auf Maschinen und auf Gewalt. Je lauter, desto besser. Wo Dampf pfeift oder Geschosse, da fühlen sie sich wohl. Für sie lässt sich Schöpfung verschrauben.«

»Nie davon gehört«, flüsterte Bosch zurück.

»Du bist doch Maler!«

»Ja, und?«

Gänsekiel setzte zu einer Antwort an, gab sie aber auf. Stattdessen machte er sich eine Notiz in seinem Schreibblock. Nach allem, was er über Bosch gehört hatte, war er einer der bedeutendsten Maler in ganz Europa. Es kam ihm hoch, wenn er an die schwärmenden Beschreibungen Ediths oder Amelias dachte. Wie konnte ein Künstler, zu dem Publikum wie Konkurrenten gleichermaßen aufschauten, die eigene Szene nicht kennen? Die Maler hatten ihr eigenes futuristisches Manifest, in dem sie

mit Traditionen brachen, Detailgenauigkeit verlachten und versuchten, Bewegung in Farbe zu fangen. Müssten sie Bosch nicht in Scharen folgen?

»Ist doch so, Neiwolf?«, fragte Harstein seinen Nachbarn.

»Es gibt immer eine Grenze«, entgegnete Neiwolf. »Auch nach oben. Nein, gerade nach oben…«

Nach Harsteins energischer Rede entschleunigten diese Worte das Tischgespräch, und den Raum gleich mit. Sie kamen wie aus einem Sumpf, der seine Inhalte nur widerwillig freigibt.

»Aber es ist der Stahl, der deine Häuser über alle anderen wachsen lässt. Niemand weiß, was damit noch alles möglich ist. Selbst du nicht. Hast du das nicht gesagt?«

»Das Gewicht, Harstein. Die Grenzen sind noch nicht erreicht. Doch es gibt sie, sogar für Stahl. Stein bricht, weil er die Masse über ihm nicht mehr tragen kann. Stahl verbiegt sich, sobald die Last zu groß wird. Es ist das gleiche Problem. Ich verlagere es nur…«

»In die Höhe!«, betonte Harstein.

»In die Höhe, ja.«

»Das ist die Kraft, die wir mit Hochöfen entfachen! Geschmolzener Stahl frisst sich durch alles. Heißer als Lava und noch gefährlicher. Aber wir bändigen ihn mit Technik! Es gibt ihn überhaupt nur, weil wir ihn mit unseren Maschinen und Prozessen dazu zwingen. Schaut euch doch die alten Paläste an, die Bibliotheken und Museen der letzten Jahrhunderte! Alles eitle Bauten, verziert bis in den letzten Winkel. Am Ende aber doch Stein auf Stein gebaut, wie jedes Bauernhaus. Mickrig im Vergleich zu deinen Wolkenkratzern, Neiwolf! Du baust sie in den Himmel, Mann!

Neiwolf nickte.

»Wie gehen die Geschäfte in New York?«, fragte d'Utrecht.

»Ich kann nicht klagen.«

»Das dürfte die Untertreibung des Jahres sein!«, mokierte sich Amelia. Sie hob ihr Glas zu Neiwolf. Die Anderen raunten ihre Zu-

stimmung und tranken einen Schluck der Anerkennung. Bosch wusste nicht, warum. Er musste nicht lange darauf warten, dass Gänsekiel sein Gesicht richtig deutete und ihm eine Erklärung zuflüsterte.

»Neiwolf ist Architekt, drüben in Amerika. Er ist selten hier zu Gast, weil er ein Hochhaus nach dem anderen baut, vor allem in Chicago und New York. Alle wollen ihre Häuser von ihm entworfen haben, seit er mit Stahl baut. Zossen-Häuser sind doppelt so hoch wie die der Konkurrenz, aber wiegen nicht einmal die Hälfte!«

Bosch betrachtete das Gesicht des Architekten genauer. Unter dem grauen, leicht schütteren Haar überzog faltige Haut die Schädelknochen. Was ihm vorher nicht aufgefallen war: An zahlreichen Stellen trug Neiwolf helle Striche im Gesicht wie andere Leute Sommersprossen. Es waren ausnahmslos Narben, aber derart verblasst, dass sie farbloser als Neiwolfs gesunde Haut strahlten. Es mussten Dutzende sein.

»Lass' dir nicht alles aus der Nase ziehen, Neiwolf. Keine falsche Bescheidenheit, bitte!«, appellierte Simian. »...nicht unter Freunden!«

Neiwolf überlegte kurz.

»Nun, vielleicht dies hier, ja«, sagte er schließlich. »Das Waldorf-Astoria wird schließen.«

»Unmöglich, es ist ein fantastisches Hotel«, sagte Amelia.

»Zweifellos, zweifellos! Es schließt nicht für immer, sollte ich hinzufügen. Die Eigner folgen dem Zeitgeist. Die Branche zieht jetzt nordwärts in Manhattan.«

»Ich hörte nichts davon!«

»Das Grundstück ist bereits verkauft. Die Sache ist streng geheim, wie sich versteht.«

»Und du steckst dahinter?«, legte d'Utrecht nahe.

»Ich stecke in der Mitte, wenn ich es beschreiben müsste«, gestand Neiwolf zu. »Es gibt ein Rennen um das höchste Bauwerk der Welt. Und Manhattan ist das Spielfeld.«

»Hervorragend, sprengt die Grenzen!«

Harstein schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, so dass sämtliche Gläser flirrten.

»Die Gruppe an der 40 Wall Street macht keinen Hehl aus ihrem Plan. Ich höre, dass sie über 60 Stockwerke planen. Aber Senator Reynolds hat eigene Ideen. Man munkelt, dass er bald auf der 42. Straße bauen wird. Ich bekam Pläne zugesteckt, in denen nur 50 Stockwerke vermerkt sind, aber ich bezweifle, dass die Dokumente echt sind.«

»Dir werden gefälschte Baupläne von deinen Spionen besorgt?«, hakte Simian nach.

»Es ist wie Politik«, konstatierte Neiwolf. »Die Sache ist nicht damit getan, das höchste Haus zu bauen. Es kommt darauf an, dass niemand ein höheres plant.«

»Aber du tust es?«

»Meine Auftraggeber halten sich das offen. Niemand weiß, dass sie mit 80 Stockwerken planen. Es soll der Stolz des ganzen Staates werden. Sie nennen es ›Empire State‹...«

Die Runde stöhnte bewundernd auf.

»Ich habe ein Design vorgelegt, das weit über 300 Meter Höhe liefert«, fuhr Neiwolf fort.

Das brachte ihm ein Schulterklopfen von Harstein ein.

»Was macht dich sicher, dass die Konkurrenz nicht ebenfalls gut bezahlt hat für deine Pläne?«, fragte Amelia.

»Oh, aber gewiss haben sie das!«, gab Neiwolf zu.

»Was ist dein Ass im Ärmel?«, fragte d'Utrecht. Er rieb sich demonstrativ die Hände, wie ein Kind, das auf die Auflösung eines spannenden Rätsels hinfiebert.

»Noch hat mich niemand um eine Anpassung gebeten, aber das werden sie tun, sobald die anderen beiden Skelette über die umliegenden Gebäude wachsen. Sie werden Angst bekommen vor den Trägern, weil sie nicht mit Sicherheit wissen können, wo es aufhört.«

Neiwolf drehte seine Schultern mit der knarrenden Ruhe einer unheimlichen Tür zu Harstein. Nur den Ton dazu blieb er schuldig, auch wenn Bosch ihn förmlich hören konnte.

»So ein Stahlskelett wächst wie die Knochen einer Wirbelsäule. Die Betrachter sehen nicht wirklich, was dort entsteht. Sie sehen nur spindeldürren Stahl. Den Rest stellen sie sich vor ihrem geistigen Auge vor. Und in ihrer Vorstellung ist das fertige Haus immer wuchtiger und imponierender als ihr eigenes. Dann kommen sie zu mir und wollen eine Notlösung, eine Abkürzung oder einen neuen Plan, koste es, was es wolle. Das wird auch hier passieren. Ich hole dann den Entwurf für zwanzig weitere Stockwerke hervor, kleiner als die unteren, aber nutzbar. Mit einer Aussichtsplattform über der 100. Etage.«

»Potztausend!«, feixte Harstein.

Simian deutete Applaus an, indem er nur mit den Fingern klatschte.

»...und ich werde einen Mast auf die oberste Etage montieren, an dem sich andere Projekte für Jahrzehnte die Zähne ausbeißen werden.«

»So macht man das!« Harstein war zufrieden mit dem Verlauf des Gesprächs. »Erwartungen müssen gebrochen werden, nicht erfüllt.«

»Ein Mast? Für Radio offensichtlich«, kommentierte d'Utrecht mit nicht halb so viel Enthusiasmus wie Harstein. Über Neiwolfs vollständige Enthüllung seiner Taktik hatte d'Utrecht begonnen, nervös mit seiner Taschenuhr zu spielen.

»In erster Linie soll der Mast zum Anlegen dienen.«

»Zum Anlegen?«, fragte Amelia, als hätte sie nicht richtig gehört.

»Ja.«

»Wie für Schiffe?«

»Für Zeppeline.«

Die Runde wechselte ungläubige Blicke. Selbst Rex Gänsekiel löste ausnahmsweise seinen Blick vom Notizblock und pausierte.

»Ich hörte, Zeppelin sei am Ende?«, fragte Simian, der grundsätzlich über jede größere Geldangelegenheit vorgab, informiert zu sein.

»Im Gegenteil! Sie haben gerade ein Modell an die USA verkauft«, erklärte Neiwolf. »Ich weiß aus sicherer Quelle, dass es im Sommer überführt wird, ...Friedrichshafen–New York. Nonstop! Und die Amerikaner werden bald selber Schiffe dieser Größe bauen.«

»Ich halte mehr von Flugzeugen«, gab Harstein zu bedenken, allerdings nur halbherzig, weil er den Rest der Pläne seines Tischnachbarn für großartig hielt.

»Man stelle sich vor, ein Zeppelin, der am höchsten Gebäude der Welt vor Anker geht!«, fuhr Neiwolf fort.

»Es gibt keinen Boden. Springen die Leute?«, hakte d'Utrecht ein.

»Treppen, mein Lieber d'Utrecht«, entgegnete Neiwolf gelassen.

»Auf deinem Mast, ja. Und am Zeppelin?«

»Es gibt Rampen. Bist du noch nie gefahren?«

»Mit einem Zeppelin! Ich verzichte, vielen Dank!«

»Es ist erprobte Technik, d'Utrecht. Es gibt viele Masten und Ausstiegspunkte in der Luft. Niemand braucht das Rad neu zu erfinden.«

»Aber der Wind!«, beharrte d'Utrecht. Er hatte mittlerweile klar schlechte Laune. »In so einer Höhe gibt es Stürme.«

»Das kann passieren«, lenkte der Architekt ein.

»Und dann kann kein Zeppelin an deinem Mast anlegen, ohne Gefahr zu laufen, sich aufzuspießen!«

»Nicht jedes Wetter ist geeignet für Anlegemanöver.« Neiwolf gab sich wenig beeindruckt von d'Utrechts Skepsis.

»Immer diese Zögerlichkeit!«, regte sich Harstein auf. »Fortschritt kannst du ohne Gefahr nicht kaufen.«

»Unsere Füße gehören auf den Boden«, insistierte d'Utrecht. »Was soll dieser Fetisch mit der Luft?«

»Der Transport gehört überall hin, in die Luft, in den Boden, auf das Wasser. Was willst du denn?«

»Ein Zeppelin an einer Leine, wir sind doch nicht im Zirkus!«

»Meine Freunde!«, unterbrach Simian. »Das Essen...«

Die Globusse verschwanden durch die Büchertür, aufgereiht wie ein Sonnensystem aus uniformen roten Planeten. Zurück bekam der Raum drei Schiebewagen, auf denen Etageren angeordnet waren. Zwei davon rollten an die beiden Seiten der Tafel. Der dritte bediente abwechselnd Edith und Simian.

Wenig später waren die Etageren nur noch halbvoll. Sie wurden in die Mitte des Tisches gehievt. Jede hatte drei bronzene Ebenen, befüllt mit kleinen Schüsselchen oder verkürzten Esslöffeln, in denen Wachteleier oder Pasteten drapiert waren.

»Was fährst du eigentlich so, Bosch?«, fragte Harstein mit ziemlich vollem Mund.

»Wie meinst du das?« Bosch zog eine Gegenfrage vor, während er entschied, welche Häppchen auf seinen Teller wanderten.

»Welche Marken du fährst! Was hast du in deinem Fuhrpark? Eine Isotta Fraschini würde ganz gut zu dir passen. Obwohl, zu viel Kraft für ungeübte Hände, wenn ich drüber nachdenke. Du scheinst mir mehr der Typ für Chauffeure zu sein.«

»Das Hotel hat mir heute, ...wie hieß es noch, ...eine Elektrische Viktoria geschickt.«

Rex Gänsekiel sackte etwas in seinem Stuhl zusammen. Harstein verschluckte sich an zu vielen Wachteleiern in seinem Mund. Er spuckte etwas davon als Brei auf seinen Teller.

»Harstein, bitte!«, tadelte Sander. Edith gab sich alle Mühe, nicht von ihrem Süppchen aufzuschauen, das sie betont langsam schlürfte.

»Schrott! Bosch, das ist eine Frechheit! So ein Ding ist eine Beleidigung für den Fortschritt. Sieht aus wie ein Automobil, hat aber weder Geschwindigkeit noch Charakter. «

Harstein beugte sich über den Tischrand, um den drei Plätze weiter sitzenden Bosch besser sehen zu können. Oder, besser gesagt, ihm seine angewiderte Mimik zu präsentieren.

»Wie kannst du dich bloß in so was reinsetzen?«

»Hätte ich laufen sollen?«, fragte Bosch unbeeindruckt.

»Das hätte mehr Format gehabt«, ätzte Harstein. »Der Punkt ist, warum benutzt du nicht eins deiner Automobile auf Reisen?«

»Ich habe keins.«

»Wo lebst du denn, Bosch!«

Harstein fasste sich an die Stirn. Es wirkte theatralischer als es gemeint war. Der grobe Mann rang ehrlich um Beherrschung.

»Andere haben Automobile«, dachte Bosch laut. »Ich werde gefahren. Und was macht es für einen Unterschied, ob ich in einem Motorwagen sitzen, in einem Zug oder in einer Kutsche?«

»Du bist der Unterschied!«, erklärte Harstein erbost. »Wir schmieden unsere Zukunft durch Haltung, Bosch. Nur alter Adel lässt sich heute noch durch die Straßen ziehen. Es hatte seinen guten Grund, dass die Kaiser in Rom sich mit Fanfaren haben ankündigen lassen. Leute mit Haltung waren das! Einen Scheiß gäben die auf ihre Skulpturen, Gärten und diese Ruine von Colosseum, wenn sie heute noch lebten. Das ist nur was für die Bücherwürmer und diese so genannten Gelehrten. Die Kaiser würden sich an Benzingeruch berauschen. Am Schrei der Ingenieurskunst, der aus keiner Kehle kommt, sondern aus 5000 Umdrehungen pro Minute. Lauter als jede Fanfare! Weiter hörbar! Das Alte bremst uns aus, Bosch. Wenn dir egal ist, was deinen Körper transportiert, dann ist dir auch egal, wohin dein Kopf reist.«

Bosch ließ diese Tirade sacken. Er kaute begleitend auf einem Artischokkenherz herum.

»Ich wusste letzte Woche nicht, dass ich heute hier mit dir sitzen würde«, sagte er nachdenklich. »Und jetzt bin ich hier. Wäre ich ein anderer, wenn du mich abgeholt hättest und kein elektrisches Taxi?«

»Vielleicht…«, murmelte Harstein matt. Von einer Sekunde auf die andere war seine Angriffslust verflogen.

»Ich stand auf den Stufen des Rathauses in Nashville, Tennessee, Bosch. Das ist eine Ewigkeit her. Tausende Menschen um mich herum,

die nicht glauben konnten, was sie sahen: Der Autohändler von Ford fuhr sein Model T rückwärts die Stufen hinauf, in das Rathaus, und vorwärts wieder hinunter. Die Stufen waren so steil, das die Alten Probleme hatten, dort ohne Pause hinaufzusteigen. In dem Jahr verkaufte Ford 20.000 Autos, drei Jahre später eine halbe Million. Und das war nur der Anfang, für seine Fabriken und für die Vorstellungskraft der Leute, die neben mir auf der Treppe Maulaffen feilhielten. Sie dachten, sie sähen Zauberei, Bosch. Dann kauften sie Ford-Automobile. Schau dir Amerika jetzt an und sag mir, was du siehst...«

Bosch schwieg. Harstein antwortete sich selbst.

»Das Öl sprudelt. Ihre Städte wachsen durch die Wolken. Niemand glaubt an Zauberei.«

Simian sprach auf diese Feststellung einen weiteren Toast aus.

»Die Welt ist nicht die gleiche, die wir kannten. Ich würde sagen, wir sollten hoffen, dass sie uns noch erkennt. Aber es geht letztlich um Haltung, um es mit Roderichs Worten zu sagen. Deshalb sollten wir nicht hoffen, sondern dafür Sorge tragen. Es liegt an uns. Geschichte ist nur ein Wort. Träume sind nur Worte, die es nicht einmal aus dem Hals schaffen. Lasst uns dafür sorgen, dass die Welt uns erkennt!«

Die Befrackten warteten den Trinkspruch ab. Dann räumten sie die Etageren zurück und tischten den Hauptgang auf. War die Bedienung bis hierhin emsig gewesen, so überschlug sie sich nun förmlich. Platten, Schüsseln und Teller wurden so lange auf den Tisch gestellt, bis praktisch kein Zentimeter mehr frei war. Zwischen die einzelnen Gefäße streuten zwei der Befrackten, die beide ein kleines Körbchen unter dem Arm trugen, Blumen, Weintrauben, Physalis und allerlei Kräuter. In Rekordzeit glich die Tafel einem exklusiven Picknick im Gras.

»Bosch, wissen Sie, was mir am meisten Freude macht, wenn Edith und ich so viele Gäste im Haus haben?«, fragte Simian.

Bosch verneinte.

»Es sind nicht die Anekdoten, nicht die Diskussionen«, erklärte Simian. »Wir essen, wir trinken. Natürlich streiten wir! Das muss sein. Ich möchte es nicht missen. Aber was fehlt zu unserer Unterhaltung?«

»Spiele?«, mutmaßte Bosch.

»Spiele!« Simian riss überrascht die Augenbrauen hoch. Er legte seine rechte Hand beherzt auf Boschs linke. »Völlig richtig. Wie wundervoll! Spielen Sie?«

»Du solltest ihn jedenfalls nicht zum Schach herausfordern«, mischte sich Amelia ein.

»Ist das so?«, freute sich Simian.

»Ich…«, versuchte Bosch sich zu erklären, doch Simian stieß seinen Stuhl so hart zurück, dass er beinahe umfiel, und stand auf.

Edith klammerte sich am anderen Ende der Tafel mit beiden Händen an der Tischkante fest. Sie unterdrückte den Impuls aufzustehen, auch wenn das d'Utrecht und Harstein keineswegs verborgen blieb. Sie folgten beide dem ernsten Blick, mit dem Edith ihren Ehemann auf der anderen Seite bedachte. Simian sah es, lächelte aber nur noch strahlender.

»Meine Freunde«, hob er an, sein Cognac in der freien Hand. Die andere ließ Bosch los, griff nach einem Messer und sorgte mit einigen sanften Stößen an das Glas für Ruhe am Tisch. »Meine lieben Freunde! Es ist lange her, aber darf ich euch das Spiel vorschlagen? Unser famoser Sportsfreund Bosch hier, scheint mir nicht abgeneigt!«

Rex glotzte Bosch neugierig an. Als Bosch die Gesichter der Anderen studierte, schienen alle darauf zu warten, dass er etwas sagte.

»Es kommt auf das Spiel an«, wendete er ein.

»Simians Spiel ist einzigartig, Bosch. Du wirst es mögen!«, meinte d'Utrecht. Karl Sander direkt daneben sagte nichts. Er hatte beide Ellenbogen auf den Tisch gestellt und ließ sein Kinn in seinen Händen ruhen. Ediths Blick hatte etwas in sich, das Bosch nicht anders deuten konnte als großes Unbehagen. Sie wirkte in diesem Moment wie das größtmögliche

Gegenteil zu Amelia, die von Ohr zu Ohr grinste. Die Gräfin war offensichtlich d'Utrechts Meinung, dass ihm das Spiel gefallen würde.

»Wollen wir spielen, Bosch?«, fragte Simian den Maler nun ganz direkt. »Es ist eine kleine Tradition, wenn ich das so sagen darf, dass der neueste Gast in diesem Kreis entscheidet, ob wir spielen oder nicht.«

»Aber was ist das für ein Spiel?«

»Eines, an das sich noch jede Person erinnert, die es einmal gespielt hat«, wich Simian aus. Das bereitete ihm unverhohlen Spaß.

»Es wäre eine Schande, die Überraschungen zu verderben. Und eine Anleitung, mein Lieber, die brauchen nur Spiele, mit denen sich Kinder oder Dummköpfe amüsieren. Die einzig wichtige Frage hier ist diese: Wollen wir spielen, Bosch?«

»Warum nicht?«

Es hagelte Beifall von allen Seiten. Amelia gab den Rhythmus vor mit einem aufgeregten Klatschen im Nähmaschinentakt. Harstein war langsamer, überdröhnte aber alle anderen mit einem satten Klatschen, das an eine Abrissbirne erinnerte, die in eine nasse Mauer schwang. D'Utrecht klatschte enthusiastisch, aber kaum hörbar. Karl Sander klatschte nur aus Reflex, so wie er es im Theater tat, wenn der Vorhang fiel. Edith klatschte, als ob sie mit Sander in einer Vorführung saß, die sie nicht verstand. Neiwolf Zossen machte den Mangel an Überzeugung der beiden mit seinem Applaus mehr als wett. Er klatschte gefühlt nur bei jedem zehnten Schlag der Gräfin, dafür steckte in jedem einzelnen langsamen Klatschen eine Gravität, aus der Statuen hätten gehauen werden können. Nur Rex Gänsekiel fiel aus der Rolle, weil er nur eine Hand frei hatte. Mit der klopfte er auf den Tisch. Die andere schrieb, während der Notizblock auf angewinkelten Knien hockte.

»Dann folgt nun die Wahl!«, verkündete Simian, so laut er konnte.

Einer der Befrackten flüsterte einem anderen etwas ins Ohr, worauf Letzterer nicht durch die Büchertür enteilte, sondern durch die große Tür in die Halle. Während seine Schritte draußen auf dem Steinboden verhallten, beugten sich ein dritter und vierter Befrackter weit über die Tafel und versuchten dabei tunlichst keine der Speisen zu berühren. Sie legten Hand an je einen verhüllten Teller, die entlang der Mittelachse des Tisches platziert worden waren. Als einziger Teil des Hauptgangs waren diese beiden weißen Hügel mit Tuch verdeckt geblieben.

Das Hallen von Schritten jenseits der Tür wurde wieder lauter. Der Entsendete kehrte mit einer handlichen, quadratischen Holzkiste zurück, die er mit gebeugtem Haupt Simian hin hielt. Der Hausherr öffnete die Kiste feierlich. Heraus nahm er eine marmorierte Kugel, die nicht größer war als eine Pflaume. Sie wechselte im Licht des Kronleuchters ihre Farbe von Braun zu Lila zu Aubergine.

Simian inspizierte die Kugel. Er warf sie zwei, drei Mal behutsam einige Zentimeter in die Luft, um sie sicher wieder aufzufangen.

»Gut, Bosch, du musst zur Tat schreiten«, sagte er.

Eine Erklärung erübrigte sich, zumindest für den Moment. Die beiden artistisch über dem Tisch hängenden Befrackteten erhielten ein stummes Zeichen von Simian, auf das sie die beiden Tücher über den hoch aufragenden Tellern abzogen. Darunter kamen zwei tortenartige Konstruktionen zum Vorschein, für die in der Küche hart gearbeitet worden war. Die Schichten aus Kartoffeln, Gemüse und Pastete machten jeder Hochzeitstorte Konkurrenz, was Farbigkeit und Muster anging.

Ein Raunen ging durch die Runde.

Die Torten waren identisch, bis auf ihre krönenden Elemente. Auf derjenigen, die näher an Bosch stand, prangte ein goldbraunes gefülltes Hühnchen. Die Schenkel standen hoch wie Flaggenmaste. Dunkle Bratensoße trat über den Rand der obersten Tortenschicht und lief in dünnen Strömen die Wände hinab auf die darunterliegende Ebene.

Die andere Torte stand genau vor Sander. Obenauf befand sich ein Karpfen, hochkant in der Torte befestigt. Der Kopf samt weit geöffnetem Fischmaul blickte tot aber hartnäckig zum Leuchter hinauf.

»Das muss ich mir nicht bieten lassen!«, schrie Sander auf. Im gleichen Atemzug sprang er von seinem Stuhl auf und wich von dem Karpfen zurück. Edith und d'Utrecht zuckten vor Schreck zusammen, während Harstein in hemmungsloses Gelächter verfiel.

»Eine Schweinerei ist das!«, schimpfte Sander. Er hatte nicht vor, sich zu beruhigen. Stattdessen zeigte er mit dem Finger auf Simian, als ob er Maß nahm für seine Worte:

»Findest du das komisch?«, brüllte er den Hausherren an.

»Aber Karl, mein lieber K...«

»Ein kleiner Scherz auf meine Kosten, hast du dir das so gedacht?«

»So hör' mich doch an, Karl«, versuchte Simian den Polizisten zu beschwichtigen. »Es tut mir leid! Du bist niemand, auf dessen Kosten ich billige Scherze machen würde. Das weißt du doch, Karl!«

»Was soll das Ding dann hier?«, konterte Sander wenig beeindruckt von Simians Beteuerung.

»Es geht doch nur um das Spiel, Karl! Wir brauchen zwei Wege. Also hat die Küche zwei vorbereitet. Ich entschuldige mich, bitte nimm' das an! Ein Fauxpas, den ich nicht durchrutschen lassen werde...«

Harstein fasste sich an die Brust. Sein Gesicht war zu einer roten Masse an Lachfalten geschwollen. Auch Amelia und Gänsekiel hatten große Mühe, ein ernstes Gesicht zu wahren. Selbst d'Utrecht hatte den anfänglichen Schock verdaut und bebte ein wenig. Er versteckte einen drohenden Lachanfall hinter seiner Serviette. Nur Edith schien Mitleid mit Sander und seinem Zustand zu haben.

»Du kannst Süßholz raspeln, so viel du willst. Ich gehe!«

»Sei kein Spielverderber, Karl!«, bettelte Simian, während Sander schon an ihm vorbei auf den Ausgang zu hielt.

»Manche Dinge eignen sich nicht zum Spielen«, murrte Sander, schon fast aus der Tür.

»Es tut mir doch leid!«, rief ihm Simian laut nach. Dann wendete er sich der verbleibenden Tafel zu, in die Ruhe einkehrte. Harstein spuckte noch ein paar Lachsalven aus, dann schwieg auch er. Die Befrackten hielten sich betreten im Hintergrund.

»Was war denn das?«, fragte Bosch in die peinliche Stille hinein.

»Er mag keinen Fisch«, sagte Simian lakonisch. Und grinste anschließend über beide Ohren, bis auch aus ihm Gelächter brach. Harstein und d'Utrecht hoben ihre Gläser zum Salut. Die Tafel heiterte wieder auf, als hätte jemand einen Schalter umgelegt.

»Das ist eine lange Geschichte«, flüsterte Gänsekiel in Boschs Ohr.

»Komm, komm, Bosch, zurück zur Tagesordnung«, forderte Simian. »Deine letzte Aufgabe für heute: die Wahl!«

»Was soll ich wählen?«

»Rebhuhn oder Karpfen!«

Simian deutete auf die beiden Torten auf dem Tisch, mit ihren verschiedenen Dekorationen.

»Ich dachte, es geht um das Spiel?«, fragte Bosch.

»Das tut es, mein Lieber! Rebhuhn? Oder Karpfen? Wähle!«

Bosch vermutete einen weiteren Scherz, dieses Mal auf seine Kosten. Die Mienen der anderen Gäste machten ihm aber klar, dass alle wie gebannt auf seine Entscheidung warteten. Amelia nickte unauffällig, so als wollte sie Bosch ermutigen. Selbst Neiwolf hatte seinen schrankhohen Oberkörper in gespannter Erwartung in Boschs Richtung umgesteuert. Seine farblosen Augen fixierten ihn.

»Was passiert, wenn ich falsch wähle?«

»So etwas gibt es nicht im Spiel. Mache einfach, was du willst.«

»Rebhuhn oder Karpfen?«

»Rebhuhn oder Karpfen!«

Simian lehnte sich entspannt zurück. Er drehte die marmorierte Kugel zwischen seinen Fingern hin und her.

»Rebhuhn«, sagte Bosch.

»Rien ne va plus! Nichts geht mehr«, schrie Simian und warf die Kugel ohne Vorwarnung in hohem Bogen auf den Tisch. Sie prallte am Rand einer Porzellanschüssel ab, die sofort in Scherben auseinanderfiel. Die Kugel rollte von dort noch ein Stück über Salatblätter und Besteck, bis sie neben der Rebhuhn-Torte zum Stillstand kam.

»Wir spielen das Rebhuhn!«

Erneuter Beifall, dieses Mal mit besser verteilter Begeisterung. Nur Edith stimmte nicht mit ein. Sie leerte den Champagner, den sie seit Beginn des Abends kaum angerührt hatte, in einem Zug aus.

Ein Gast nach dem anderen widmete sich nun dem Essen. Die Befrackten halfen dabei, die Torten zu zerlegen. Auch auf Boschs Teller landeten Häppchen von allem, was die Tafel zu bieten hatte. Simian machte sich bereits an einer der beiden Keulen des Vogels zu schaffen.

»Was ist mit dem Spiel?«, erkundigte sich Bosch, als er überzeugt war, der einzige zu sein, der sich diese Frage stellte.

»Morgen, Bosch!«, antwortete Simian schmatzend.

»Morgen?«

»Es sind Vorbereitungen zu treffen. Heute essen und trinken wir nur, also bitte, greif' zu! Wir sollten uns gut rüsten. Du willst morgen nicht hungrig sein!«

14. Das Spiel

Bosch schlief unruhig. Er wachte mehrmals mitten in der Nacht auf, weil er Geräusche hörte. Oder glaubte zu hören. Jedes Mal, wenn er im Bett horchte, war es jedoch still geblieben. Und so döste er weiter, bis zum Morgengrauen. Als er dann Finger in seinem Nacken spürte, war die Sonne plötzlich über sein Fenster gestiegen; Es musste Mittag sein.

»Aufgewacht, mein Schatz!«, säuselte ihm Amelia ins Ohr.

Sie saß auf der Bettkante, in einen formidablen Morgenmantel gehüllt. Die Haare ihres Bubikopfes wiesen die typischen Wellen auf, aber in deutlich ungezähmterer Anmutung als noch am Abend. Die Gräfin kuschelte ihre Hüfte an Boschs Bauch und lächelte. Sie kraulte geduldig weiter seinen Nacken, bis er langsam seine Müdigkeit abschüttelte.

»Es ist höchste Zeit! Das Spiel läuft bereits«, sagte sie.

»Wo müssen wir hin?«

»Ich muss nirgendwo hin, Bosch«, erklärte Amelia. Jetzt ließ sie von seinem Hals ab und langte nach zwei Gläsern, die auf dem Nachtschrank standen. Sie schimmerten honiggelb. Bosch verzog das Gesicht, als sie ihm eines davon vor die Nase hielt.

»Keine Widerrede!«, sagte sie streng und unnachgiebig. »Das Spiel ist nichts für Schlafmützen.«

Amelia lehrte ihr Glas in einem Zug. Bosch roch an seinem. Der Geruch von Torf und Mandeln stach ihm in die Nase. Allein das machte ihn bereits munter.

»Runter damit!«

Bosch gehorchte. Er fühlte Amelias Körper an seiner Hüfte und sah ihr in die Augen. Sie fing an, ihren Morgenmantel zu lösen, was ihm sofort das gleiche unangenehme Gefühl in der Magengegend verursachte,

das er auf der Tanzfläche der Felicita gehabt hatte. Unwillkürlich rutschte er etwas von ihr weg.

Amelia stand auf und warf den Morgenmantel ab. Sie stand nur in Unterwäsche vor ihm, die Hände in die Hüften gestemmt.

»Na los jetzt, raus mit dir!«, forderte sie.

Bosch warf die Decke von seinem Körper und schwang sich aus dem Bett. Amelia tat das Gegenteil: Sie hechtete in die Kuhle, die Bosch auf der Matratze hinterlassen hatte. Die Decke zog sie bis zum Kinn.

»Ah…«, stöhnte sie zufrieden auf.

»Wo sind meine Sachen?«, fragte Bosch. Der Stuhl, über den er seine Abendgarderobe gefaltet hatte, war leer. Seine Koffer, die er gestern einfach in eine Ecke des Zimmers hatte abstellen lassen, fehlten.

»Da drüben«, antwortete Amelia, mittlerweile bis zu den Augen eingekuschelt. Sie roch genüsslich an der Decke. Als Bosch sie ungeduldig ansah, befreite sie widerwillig einen Arm aus dem Bettlager und zeigte auf einen flachen weißen Stapel, der auf dem Fensterbrett lag.

Bosch ging zum Fenster. Er faltete den Stoff auseinander und hielt ihn sich vor die Schultern.

»Das ist nicht meins.«

»Sei kein Frosch!«

»Ist das eine Toga?«, fragte Bosch, nachdem er den Stoff ein paar Mal hin und her gewendet hatte.

»Ein Chiton«, korrigierte Amelia. »Griechisch, nicht römisch…«

»Gehört das zum Spiel?«

»Anziehen, Bosch!«

Dem zufriedenen Blinzeln des Augenpaars nach zu urteilen, das unter der Decke hervorlugte, musste der Chiton gut passen. Bosch blickte auf seine nackten Beine hinab.

»Ich habe keine Schuhe«, merkte er an.

»Ich auch nicht«, sagte Amelia mit einem gespielten Gähnen. In der Tat waren nirgendwo im Zimmer Frauenschuhe zu sehen, weder am Bett noch auf dem Teppich oder an der Tür, wo Bosch jetzt stand.

»Und du kommst nicht mit?«, fragte Bosch ein letztes Mal, obwohl er nicht damit rechnete, Amelia aus dem Bett zu locken.

»Wir haben alle unsere Rollen. Ich habe hier zu tun!«

Die Gräfin kicherte. Es klang dumpf unter der Bettdecke.

»Ich weiß nicht, was ich machen muss«, dachte Bosch laut, während er schon die Tür zum Flur öffnete.

»Du musst nur die Tür hinter dir zu machen. Das reicht.« Und dann, nach einer Sekunde des Zögerns, ergänzte Amelia: »Es hätte nicht geschadet, wenn du ein Chiton von einer Toga unterscheiden könntest. Aber, was soll's! Ich setze so oder so auf dich!«

Sie blies Bosch einen Handkuss zu, hektisch – um schnell wieder alle Körperteile unter die noch warme Decke stecken zu können.

Bosch schloss die Tür hinter sich.

Wie gestern hallte das Knacken der Tür durch den ganzen Flur, als es ins Schloss fiel. Erneut war der Gang menschenleer und völlig still. Bosch war im Begriff, sich für eine Richtung zu entscheiden, entweder nach links in Richtung der Eingangshalle oder nach rechts, tiefer in den Zimmertrakt hinein. Doch dann hörte er ein Tippeln, unregelmäßig und näherkommend. Er vermutete es in seinem Rücken, also drehte er sich um. An der Ecke mit dem Fenster zum Garten erschien ein Mann. Er krabbelte auf allen Vieren, wie ein Käfer. Als er Bosch sah, legte er den Kopf schief. Bosch konnte kein Gesicht erkennen, denn wie der Rest des Mannes steckte alles oberhalb des Halses in einem giftgrünen Ganzkörperanzug. Nicht einmal Schlitze für die Augen gab es. Vom Krabbeln hielt das die Figur aber keineswegs ab. Sie hielt geradewegs auf Bosch zu.

Auf halbem Weg des Krabblers zwischen der Ecke und dem Maler erschien ein zweiter Mann im Korridor. Er trug den gleichen giftgrünen

Aufzug, aber in der rechten Hand noch eine Peitsche, die er auch sofort und ohne Umschweife laut in der Luft über dem Krabbelnden knallen ließ. Der stoppte daraufhin wie ein Hund auf Kommando, genau vor Boschs Füßen. Während er nun hörbar in Höhe des Teppichs nach etwas schnüffelte, kam der zweite Grüne mit seiner Peitsche langsam näher. Urplötzlich griff der Schnüffelnde unter einen der Heizkörper, die im Abstand von ein paar Metern den langen Gang wärmten. Er produzierte ein Paar Sandalen aus diesem Versteck.

Die Peitsche knallte erneut und der Krabbler setzte seinen Kriechgang fort. Sein Antreiber passierte Bosch wort- und grußlos. An der nächsten Ecke verschwand das seltsame Paar aus Boschs Augen. Zu seinen Füßen blieben die Sandalen zurück.

Bosch fasste sich an den Kopf. Auf seiner Zunge spürte er den torfigen Geschmack seines Morgengetränks nach.

Die Sandalen schienen die richtige Größe zu haben, also zog Bosch sie an. Nachdem er die langen Lederschnüre ein paar Mal um seine Waden gewickelt hatte, begleitete ihn ein sengender Kopfschmerz beim Wiederaufrichten zu voller Größe. Er schüttelte ihn übellaunig ab und folgte den beiden Grünen nach.

An der Ecke des Korridors fand er sich allein vor den nächsten Türen. Er folgte dem Gang bis zur letzten, die im Halbdunkel lag, weil das Tageslicht kaum mehr bis dorthin reichte. Bosch erkannte, dass etwas in der Tür steckte. Es ragte auf Schulterhöhe in den Korridor hinein. Als er näher kam, sah er, dass es sich um eine Säge handelte. Ihre Spitze steckte tief im Holz, der Rest des handbreiten Sägeblatts hing frei in der Luft. Bosch berührte die Installation am Griff der Säge, versuchte aber erst gar nicht, sie aus dem Holz zu ziehen. Stattdessen öffnete er die Tür und trat in ein fensterloses Zimmer. Die Säge gab ein singendes Geräusch von sich, als sie mit der Tür in Bewegung geriet.

Das Zimmer war verlassen, so viel erkannte Bosch sofort. Trotzdem suchte er mit der Hand nach einem Schalter an der Wand, um Licht zu

machen. Er hatte den Krabbler und seinen Antreiber hier vermutet, doch weder waren sie hier noch gab es genügend Platz für mehr als eine Person. Der rechteckige Raum war zwar so groß wie Boschs Schlafzimmer, aber ungleich zugestellter. Der Teppich war vor Möbeln und Kunstgegenständen kaum zu erkennen. Selbst die Wände waren fast vollständig behangen mit Gemälden, kleinen Wandteppichen, ausgestopften Jagdtrophäen, Kordeln in allen Farben oder schmalen Regalen, in denen Teller mit Sinnsprüchen aufgereiht waren. Die Gesamtschau war unmöglich als absichtliches Arrangement zu bezeichnen. Das Zimmer war ein Abstellraum.

Bosch zwängte sich zwischen zwei verhangenen Stühlen hindurch, dann an einem Sekretär vorbei, der im Weg stand. Dahinter befand sich der einzige Bereich, der nicht komplett mit Büsten, Stehlampen, Beistelltischchen und Stühlen vollgestellt war. In der Mitte einer Freifläche stand eine Töpferscheibe. Sie lag auf einem quadratischen Tischchen, vor dem kein Stuhl stand. Um die Scheibe gab es einen schmalen Gang, der das Werkzeug von den anderen Antiquitäten und Gerätschaften abgrenzte.

Bosch inspizierte das Tischchen. Auf der Scheibe stand eine Vase aus Ton, unverziert und nicht besonders sorgfältig in die Höhe gezogen. Wenn sie auf dieser Scheibe gemacht worden war, dann in Eile oder im Scherz. Der obere Rand war schief, Fingerspuren auf der bauchigen Außenseite deutlich sichtbar. Was die Vase aber vom Rest des Raumes unterschied, war der Staub: Es gab keinen. Während die übrigen Gegenstände unter einer fingerdicken Staubschicht lagen, die das Atmen flach zwang, war die Vase völlig frei davon. Bosch stellte sich an den Tisch. Er war abgewischt worden; auf der Oberfläche fanden sich ein paar versprengte Flusen, die der Wischlappen zusammengerollt aber nicht aufgenommen hatte. Was immer der Grund war, weswegen die Säge ihm den Weg in dieses Zimmer gezeigt hatte, musste mit der Töpferscheibe zu tun haben.

Unterhalb der Tischfläche verband eine metallene Achse die obere Scheibe, auf der die Vase stand, mit einer größeren Scheibe knapp über dem Boden. Ein Fußschalter daneben war mit ihr verbunden und als Bosch darauf trat, schwang die Scheibe ein kleines Stück vorwärts. Er probierte drei, vier kurze Kippbewegungen mit seinem Fuß, dann hatte Bosch einen gleichmäßigen Rhythmus gefunden, mit dem die Achse die Töpferscheibe langsam im Kreis drehte.

Die Vase konnte ihre Konstruktionsfehler nun gar nicht mehr verstecken. Das obere Ende drehte sich so elliptisch hoch und nieder, dass einem schwindlig davon werden konnte. Der Bauch wurde breiter, schmaler, stauchte sich, streckte sich – und wieder von vorn. Bosch beobachtete den eigenartigen Tanz der Fehlerhaftigkeit, den die Vase für ihn aufzuführen schien. Er musste dabei an die flackernden Filme denken, in denen Männer sich Torten ins Gesicht warfen oder über Gerüste balancierten. Die Vase strahlte in ihrer plumpen Bewegung die gleiche unterschwellige Warnung aus: Gefahr im Verzug!

Er kippte den Schalter etwas schneller vor und zurück, bis der Tanz der Vase von plump in ekstatisch überging. Bosch stützte sich mit den Händen auf der Tischoberfläche ab, um sich und dem Gerät mehr Halt zu geben. Dann trat er noch schneller, bis die Vase leise auf der Scheibe zu klappern begann. Noch eine letzte Anstrengung, dann rutschte die Vase mit einem kurzen Sirren von der Scheibe und zerbrach mit lautem Scheppern an einem der umstehenden Stühle.

Bosch ließ vom Schalter ab und beugte sich über die Tonscherben jenseits des Tisches. In einer davon lag ein schneeweißer Zettel. Nur ein Wort stand darauf, geschrieben mit dickem Pinselstrich:

›Halle‹

Den Zettel steckte Bosch vorsichtshalber unter den Gürtel seines Chiton. Er wusste nicht, ob er ihn noch brauchen würde. Die Tür zum

staubigen Zimmer ließ er mit Schwung zufallen, so dass das Sägeblatt wild flatterte und ihren singenden Ton von sich gab.

Er ging den Korridor zurück bis zu seinem Zimmer, von dort weiter bis zur Eingangshalle, wo er erneut niemanden vorfand. Ein kurzer Rundumblick versicherte ihm, dass er allein auf der oberen Etage war, also ging er die Treppe hinab ins Erdgeschoss, in der Hoffnung, dort einen weiteren Hinweis zu finden.

Auch hier nichts. Bosch ging einmal um die große Treppe herum, deren hinterer Teil, wo sich die Haupttreppe zu den beiden Aufgängen verzweigte, frei in der Luft schwebte. Als Bosch wieder an ihren Fuß zurückkehrte, schwebte eine Feder vor ihm auf den Marmor hinab. Und dann noch eine, und noch eine. Er schaute hoch zur Galerie, auf der nun eine nach dem anderen dutzende Figuren auftauchten. Alle waren so gekleidet wie er, nur dass sie zusätzlich weiße Augenmasken trugen. Wer an das Geländer trat, warf eine Feder in den Raum, so dass binnen Sekunden die ganze Treppe braunschwarz beregnet wurde. Bosch erkannte die Musterung von der Dekoration der Rebhuhn-Torte wieder. Er stellte sich mitten vor die Treppe und wartete das Ende des Schauspiels ab, das sich erst einstellte, als zu allen drei Seiten des oberen Stockwerks die Maskierten aufgestellt waren.

Niemand sagte etwas. Die Augenpaare hinter den weißen Masken starrten schweigend auf Bosch herunter, er herauf. So sehr er sich auch bemühte, er konnte keinen der abendlichen Gäste ausmachen. Zumindest Harstein und Neiwolf hätte er alleine durch ihre abnormen Körperformen erkennen müssen, egal ob maskiert oder nicht.

Die Stufen und Marmorfliesen um ihn herum waren mittlerweile mit Federn übersät. Bosch wartete darauf, dass ihn jemand ansprechen würde, doch vergeblich. Die Sekunden verstrichen, ohne auch nur eine einzige Bewegung der Gestalten. Sie hätten Statuen sein können.

»Ich habe den Zettel«, fiel Bosch schließlich ein. Er holte das Stück Papier unter seinem Gürtel hervor, um es den Maskierten zu zeigen. Er

hielt es hoch über seinen Kopf, doch niemand reagierte. Es blieb still. Bosch hörte auf, der schweigenden Masse Beachtung zu schenken. Er wendete sich der großen Tür zu, die ins Esszimmer führte. Als er es probierte, ließ sie sich jedoch nicht öffnen. Daraufhin durchquerte er die Halle zur gegenüberliegenden Tür, begleitet nur durch das schwache Echo, dass die harten Sohlen seiner Sandalen auf dem Marmor bei jedem Schritt auslösten. Auch diese Tür war verriegelt.

Bosch verlor die Geduld. Er kehrte um und hielt auf die Treppe zu. Als er den ersten Fuß auf die unterste Stufe setzte, warf jemand etwas zu Bosch herab. Eine Keramikscherbe polterte die Stufen hinunter und rutschte bis auf die Fliesen. Der Aufprall hatte ein paar ihrer Kanten versprengt, aber das meiste der Scherbe lag dort in einem Stück. Bosch hielt inne, nahm seinen Fuß zurück und hob die Scherbe auf. Sie war bemalt, schwarz und gold. Was das Muster darstellte, konnte Bosch nicht erkennen, wohl aber, was auf der unverzierten Innenseite eingeritzt war. Ein einziges Wort: ›Daidalos‹.

Oben beendete ein plötzlicher Tumult die Stille. Die Maskierten verschwanden einer nach dem anderen in der Tür, die zu Boschs Linken direkt in den Rundgang über dem Esszimmer führte. Die Maskierten auf dieser Seite waren bereits sämtlich durch diesen Ausgang verschwunden. Alle anderen drängelten ebenfalls in diese Richtung. So schnell und lautstark das Ganze ablief, so eingeübt wirkte es gleichzeitig. Die Kette an Personen fädelte sich reibungslos und flink durch die Tür hindurch.

Bosch ließ die Scherbe fallen und ging die Treppe hinauf. Je weniger Maskierte noch zu sehen waren, desto mehr beschleunigte er seinen Schritt. Die obersten drei Stufen hechtete er in einem Satz, denn die letzten beiden Maskierten zogen die Tür hinter sich zu.

Bosch griff nach der Klinke und stürmte in das Esszimmer – das er noch nicht von oben gesehen hatte. Die Decke hing hier nur noch knapp über seinem Kopf, so dass der Kronleuchter mit ihm auf Augenhöhe war. Rund um den Raum verlief der schmale Gang aus Holzbohlen, den er von

unten aus gesehen hatte. Quer gegenüber der Tür zur Halle befand sich ein Ausgang, genau über der versteckten Büchertür im Erdgeschoss. Rechts von Bosch befand sich aber noch eine zweite, die halb offen stand. Bosch entschied sich für diesen Weg.

Als er durch die Tür trat, lief er in einen Lederhandschuh. Die Finger legten sich über Boschs Mund und drückten seinen Kopf nach hinten. Auf seine Waden traf ein Schienbein – nicht mit Gewalt, sondern bedacht – und fegte dabei vorwärts, wie eine Sense durch Heu. Die Kombination aus nach hinten gedrücktem Kopf und nach vorne gerissenen Beinen brachte Bosch sofort aus der Balance. Er sank rücklings zu Boden. Über ihm schoben sich zwei pechschwarze Gestalten in sein Blickfeld. Sie trugen Einteiler, so wie der Krabbler. Ihre Anzüge waren aber aus Leder, auch die Masken, die beide Köpfe vollständig verhüllten. Das war alles, was die Männer anhatten, abgesehen von je einer identischen dunklen Schutzbrille pro Person.

Bosch wollte aufstehen, aber einer der Beiden stützte sich mit den Knien auf ihn. Der andere griff nach Boschs Beinen. Dann sprang er mit dieser Last auf und ging los. Die Knie wichen im selben Augenblick von Boschs Brustkorb. Er machte einen tiefen, japsenden Atemzug, musste aber gleichzeitig die Arme einsetzen, um nicht völlig hilflos über den Korridor geschliffen zu werden. Deshalb konnte er nicht verhindern, dass der zweite Mann ihn jetzt unter den Achseln hochhob und mit einem verschränkten Griff unbeweglich machte. Das Ganze hatte nicht einmal lang genaug gedauert, dass Bosch seine Überraschung in einem Schrei oder Stöhnen ausdrücken konnte. Er hing zwischen seinen beiden Trägern wie ein Beutetier an einem Grillspieß. Vor sich sah er den Rücken des Vermummten, der seine Beine eisern umklammerte. Selbst von hinten war der trommelgroße Bauch des Mannes deutlich zu sehen. Seine Beine standen massiv wie Anlegepfeiler eines Hafens schräg von der Hüfte ab. Der hintere Träger war ebenso gewaltig.

Sie stampften über den Korridor, direkt in eines der abgehenden Zimmer hinein. Der Vordermann hatte keine Hand frei, also drückte er die Tür im Lauf mit der Schulter auf. Sie gab nach, als wäre sie der Eingang zu einem Puppenhaus.

Drinnen schienen nur ein paar Kerzen. Die beiden Träger gingen in die Knie, drehten dabei Bosch einmal zur Hälfte herum und drückten ihn mit dem Gesicht in einen Haufen weißen Pulvers, das auf einem Glastisch in der Zimmermitte vorbereitet lag. Boschs Lippen sogen etwas von dem Pulver auf; unvermittelt zuckte außerdem seine Zungenspitze hervor, so dass er es schmecken konnte. Außer einem leicht bitteren Eindruck blieb nichts an Geschmack.

»Atmen, komm' schon!«, stieß einer der beiden Vermummten angestrengt hervor. Bosch wehrte sich jetzt. Selbst zu zweit konnten die massiven Männer ihn kaum mit dem Gesicht auf der Platte halten.

Bosch schnaubte heftig in den Pulverhaufen, so dass sich eine weiße Wolke bildete. Aber er musste wieder einatmen und merkte, wie das Pulver unter seiner Wange zu Teilen in seine Nase wanderte.

»So, viel Spaß noch!«, raunte der gleiche Mann, der ihn zuvor angesprochen hatte. Er ließ Bosch los, ebenso der andere Vermummte. Ohne ein weiteres Wort verließen sie das Zimmer und schlossen die Tür.

Bosch rappelte sich auf. Er blieb vor dem Tisch hocken und wischte sich mit dem Ärmeln seines Chiton das Gesicht sauber. Das Pulver steckte ihm selbst in den Haaren. Nach einigen Momenten fühlte er sich sauber genug, um zu gucken, wo er sich befand.

Das Zimmer war auf der einen Seite über und über mit Kissen ausgepolstert. Hier stand der flache Glastisch. Auf der anderen Seite erkannte Bosch nur eine kleine Bibliothek und einen Ohrensessel. In dem Sessel hockte Rex Gänsekiel. Er hatte die Knie zu sich herangezogen und grinste Bosch an. Als er Gänsekiel sah, wollte Bosch ihn fragen, wie lange er dort schon saß. Er öffnete den Mund, fiel aber rücklings in das Meer an Kissen, weil ihn ein greller Blitz durchzuckte, von den Zehen bis in die

Fingerspitzen. Das Gefühl bremste jede Frage aus, die ihm gerade durch den Kopf schwirrte.

Gänsekiel sprang aus dem Ohrensessel auf wie eine Raubkatze, die sehr lange und geduldig auf den günstigsten Moment für einen Angriff gewartet hatte. Er schlich zu Bosch heran, der mit ausgebreiteten Armen in den Kissen lag. Kaum neben ihm, zückte Gänsekiel eine schmale Pfeife. Er zog sie aus der Innentasche seines Jackets. Als erster Hausbewohner dieses Tages trug Rex weder ein griechisches Kostüm noch seltsame Einteiler – oder war halbnackt wie Amelia.

»Eine frische Brise für den Spieler«, sagte Gänsekiel fröhlich. Er entzündete die Pfeife, paffte mit einer rasanten Schnappatmung und blies eine gelbliche Wolke in Boschs Gesicht. Er selbst streckte seine Nase in den Rauch, bevor er weiterrauchte.

Bosch atmete ruhig. Vor seinem inneren Auge zogen die letzten Minuten vorüber: Wieder und wieder sah er seine Füße, wie sie die Treppe in der Halle hinaufflogen. Er sah die Säge in der Tür schwingen, Amelia unter seiner Bettdecke hervorlugen. Er hörte das Trampeln der Maskierten über ihm, während sie durch die Tür zum Esszimmer verschwanden. Und er hörte die Scherbe über die Fliesen schlittern.

»Daidalos«, hauchte Gänsekiel Bosch ins Gesicht. Er packte das Wort in eine weitere gelbe Wolke. Mit den Händen wedelte er sie über den liegenden Mann.

»Daidalos, bist du das?«

»Es ist entschieden. Hast du gedacht, du stündest über dem Gesetz? Du bist ein Mörder! «

»Daidalos!«

»Du musst Athen verlassen.«

»Daidalos?«

»Kreta, dort bist du sicher! Und Ikarus auch. Minos kann dich gebrauchen, deinen Scharfsinn und deine Erfindungen.«

»Dein Weg ist noch lange nicht zu Ende…«

»Daidalos, hörst du mich?«

»Daidalos!«

Bosch richtete sich auf. Das Zimmer sah plötzlich anders aus. Die Kerzen waren ausgebrannt, aber seine Kissenburg taghell erleuchtet. Er kniff die Augen zusammen. Zwei große Fenster ließen das Licht des Nachmittags hinein, dort wo er vorher nur Dunkelheit wahrgenommen hatte. Zu beiden Seiten jedes Fensters hingen schwere, lilafarbene Vorhänge. Sie waren jetzt zur Seite geschoben. Bosch fiel der Glastisch auf, oder besser, dass die Glasscheibe spiegelglatt und sauber aussah. Vom weißen Pulver nichts zu sehen.

Dann fiel ihm der Ohrensessel ein: leer. Bosch blickte sich im ganzen Raum um, aber Gänsekiel war nicht hier. Keine Spur von ihm oder den beiden Männern, die ihn hierher geschleppt hatten.

Etwas in seinem Inneren warnte Bosch, dass es schwierig werden würde aufzustehen. Vielleicht erwartete es eine bleierne Müdigkeit in den Gliedern, die zu seinen vernebelten Gedanken passen würde. Doch Bosch sprang förmlich auf. Keine Spur von Müdigkeit. Er fühlte sich blendend und verschwendete keine Sekunde, um aus diesem Zimmer zu kommen. Mit einem Satz war er an der Tür.

Verschlossen. Bosch rüttelte kurz und heftig an der Klinke, aber es tat sich nichts. Auch ein beherzter Stoß mit der Schulter änderte die Situation nicht. Bosch trat zurück. Ein Blick aus dem Fenster schien ihm

der nächstbeste Schritt zu sein. Draußen konnte er den Teich erkennen, der an dieser Stelle bis fast an die Hauswand reichte, ...aber eben nur fast. Zwischen dem Wasser und der Villa lagen ein gepflasterter Weg und eine Hecke. Hier im ersten Stock befand sich das Fenster mindestens vier Meter über dem Boden. Außerdem konnte Bosch nichts ausmachen, an dem er hätte klettern können. Durch das Fenster würde er dem Raum nicht entkommen, egal, ob das Spiel das überhaupt vorsah oder nicht.

Es kribbelte Bosch in den Fingern. Als würde er gejagt, schaute er sich hektisch weiter in seinem Gefängnis um. Er stolperte über die Kissen, ließ seine Finger über die Möbel gleiten, drehte sich im Kreis. Schließlich sackte er im Ohrensessel zusammen, um seine Gedanken zu sortieren. Dabei blieben seine Augen irgendwann an der blechernen Klappe gegenüber des Sessels hängen. Er nahm sie einen Augenblick maß, bevor er langsam aufstand, hinüber ging und die Klappe nach oben schob. Dahinter lag der Schacht eines Speisenaufzugs. Bosch sah drinnen nichts außer staubiger Dunkelheit. Die letzte Portion Essen war weder gestern noch letzten Monat durch diesen Aufzug gezogen worden. Der einzige Duft, der von unten herauf drang, war ein leicht muffiger Kellergeruch.

Bosch zog am Seil an der Seite des Schachts. Es bewegte sich, wenn auch nur mit Widerwillen. Nach einigen kräftigen Zügen erschien die Servierplatte des Aufzugs. Sie war etwa einen Meter breit und nicht ganz so tief. Bosch lehnte sich probehalber mit einem Ellenbogen in den Schacht hinein. Es knackte leise unterhalb der Holzplatte, die er mit seinem Oberkörper beschwerte. Sonst passierte aber nichts Verdächtiges. Also trat Bosch einen Schritt zurück, legte sich in Gedanken eine Falttechnik für seine viel zu langen Arme und Beine zurecht, streckte sich einmal – und zwängte sich in den Schacht hinein.

Er konnte kaum atmen, so sehr quetschte ihn der eigene Körper. Beide Knie drückten hart wie Bügeleisen gegen Boschs Kopf. Sein Rücken erhielt eine unfreiwillige Prägung durch das Gitter, das den Inhalt des Aufzugs vom Schacht trennte. Irgendwie gelang es Bosch, zum Abschluss

des Kunststücks auch seinen rechten Fuß ins Innere zu ziehen, so dass er versuchen konnte, das Zugseil zu lockern. Es hing ihm vor der rechten Wange, nur mit den Fingerspitzen erreichbar.

Der erste Ruck bedeutete zwei Nachrichten: eine davon gut, eine weniger. Der Aufzug sackte einige Zentimeter ab. Das war gut, denn nichts brach oder knackte unheilvoller als zuvor. Weniger gut war die Strecke des gemachten Fortschritts. Unter Schnaufen löste Bosch in seiner gefalteten Stellung eine handbreit Spannung nach der anderen auf dem improvisierten Gefährt. Es ging langsam abwärts, aber es ging immerhin. Nach oben, in den zweiten Stock probierte Bosch es erst gar nicht. Sein eigenes Gewicht war nach unten hin dienlich, aufwärts aber schier unbewegbar, wenigstens nicht allein mit der Kraft seiner Finger. Also ließ er sich stoisch hinabsinken, bis er meinte, eine weitere Klappe in der Dunkelheit ausmachen zu können. Er klopfte gegen das Blech, und es war tatsächlich Blech. Am unteren Rand fand er auch den vermuteten Hebel, an dem er den Aufzug von Innen öffnen konnte. Der war jedoch nicht zu bewegen. Etwas sagte ihm, dass diese Klappe nicht rein zufällig verschlossen blieb, wenn diejenige, durch die er dem Zimmer hatte entfliehen können, nicht rein zufällig offen gewesen war.

Bosch verfeinerte seine Technik. Die Rucke des Aufzugs wurden schneller, fast rhythmisch. Das holprige Gefährt senkte sich zielstrebig in Richtung des Kellers. Es musste einen geben, denn Bosch wollte sich nicht seine Misere ausmalen, wenn dem nicht so wäre. Überdies konnte so ein Anwesen nicht einfach auf den Waldboden gepropft werden. Er musste kein Architekt wie Neiwolf sein, um das zu wissen.

Als mit jedem Ruck etwas mehr Licht in den Aufzug gelangte, wusste Bosch, dass er Recht gehabt hatte. Er brachte seinen zusammengestauchten Körper auf die Höhe der Kellerklappe hinunter und schälte sich dann langsam aus dem Schacht. Auf dem steinernen Boden davor sank er auf alle Viere. Er streckte sich wie eine Katze, bevor er aufstand, um den Raum zu inspizieren.

Das Licht, das er gesehen hatte, stammte von Dutzenden Kerzen. Jede einzelne war hüfthoch. Sie gaben dem Gewölbe einen gelblichen Schimmer, denn Tageslicht gab es nicht. Keine Fenster, keine Elektrik. Überhaupt war alles spärlich, vom Licht bis zur Einrichtung. Zwischen ihm und der unverputzten Wand gegenüber standen zahllose Klappstühle, teils in Theaterbestuhlung, teils wirr in den Raum gestellt. Die meisten von ihnen zeigten jedoch zu einer kleinen Bühne, die ebenfalls nur von Kerzen erhellt wurde. In ihrer Mitte saß ein alter Mann.

Bosch hätte nicht raten können, wie alt der Mann war, denn dessen Gesichtszüge verbargen sich hinter einem rauschenden Bart. Die Haare auf seinen Wangen sprossen so dicht wie Fell aus seiner Haut, bis fast unter die Augen, so dass kaum eine Falte zu sehen war. Einzig die Mischung aus grauen und strahlend weißen Strähnen in Bart und Haaren verriet, dass der Mann seine Jugend lange hinter sich hatte.

Bosch wollte zu dem Mann gehen und ihn ansprechen. Redestoff bot sich an: Warum trug er eine goldene Krone? Warum war er davon abgesehen fast nackt? Der Oberkörper samt eines ballonartigen kleinen Bauches hing lässig und blass auf einem der Klappstühle. Nur Hüften und Beine waren in ein wallendes Tuch gekleidet. Bosch sortierte seine Fragen im Kopf, stellte sie jedoch zurück, als sich die Wand gegenüber mit einem schrillen Quietschen zu öffnen schien.

Es war eine Aufzugklappe wie die hinter Bosch, die sich lautstark bemerkbar machte. Anders als sein Notausgang aus dem ersten Stock war bei diesem hier das Blech nicht ganz geöffnet. Es zwängten sich mehrere Finger durch einen kleinen Spalt. Dann setzte ein zweites, längeres Quietschen ein, mit dem das Blech nach oben aufgeschoben wurde. Dem Aufzug entstieg ein zweiter Mann – der mit dieser Übung erheblich weniger Mühe zu haben schien als Bosch. Er fiel seitlich aus dem Schacht und auf den Boden. Stöhnend raffte er sich auf. Dieser hier, anders als der dickliche Alte, war in genau die gleiche Art Chiton gewandet wie Bosch.

Er klopfte sich den Staub aus dem Stoff, bevor er sich ebenfalls im Raum umsah. Als er Bosch entdeckte, erschrak er.

Bosch wartete. Der Mann gegenüber war nicht groß, sicher einen ganz Kopf kleiner als er, und drahtig. Deshalb hatte er den leichteren Ausstieg aus dem Speiseschacht gehabt. Sein Gesicht war kantig, jung und augenscheinlich mit der Situation überfordert. Nach einer Sekunde, in der alle drei Männer im Keller stumm und starr standen, nahm der Kleine aus dem zweiten Aufzug die Beine in die Hand: Er grinste nur kurz, dann stürmte er in das Halbdunkel an jenem Ende des Raums, das der Bühne am entferntesten war. Boschs Muskeln zuckten. Unwillkürlich setzte er sich ebenfalls in Bewegung, näher zur Mitte des Kellers hin. Im Versuch zu sehen, wohin der Kleine entschwand, stieß er ein, zwei Klappstühle um. Schon war der Mann nämlich weg, entlaufen durch eine dunkle Tür, hinter der sich zweifellos eine Treppe befand. Bosch hörte das flinke Tapsen von Füßen auf Stufen.

Der Dicke auf der Bühne besah sich den Vorgang recht teilnahmslos. Bosch blickte zu ihm, vielleicht um sich ein letztes Bild vor seiner Entscheidung zu machen. Er wusste nicht, warum der Kleine vor ihm davonrannte, geschweige denn, ob das überhaupt stimmte. Aber er würde ihn nicht danach fragen können, wenn er ihm nicht folgte.

Der Dicke nickte gönnerhaft. Wortlos, erklärungslos, aber mit dem größtmöglichen Maß an Würde, die ein halbnackter Mann mit Rauschebart und goldener Krone demonstrieren konnte. Bosch riss daraufhin augenblicklich alle Stühle in seinem Weg zur Seite und sprang ebenfalls durch die dunkle Tür, die sich als Durchgang zu einer Wendeltreppe entpuppte. Alle paar Stufen hing eine winzige Fackel an einem Haken in der Wand. Die Stufen schraubten sich nach oben wie die runde Treppe in einer Märchenburg. Sie war aus groben Steinen, sowohl unter den Füßen wie auch an den Wänden. An ihrem oberen Ende prangte ein Türrahmen, der sich von den anderen im Haus nicht unterschied. Die beiden Bilder passten nicht zusammen, allerdings hatte Bosch kein Auge für den

architektonischen Bruch: Er griff im Lauf mit beiden Händen nach dem Türrahmen, um sich daran in den Flur zu schwingen.

Und dort stand er dann und atmete schwer.

Vom kleinen Mann, seinem Leidensgenossen aus dem Aufzug, war nichts zu sehen. Vor ihm lag ein weiterer Flur, der hier mit der Treppe zum Keller sein Ende fand. Links und rechts – wie üblich in diesem Anwesen – mehr Türen zu mehr Zimmern. Bosch erinnerte sich nicht, diesen Teil des Hauses schon einmal betreten zu haben. Ganz gewiss hätte er den eigentümlichen Zugang zum Keller nicht übersehen. Was er auch nicht übersehen konnte, genau jetzt, waren die Gerätschaften, die den Flur verstopften. Es war eine rechte Barrikade aus Puppenwagen, Schubkarren, Rollern und allerlei anderen seltsamen Dingen mit Rädern. Bosch sah eine Stehlampe auf drei Kugeln, ein Einrad, sogar einen der roten Globusse vom Vorabend. All das war an die Wände gelehnt oder ineinander verkeilt worden. Einige der Geräte neigten sich bedrohlich.

Bosch suchte sich einen Weg durch diese Installation. Es war Platz gelassen worden für eine Person, in Form eines schlangenförmigen Pfades. Bosch musste nicht einmal die Hände zur Hilfe nehmen, um etwas umzustellen. Das ließ ihn vermuten, dass dies kein Hindernis war, mit dem er sich beschäftigen sollte. Das Produkt einer faulen Aufräumpolitik der Bediensteten konnte die Unordnung aber auch nicht sein. Was auch immer dahinter steckte, er ignorierte es für den Moment, da er das Ende der Barrikade erreichte. Dahinter sah er, dass der Flur nach rechts abbog. Von dort hörte er auch Stimmen.

Hinter der Ecke standen sechs Türen offen, drei auf jeder Seite. Durch die erste sah Bosch eine Gruppe Männer auf dem Boden liegen. Sie waren alle griechisch gekleidet. Die meisten stützten sich auf einen Ellenbogen und gestikulierten entweder mit ihrer freien Hand, naschten damit Weintrauben oder hielten Trinkbecher. Es wurde angeregt diskutiert über den Wert irgendeines Stück Landes. Aus der Tür, die genau gegenüber lag, drang ein giftiges Zischen: Ein Pfeil steckte in einer

Zielscheibe aus gepresstem Heu. Sie war so groß wie ein Wagenrad, aufgehängt direkt neben der Tür. Am Ende des Raumes stand eine Frau mit einem Bogen. Sie hing der Flugbahn ihres Geschosses noch mit einem zugekniffenen Auge nach, als Bosch den Kopf durch die Tür steckte. An ihrer Seite wartete ein Mann mit einer Armbrust darauf, dass er dran war. Keiner von beiden schenkte Bosch Beachtung.

Aus den nächsten Türen drang noch mehr Lärm als aus den ersten beiden, also ging Bosch ein paar Schritte weiter den Gang hinunter. Linker Hand droschen zwei Hühnen mit Schwertern aufeinander ein. Das Zimmer um sie herum war komplett leer, nicht einmal Bilder hingen an den Wänden. Bosch musterte die beiden Kämpfer kritisch, aber keiner von ihnen war annähernd so dick wie die beiden Vermummten, die ihn überwältigt hatten. Ihrerseits waren sie zu beschäftigt, sich abwechselnd vor den Hieben des Anderen zu ducken und dann selbst auszuholen, als auf Bosch zu reagieren. Er hörte sich das Klirren der Schwerter mit den einhergehenden angestrengten Grunzlauten von der Tür aus an, bis er das Interesse verlor.

Im vierten Raum, gegenüber, ging es aus anderen Gründen hoch her: Frauen und Männer hockten im Kreis auf dem Boden. Reihum wurden vier kleine Knochen auf die blanken Dielen geworfen. Nach jedem Wurf ging ein Raunen durch das Grüppchen, untermalt von der Musik zweier weiterer Figuren im Hintergrund. Die eine spielte zwei Instrumente gleichzeitig mit dem Mund. Sie sahen aus wie Flöten, eine in jeder Hand. Der Spieler hielt sie gespreizt vor dem Gesicht, nur die Mundstücke lagen nebeneinander auf seinen Lippen. Seine Finger bewegten sich so flink über beide runden Stäbe, dass ihre Kuppen kaum zu sehen waren. Die wundersame Melodie, die dieser Fingertanz aus dem Instrument zauberte, wurde von einem anderen Musiker und seiner Laute begleitet.

Jemand aus dem Kreis am Boden drehte sich zu Bosch um. Die Frau hielt ihm ihren Trinkbecher hin. Er nahm ihn und kostete. Nach ein paar

Würfen verstand Bosch, was die Runde trieb. Er griff ungefragt von oben in die Spielfläche, um die vier Knochenstücke aufzuheben.

Der Mann, der gerade seinen Wurf machen wollte, protestierte mit einem sinnlosen Stammeln. Bosch ignorierte das. Er besah sich die vier gleichen Knochenstücke in seiner Hand, drehte sich um und warf sie im Gehen über seine Schulter zurück in den Kreis.

Neben der Tür stand eine Anrichte voller Flaschen und geschliffener Gläser. Bosch griff wahllos nach einem der geöffneten Weine. Hinter ihm brandete erneutes Raunen auf.

»Das gibt's doch nicht!«, rief der Spieler aus, den Bosch um seinen Wurf gebracht hatte.

Bosch ging zur nächsten Tür. Er lehnte sich mit der Schulter in den Türrahmen und nahm einen langen Zug aus der Flasche. Es schmeckte wie der Trank im Becher der Spielerin. Mit dem bittersüßen Prickeln von Brombeeren auf seiner Zunge beobachtete Bosch das splitterfasernackte Paar, das alleine in diesem Zimmer stand. Das heißt, der Mann stand, die Frau lag. Sie hatte sich mit dem Rücken auf einen schmalen Tisch gelegt, auf den sie gerade so passte. Ihre nackten Schultern ragten an beiden Seiten der Tischplatte etwas in die Leere, ihre Hüften ebenfalls. Der Mann vor ihr half der Frau, ihr Gleichgewicht nicht zu verlieren, indem er ihre Fußgelenke mit den Händen balancierte: Er hielt ihre Füße auf Höhe seiner Schultern, breit geöffnet.

Bosch betrachtete dieses Stillleben eingehend, in dem keine der beiden Figuren sich auch nur ein Stück bewegte. Er nahm einen weiteren Schluck aus der Flasche und wartete, dass etwas passierte. Offensichtlich war der Mann bereit, der Nackten vor sich nicht nur galant die Füße zu halten. Bosch konnte das Indiz dafür vom nackten Mann abstehen sehen. Sie, auf dem Tisch, blickte ihm in die Augen, während ihr Brustkorb sich ruhig hob und senkte. Er besah sich im Gegenzug jeden Zentimeter der Frau ausführlich.

Bosch wurde ungeduldig. Nichts passierte. Vom Flur her drangen die Geräusche aus den anderen Zimmern, die er nun, da er sie alle besucht hatte, besser auseinanderhalten konnte. Alle paar Sekunden klirrten die Schwerter der beiden unermüdlichen Kämpfer. Da und dort ein Raunen von den Spielenden. Das Zischen eines Pfeils, Gelächter und im Hintergrund die tänzelnde Melodie der Musiker. Nur hier, in diesem Zimmer, absolute Stille. Und keine Bewegung.

Bosch trank. Seine Augen ruhten auf den Nackten. Sie hielten diese Pose durch, wie lange wohl schon? Er fasste sich an die Schläfe, halb aus Langeweile, halb weil ihm die Geräuschkulisse zu viel wurde. Plötzlich sah er Gänsekiel in seinen Gedanken über sich hängen, in dem Raum, aus dem er sich hatte abseilen müssen.

»Findig bist du, Daidalos, keine Frage!«, säuselte der Dichter in Boschs Erinnerung. »Aber wie sollst du das fertigbringen? Ein Mensch und ein Stier? Sie ist so bizarr wie schön, die Königin, oder nicht?«

Bosch hielt die Augen geschlossen. Etwas an diesem Zimmer stimmte nicht. Es war das einzige, in dem nichts passierte. Die Nackten warteten. Überall sonst war das jeweilige Treiben in vollem Gange.

»Was kannst du tun, Daidalos? Was kannst du bauen?«, fragte Gänsekiel mit einem Grinsen, bevor Bosch die Augen öffnete und diesen Fetzen seiner benebelten Erinnerung gedanklich fortpustete.

Er drehte sich um, die Flasche weiter in seiner Hand. Auf dem Weg zurück den Gang hinunter ließ er sich nicht vom Gejohle und der Zuprosterei hinter den anderen Türen beirren. Er hielt schnurstracks auf die Müllhalde der achtlos zurückgelassenen Gefährte zu.

Suchen musste Bosch nicht lange. Er überblickte die Auswahl und fand sofort, wonach er Ausschau gehalten hatte. Er hob einen Kinderwagen aus dem Weg, um an den Eigenbau zu kommen, den er beim ersten Gang gar nicht gesehen hatte: einen schiebbaren Kleiderständer, wie Bosch ihn aus Hotels kannte. Dieser hier wies die typische breite Messingstange auf. An den Seiten aber hatte sich jemand zu schaffen gemacht. An

beiden Enden reichte ein dreieckiges Kuhfell von der Messingstange hinunter zu den beiden Rollen der jeweiligen Seite des Kleiderständers.

Bosch nahm einen letzten Schluck, dann stellte er die leere Flasche ab und rüttelte das recht klapprige Konstrukt von seinem Platz, hinaus in den Gang mit den offenen Türen. Er schob das Gestell bis zum Zimmer mit den beiden Nackten. Sie hatten sich kein bisschen bewegt, die Blicke noch immer aufeinander gerichtet. Bosch schob den Kleiderständer durch die Tür. Er näherte sich dem Mann mit der offenen Seite, an der keine Felle hingen, aber der bewegte sich nicht. Außerdem ragte er mit dem Kopf deutlich über die Messingstange. Bosch setzte zurück, so dass er die Kuhattrappe am Mann vorbei zur liegenden Frau fahren konnte. Der Tisch war so schmal, dass Bosch den Kleiderständer einfach darüber schieben konnte. Die Nackte verschwand dabei zwischen den Kuhfellen.

Dann trat Bosch zurück und wartete. Wie auf Befehl beugte sich der Nackte über die Frau. Sie zog ihn auf sich, half ihm mit einem eiligen Griff, und schon fanden sie einen gemeinsamen Rhythmus, in dem sein Po und ihre Schenkel sich hoben und senkten. Während er mit den Händen an wechselnden Stellen der Tischkante Halt suchte, stieß er mit den Ellenbogen gegen die Kuhhaut. Auch die Frau verlor hin und wieder Kontrolle darüber, wo ihre Füße waren. Sie stieß gegen die Stangen. Bosch sah den beiden zu – bis er den Schrei hörte.

Es musste durch jeden Winkel des Hauses dringen, dieses zerrissene Grollen. Bosch ging unwillkürlich etwas in die Knie, als ob er sich davor ducken wollte. Der Nackte kollabierte wie ein nasser Sack auf der Frau auf dem Tisch. Sie klammerte sich an seinen Rücken. Die Geräuschkulisse aus den anderen Zimmern, die die Szene bislang untermalt hatte, starb augenblicklich ab. Der Schrei übertönte alles.

Sobald er in fast schon weinenden Salven endete, war klar, dass das Treiben in den anderen Räumen nicht wieder beginnen würde. Nach ein paar Momenten absoluter Stille hob jemand aus voller Kehle zu einem Muhen an. Andere – der Lautstärke nach zu urteilen *alle* Anderen – taten

es nach und imitierten ebenfalls den Kuhruf. Die Stimmen wurden zu einem Chor, in dem einige Beteiligte sich lautmalerisch eher an einem Wolfsrudel orientierten.

Die muhenden Rufe wurden leiser, lauter, langgezogen, klagend.

Bosch ging zur Tür. Es setzte ein Trampeln vieler Füße ein, das den Flurboden wackeln machte. Aus den anderen Zimmern schossen die Musiker, Bogenschützen, Spielenden und Feiernden alle nacheinander auf den Gang hinaus. Sie zogen an Boschs Zimmer vorbei, den Flur hinunter und um eine weitere Biegung herum, aus seiner Sichtweite hinaus. Binnen Sekunden waren sie unter diversen letzten Muh-Rufen verschwunden. Zurück blieben nur Bosch, der im Türrahmen stand, sowie die beiden Nackten, die wie zu einer großen Masse verschmolzen unter dem befellten Kleiderständer auf dem Tisch lagen. Bosch blickte zu ihnen hinüber, dann in beide Richtungen des Ganges. Nichts, Stille. Er ging prüfend eines nach dem anderen der Nachbarzimmer ab. Überall lagen die diversen Utensilien achtlos auf dem Boden. Becher und Flaschen waren in der Eile umgekippt worden. Es bildeten sich Lachen auf Teppichen und Dielen.

Ihm blieb hier nichts zu tun. Also beschloss Bosch, der Meute zu folgen. Er ließ das Zimmer mit den Nackten links liegen und spazierte zur nächsten Windung des Ganges, wohin die Meute verschwunden war. Genau an der Ecke befand sich eine weitere Tür, anders als die vorherigen war sie jedoch aus Metall, schmucklos, und unauffällig am Rand der Hauswand platziert. Bosch erreichte die Windung und bog ab.

Die Zimmergenossen von eben starrten ihn an. Alle. Sie zwängten sich in Dreierreihen nebeneinander vier, fünf Meter vor ihm. Bosch blieb stehen. Sie sagten nichts, er auch nicht. Dann heulte die Meute auf und preschte vor. Mit der Wucht von einem Dutzend Personen wurde Bosch rückwärts gedrückt. Arme, Ellenbogen und Hände landeten auf seinem Oberkörper und in seinem Gesicht. Um sich auf den Beinen halten zu können, musste er dem Gewicht der stürmenden Gruppe nachgeben. So taumelte er nach hinten, zurück dorthin, von wo er kam, bis er mit dem

Rücken in die metallene Tür krachte. Eine der Hände fand die Klinke, so dass die Tür nachgab und Bosch in den Raum stürzte.

Er fiel weich, und auch nicht bis auf den Boden. Es war mehr, als ob er sich in etwas hineinlehnte.

Die erste Reihe der Meute machte die Tür hinter ihm zu. Bosch griff nach der Klinke, doch von außen wurde sie mit vereinten Kräfte gesperrt. Dann war ein feines Rasten zu hören und Bosch wusste, dass sie die Tür verschlossen hatten. Er ließ von der Klinke ab, während Kissen und Tischdecken von hinten auf ihn herabregneten.

Es gab nur eine Glühbirne oben an der Decke, die wenig Licht gab, aber Bosch brauchte sie nicht, um zu erkennen, dass er in der Wäscherei des Hauses steckte. Normalerweise dürfte sie allerdings kaum in dem Zustand gewesen sein, in dem er sie jetzt vorfand. Von allen Seiten drückte Wäsche auf ihn ein. Sie stand ihm bis zum Kinn, so dass er sich kaum bewegen konnte. An manchen Stellen türmten sich sogar kleine Berge oberhalb seines Kopfes auf, die damit fast bis zur Decke reichten.

Bosch befreite seine Arme aus dem Meer an Laken, Kissen, Hemden, Hosen, Tischdecken und weiteren Stoffen. Er versuchte sich vorwärts zu bewegen, wie ein Schiffbrüchiger auf offener See. Nur mit den Füßen konnte er sich etwas besser bewegen als im Wasser. Er trat nicht ins Leere, sondern konnte sich mit den Fußspitzen kleine Tritte schaffen, oberhalb des Fußbodens. Es fühlte sich an, als würde er versuchen, einen butterweichen Hügel zu besteigen, aber immerhin kam er voran. Nach zwei, drei schwimmähnlichen Bewegungen war er ausreichend mit dem Kopf über die Oberfläche der Wäsche gestiegen, dass er den ganzen Raum überblicken konnte.

Vor sich sah er drei Dinge: die kahle Glühlampe, die so tief von der flachen Decke hing, dass die Wellen aus Laken davon warm werden mussten, den oberen Teil eines Türrahmens gegenüber, und in der Mitte des Raumes ein kleines Schlauchboot.

Gänsekiel saß darin, mit gekrümmten Rücken, der gegen die Decke stieß. Es war kaum ein Meter Platz zwischen Decke und Textilmeer. Das Schlauchboot war halb in den Stoffen versunken. Der Dichter hielt sich mit beiden Händen daran fest, als ob er auf hoher See wäre. Er grinste vor sich hin, ohne Bosch anzuschauen, und summte etwas.

Bosch schloss die Augen und schüttelte sich in Gedanken. Nein, Gänsekiel und sein Schlauchboot waren auch noch da, als er die Augen wieder öffnete. Er watete mit seinen schwimmenden Armbewegungen in Richtung der anderen Tür. Während er dem Schlauchboot näher kam, hörte er immer besser, was Gänsekiel leise summte.

»Ritsch Ratsch, hast du meine Medizin? Ritsch Ratsch, ich brauche sie für ihn!«, säuselte Gänsekiel geheimnisvoll. »Ritsch Ratsch, nur du kannst hier entflieh'n. Ritsch Ratsch, Vergiss' nicht ihn zu zieh'n.«

Bosch hielt vor dem Schlauchboot inne. Endlich sah Gänsekiel ihn an. Er wiederholte seinen Reim. Und dann noch einmal, Wort für Wort. Er änderte nichts daran und er hörte nicht auf. Er summte dieses Mantra leise und geduldig.

»Ritsch Ratsch, hast du meine Medizin? Ritsch Ratsch, ich brauche sie für ihn! Ritsch Ratsch, nur du kannst hier entflieh'n. Ritsch Ratsch, Vergiss' nicht ihn zu zieh'n.«

Bosch beobachtete Gänsekiels Mund, während der sein Mantra wiederholte. Das ›R‹ der ersten beiden Worte rollte der Dichter krachend und übertrieben. Das war nicht seine übliche Mundart. Gänsekiel hatte sonst keinen Anflug irgendeines Dialekts oder Akzents.

»Ritsch Ratsch«, knatterte es dumpf im schmalen Raum zwischen der Decke und den Textilien. Aus einem Impuls heraus griff Bosch nach dem Rand eines Lakens, das er neben seiner rechten Hand fand. Er biss in die Säumung, so dass ein kleiner Riss darin entstand. Dann zog er mit beiden Händen daran und drehte die Trennlinie so, dass er langsam einen schmalen Streifen von dem Laken abtrennen konnte.

Gänsekiel blieb das Mantra im Halse stecken. Bosch hatte Rex noch nie so überrascht gesehen.

»Ritsch Ratsch?«, fragte er ihn.

Gänsekiel nickte nur. Bosch meinte, einen Anflug von Enttäuschung in seiner Miene auszumachen. Aber er hielt sich nicht mit weiteren Gedanken über Rex auf. Mit dem fingerbreiten Stofffetzen in der Hand setzte er seinen watenden Weg zur gegenüberliegenden Tür fort. Er erreichte sie unter viel Schweiß und Wühlen.

An der Tür angekommen, musste er unterhalb der Kleideroberfläche mit den Fingern nach der Klinke suchen. Er fand sie, drückte sie herunter und zog an der Tür. Sie bewegte sich, wenn auch nur einige Zentimeter. Nun, da Bosch wusste, dass sie unverschlossen war, stemmte er seine Beine gegen den Türrahmen und zog, so stark wie er konnte. Die ersten Schichten Wäsche fielen nach draußen wie dicke Schichten Schnee von einem Dach bei Tauwetter. Mit einem letzten angestrengten Schub taumelte er aus dem Spalt der halb geöffneten Tür in den Flur hinter dieser Seite der Wäscherei.

Es dauerte eine Sekunde, bis Bosch begriff, warum dieser Teil des Hauses ihm eigenartig vorkam. Hier gab es die gleichen Türen, den gleichen farblosen Teppich über Dielen. Und doch fühlte er sich geradezu körperlich anders in diesem Flur. Als er aufstand und sich zu voller Größe reckte, war es offensichtlich: Der Gang war deutlich schmaler als die anderen, die er bis hierhin kennengelernt hatte. Dieser war kaum breiter als seine Schultern. Die Wände schlossen direkt an den Türrahmen der Wäscherei an. Etwas weiter den Gang hinunter schienen sie sich sogar nach innen zu wölben, so als zöge etwas die in rote Tapete gekleideten Wände zusammen.

Bosch tastete mit den Händen an der Tapete entlang. Sie war samtweich. Dieser Flur war nicht nur schmaler, sondern auch viel kürzer als die anderen. Nach vielleicht drei Metern bog der Gang nach rechts, dann direkt nach links. Bosch lief weiter, vorbei an völlig gleich

aussehenden Türen, von denen keine offen stand, aus der niemand trat – und von wo kein Laut zu hören war.

Ein Dutzend Flurknicke später blieb Bosch stehen. Er rekapitulierte, was er gerade getan hatte: zuerst rechts abgebogen, dann links, wieder links, rechts, links, links. Das ergab überhaupt keinen Sinn, fand Bosch. Die Villa war groß, aber es kam ihm vor, als müsste er sie mittlerweile durchschritten haben. Er sah sich um, dann ging er weiter. Als er ein T-förmiges Ende des Gangs erreichte, bog er nach rechts ab, wo weitere verwinkelte Ecken auf ihn warteten. Bosch trottete vorwärts. Von den roten Tapeten bekam er Durst nach mehr Wein. Aus reiner Langeweile fing er an, die Klinken der Zimmer im Gehen zu drücken. Alle gaben seinen Händen nach, aber keine einzige war unverschlossen. Er war kurz davor, sich mit einem Tritt gegen die nächste störrische Tür den Frust aus dem Leib zu treten, als er das Ende des unfassbaren Ganges erreichte.

Vor ihm, und vor einer fensterlosen schmalen Wand, stand Edith Amaranth. Sie trug ein Chiton wie er, allerdings ungleich eleganter. Ihrer fiel bis hinunter auf die nackten Füße. Eine Schulter war entblößt. Sie strahlte Bosch selbst noch im fahlen Licht der Flurlampen blass und makellos entgegen. Er fühlte sich augenblicklich von ihr angezogen – von der Schulter allein, mehr als von Edith – und seine Füße taten ihm den Gefallen und gingen auf sie zu.

Sie sah ihn kommen, denn sie musterte ihn mit klaren Augen. Nun strahlte nicht nur ihre Schulter, sondern auch Ediths Haar, das zu einem engen Zopf gebunden war, ihre Hände und selbst Stellen auf dem Chiton. Das Strahlen kam und ging mit jedem Schritt, den Bosch näher an Simians Frau herantrat. Erst kurz bevor er sie erreichte, erkannte er die strahlenden Flecken als Lichtreflexe: Edith stand hinter Glas. Bosch legte eine Hand darauf. Es war eine Scheibe, quer zwischen die beiden Wände des Ganges gesetzt und vom Boden bis zur Decke reichend. Er klopfte mit seinen Fingerknöcheln dagegen. Das trockene, kaum hörbare Geräusch überraschte Bosch. Normales Fensterglas war das nicht, dafür war es viel

zu dick. Unter seinem Klopfen hatte nichts vibriert. Das Glas hätte auch eine Wand aus Stein sein können, so steif und hart wie es auf sein Klopfen reagiert hatte. Bei näherer Betrachtung wirkte Edith auf Bosch nun auch größer als er sie vom gestrigen Abend in Erinnerung hatte. Das Glas verzerrte sie ein wenig.

Sie sagte nichts. Edith legte einfach beide Hände an die Scheibe. Bosch legte seine auf ihre, so dass sie nur durch das Glas getrennt waren: er auf der schummrigen Seite mit dem roten, engen Flur, sie in ihrem abgetrennten Kabuff, das nicht mehr Platz bot als für vielleicht zwei Stühle. Bosch bemerkte, dass die Wände dort drinnen keine Tapete hatten. Sie waren auch nicht rot, sondern von einer gräulichen, unansehnlichen Farbe, die völlig fehl am Platz wirkte. Diese Kammer hatte keinen sichtbaren Zweck. Sie war leer. Und, was Bosch am wichtigsten schien, er hatte keine Ahnung, wie Edith dort hinein gekommen war.

Sie griff auf der Seite ihrer entblößten Schulter unter den Saum des Chiton. Hervor holte sie einen Lippenstift, den sie aufdrehte, um mit großen kirschfarbenen Lettern von innen an die Scheibe zu schreiben:

»Theseus«, wiederholte Bosch. Edith hatte sieben handgroße Buchstaben für ihn gemalt. Er konnte den Namen lesen, weil sie in Spiegelschrift geschrieben hatte. Bosch zweifelte nicht daran, dass sie das vorher irgendwo geübt hatte. Denn nun stand sie nach vollbrachter Tat jenseits der Scheibe wie ein kleines Mädchen, dessen Eltern vergessen hatten sie abzuholen. Etwas in Bosch zerrte bei diesem Anblick in zwei völlig verschiedene Richtungen. Einerseits spielte Edith dieses Spiel mit, wie alle anderen, und in ihrem so unlesbaren Gesicht konnte er jetzt deutlich erkennen, dass ihr all das keinen Spaß machte. Woran er es fest machte, wusste Bosch nicht, aber in diesem Moment war ihm klar, dass Edith nicht zu den Anderen gehörte. Sie tat ihm beinahe leid, so stumm stehend und verunsichert. Den Lippenstift hatte sie noch in der Hand.

Andererseits fühlte er eine kalte Befriedigung in diesem Anblick...

Edith legte ihren Kopf zur Seite. Ihre Stirn kräuselte sich dabei, so dass die aufbrandende Ungeduld der Frau ihren Effekt nicht verfehlte. Sie brauchte nicht reden, damit Bosch verstand. Er sollte etwas tun. Edith zeigte auf die Buchstaben. Dann zückte sie ihren Lippenstift erneut und ergänzte ein kirschrotes zweites Wort:

»für Theseus«, las Bosch, und er las es laut, so dass Edith sehen konnte, wie er die Worte mit dem Mund formte. Dann wendete sie ihren Blick von seinem Gesicht ab, hinunter zu seiner rechten Hand.

Er hatte den Stofffetzen aus der Wäscherei noch darin. Jetzt schenkte er ihm Beachtung. Eine Andeutung des Lakenmusters war noch auf dem Stoff zu sehen. Das andere Ende baumelte über seinen Sandalen.

Bosch wickelte den Fetzen auf, fest um seine Faust herum. Er prüfte die Glasfront auf eine Öffnung oder eine Klappe, die er vielleicht bisher übersehen hatte. Doch er fand nichts. Stattdessen sah er sich seine Umgebung genauer an. Er trat einen Schritt von der Glasscheibe zurück. Ediths Gefängnis war und blieb eine Sackgasse. Die einzige Möglichkeit, hier etwas zu tun, fand Bosch links von ihm. Die letzte Tür des roten Ganges war eine Armlänge vom Glas entfernt. Bosch versuchte sein Glück mit der Klinke. Anders als die anderen erfüllte diese ihren Zweck.

Die Tür sprang auf.

Drinnen roch es muffig und es war dunkel. Bosch fand einen Lichtschalter, der aber nur laute Klickgeräusche von sich gab und kein Licht machte. Durch die offenstehende Tür fiel zumindest genug Licht in das Zimmer, dass Bosch Streichhölzer auf einem winzigen Tisch in der Mitte des Raumes entdeckte. Er ließ eines davon entflammen, der Rest ergab sich: Im Zimmer verteilt standen mehrere Kerzenständer. Bosch steckte sie alle an, und dann konnte er sich umsehen.

Das Zimmer war klein. Nicht so klein wie die Kammer hinter dem Glas, aber es gab kaum genug Platz, um sich ohne etwas umzustoßen im Kreis drehen zu können. Das Tischchen in der Mitte war rund und nicht viel mehr als eine Ablage für einen Aschenbecher. An der hinteren Seite

nahm ein Bett die gesamte Breite der Wand ein. Ein Kleiderschrank aus massivem Holz, ein paar Gemälde über ebenfalls hölzernen Wandpanelen, ein Schreibtisch, damit war der Raum bereits ziemlich gefüllt. Es gab auch ein Fenster, das allerdings von einem dicken, staubigen Vorhang verdeckt wurde, der vermutlich niemals Sonne sah.

Auf dem Schreibtisch standen ein paar gerahmte Bilder. Eines davon erntete Boschs Aufmerksamkeit. Es sah uralt aus, wie aus den Anfangstagen der Fotografie. Ein Mann und eine Frau standen mit ernsten Gesichtern und perfekter Haltung nebeneinander. Selbst auf dem verwaschenen und kontrastlosen Foto waren der akkurate Schnäuzer des Mannes und seine gemütlich-runde Kopfform ganz genau zu erkennen. Das war Sander auf dem Foto – und dies war folgerichtig sein Zimmer.

Bosch studierte das Foto, indem er einen der Kerzenständer für die nähere Beleuchtung zur Hilfe nahm. Die Frau neben Sander trug eine Art Kleid, wie Bosch es schon sehr lange nicht mehr gesehen hatte. Der Gedanke löste sich aus seinen Erinnerungen, so leise und flüchtig wie das erste Bläschen, das vom Boden eines bald kochenden Topfes voll Wasser an die Oberfläche steigt. Er musterte Sanders Aufzug, der etwas von einer Uniform hatte. Abgesehen davon, dass auch diese Bekleidung deutlich aus der Berliner Zeit und Mode fiel, sah Sander auf dem Foto genauso aus wie Bosch ihn kannte.

Es musste ein sehr schlechtes Stück Handwerk sein, dieses Foto.

Im Halbdunkel auf der Türseite verschwand die Wand in den Umrissen eines Bücherregals. Dort, hinter dem Regal und der Wand lag die Glaszelle, in der Edith stand. Bosch trat an das Regal heran. Er studierte die Buchrücken mit dem Kerzenständer in der Hand. Schnell gab er das Lesen auf, denn die Anordnung der Bücher verriet ihm mehr als die Titel. Die unteren und oberen Fächer des Regals waren prall befüllt. Rücken an Rücken standen die Bücher dort gezwängt. Nur die mittlere Reihe schien vergleichsweise leer. Ein paar Bücher hatten Platz genug, um leicht geneigt zu stehen und sich nur an ihren oberen Kanten

zu berühren, so wie Freunde, die sich betrunken in den Armen liegend gegenseitig auf dem Weg nach Hause stützen. So neigten sich dicke Wälzer und schmale Hefte von den Rändern des Regal nach innen, wo drei Bücher haltlos umgekippt lagen. Bosch verglich sie. Ohne lang zu zögern griff er nach dem, das mit ›Antike Mythologie‹ betitelt war.

Im Stichwortverzeichnis suchte Bosch mit dem Zeigefinger nach T wie Theseus. Er fand die Seite, auf die das Verzeichnis ihn hinwies und begann zu lesen.

Die Kindheit und Jugend des Königs von Athen überflog Bosch mit sicherem Gespür. Er las genauer, sobald die Rede von Kreta und König Minos war. Alle neun Jahre verlangte jener einen Tribut von sieben Jünglingen und sieben Jungfrauen von den Athenern. Sie alle sollten dem Minotaurus geopfert werden, der halb Mensch halb Stier war. Theseus beschloss, sich unter die zu Opfernden zu mischen, um dem Treiben auf Kreta ein Ende zu setzen und den Minotaurus zu töten. Dort angekommen verliebte sich Ariadne in Theseus. Sie war die Tochter des Königs Minos und seiner Frau, Pasiphaë. Letztere hatte den Minotaurus geboren, als sie mit einem Fluch belegt wurde, weil Minos einen außergewöhnlichen Stier nicht wie gefordert den Göttern dargebracht hatte, sondern das Tier für sich behielt. Pasiphaë war wie von Sinnen für den Stier. Das war der Fluch.

Ab hier blätterte Bosch nur noch abwesend die Seiten um. Er musste nicht weiter lesen, um die Geschichte vor seinen Augen zu sehen: Pasiphaë wollte den Stier für sich haben. Sie bat Daidalos um Rat, den genialen Erfinder, der von Minos geduldet auf der Insel im Exil lebte. Die Athener hatten ihn vertrieben, weil er aus Eifersucht über das Talent seines Neffen den Jungen in den Tod stürzen wollte.

Bosch grinste. Perdix hieß der Junge, und er überlebte den Sturz, weil er mit göttlichem Beistand in ein Rebhuhn verwandelt wurde und sich fliegend retten konnte. Ein Rebhuhn, ...das hatte Bosch gestern

gewählt. Rebhuhn oder Karpfen, danach hatte ihn Simian gefragt, bevor er das Spiel verkündete.

Er schloss das Buch und legte es achtlos in eins der anderen Fächer. In seinem Kopf verknüpften sich die Geschichten, während er eins nach dem anderen der Bücher der mittleren Ebene aus dem Regal wischte: Für sein Verbrechen wurde Daidalos vor Gericht gestellt und verbannt. Bei Minos auf Kreta fand er Unterschlupf und Sicherheit, solange er ihm nützlich war. Aber es war vor allem Pasiphaës Wunsch, der den Erfinder bald umtrieb. Sie ließ ihn eine Vorrichtung bauen, die wie eine Kuh aussah, ihr aber Platz im Inneren bot – so dass sie sich in ihrer Verzauberung von dem wilden Stier begatten lassen konnte.

Bosch räumte das komplette Fach leer.

Pasiphaë gebar schließlich ein Mischwesen, den Minotaurus. Das Monster lebte in ständiger Wut und Raserei, und Minos befahl Daidalos, ein Labyrinth zu bauen, aus dem der Minotaurus nicht entfliehen konnte. Und auch sonst niemand. Dort hinein musste Theseus, wenn er das grausame Ritual der Menschenopfer ein für allemal beenden und den Minotaurus töten wollte. Ariadne wollte ihn aber nicht an das Labyrinth verlieren. Auch sie wandte sich an Daidalos, der ihr einen Faden gab, den Theseus am Eingang festbinden und hinter sich her durch seinen Weg ins Zentrum des Labyrinths ziehen sollte. So würde er den Rückweg finden…

Das flackernde Licht des Kerzenständers offenbarte einen hölzernen Riegel an der Wandseite des Regals. Er schob den Riegel zur Seite, was einen kleinen, hochkanten Schlitz zum Vorschein brachte. Der Schlitz war nicht viel breiter als eine Münze, und auch nicht höher. Licht vom Flur leuchte schwach in das dunklere Zimmer hindurch.

Bosch löste den Streifen Stoff wieder von seiner Faust. Ein Ende steckte er in den Schlitz. Mit dem Nagel seines Daumens versuchte er, den Fetzen auf die andere Seite zu stopfen, Stück für Stück. Edith musste auf der anderen Seite daran ziehen, denn plötzlich bewegte sich der Streifen von alleine. Er surrte mit einem Hissen durch den Schlitz und war

schneller dahinter verschwunden, als Bosch die Geschichte im Kopf sortieren und beenden konnte. Er überließ das geplünderte Regal und die verstreuten Bücher ihrem Schicksal und machte einen Satz hinüber zur Tür. Den Hals aus der Tür gestreckt, traute er seinen Augen kaum.

Edith war nicht mehr in der Kammer hinter dem Glas. Sie verschwand durch eine klinkenlose Schiebetür in der Wand gegenüber derjenigen mit dem Schlitz und der direkten Verbindung in Sanders Zimmer. Während Bosch sich noch wunderte, wie er diesen Mechanismus hatte übersehen können, und wie geheimnisvoll diese Vorrichtung war, hörte er hektisches Fußgetrampel auf dem Gang. Er schaute nach rechts, aber es war nichts zu sehen, wenn auch das Getrampel lauter wurde. Dann klickte etwas zu seiner Linken und Bosch drehte seinen Kopf erschrocken um 180 Grad. Hinter dem Glas sah er die schwarzlederne Form eines der beiden dicken Maskierten. Die Schiebetür stand wieder offen. Vom Maskierten konnte er, genauer gesagt, nur die Hälfte sehen, und zwar die hintere. Die Vordere steckte in der Wand – was unmöglich war. Boschs Synapsen kombinierten in Windeseile. Erstens, das laute Klicken war von hinter ihm gekommen, also aus Sanders Zimmer. Zweitens, die vordere Hälfte des Maskierten konnte nicht weg sein. Irgendwo musste sie stecken. Drittens, dort, wo er sie vermutete, war das Bücherregal auf der anderen Seite der Wand. Viertens, da das Regal bereits mit dem kleinen Schlitz zur Kabine hin bewiesen hatte, dass es mehr zu bieten hatte, als es den Anschein machte, kam das Klicken wahrscheinlich von einer weiteren mechanischen Überraschung.

Mit einem Poltern landete der fleischige nackte Oberkörper des alten Mannes mit der Königskrone an der roten Tapete an der Ecke des Ganges, die Bosch einsehen konnte. Boschs Kopf schoss zurück nach rechts, so dass er den Alten keuchen sehen konnte. Die grauen langen Haare warf jener in den Nacken und ließ einen Kampfschrei hören, der erheblich jünger klang als die faltige und in die Jahre gekommene Hülle des Königs

aussah. Neben ihm erschien der zweite riesige Ledermann. Er nahm sofort Anlauf und stürmte auf Bosch zu.

Fünftens, wenn die vordere Hälfte des ersten Maskierten durch die Geheimtür, die das Regal vermutlich darstellte, im Raum war, dann wäre, sechstens, auch die hintere Hälfte mittlerweile dort wieder mit ihr vereint und, siebtens, der Maskierte fiele ihm vermutlich in den Rücken.

Und das tat er.

Bosch wurde wie ein Baum gefällt. Er war zu langsam, wenn er die Indizien auch korrekt kombiniert hatte. Die Ablenkung von der anderen Seite hatte nicht dabei geholfen, sich auf den Angriff vorzubereiten. Der Maskierte rammte Bosch so hart, dass beide hinaus in den Gang fielen.

Der alte König lachte aus vollem Hals. Der zweite lederne Fleischkloß stolperte beinahe auf Bosch und seinen Kollegen. Er überlegt kurz, wie und wo er anpacken sollte. Die anderen Beiden rappelten sich stöhnend auf. Bosch wurde aus Versehen dabei vom Maskierten, der ihm in den Rücken gesprungen war, vorwärts gestoßen. Der Zweite interpretierte die Klobigkeit als Technik und kopierte sie. Bosch ließ den Stoß geschehen.

Der Alte drehte um und führte ihre kuriose Parade an. Bosch wurde abwechselnd von den Maskierten vorwärts geschubst. Er tat ihnen den Gefallen und schlurfte, sprang oder stolperte immer schneller voran. Das halblange Haar des Alten begann in schnellerem Tempo zu wallen. Er schnitt die zahlreichen Ecken des Flures mit traumwandlerischer Sicherheit. Bosch ließ sich hier und da von der samtenen Tapete abprallen. Hinter ihm begannen die Maskierten zu keuchen. Sie schubsten ihn unkoordinierter, er stolperte schneller vorwärts, ...so dass sich der Alte bald die Krone auf dem Kopf mit einer Hand festhalten musste und er Zweifel bekam, wer hier eigentlich der Gejagte war.

Vor ihnen tauchte die metallene Tür zur Wäscherei auf. Der Alte rettete seinen kleinen Vorsprung bis dorthin, wo er, ohne Rücksicht auf Alter oder die eigenen Knochen, noch im Laufen die Klinke betätigte und

das Eisen mit seiner Schwungkraft aufstemmte. Die mittlerweile schwer rasselnd atmenden Ledernen gaben Bosch einen letzten Schubs mit. Einer davon ging ins Leere und auch der andere konnte höchstens als Formsache gewertet werden; Bosch taumelte von ganz alleine in den Spalt, den der Alte mit schmerzverzerrtem Gesicht aufhielt.

Die Wäsche fing ihn auf. Sie bremste Boschs Lauf wie ein sanfter Prellbock, während es draußen polterte. Die beiden Schubser konnten ihre Masse weniger elegant stoppen. Sie schoben den Alten unfreiwillig auf Boschs Körper – ein entgleister Zug aus Fleisch-Waggons. Statt des Quietschens von gestauchtem Stahl gab es hier Stöhnen und Gejaule zu hören. Boschs Gesicht wanderte tief in einen Kissenbezug. Er konnte kaum atmen mit den drei Personen in seinem Rücken. Letztere gewannen aber schnell ihre Contenance wieder. Die Last verschwand und Bosch schnappte nach Luft.

Er hörte einen Schlüssel im Gehäuse klacken. Wo auch immer der Alte den plötzlich her hatte, es war der richtige. Bosch testete die Klinke. Die Wäscherei-Tür war nun versperrt.

Auf der anderen Seite des Raums war plötzlich ähnlicher Tumult zu hören wie ihn Bosch eben erfahren hatte. Er versuchte, sich kletternd einen Überblick zu verschaffen. Wie bei seiner ursprünglichen Durchquerung des Wäschemeeres wendete er seine halb kletternde, halb schwimmende Technik an. Ein paar Wiederholungen dieser patentierten Lösung später hatte er seinen Kopf über der Oberfläche aus Stoffwellen. Das Schlauchboot war weg, Gänsekiel auch. Es wunderte Bosch nicht. Aber dort, wo er auf der gegenüberliegenden Seite von der heulenden Meute zum ersten Mal in die Wäscherei getrieben worden war, blühte jetzt einer anderen Person das gleiche Schicksal wie ihm zuvor. Bosch konnte nur den oberen Rand der geöffneten Tür sehen. Eine Hand kam zum Vorschein, dann fiel auch dieser Eingang zu. Das schließende Geräusch eines Schlüssels war auch dort zu hören.

Zwei Türen, mehr gab es hier nicht. Bosch blieb, wo er war.

Nach etwas Wühlen und aufgeworfenen Hemden erschien der Kopf des jungen Mannes über der Oberfläche, der nach seiner Flucht aus dem Speiseaufzug so schnell aus dem Theater gerannt war. Er verschaffte sich ebenfalls einen Überblick, bemerkte Bosch, schien aber von seiner Anwesenheit dieses Mal keineswegs überrascht zu sein.

Ikarus.

Wenn sie wollten, dass er Daidalos war, dann musste sein Leidensgenosse Ikarus sein. Die Buchseiten, die er überflogen hatte, berichteten darüber, wie der Erfinder seinen Sohn mit ins Exil nach Kreta genommen hatte. Den Faden für Theseus hätte Daidalos besser nicht Ariadne gegeben. Natürlich musste Minos herausfinden, dass er hinter dieser List steckte. Theseus besiegte den Minotaurus, und zur Strafe wurden Daidalos und sein Sohn selbst in das Labyrinth gesperrt.

Ohne Faden. Ohne Möglichkeit, jemals daraus zu fliehen.

Bosch sog die Geschichte auf, die sich in Bildern in seinem Kopf auswuchs. Der junge Mann auf der anderen Seite setzte sich in Bewegung. Seine Armbewegungen waren weniger elegant als Boschs, aber immerhin kam auch er in diesem Meer von Textilien vorwärts. Er hielt sich schräg von seinem Gegenüber, und genau auf einen glänzenden Vorsprung an der Wand zu.

Es gab eine Möglichkeit.

Bosch betrachtete den silbrigen Kasten. Er hatte ihn auch gesehen, aber für unnütz gehalten. Es war weder Tür noch Fenster oder sonst eine Öffnung. Trotzdem wühlte sich der junge Mann immer näher heran, bis er schließlich den Kopf unter die Kleider-Oberfläche steckte und mit viel Brimborium Sachen auf sich hievte.

Er tauchte nicht wieder auf. Zunächst konnte Bosch seine Bewegungen noch weiter verfolgen, weil die Laken und Hemden sich über dem Taucher bewegten. Doch dann musste er so tief gelangt sein, dass die Textilien seinen Standort nicht mehr preisgaben. Erst als der glänzende

Kasten zu wackeln begann, verstand Bosch: Er war aus Blech, flirrte hörbar und gab patschende Geräusche weiter.

Die Wäsche war natürlich nicht Stück für Stück in die Wäscherei getragen worden. Bettzeug und Garderobe des halben Hauses mussten hier unten stecken. Normalerweise würden sie über ein Wäscherohr von oben hierher transportiert werden. Und Bosch starrte darauf, zumindest auf das letzte Stück, das oben in der Decke verschwand.

Doch, es gab eine Möglichkeit für Ikarus und Daidalos, um ihrem Gefängnis zu entfliehen. Sie mussten fliegen…

Die patschenden Geräusche wurden heftiger, vor allem aber sehr regelmäßig. Boschs Mitstreiter hatte sich schon im Aufzug als akrobatisch erwiesen. Er schien tatsächlich von unten in den Wäscheschacht gekrabbelt zu sein und nun mit Händen und Füßen nach oben zu klettern. Bosch wusste nicht, wie er das machte, aber er ahnte, dass er nicht darauf warten brauchte, dass jemand die Türen zur Wäscherei wieder aufschließen würde. Er setzte sich in Bewegung. Vor ihm beulte sich das Blech des Kastens an mehreren Stellen gefährlich aus. Das regelmäßige Patschen kam nun von sehr weit oben, meinte Bosch.

Der drahtige kleine Kerl schien es zu schaffen.

Nun grub sich auch Bosch einen Tunnel in den Wäscheberg hinein. Je tiefer er griff, umso fester waren die Stoffe zusammengepresst. Die Graberei artete in schweißtreibende Arbeit aus. Er verlor das Gefühl dafür, wie tief er sich jetzt gegraben hatte, als das ohnehin schon schummrige Licht der Glühbirne ihn nicht mehr erreichte, weil er komplett von Stoff umgeben war.

Bosch griff auf gut Glück vor sich in die Wand aus Wäsche. Es wurde stickig zwischen all den Sachen. Dann spürte er das kalte Blech. Er korrigierte seine Graberichtung leicht, bis er mit beiden Händen die Außenseiten des Schachts greifen konnte. Von hier an versuchte er nur noch, weiter nach unten zu kommen. Er merkte, dass sich das Blech schließlich nach vorne verbog, hin zu seinem Körper. Das Endstück des

Schachtes war bereits freigeräumt. Bosch konnte sich ohne weitere Mühen einfach mit den Händen hineinziehen. Hier konnte er sofort besser atmen als in der Wäsche.

Daidalos war derjenige, der aus Federn und Wachs die Flügel für sich und Ikarus machte. Bosch schoss dieser Gedanke durch den Kopf. Etwas daran gefiel ihm nicht.

Er war hier unten und der Andere kletterte ihm voraus.

Bosch stieß sich mit den Füßen ab. Die Blechwände waren blank, aber nicht so glatt wie er befürchtet hatte. Er trocknete sich den Schweiß seiner Hände am Chiton, dann hatte er einen recht festen Halt. Die Sandalen streifte er mit den Zehen ab. Er stemmte seine Fußsohlen gegen die Innenseiten des Schachtes und schob sich nach oben.

Es klappte. Langsam aber stetig stieg er so nach oben. Um nicht abzurutschen, bewegte er jede Hand und jeden Fuß einzeln; löste sie immer nur so kurz wie möglich und suchte dann energisch nach Halt, nur ein paar Zentimeter höher. Damit machte er die gleichen patschenden Geräusche, die er zuvor vom Drahtigen gehört hatte.

Über ihm wurde es still. Die Geräusche des jungen Mannes waren nicht mehr zu hören. Dafür wurde es heller. Bosch streckte die Nase nach oben, von wo ein kleines Quadrat aus Licht zu sehen war. Mit jedem erfolgreichen Patsch-Takt wurde es größer. Es kam Bosch vor wie eine Ewigkeit des Kletterns, bis er die Öffnung kommen sah. Als er schließlich nach der Kante greifen konnte, zog er sich mit einer Mischung aus Stolz und Zorn den restlichen halben Meter hinauf.

Entkräftet rollte er sich aus dem Schacht auf einen Teppichboden.

Er rang nach Luft, sah sich dabei aber schon nach seinem Vorkletterer um. Bosch lag in einem Flur, der großzügiger geschnitten war als in den unteren Stockwerken. Direkt gegenüber der Wäscheluke, aus der er gekrochen war, stand die Tür zu einem leeren Zimmer offen. Auf dem Fischgrätenparkett war lediglich ein großes Paar weißer Flügel mitten in den Raum gestellt worden.

Bosch rappelte sich auf und stolperte in das Zimmer. Jetzt konnte er eine Durchgangstür erkennen, die in einen Nebenraum führte. Der Drahtige flüchtete gerade durch sie – mit einem ebensolchen großen Flügelpaar auf den Rücken geschnallt wie es hier vor Bosch stand.

Bosch griff nach den Flügeln. Sie bestanden voll und ganz aus langen, schneeweißen Federn. Von Gänsen, vermutlich. Der Geruch des Klebers, der das Ganze zusammen hielt, stach Bosch in die Nase. Entlang der Federkiele hatten sich Rinnsale des Stoffes gebildet, die wie farbloses Blut zu Boden tropften. Das Werk war so frisch, dass einige Federn im beherzten Schwung abfielen, mit dem Bosch die Flügel auf seinen Rücken hievte. Er schnallte sich die beiden einfachen Ledergurte, an denen die Federn klebten, von hinten über die Schultern und nahm noch einen letzten tiefen, giftigen Atemzug.

»Nicht einmal Wachs«, murmelte er zu sich selbst. Dann machte er sich an die Verfolgung.

Im Buch aus Sanders Zimmer war die Flucht des Daidalos beschrieben gewesen. Wie er mit seinem Sohn Ikarus in den Himmel stieg. Die selbstgebauten Flügel aus Federn und Wachs trugen sie beide über das Meer. Bosch konnte die Ägais förmlich riechen, sobald er den Raum mit dem beißenden Kleber hinter sich gelassen hatte. Die Wärme in der Luft, der salzige Geschmack, der aus dem Mund in die Nase stieg und dort ganz sanft kribbelte… , all das spürte Bosch, als ob er selbst flügelschlagend über dem Griechischen Meer gegen das Abstürzen ankämpfte. Zu seiner Linken stellte er sich Samos vor, die erste Insel, die Ikarus und Daidalos im Flug passierten. Samos, reich und geschäftig, weil dort die Handelsschiffe an- und ablegten. Bosch wusste das. In dem Buch gelesen hatte er es zuvor nicht. Und trotzdem war ihm glasklar, wie sein Kurs und der des Ikarus sein würden.

Bosch bog wieder auf den Flur ein. Er musste nach Simians Schlafzimmer Ausschau halten. Das Gemach des Hausherren und seiner Frau

war der einzige Ort, der prunkvoll und gewichtig genug für den Vergleich mit der Insel Samos sein konnte.

Türen würden ihm bei der Suche nicht im Weg sein, wie er bemerkte. Sie standen samt und sonders offen, so dass er nur im Gehen in sie hineinblicken musste. Und jeder Winkel hier oben war von Licht durchflutet. Auf Kopfhöhe durchbrach das Innere des Daches schräg den Flur. Bosch passierte alle paar Meter Fenster, die wie kleine Erker hinaus auf das Dach gestülpt waren. Der Gang lief an der Außenseite zur Auffahrt mit dem Brunnen entlang, auch wenn Bosch nur Baumkronen von hier oben sehen konnte.

Er stoppte. Aus den Augenwinkeln blitzte ihm ein mit Goldfarbe verziertes Himmelbett an. Es war so weiß wie die Flügel auf Boschs Rücken, von denen noch immer flüssige Kleberreste die Federkiele hinabliefen. Während Bosch das Bett anstarrte und zu dem Schluss kam, dass es womöglich nicht nur Farbe war, die dort golden schimmerte, sondern echtes Gold auf einem Gestell aus Elfenbein, tropfte Kleber unbeeindruckt auf den Flurteppich.

Das musste Simians Schlafzimmer sein. Bosch ging hinein, beinahe völlig lautlos, weil hier auf dem Parkett ein doppelt so hoher Teppich lag wie im übrigen Haus. Bosch ging wie auf Kissen, während er sich nach einem Hinweis umschaute. Außer extravagantem Stuck fiel Bosch nichts Verdächtiges ins Auge. Die modernen Gemälde an den Wänden ignorierte er, die dazu rein gar nicht passenden Kissen aus schimmernden Brokat, auf einer Sitzgruppe samt Sofa großzügig verteilt, bedachte er nur einer kurzen Prüfung. Hier gab es viele kostbare Dinge, aber nichts davon war das, wonach Bosch suchte.

Erst im Bett wurde er fündig. Ein rotes Funkeln fing seine Aufmerksamkeit. Bosch ging hinüber zum Himmelbett, das mit Lawinen an Decken und Überdecken übersät war. Was funkelte, war ein faustgroßer Rubin. Er lag genau in der Mitte des Bettes. Bosch musste hineinklettern, bevor er den Edelstein mit der Hand greifen konnte. Der

Rubin war geschliffen. Aus dem Inneren leuchtete ein bläulicher Stich, wie ein kleines Herz in einem blutroten Körper. Nur dass es normalerweise anders herum war: das Herz rot, die Adern blau...

Bosch schloss seine Augen. Er rief sich den kraftraubenden Flug wieder ins Bewusstsein, den Blick von oben auf Samos herab und den salzigen Geruch des verdunstenden Meeres. Wohin? Vor ihm musste als nächstes Delos liegen, dieses schmale Stück Felsen, zu gleichen Teilen mit Heiligtümern wie mit zahlreichen Schätzen gesegnet.

Das war es! Bosch warf den Rubin spielerisch in die Luft. Das Bett wackelte, so stark stieß er sich mit Händen und Füßen davon ab. Der Rubin war ein Schatz, ein Edelstein. Und Delos war der Ort, wo es seltene Steine im Überfluss gab. Sein Ziel musste das Zimmer des Juweliers sein.

D'Utrecht hatte sich nach dem gestrigen Abendessen ganz nach oben zurückgezogen. Bosch war sich sicher, wonach er zu suchen hatte. Den Rubin ließ er achtlos aus seiner Hand gleiten und auf den Teppich fallen. Er marschierte zurück auf den Flur, wo er seine aufkeimende Ungeduld nicht mehr im Zaum halten konnte. Er begann zu rennen.

Erneut hielt er die Augen offen, dieses Mal im Springen von Tür zu Tür. Ein kurzer Blick genügte ihm, dann wusste er, ob es das richtige Zimmer war oder nicht. Er erreichte das Ende des Flures und damit das Ende des Hauses. Von hier zog sich der weitere Weg links entlang, parallel zur nächsten Außenwand. Bosch rannte um die Ecke.

Als würde ihn der Aufwind tragen. Delos musste nah sein.

Der nächste Raum war kahl. Bosch knallte mit der Schulter in den Türrahmen, weil seine Augen schneller stoppen konnten als seine Beine. Er atmete schwer, während er das Zimmer überblickte. Kein Bett, kein Schrank, blankes Parkett ohne die üblichen Teppiche dieses Stockwerks. Was der Raum beinhaltete, befand sich auf dem Boden. Bosch fühlte Erde unter seinen Füßen. Der ganze Raum war mit einer hauchdünnen Schicht Dreck überzogen. Nicht die Art Dreck, die sich mangels Unbewohntheit auf Möbeln und in Vorhängen einschleicht, sondern echte Erdkrümel.

Dazwischen – wie Pilze – lagen wahllos verstreute Edelsteine aller möglichen Farben. Es waren nicht viele, sie fielen nicht alle sofort ins Auge, aber sie schimmerten mal hier und mal dort aus dem Dreck hervor.

»Wie zum...!«, fluchte der Drahtige.

Bosch blickte auf. Zwei bodenlange Fenster ließen ihm gegenüber das Tageslicht gleißend in d'Utrechts Zimmer fallen. Eines davon war geöffnet worden. Es führte auf einen Balkon und der drahtige, kleine Mann stand von einer Gardine verdeckt mit einem Bein darauf. Er blickte Bosch entgeistert an. Was immer er hier vorhatte; dass Bosch ihm so nah auf den Fersen war, schien er nicht erwartet zu haben.

Bosch grinste seinen Gegenüber böse an. Er sah Angst in ihm.

Dann explodierten beide förmlich. Der Drahtige huschte hinaus und aus Boschs Sichtfeld. Er dagegen stieß sich vom Türrahmen ab und sprintete über das verdreckte und mit Juwelen besetzte Parkett ebenfalls zum Balkon. Die Gardine rieß er beinahe aus ihrer Halterung. Sie begleitete seinen Ausstieg auf den Balkon, als ob er einen Bedouinenmantel tragen würde.

Hektisch wischte er sich den milchigen Stoff aus dem Gesicht. Unter dem Balkon lag der schmale Weg, der die Villa vom Teich trennte. Vor ihm kletterte der Drahtige mit Händen und Füßen über das Metallgeländer des Balkons auf den Nachbarbalkon.

Hinter Delos mussten Daidalos und Ikarus als drittes die Insel Lebinthos passieren. Bosch musste die Augen nicht schließen, um sich die zerklüftete Landschaft vorstellen zu können. Zwei Buchten unter ihm im Flug. Zwei Balkone, getrennt von einem halben Meter Nichts, der direkt hinab zum Wasser führte.

Bosch hob eines seiner langen Beine so hoch, dass er mit dem Fuß direkt auf das Geländer treten konnte. Ohne zu überlegen, setzte er zu einem Sprung an und landete auf dem benachbarten Balkon, wo der Drahtige durch ein weiteres offenes Fenster nach Drinnen verschwand.

Ihre Reise näherte sich dem Ende. Und das Spiel ebenfalls. Die letzte Insel war Kalymnos, groß und reich. Dort wo die Fischer nach Schwämmen tauchten, die sie verkauften. Nach Kalymnos würde Ikarus zu nah an die Sonne fliegen, seine Schwingen aus Wachs der Hitze aussetzen und ins Meer stürzen.

Bosch sprang in den Raum, in dessen Mitte eine Badewanne auf einem marmornen Podest thronte.

Sie war bis zum Rand voll mit Wasser.

Und mit Schwämmen.

Der Drahtige spürte Bosch in seinem Nacken. Er mochte sich nicht vorstellen, was er sich würde anhören müssen, wenn er seine Aufgabe so kurz vor dem Ziel in den Sand setzte. Verzweifelt riss er beide Arme nach vorne, bereit für einen Hechtsprung in die Wanne.

Seine Beine verließen den Boden, aber obwohl er in der Luft war, kam er nicht in der Badewanne an.

Bosch packte den Hals des Drahtigen mit einem eisernen Griff. Er bremste die Sprungkraft des kleinen Mannes, als wäre er ein übergroßer Schraubstock. Der Junge aus dem Bürgerpark hatte diesen Griff gespürt. Nur Bosch selbst hatte damals nicht einmal bemerkt, was er mit dem menschlichen Bündel über seinem Kopf tat. Den Drahtigen dagegen riss er mit voller Absicht aus dessen Flugkurve, so dass sie beide mit einem trockenen Klatschen auf den Fliesen vor der Badewanne landeten.

»Ich muss da rein!«, stieß der Drahtige in keuchenden, schmerzhaften Silben hervor. Er deutete auf das Wasser.

»Heute nicht, Ikarus«, zischte Bosch durch seine Zähne.

»Aber…«

Weiter kam er nicht. Bosch stemmte ein Knie in seinen Rücken. Der Drahtige stöhnte auf und ergab sich erschöpft seinem Schicksal.

Bosch sah sich im Badezimmer um. Er entdeckte, was er suchte. In einer Ecke des Raums gab es ein Oberlicht und eine Leiter war bereits darin eingehakt worden. Das Dachfenster stand hochgeklappt.

Die Gesellschaft auf dem Dach hörte das Ächzen der Leiter, auf das sie in absoluter Stille gewartet hatten.

»Daida...!«, hob Simian mit lauter Stimme an, bevor ihm kurz die Stimme vor Überraschung weg blieb. »...los...«

Bosch schubste den Drahtigen das letzte Stück aus der Luke des Oberlichts auf die lackierten Holzbohlen des Daches. Dann kletterte er selbst hinaus, streckte sich und packte den anderen Mann am Schlafittchen wie einen Sack Kartoffeln.

Hinter Bosch ragten die kleinen dreieckigen Dächer der Fenster vom Obergeschoss wie scharfe Zähne in den Nachmittagshimmel. Die riesige Dachfläche war ein trotziges Maul inmitten der Lichtung im Wald, die das gesamte Anwesen bildete. Ein Regiment aus Schornsteinen hob sich aus zahlreichen Ausbuchtungen hervor. Es zogen sich verwinkelte Pfade aus Bohlen durch diese Landschaft. Sie war überzogen von tausenden Schindeln. Bosch stand vor diesem hügeligen Massiv aus grün-blauen Schuppen wie vor einem schlafenden Drachen.

Vor ihm warteten sie versammelt am östlichen Ende des Daches in einer Ecke, auf die die Holzbohlen zuliefen. Sie trugen schwer aussehende graue Roben. Und venezianische Masken, die ihre Augen verdeckten. Anders als ihre weißen und mit Farbsprenkeln garnierten italienischen Verwandten waren diese Masken aber genauso grau wie die Roben.

Simian stand an der Spitze des dicht gedrängten Pulks, in einer Hand ein gestiltes Glas, in der anderen eine geköpfte Flasche Champagner. Bosch erkannte ihn sofort, Maske hin oder her. Die grauen Bartstoppeln und langen Haare gaben den Hausherren zu erkennen. Links hinter ihm wurden zwei Plätze von nur einer Person eingenommen: Harstein. Zwischen seinen Schultern war Stoff für zwei Roben vernäht worden. Er wäre schon alleine an seinen Umrissen auszumachen gewesen, ohne Blick in sein Gesicht. Neben ihm Gänsekiel und d'Utrecht, hinter

denen sich noch ein paar weitere Personen den restlichen Platz bis zum Rand des Daches teilten.

Zu Simians Rechten sah Bosch die Gräfin stehen, umgeben von noch mehr ihm unbekannten Robenträgern. Es musste eine ganze Reihe der Statisten darunter sein, die ihn auf dem Weg von seinem Zimmer bis hierher das Leben schwer gemacht hatten. Nur Neiwolf Zossen erkannte er noch, weil der Architekt ab der Höhe seiner Brust die anderen überragte. Mit seinen hypnotisch langsamen Bewegungen musste es eine Ewigkeit für ihn gedauert haben, das Dach zu erklimmen.

Edith fehlte.

»Ist der Bursche bekloppt?«, grummelte Harstein. Vielleicht hatte er das nur leise in Simians Ohr flüstern wollen, aber seine rumpelnde Stimme konnte weder seinen Ärger über den Drahtigen verbergen noch ein echtes Flüstern simulieren.

»Wir beglückwünschen dich, Daidalos!«, überging Simian die Bemerkung. Er räusperte sich, durchaus selber um Fassung ringend.

»Deine Flucht hat ein Ende. Aus Minos' Labyrinth bist du emporgestiegen, getragen von…«

»Er hat mich nicht in die Wanne…«, jammerte der Drahtige entschuldigend und mehr zu sich selbst, als dass er den Hausherrn unterbrechen wollte. Das Unterbrechen übernahm dafür Harstein:

»Schnauze!«

Bosch setzte sich in Bewegung. Er schleifte den Drahtigen neben sich her, als ob er nichts als eine Handtasche am Arm hatte.

»Du bist emporgestiegen«, wiederholte Simian, dieses Mal deutlich gefasster und feierlicher. »getragen von der Kraft deines Geistes, ungebeugt und ewig brennend wie du selbst!«

Er schenkte sich ein, während Bosch mit seinem menschlichen Gepäck über die Bohlen bis zur Gruppe schritt.

»Deine Flucht kostete dich deinen Sohn.«

»Ikarus ist hier«, entgegnete Bosch. Er blieb vor Simian und der Gruppe stehen, löste seinen Griff vom Chiton des Drahtigen und ließ ihn sich aufrappeln. Eine leichte Brise schob sich von unten über den Rand des Daches hinauf.

»Ikarus ist zu nahe an die Sonne geflogen«, sagte Simian. Dabei sah er den Drahtigen durchdringend an, der daraufhin wieder etwas zu seiner Verteidigung sagen wollte. Simian zeigte aber verbietend mit der Flasche auf ihn. Er war noch nicht fertig.

»So endet die Geschichte nicht. So endet das Spiel nicht!«, insistierte er. »Ikarus verliert seine Flügel und er stürzt ins Meer.«

»Ich weiß«, bestätigte Bosch.

»Warum seid ihr dann beide hier, Daidalos?«

»Ich bin nicht Daidalos«, sagte Bosch. Dann packte er mit beiden Händen den Chiton des Drahtigen. Mit einem gewaltigen Ruck zog er ihn an sich vorbei auf die Schindeln, die in einem kurzen Gefälle bis an den Rand des Daches reichten. Ein beherzter Tritt mit dem Fuß gab dem völlig überraschten Mann den Rest. Er stolperte das Gefälle hinunter und verließ kopfüber das Dach.

Der folgende Schrei drang der Gruppe durch Mark und Bein. Die Roben stoben auseinander; die ein oder andere Person musste sich an der benachbarten festhalten, um nicht ebenfalls vom Dach zu stürzen. Alle Köpfe drehten sich dorthin, wo der fliegende Körper aus ihrem Sichtfeld gestürzt war.

Bosch blieb regungslos stehen, die Arme in die Hüften gestemmt.

Der Schrei verstummte in einem lauten Platschen. Ein paar Robenträger bildeten eine Sicherungskette, so dass einer von ihnen über das Dach und hinunter auf den Teich schauen konnten.

»Er taucht auf!«, rief der Ausguck erleichtert.

»Ich bin nicht Daidalos!«, schrie Bosch die Gruppe an. Daraufhin wandten sie sich erschrocken wieder um.

»Ich bin Apollon! Ich bin die Sonne!«, herrschte Bosch sie an. »Wer frevelt oder nicht, das entscheide ich. Menschen, die sich beschmieren und für Vögel halten? Ob alter Mann oder berauschter Jüngling, ihre List bringt sie vielleicht in die Luft. Aber in der Luft finden sie die Strafe dafür, dass sie ihren Platz nicht kennen.«

Alle Augen waren auf Bosch gerichtet. Niemand wusste etwas zu entgegnen. Bosch schwelgte in der Pause absoluter Ratlosigkeit und Überforderung, die er geschaffen hatte. Er atmete den Duft der Bäume tief ein, spürte den Wind in seinem Gesicht und wartete genüßlich.

Harstein begann zu lachen.

»Apollon!«, bestätigte schließlich Simian. Er hatte noch immer die Flasche und das gefüllte Glas in seinen Händen. Nun hielt er es Bosch hin und senkte dabei anerkennend den Kopf.

Bosch nahm es.

Applaus brandete auf.

15. Niemand

Der Page, der Boschs Koffer später aus dem Wagen lud, verstand nicht, warum er das machen musste. Erst raus damit, dann Kommando zurück?

Amelia beobachtete die Aktion am Brunnen von ihrem Zimmer aus. Sie stand am Fenster, stumm und sich selbst in den Arm nehmend. Während die Koffer einer nach dem anderen zurück in die Villa gebracht wurden, rollten ihr langsam Tränen über die Wangen.

»Ich habe ihn gefunden«, flüsterte sie zu sich selbst. Ihre eigene Stimme zu hören, obwohl niemand sonst im Raum war, riss sie aus der Flut von Gefühlen, in denen sie hilflos um Klarheit strampelte wie in einem dickflüssigen Tran. Es gab keinen festen Tritt in ihrem Kopf.

Die Gräfin begann zu lachen, erst zögerlich und leise, dann erleichtert und unter noch mehr Tränen.

»Du hast ihn gefunden. Du, nicht sie!«, sagte sie stolz.

Und dann verstummte sie wieder.

Amelia wusste, dass die Anderen ihr dafür nicht danken würden. Keiner von ihnen hatte ihr jemals gedankt. Keiner von ihnen würde es jemals tun. Aber sie konnten nicht ignorieren, dass sie geschafft hatte, wofür Sander zwölf Jahre nicht genug gewesen waren. Niemand hatte es jemals bis aufs Dach gebracht. Und dann das! Es gab nicht den geringsten Zweifel mehr.

Der letzte Koffer wurde ins Haus gebracht.

Amelia schloss die Augen vor der untergehenden Sonne. Sie spürte ihre warmen Tränen auf den Wangen und gab sich lächelnd ihren Erinnerungen hin.

Zweiter Teil

August bis Dezember 1924, Berlin

1. Gewitter

Vom anderen Strandabschnitt schwappte das Kreischen der badenden Kinder herüber. Es übertönte die schmächtigen Wellen, die den Wannsee ans Ufer drückten – wenn man sie überhaupt Wellen nennen konnte. Bei dem lauen Lüftchen kamen am Sandstreifen vor dem Grunewald lediglich fingerhohe Verwerfungen des Wassers an. Die ›Wellen‹ waren so kläglich wie die Erfrischung, die die sanfte Brise brachte. Sie gab sich launisch. Mal hauchte sie vom See her in die Gesichter am Strand, mal blieb sie minutenlang fort, kam wieder und wieder. Und blieb dann ganz weg.

Für Hermann waren das im Zweifel richtig große Wellen, richtig zum Planschen für die Familien im benachbarten Abschnitt. Es gab keinen Botschafter für das Strandbad, aber wenn, dann hätte es Hermann sein müssen. Er wusste alles über das Bad. Er fand alles toll, im Zweifel war für ihn alles größer und besser als für die normalen Gäste. Hermann liebte es hier. Wenn er es einrichten konnte, verbrachte er jeden Nachmittag hier im Sommer. Und, um ehrlich zu sein, konnte er es jeden Tag einrichten. Der Weg von der Technischen Hochschule bis zum Wannsee war keine Kleinigkeit, aber als angehender Ingenieur schonte sich Hermann auch nach den täglichen Kursen nicht: Am Strandbad gingen die Umbauten rasend schnell voran. Er konnte Baukunst im Entstehen sehen.

Und was er nicht konnte, war Pierre und Gustav alleine die jungen Damen ausspionieren lassen. Selbstverständlich war das Freibad, so wie es sich gehörte, in drei getrennte Abschnitte zerteilt. Streng zerteilt. Hermann, Pierre und Gustav gingen immer in den Abschnitt für Männer. Die Frauen hatten ihren Abschnitt weiter nördlich. Dazwischen lag der Abschnitt für Familien, zu beiden Seiten mit einem Zaun aus Latten begrenzt. Nun gab es natürlich zahlreiche Astlöcher, von denen die

meisten aus so menschlichen wie banalen Gründen nicht mehr an ihrem Platz waren, sondern den Blick auf den jeweils benachbarten Strandabschnitt freigaben. Die drei jungen Herren hätten es lieber gehabt, dass der Damenstrand direkt neben dem ihren angelegt worden wäre, aber die Betreiber waren ja nicht dämlich. Außerdem gab es trotzdem immer etwas zu sehen. Man durfte sich einfach nicht erwischen lassen. Auch bei den Familien ging es hoch her, fand besonders Gustav. Er tigerte von den Dreien am unauffälligsten den Zaun entlang, so oft er nur konnte. Ältere Ehepaare hatten ja nicht nur Söhne! Er und Pierre fanden einen Heidenspaß daran, gemeinsam zu vergleichen und zu beraten, welche der schönen Töchter sich absichtlich in die Nähe des Zaunes setzte und sonnte. Dass geglotzt wurde, wussten schließlich alle. Es brachte sie deshalb fast um den Verstand, wenn eines der Mädchen mit der Beobachtung kokettierte. Zumindest versicherten sie einander lautstark, dass es sie fast um den Verstand brächte.

Hermann machte natürlich auch mit. Er guckte ebenfalls durch die Astlöcher, dann und wann. Er konnte sich ja schlecht drücken. Lieber schaute er Pierre an, und das hatte fast so viel mit seinen täglichen Besuchen hier zu tun wie der Fortgang der Bauarbeiten.

Aber während sich Hermann die neuen Umkleidehäuser und Fundamente für die Terrassenhäuser stundenlang ansehen konnte, hatte er große Angst davor, Pierre auch nur eine Sekunde zu lange zu mustern. Pierre würde ihn nicht verstehen. Und er könnte sich bei den beiden nicht mehr sehen lassen, egal wie weltoffen sie immer taten.

Die drei Männer hockten nebeneinander im Sand.

»Ich nich'«, murmelte Gustav.

»Aber du schwitzt selber wie ein Schwein«, hakte Pierre nach.

»Ich geh' trotzdem nich'«, beharrte Gustav.

»Du warst heute noch gar nicht im Wasser«, wunderte sich Pierre.

»Das bringt doch nix. Wenn du da rein springst, kriegt dein Körper einen kurzen Schreck, das ist alles. Wind auf der Haut gibt es auch keinen

zum Kühlen. Am Ende sitzt du wieder neben mir und dir wird noch heißer als vorher.«

»Wieso denn das, bitte? Abkühlung macht doch nicht heißer!«

»Energie verschwindet nich' aus 'nem System. Das ist Physik!«

»Hä?«

»Energieerhaltungssatz«, konstatierte Gustav lakonisch. Er zückte eine Zigarette aus seiner Hemdtasche.

»Das ist so falsch, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll«, ereiferte sich Pierre. Er drehte sich hilfesuchend nach Hermann um.

»Herm?«

»Dein Blutkreislauf und der See sind zwei verschiedene Systeme...«, murmelte Hermann. Er hasste es, wenn seine Freunde ihn ›Herm‹ nannten. Selbst aus Pierres Mund klang es wie eine Ohrfeige.

»Oder kurz, du Hohlbirne, dir wird nicht heißer vom Baden!«, lamentierte Pierre in Gustavs Richtung, der jedoch nur abwinkte.

Es folgte der Versuch einer argumentativen Ehrenrettung. Sie bediente sich am Descartesischen Dualismus von Seele und Körper, was Pierre für einen Augenblick völlig verunsicherte. Das allein war Gustav Sieg genug, der von philosophischen Theorien in etwa so viel Ahnung hatte wie von Physik, nämlich gleich null. Aber er bewies wie üblich enorm kreatives Talent darin, einfache Antworten durch spontan erfundene und hochernst vorgebrachte Räuberpistolen zu verkomplizieren. Pierre brachte das regelmäßig aus der Fassung. Und dann steckte sich Gustav gerne eine halbe Zigarette an.

So wie jetzt, während Gustav ihm auf den Leim ging, indem er Detailfragen zu Descartes stellte.

Hermann hörte nur mit einem Ohr zu. Er betrachtete schon eine Weile den langen Mann, der vor ihrer Dreierbande auf dem Rücken lag. Jener schien zu schlafen, weshalb sich Hermann auch nicht genierte, ihn eingehend zu mustern. Er konnte kaum wegsehen, wie er sich eingestehen musste. Der lange Mann war schlank, aber nicht schmächtig. Er hatte

breite Schultern und klare, wie aus einem anatomischen Lehrbuch abgemalte Linien von Kopf bis Fuß. Der Mann trug eine der üblichen rotweißen Badehosen, aber lag mit freiem Oberkörper auf seinem Handtuch.

Hermann betrachtete seine Haut. Er lächelte dabei, ohne es zu bemerken. Die Haut war makellos, also buchstäblich: Hermann entdeckte keine Falte, kein Mal, nicht einmal Haare auf Armen oder auf der Brust, geschweige denn im Gesicht, das wie eine Vorlage für Bildhauer aus gemeißelten Ecken und Kanten zu bestehen schien.

Bosch öffnete die Augen.

Das Blut schoss Hermann in die Wangen. Der Mann starrte ihn kopfüber von jenseits seiner Beine an. Ihre Blicke trafen sich und Hermann konnte spüren, wie rot er wurde.

»Das Wasser kühlt die Körpertemperatur genauso ab wie Schweißperlen auf der Haut. Nur deshalb haben wir überhaupt Poren«, sagte er betont beiläufig.

»Ha! Sag' ich doch«, triumphierte Pierre.

Gustav lachte. Bosch setzte sich auf und schaute auf den See.

Hermann war mit sich selbst zufrieden. Seine Schlagfertigkeit hatte ihn davor gerettet, von dem Fremden wegen seiner Glotzerei zur Rede gestellt zu werden.

»Sie gehen wohl nicht so oft ins Freibad?«, hörte er sich in einem akuten Anfall von Übermut fragen.

»Ich?«, fragte Bosch zurück. Er drehte sich zu Hermann um.

»Da muss man wegen Sonnenbrand aufpassen«, sagte Hermann. Der soeben ungefragt aufgetretene Mut verließ ihn bereits wieder.

»Ich bin hier öfter«, sagte Bosch uninteressiert.

»Oh!« Hermann wollte sich am liebsten den Mund verkleben, um nicht noch tiefer ins Fettnäpfchen zu treten.

»Ich dachte nur, ...also, ...weil sie so kreidebleich sind.«

Bosch studierte den jungen Mann für einen Augenblick. Dann blickte er an sich selbst hinab.

»Bin ich das?«

»Schon…«, antwortete Hermann erleichtert. Er selber hatte nach all den Nachmittagen im Freibad mittlerweile eine bronzene Färbung im Gesicht und auf dem Oberkörper. Die anderen auch, wobei Pierre der dunkelste von ihnen war. Selbst im Winter schien er frisch aus einem Urlaub an der See zu kommen.

»Sieht so aus«, bestätigte Bosch, nachdem er mit seiner Selbstinspektion fertig war.

»Es geht ja immer noch die Fabel von der noblen Blässe um«, schob Hermann nach. »Wenn Sie mich fragen, ist eine gewisse Bräune aber der letzte Schrei.«

»Der letzte Schrei?«

»Ja, braune Haut hat etwas Rebellisches!«, erklärte Hermann erfreut. »Darf natürlich nicht rot und verbrannt aussehen. Deshalb meinte ich eben, dass sie vorsichtig sein sollten.«

»Weswegen?«

»Sonnenbrand?« Und als Bosch nicht verstand, wies ihn Hermann mit einem vielsagenden Blick auf einen Mann mittleren Alters hin, der nahe des Holzzauns seine Sachen packte, und dessen Schultern und Nacken puterrot waren.

»Sonnenbrand!«

»Ich hatte noch nie Sonnenbrand…«, erwiderte Bosch.

»Nein? Tja, manche Leute werden halt nicht braun. Das gibt es natürlich auch. Tut mir leid für Sie!«

»Wie braun ist es denn gut? So wie Sie?«, hakte Bosch nach.

»Wie ich?«, stammelte Hermann, jetzt eher stolz verlegen als peinlich berührt. »Na ja, das ist Geschmacksache. Ich will nicht so aussehen, als hätte ich nichts anderes zu tun, als am Strand zu liegen.«

Er lachte halbherzig. Bosch lächelte.

»Wenn es wenigstens Wellen gäbe«, lamentierte Gustav. Pierre und er waren noch immer nicht fertig mit ihrem Rededuell.

»Es gibt doch Wellen!«, warf Hermann ein.

»Wenn ich da drüber furze, gibt das höhere Wellen als jetzt«, machte sich Gustav lustig.

»Das sind doch keine Wellen, Herm!«, bestätigte sogar Pierre.

Hermann wollte im Boden versinken.

»Entschuldigen Sie die Jungs und ihre Gossensprache, Herr…?«

»Bosch.«

»Gustav«, sagte Gustav. »Und das sind Pierre und Herm.«

»Hermann«, korrigierte Hermann.

Alle Vier nickten einander begrüßend zu.

»Der Wannsee ist so groß, dass hier immer etwas Wind auf den Strand drückt. Daher die Wellen. Deshalb ist der Standort für ein Freibad ja auch ideal.«

»Der gute Herm lässt kein schlechtes Wort an seinem Lieblingsprojekt unwidersprochen, wissen Sie«, kommentierte Pierre.

Bosch nickte.

»Lieblingsprojekt?«, fragte er nach einem Moment der Stille.

Bevor Hermann antworten konnte – was er bei diesem Thema stets gern tat – schnitten ihm seine Begleiter routiniert das Wort ab.

»Das Freibad wird umgebaut, und nicht nur irgendwie!«, erklärte Gustav. »Die Umkleiden sind nur der Anfang…«

»…eines Gesamtprojekts«, übernahm Pierre. »Das Bad wird zu einem regelrechten Park, mit Terrassen so groß wie Fußballplätze.«

»Das ist überhaupt nicht das Maß, das ich euch gesagt habe!«

Die Freunde lachten Hermann aus.

»Und das ist Ihr Projekt?«, fragte Bosch in Hermanns Richtung.

Pierre unterdrückte ein Prusten. Gustav gelang das nicht.

»Also, …ich, ob das mein…?«, stammelte Hermann.

»Arbeiten sie hier?«

»Nein, nicht direkt. Ich …beobachte den Fortgang der Bauarbeiten. Aus Berufsgründen! Ich bin Ingenieur«, präzisierte Hermann.

Er würde einmal ein Ingenieur sein, in zwei Semestern vielleicht. Pierre und Gustav wussten das genauso wie Hermann, aber sie verbesserten ihn an dieser Stelle nicht. Er fing an, ihnen vor dem Fremden leid zu tun. Sie hatten ihn ja nicht in die Pfanne hauen wollen.

»Es fehlt eine Bar«, murmelte Bosch.

Allgemeine Zustimmung.

»Schauen Sie mal da rüber«, sagte Hermann und zeigte an Bosch vorbei auf den See hinaus. Bosch drehte sich um.

»Sehen Sie das Tretboot da draußen, hinter der Boje?«

»Was ist da?«

»Noch ist da nichts, aber in drei Jahren können Sie dort auf der Seebrücke die feinsten Cocktails bestellen«, sagte Hermann. »Die Brücke wird das Zentrum des Ganzen bilden. Wie ein Pendel, wissen Sie, das genau mittig von einer Standuhr herunterhängt. Also, ich meine, die Brücke teilt Strand und Promenade in zwei symmetrische Hälften.«

»War da nicht was mit dem Winkel, Herm?«, fragte Pierre.

»Genau!«, nahm Hermann den Hinweis auf. Er bekam nicht im Ansatz mit, dass sein Freund ihn auf den Arm nahm.

»Sehen Sie die Krümmung, die der Strand macht? Gut, vielleicht nicht so deutlich, wie vom Wasser aus. Jedenfalls gibt es einen Scheitelpunkt, genau in der Mitte vom Strand, wo sich das Ufer in den Wannsee ausbeult. Da bauen die den zentralen Platz der Promenade, und links und rechts gehen dann jeweils vier riesige Flachbauten ab...«

Bosch folgte den Gesten des jungen Mannes mit den Augen.

»Die Umkleiden da, die müssen Sie sich weg denken.«

»Die sind doch gerade erst aufgestellt worden, Herm?«, unterbrach Gustav, dieses Mal durchaus interessiert.

»Die komischen Zelte waren doch keine Lösung, Gustav!«, sagte Hermann verdrießlich. Und dann, wieder zu Bosch: »Da standen bis zum Frühling in der Tat nur Zelte, Provisorien. Wenn es regnet oder einfach

mal länger nicht ständig die Sonne scheint, fängt der Stoff schnell an zu stinken. Sonderlich windsicher war das auch nicht.«

»Verstehe«, murmelte Bosch.

»Ich gehe jetzt ins Wasser«, verkündete Gustav und sprang auf.

»Auf einmal?«, beschwerte sich Pierre, aber Gustav trottete schon durch die eng gezogenen Reihen der Männer am Strand.

»In Zukunft wird da nichts dem Zufall überlassen – also weder dem Wetter noch dem Andrang an den Wochenenden!«

Hermann hatte sich warm geredet.

»Die Flachbauten werden modern gebaut, aus Stahl!«

»Skelettbauweise?«, fragte Bosch beiläufig, nur um der Höflichkeit halber auch etwas zu sagen.

»Exakt! Die Wände werden mit gelben Klinkern dann nur nachgezogen. Sind Sie vom Fach?«

»Nein, ...ich hörte nur einmal davon«, winkte Bosch ab.

»Jedenfalls«, fuhr Hermann ungebremst fort. »Jedenfalls macht dieser Ansatz das Unterfangen sehr gut planbar. Wetterfest obendrein! Das werden regelrechte Hallen zum Umziehen und auch zum Unterstellen bei schlechtem Wetter. Alle miteinander verbunden, und wo die beiden Flanken zusammentreffen, liegt der weite Platz mit Parkbänken, Plateaus für Musik und so weiter und so weiter. Plus die Seebrücke! Wie aus einem Guss wird sie hervorstechen. Eine Nadel, die in den Wannsee sticht.

»Woher wissen Sie das?«

»Oh, ich habe die Modelle gesehen. Faszinierend, kann ich Ihnen sagen! Alleine von hier bis zum Ende der Brücke werden Sie zehn Minuten zu Fuß brauchen. Es sei denn, Sie machen Halt im Restaurant auf der Mitte der Brücke.«

»Wo es die Cocktails gibt?«, kommentierte Bosch mit einer Spur Ungeduld in der Stimme.

»Vom allerfeinsten!«

»Woher willst du denn das wissen? Das kannst du ja wohl schlecht aus den Bauplänen gelesen haben, mach' mal halblang«, sagte Pierre.

»Muss ich nicht. Das ist ganz klar. Du hörst mir eben nie richtig zu, wenn ich vom Projekt rede. Die Materialien, der Grundriss, da wird nirgendwo halbe Sache gemacht. Die Restauration macht da keine Ausnahme. Alles perfekt geplant. Sowas hat es vor der Republik nicht gegeben. Diese Architekten bauen keine Häuser mehr, sondern in Form gebrachte Wissenschaft!«

»Besaufen ist keine Wissenschaft«, konterte Pierre.

»Du hörst mir nicht zu...«

Hermann hatte alles, was er über Architektur wusste, säuberlich in seinem Kopf geordnet. Wie eine Schublade voller Karteikarten, Kategorien und chronologischer wie alphabetischer Stichworte lag seine Leidenschaft für das Bauen gedanklich vor ihm. Die Argumente auf den imaginären Karteikarten schossen alle daraus hervor. Immer wenn Pierre oder andere Freunde Hermann nicht folgen konnten oder wollten, rappelte die Schublade unruhig. Hier! Nein, hier! Zu viele Freiwillige meldeten sich unter den inneren Notizen. Hermann schwieg dann oder schien kurzzeitig aufzugeben. Aber er sortierte nur die Argumente, wie in einer Art Schockstarre. Er gab nie auf. Und hier hatte er einen neuen Zuhörer, bei dem vielleicht nicht Hopfen und Malz verloren waren.

»Die Neue Sachlichkeit blickt zurück auf Jahrhunderte der Baukunst. Und sie hat verstanden, dass all die anderen Ausprägungen immer nur den Geltungsdrang ihrer Zeit auf Wände, Dächer, Säulen, Gärten übertragen haben.«

Er wendete sich Bosch zu.

»...oder eben ihre Unsicherheit«, fuhr Hermann fort. Aber im Gesicht seines Gegenübers las er, dass der ihm nicht mehr folgte.

»Die Unsicherheit der Menschen, meine ich. Entweder wurden frühere Stile nachgemacht oder neue Verzierungen und Spielereien erfunden, damit sich die Kirche und der Adel von allem Anderen

unterscheiden konnten. Bauen um jemand zu sein! Das ist alles gewesen – aber jetzt nicht mehr. Die Funktion triumphiert über den Geltungsdrang! Und aus dem optimalen Verständnis des Zwecks eines Bauwerks wächst seine Schönheit dann schon von ganz alleine.«

»Gotik mag ich«, warf Pierre ungefragt ein. »Die Kathedralen und so, richtig groß, mit den spitzen Bögen und Fenstern.«

Hermann sah ihn verdutzt an, was Pierre als willkommene Gelegenheit nutzte, um sich zu rechtfertigen.

»Ich weiß eben sehr wohl was über Architektur, Herm!«

»Gotik?«

»Ja, und?«

»Genau das meine ich doch! Glaubst du, so eine Kathedrale ist praktisch? Kein Mensch hat das jemals gebraucht. Es ging einzig und allein darum, Macht zu haben und zu zeigen.«

»Ist doch das Haus Gottes, oder nicht? Würdest du dem eine Holzhütte bauen? Das muss doch nach was aussehen! Das Auge betet mit. Da hast du deinen Zweck.«

Pierre amüsierte sich.

»Eben! Die Einen wollen sich die Nähe zu Gott erbauen, die Anderen fühlen sich recht wohl dabei, unterwürfig den Kopf zu senken in den alten Prachtbauten. Alles Mummenschanz, wenn du mich fragst.«

»Pass' bloß auf, was du sagst, Herm«, warnte Pierre mit einem spaßhaft erhobenen Zeigefinger. »Vielleicht hat Gott das Ding da über dem Atlantik geschickt und es kommt hierher, um so Ketzern wie dir den Hosenboden zu versohlen.«

»So ein Unsinn!«

Hermann winkte ab.

»Am Ende ist das ein Ballon, sag' ich dir. Ich bleibe dabei. Die Wette steht noch!«

»Ein Ballon über dem Meer? Das wäre doch Selbstmord...«

»Was denken Sie, was es ist?«, fragte Hermann Bosch.

»Ich?«

»Ja, das Ding. Wir haben fünf Mark im Topf. Gustav sagt, es muss ein neues Kampfflugzeug sein, von den Amis. Ich sage, es ist ein Wetterballon. Hörst du, Pierre? Wetter! Ein Wetterballon, ohne Pilot.«

»Ich weiß nicht, wovon sie sprechen«, antwortete Bosch. Er begann sich zu langweilen, wollte sich von den beiden Männer abwenden und wieder auf den Rücken legen.

»Nicht ihr Ernst!«, stieß Pierre verdutzt hervor.

»Lesen sie keine Zeitung?«, schloss Hermann an.

Die Reaktion der Beiden überraschte Bosch. Er hielt inne.

»Selten«, sagte er.

Die beiden jungen Männer sahen sich stumm an. Boschs selbstbewusste Ignoranz überforderte sie.

»Bei allem Respekt«, sagte Pierre. »Wohnen Sie hinter'm Mond?«

»Nein, da«, erwiderte Bosch. Er zeigte an den Umkleiden vorbei auf den Wald hinter der Straße zum Wannsee.

Pierre kratzte sich am Kopf.

»Die ganze Stadt spricht davon«, versuchte Hermann zu erklären.

»Eher der ganze Kontinent«, verbesserte Pierre. »Ich habe erst gestern eine *Times* in die Hände bekommen. Titelseite! Schon wieder. Und in *Le Temps* stand letzte Woche ein Streitgespräch.«

»Das Wunder von Argentinien? Haben Sie wirklich nicht davon gehört?«, fragte Hermann nochmals. Bosch schüttelte nur den Kopf.

»Es ist etwas über Buenos Aires erschienen.«

»Das Militär hat sogar darauf geschossen«, ergänzte Pierre.

»Angeblich!«

»Was du gehört hast, Herm, ist nicht mehr bewiesen oder weniger umstritten als meine Nachrichten!«

»Egal, was es ist, irgendwann hat es sich doch bewegt – und zwar raus auf den Atlantik, in Richtung Europa!«

»Vermutlich verkaufen sich Zeitungen damit gerade sehr gut«, kommentierte Bosch wenig beeindruckt von der Geschichte.

»Sie meinen, das ist eine Ente?«, fragte Hermann zurück. »Schon möglich. Die schreiben alle voneinander ab, wenn es sein muss. Aber irgendjemand kennt immer irgendeinen von da drüben…«

»Von da drüben?«, fragte Pierre.

»Südamerika! Du hast mir doch auch erzählt, dass du mit dieser Argentinierin gesprochen hast?«

»…ich wünschte, ich hätte sie gar nicht erst darauf angesprochen. Die war schneller wieder von meinem Tisch weg, als du 1-2-3 sagen kannst! Die haben alle Angst, aber richtig!«

»Das meine ich«, bekräftigte Hermann. »Kann sein, dass die Zeitungen übertreiben. Aber aus Argentinien kam wochenlang nichts, keine Silbe. Absolute Funkstille. Und das bei so einem großen Land! Wie kann da nichts Genaueres bekannt sein?«

»Manche flüstern, Menschen sind verschwunden«, sagte Pierre.

Alle drei schwiegen.

»Zusammenpacken, Jungs!«, sagte Gustav, der plötzlich neben Bosch wieder aus den Reihen der Sonnenbadenden auftauchte und sich wie ein nasser Sack auf sein Handtuch fallen ließ.

»Schon zurück?«, fragte Pierre. »Das war ja ein kurzer Ausflug.«

Plötzlich grollte es leise in der Ferne.

»Hörst du?« Gustav legte eine Hand hinter seine rechte Ohrmuschel und knickte sie erklärend nach vorne. »Da kommt was auf uns zu und zwar richtig fix.«

Er wies mit einer knappen Kinnbewegung hinaus auf das Wasser. Hinter dem Wannsee hatten sich ein paar tiefdunkle Wolken aufgetan, wo vorher nur strahlend blauer Himmel gewesen war. Das leise Donnergrollen kam von dort.

»Mist«, konstatierte Pierre.

»Ja, das wird ein ordentliches Gewitter, meine Herren«, sagte Gustav, während er sich abtrocknete. »Sagt mir mein großer Zeh.«

»Einpacken!«, ordnete Pierre an. Quer über den Strandabschnitt begannen andere Gäste sich zu erheben und ihre Siebensachen zusammenzusuchen. Die Aufbruchstimmung griff genauso schnell um sich, wie die Wolken aufzuquellen und näherzukommen schienen.

»Wo fliegt es hin?«, fragte Bosch in die aufkeimende Betriebsamkeit hinein. Er rührte sich nicht von der Stelle.

»Das Ding?«, fragte Hermann zurück.

»Ja.«

»Frankreich, ...also, zumindest habe ich das gehört.«

»Europa auf jeden Fall!«, sagte Pierre. »Und überhaupt, wenn Sie das interessiert, dann müssen Sie hören, was der gute Gustav hier als Wette laufen hat!«

»Der 5-Mark-Topf, Gustav«, erklärte Hermann beim Zuknöpfen seine Hemdes. »Was ist nochmal dein Tipp?«

Pierre kicherte schon, bevor Gustav seine Antwort geben konnte.

»Das ist Jesus«, sagte Gustav nüchtern. Er zog seine Schuhe dabei an. »Eine Jesus-Statue, nur aus Holz. Die kommt über das Meer und hält Gericht über alle Menschen, die sie findet.«

Bosch starrte Gustav an. Der aber beachtete ihn gar nicht, sondern schüttelte sein Handtuch aus, nachdem er mit seinen Schuhen fertig war.

Pierre schlug sich mit einem stummen Lachen auf die Schenkel. Er liebte die Ernsthaftigkeit, mit der Gustav das jedes Mal sagte.

»Da! Die ersten Tropfen«, rief Hermann. Er hatte sich fertig angezogen. Mit einem zugekniffenen Auge prüfte er den Himmel.

»Und es werden mehr.«

Bosch sah sich um. Innerhalb weniger Sekunden hatte sich der vorher uneinige Strand in eine geschlossene Gemeinschaft von Flüchtenden verwandelt. Die Wolken wurden vom Wind mit einer beeindruckenden Geschwindigkeit über den See geschoben. Niemanden

hielt es noch auf Handtuch oder Hemd. Der Hochsommer in Berlin fand im Freibad eine äußerst wetterschlaue Kundschaft. Wegen einer kurzen, sanften Tropfendusche verfiel selten jemand in Hektik. Was hier aber hoch über den Köpfen heranrollte, war ein ausgewachsenes Gewitter. Jeder Mann um Bosch herum stand mittlerweile auf seinen Füßen. Die ersten trotteten in Richtung Ausgang und wurden dabei von ein paar besonders Eiligen halb rennend überholt.

Bosch erhob sich.

»Fertig, Herm?«, drängelte Pierre.

»Auf zum Bahnsteig!«, rief Gustav über seinen Rücken. Er hielt sich nicht mit einem Abschied gegenüber Bosch auf.

Ein krachender Donnerschlag machte den ganzen Männerabschnitt des Strandbads einen Kopf kürzer, buchstäblich: Wer aufrecht stand, duckte sich unwillkürlich. Obwohl vollkommen sinnlos, hoben viele Männer schützend die Hände über ihre Häupter. Nach einer tonlosen Schrecksekunde brandeten die Fluchtgeräusche wieder auf – lauter als vorher. Von jenseits des Holzzauns war der gleiche Trubel zu hören, nur ergänzt um die spitzen Rufe von Kindern.

Hermann wollte etwas zu Bosch sagen, wenigstens zum Abschied, wenn er dieser neuen Bekanntschaft schon nicht die architektonische Großartigkeit des kommenden Bades in Ruhe nahebringen konnte. Doch zwei Umstände hinderten ihn daran: Erstens zog Pierre ihn am Ärmel den Strand hinauf. Zweitens vergass Hermann, dass er sich verabschieden wollte, als Bosch sich zu voller Größe aufrichtete und Hermann dessen Oberkörper sah. Er fand, Bosch sah ganz anders aus als noch vor ein paar Minuten. Bevor sie darüber sprachen, hatte der Fremde völlig bleich ausgesehen, so als ob er zum ersten Mal überhaupt ein Sonnenbad nehmen würde. Nun schien es Hermann, als wäre Bosch von oben bis unten in Bronze gefärbt. Das war nicht einmal Sonnenbrand. Auch im nun milchigen Zwielicht der Wolkenfront sah Bosch nicht rot aus. Eher wie jemand, der in der Südsee lebte.

Ein weiterer Donnerschlag riss Hermann aus seinen Gedanken. Er taumelte rückwärts und Pierre zog etwas zu stark an seinem Ärmel, so dass sie beide fast stürzten. Bosch blickte ihnen nach, sagte aber weder etwas noch hob er auch nur eine Hand zum Gruß. Dann verloren sich ihre Blicke und die drei jungen Männer zwängten sich mit dem Rest der flüchtenden Gäste durch den Ausgang oberhalb des Strandes.

Als Bosch Hemd und Hose angezogen hatte, griff er nach seinem Jackett, das vom leichten Regen schon fein benetzt war. Er reihte sich geduldig in den Sog aus Menschen ein, der jenseits des Eingangs auf der Straße zum S-Bahnhof wieder in kleine Grüppchen zerstob. Sobald er Arm- und Beinfreiheit genug hatte, drehte er gegen den Strom ab und direkt in den Wald hinein.

Es gab einen Trampelpfad zwischen den Kiefern am Straßenrand. Bosch kannte ihn mittlerweile so gut, dass sich seine Hände an den Stellen, wo Zweige in den Laufweg ragten, automatisch hoben und damit sein Gesicht schützten.

Bosch hörte die Regentropfen zunächst mehr als dass er sie spürte. Zum einen war er bereits auf dem kurzen Wegstück vom Strand über die Straße halbwegs durchnässt worden, zum anderen hielt das Walddach mit seinen Baumkronen den Regen noch zurück. Bosch beeilte sich darum auch nicht sonderlich. Er schlenderte den Pfad entlang, seine dünne Jacke an einem Finger über die Schulter tragend.

Erst nach einer guten Viertelstunde wurden die Donnerschläge ohrenbetäubend und der bis vor Kurzem so sonnige Nachmittag wurde unterhalb der hohen Äste endgültig zwielichtig. Dicke Tropfen klatschten auf Boschs Hemd, Haut und Haare. Binnen Sekunden war er schließlich völlig nass, und sein Weg noch nicht einmal bis zur Hälfte gegangen. Jetzt trieb es Bosch an, aus dem Regen zu kommen. Er begann zu rennen, erst leicht und locker, dann ohne Rücksicht auf seine Kleidung oder die eigene Trittsicherheit. Hier und da lagen umgeknickte oder von Käfern zerfressene Baumstämme ihm im Weg. Bosch nahm sie im Rennen

wie ein Hürdenläufer. Dass ihm alle paar Meter ein dünner Ast streifte, wurde ihm mit jeder Biegung den Pfad entlang mehr und mehr egal.

Nachdem der Donner schon vor der Strandflucht auf sich aufmerksam gemacht hatte, gesellten sich nun die gehörigen Lichtblitze dazu. Das krachende Donnern fand schnell einen immer kürzer werdenden Begleitrhythmus. Das Gewitter hatte Bosch eingeholt, mit allem, was es zu bieten hatte. Er machte das Beste daraus, indem er die kurzen Momente, in denen der Wald samt des Pfades gleißend ausgeleuchtet wurden, zur Orientierung nutzte. Anfangs schmerzte ihn das in den Augen, bald aber gewöhnte er sich daran, den alle paar Sekunden aufzuckenden Himmel in seiner Helligkeit auszuhalten und nach den Umrissen der Villa zu suchen.

Als er sie zwischen den Baumstämmen entdeckte, verlangsamte er seinen Sprint, bis er den Park hinter dem Herrenhaus erreichte. Bosch tänzelte die letzten Meter durch die sorgfältig auf gleiche Höhe geschnittenen Rosenbüsche und Zierbeete. Im Prinzip unterschied diesen weitläufigen Garten wenig von einer Lichtung, so wie es sie auch auf der anderen Seite des Hauses gab, wo Rondell, Auffahrt und Haupteingang lagen. Hier im Garten gab es nur eine handvoll hoher Bäume, die spärlich Schatten oder Schutz vor dem Regen boten.

Aus den Zimmern im ersten und zweiten Stock schien Licht in den Garten. Draußen war es inzwischen fast dunkel geworden, vor allem durch die dichten Gewitterwolken. Bosch hielt auf den Hintereingang des Hauses zu, bis ihm ein Schatten am Rand des Teiches auffiel.

Er bewegte sich.

Bosch blieb stehen. Genau in diesem Moment schlug ein Blitz unweit des Gartens im Kiefernwald ein. Dazu donnerte es wie ein Schuss aus einer Kanone, so dass Bosch etwas in die Knie ging. Er verlor den Schatten aus den Augen. Als er ihn wiederfand, war der einige Meter weiter gezogen. Und er bewegte sich von ihm weg. Bosch erkannte Füße unterhalb eines Mantels, dann Arme.

Der Schatten floh vor dem nächsten Blitzschlag, am Teich vorbei in die Dunkelheit der Kiefern hinein.

Bosch setzte sich wieder in Bewegung. Er rannte die letzten Meter bis zum Hintereingang, zerrte daran und riss sich, sobald er im trockenen Flur des Herrenhauses stand, das durchnässte und von Zweigen angeritzte Hemd vom Leib.

2. Feuersee

In der Ecke seines Zimmers verrichtete eine stille Standuhr ihre Arbeit. Das Uhrwerk funktionierte tadellos; jede Minute rückte der schwarze dünne Zeiger einen Strich weiter. Er bewegte sich zackig und abrupt, so als würde er einrasten. Nur das passende Geräusch fehlte. Auch kein Ticken aus dem Inneren des Uhrwerks, wie es sonst aus solchen mannhohen Kästen drang. Dieser hier war größtenteils schmucklos, aus dunkel lackiertem, einfachen Holz. Nur die Standfüße und der quadratische Kopf der eigentlichen Uhr verfügten über schlecht gemachte Verzierungen. Sie sollten wohl Federn darstellen.

Wie ein Sarg, dachte sich Bosch. Wie ein Sarg, der sich als Vogel zu verkleiden versuchte.

Er betrachtete die Uhr bei ihrem Tagwerk, während draußen die Sonne schien. Vom Gewitter des gestrigen Nachmittags war nicht einmal die kleinste Wolke übrig. Der Himmel hatte seinen Vorrat an Regen, Sturm und Drohgebärden vollständig aufgebraucht. Bis weit nach Mitternacht tobte dieser Wutanfall eines Unwetters sich aus. Wie spät es jetzt war, wusste Bosch nicht. Hätte er auf das lautstarke Treiben der Vögel gehört oder sich über die blendende Kraft der Sonne gewundert, wäre ihm aufgefallen, dass es weit nach der Mittagszeit sein musste. Doch Bosch kam noch nicht einmal auf die Idee, die Zeit von der tellergroßen Uhr in der Ecke abzulesen – obwohl er sie schon eingehend musterte, seitdem er langsam aufgewacht war.

Wieder zuckte der Minutenzeiger und rastete stumm ein. Kein Ticken. Bosch lauschte dem fehlenden Geräusch nach. Unterhalb des gefiederten Kopfstücks der Uhr lagen die langen Ketten mit den Gegengewichten hinter Glas. Das Pendel bewegte sich nach Dienstvorschrift, stoisch von links nach rechts. Von dort hätte das

charakteristische Knacken kommen müssen, das Bosch vermisste. Doch es war rein gar nichts zu hören.

Bosch lag unter seiner Decke und mit allen Vieren von sich gestreckt. Seine langen Arme hingen über das Bett hinaus. Wenn er des Anblicks der Standuhr überdrüssig wurde, erinnerte er sich kurz daran, dass er auch Beine hatte und aufstehen konnte. Mehr als einmal verwarf er jedoch den Gedanken und blieb regungslos liegen. Dann ließ er seinen Blick wieder über die Einzelteile der Uhr wandern, um doch jede Minute wieder bei den Zeigern zu landen, wenn der lange dünne erneut das Kunststück vollbrachte, mit strammer Gewalt und gleichzeitig mucksmäuschenstill in die nächste Position zu springen.

Irgendwann gesellte sich der kurze dicke Zeiger dazu. Sie sprangen beide parallel weiter. Geräuschlos, versteht sich. Bosch fiel wieder der Umstand seiner Glieder ein. Er stand auch dieses Mal nicht auf, experimentierte jedoch zum ersten Mal an diesem Tag etwas mit den Gelenken an seinen Händen und Füßen. Eine paar vorsichtige Bewegungen linksherum, dann entgegengesetzt. Ein paar Minuten später, als der dünne Zeiger längst wieder die alleinige Bewegungshoheit auf dem Zifferblatt hatte, wagte sich Bosch weiter vor. Er streckte sich absichtlich, erst unregelmäßig, dann mit mehr und mehr Vergnügen daran, seinen Körper unter Kontrolle zu bekommen. Dabei half das dunkle Gefühl, dass der dicke Zeiger so bald nicht wieder in Aktion treten würde und Bosch auf einen weiteren Paarsprung von Stunden- und Minutenarm noch ein ganzes Stück würde warten müssen. Das passte ihm nicht, obwohl er noch immer nicht auf die Idee kam, die genaue Uhrzeit zu lesen. Kurz wog er ab, ob er weiter einfach im Bett bleiben oder wirklich aufstehen sollte.

Die Ungeduld gewann. Bosch kroch unter der Decke hervor, suchte nach seinem Morgenmantel und schlüpfte in die Pantoffeln vor dem Bett. Sein neues Zimmer hatte ein eigenes Bad. Bosch schlurfte hinein, ratlos über den Grund dafür. Deshalb stand er einen Moment wie bestellt und nicht abgeholt auf den kühlen Bodenfliesen. Dann wählte er aus.

Der Spiegel über dem Waschbecken zeigte die gleiche makellose Haut wie immer. Boschs Haare fielen ihm in letzter Zeit unter die Stirn, aber auch das bemerkte er nicht. Mit einem guten Anzug ausgestattet, wäre er wie aus dem Ei gepellt gewesen, frisch und alterslos. Und trotzdem hielt er sich wieder einmal nicht mit irgendeiner Art von Morgenroutine auf. Der einzige Griff zum Waschbecken ging zur blechernen Dose, die darauf stand. Bosch nahm eine von Gänsekiels Pillen heraus. Er verzichtete auf den Schluck Wasser, mit dem er sie herunterspülen sollte, sondern behielt die Pille im Mund.

Vor der Tür fand Bosch wie üblich ein silbernes Tablett auf dem Teppich. Sein Frühstück wurde ihm dorthin gestellt, wenn er sich nicht bis mittags in der unteren Etage blicken ließ. Manchmal vergaß er das und schubste versehentlich das Tablett mit den Füßen um. Jeden folgenden Morgen waren die Flecken auf dem Teppich fein säuberlich entfernt, aber die ausgeblichenen Stellen vor dieser Zimmertür wurden deutlicher sichtbar. Heute hinterließ Bosch der Person, die das Arrangement wieder abholte, keine zusätzliche Arbeit.

Schwarzer Kaviar auf halben Eiern. Eine zeitlang war es roter gewesen. Bosch hatte sich nie beschwert, also lag der Wechsel wohl in der Saison begründet und nicht in ihm. Die Butter in der ovalen Schale daneben war leicht gelblich angelaufen, das Brot sah hart aus. Bosch beendete die Inspektion des Tabletts an dieser Stelle. Alles, was darauf stand, hätte vor Stunden gegessen werden sollen. Ohnehin hatte er nur selten überhaupt Appetit, vielleicht sogar noch weniger als früher. An diesem Morgen interessierte ihn Essen überhaupt nicht. Was er aufhob und mit sich nahm, war eine Quart-Flasche Champagner, die im dazu passenden kleinen Kühler schwamm. Das Wasser war lauwarm, von Eiswürfeln nichts mehr zu sehen.

Bosch spazierte über den Flur, löste den schon vorgezogenen Korken von der Flasche und schluckte die Pille hinunter, die er aus dem Bad genommen hatte. Der erste Schluck Champagner diente zum Nachspülen.

Danach nippte er gelegentlich auf seiner ziellosen Wanderung durch die Eingeweide des ersten Stockes, die er wie im Schlaf kannte. Das war insbesondere in den Nächten von Vorteil.

Irgendwann erreichte er das Esszimmer. Ein Dienstmädchen kam ihm entgegen, einen Stapel Tischdecken vor sich her tragend. Als sie ihn sah, senkte sie den Blick und nickte flüchtig. Bosch hielt ihr das leere Fläschlein Champagner hin.

Im Esszimmer roch es nach mehr Dingen als Bosch im ersten Moment unterscheiden konnte. Es war niemand außer ihm im Raum, alles war an seinem Platz, aber der Boden war übersät mit Kleidungsstücken. Es lagen Corsagen, Büstenhalter, Hosen und Unterhosen verstreut. Das Ganze bildete eine eigene Landschaft. Ein auffälliger Berg bestand aus Hemden, einem Paar Gummistiefel und, obenauf, einem Zylinder. Über einem Sessel hing etwas, das wie ein langes, buntes Tau aussah. Bei näherer Betrachtung entpuppte es sich als Ansammlung von Schals und Tüchern, die miteinander verknotet worden waren. Bosch fuhr mit den Fingern darüber, dann holte er mit einem Bein Schwung, um eine Wolke aus goldfarbenen Strümpfen vom Boden aufzuwirbeln.

»Nicht! Lass' das«, rief d'Utrecht von der anderen Seite des Raumes. Er trat von der Eingangshalle her ebenfalls ins Esszimmer.

»Das muss alles so bleiben!«

Bosch senkte sein Bein wieder. Er rührte sich nicht vom Fleck. In der Tür atmete d'Utrecht mit zur Schau gestellter Erleichterung tief durch. Dann rieb er sich die Hände, freute sich. Wie ein Professor vor einer womöglich bedeutenden Entdeckung, begann er die einzelnen Kleidungshäufchen mit seinem Monokel zu untersuchen. Arme und Hände hielt er von sich gestreckt, als müssten die Stoffe per Befehl an ihren Plätzen gehalten werden. Bosch beobachtete d'Utrecht eine Weile bei diesem Treiben. Da dieser sich jedoch vollkommen in seine Untersuchung vertiefte und nicht im Traum daran dachte, sich zu erklären, sondern

tänzelnd Weg um Weg zwischen der verstreuten Wäsche suchte, überließ ihn Bosch sich selbst. Er ging weiter.

Nachdem er die Halle durchquert und niemanden der Hausbewohner im anderen Flügel der Villa vorgefunden hatte, spazierte Bosch durch die Küche und den Angestelltentrakt zum Hinterausgang des Hauses. Die Tür zum Garten stand offen. Als er hindurch trat, schwappte der helle Tag alle seine Einzelteile über Bosch aus: Das Licht blendete, zurückgeworfen von den kalkweißen Steinen der Terrasse. Die Vögel zwitscherten nicht nur, sondern schrien sich an – zumindest in Boschs Ohren. Er hielt sich eine Hand über die Augen, die andere an die Seite seines Kopfes. Hinzu kam noch die Wärme des Sommertages. Anders als gestern hing aber eine feuchte Schwere in der Luft, die auf die Brust drückte. Das Gewitter war über Nacht in den Waldboden gesunken. Die Sandwege zwischen den Hecken und Beeten des Gartens waren dunkler als in den trockenen Tagen zuvor, noch voll von Nässe. Weiter hinten, jenseits der Terrasse und der anschließenden Rosen machte sich der Chefgärtner an einem Rankengestell zu schaffen. Es musste sich im Sturm gelöst haben. Zwei andere Angestellte sah Bosch immer wieder im weitläufigen Garten verschwinden: Sie bückten sich nach größeren Ästen, die entweder hier abgebrochen waren oder mit dem Sturm auf die Lichtung geweht wurden.

Die Terrasse war blitzblank. Jemand hatte gerade erst gefegt. Bosch betrachtete seine Füße auf dem weißen Stein. Dann entdeckte er Neiwolf am Rand der Terrasse. Wie so oft lag er auf seiner Liege. Bosch näherte sich leise von der Seite. Neiwolf schlief, was ihn nicht überraschte. Der riesige Mann hatte diese Ecke auf der Terrasse zu seinem Lieblingsplatz auserkoren. Wie eine Katze schlich er täglich zu diesem seinem persönlichen Rückzugsort. Dass er mit seinen absurden Ausmaßen völlig deplatziert auf der Holzliege wirkte, war dem Architekten augenscheinlich egal. Sie war für normal große Menschen gebaut wurden. Unter Neiwolf sah sie aus wie eine Miniaturversion für Kinder. Neiwolf

hatte sich mit einem Klappstuhl beholfen, den er unter seine Füße tat, wenn seine Waden noch über das Ende der Liege ragten. Das Kopfstück der Liege verlängerte er mit einem Bügelbrett, das er kurzerhand auf das Holz geschraubt hatte. Mit den feinen Polstern, welche die übrigen Stühle auf der Terrasse hergeben mussten, war ein äußerst gemütliches Monstrum von Sommerbett entstanden. Neiwolf lag jeden Tag hier draußen, stundenlang. Und weil er mit der gleichen unstörbaren Ruhe hier lag, die ihn beim Gehen fast stehend aussehen ließ, wirkte er wie ein eigentlich ausgestorbener Organismus, der hier in der Sonne in lähmender Langsamkeit Energie aufladen musste.

Einmal hatte Bosch Neiwolf gefragt, wie er tagein, tagaus hier liegen konnte, wenn er doch so große Projekte in Amerika zu leiten hatte. Die Wochen verstrichen, ohne dass Neiwolf in die Stadt verschwand, wie es Amelia oder Harstein ab und zu taten. Von Sander ganz zu schweigen, der eigentlich nur an den Wochenenden durchgehend hier war. Neiwolf hatte kurz überlegt, bevor er seine Antwort gab. Manche Dinge regelten sich von alleine, sagte er, andere nicht. Und nicht immer müsste er etwas tun, um letztere zu regeln. Manchmal genügte es, da zu sein. Bosch verstand zwar nicht, was er damit gemeint hatte, aber dieser Tag – dieser genaue Moment – war einer der wenigen gewesen, an denen er Neiwolf hatte schmunzeln sehen.

Das war beim Schach. Das Brett stand auch heute an seinem Platz, auf einem weiß lackierten Tischchen neben Neiwolfs Liege. Der Architekt hatte schließlich auch von Boschs Kunststück gegen den Großmeister erfahren. Er mochte das Spiel, ganz im Gegenteil zu Bosch, dem es nach wie vor egal war. Nicht egal war ihm, ob er gewann oder verlor: Als sie das erste Mal spielten, endete die Partie mit einem Patt. Neiwolf hatte Spaß an ihrer kleinen Schlacht gehabt, Bosch keineswegs. Das Konzept, dass dieses Spiel auch ohne Sieger enden konnte, hatte ihm niemand erklärt. Neiwolf holte das nach, sobald er verstand, dass Bosch seinen unwirschen Zorn über diesen Zustand gar nicht als Scherz verstand. Bosch selber

wunderte sich am meisten über das beißende Gefühl in der Magengegend, das ihn einsilbig werden ließ. Er war versucht gewesen, kurzerhand mit der Faust das Brett zu spalten. Angesichts der leicht ratlosen Miene des alten Architekten unterließ er das aber. Dafür ließ er ihn aber nicht gehen, bis er gewonnen hatte. Er insistierte auf ein weiteres Spiel, zuerst höflich, mit jedem weiteren Remis jedoch angefressener. Er verlor nicht, aber er gewann auch nicht. Sie tranken die halbe Nacht und spielten, bis Bosch endlich gewann.

Dann hatte das üble Gefühl nachgelassen.

Neiwolf wachte auf. Er blinzelte kurz mit den Augen, war aber von Boschs Anwesenheit nicht überrascht.

»Ein Spiel?«, fragte Neiwolf.

Bosch nickte nur.

»Warum nicht…«, erwiderte der Architekt. Er manövrierte seine langen Beine geduldig vom Klappstuhl auf den Terrassenboden, bis er mit dem Oberkörper kerzengerade auf dem Rand seiner Liege saß. Bosch rückte das Tischchen mit dem Schachbrett in Stellung. Die Figuren kramte er aus einer Schublade darunter.

Nach einer Weile wurden beide gefragt, ob zum Mittag serviert werden dürfe, …oder ob den Herren eher der Sinn nach Tee und Kuchen stand. Bosch winkte den Diener fort, er wollte sich konzentrieren. Ein weiteres Mal nachzufragen, das traute sich der Mann erst, als Bosch die Partie gewonnen hatte. Und eine weitere. Neiwolf gratulierte Bosch herzlich, lehnte sich dann aber zurück, entschuldigte sich und begann einen Nachmittagsschlaf.

Bosch suchte sich neue Gesellschaft in Person von Amelia, die drinnen im Esszimmer Cognac zu ihrem Tee nahm. Die Terrasse hatte sich zur Höhe des Sonnentages endgültig abgetrocknet und strahlte Hitze ab. Drinnen bei der Gräfin war es kühl. Sie ließen sich etwas Kuchen bringen. In der Getränkewahl passte sich Bosch Amelia an, Cognac – ohne den Tee.

Sie sprachen nicht miteinander. Amelia zündete sich alle halbe Stunde eine Zigarette an, paffte Wolken in die Luft und trank. Bosch beobachtete ihr Gesicht, während Sie den Rauch einsog. Er saß in einem Sessel neben ihr. Der Teppich war noch immer mit d'Utrechts Kleiderkunst übersät. Entsprechend unverständig blickte Simian drein, als er irgendwann von der Halle her in den Raum trat und inmitten der Unordnung Amelia und Bosch schweigend sitzen sah. Ein Angestellter erschien hinter dem Hausherrn und nahm ihm Hut und Aktentasche ab. Der Mann fühlte sich genötigt, den Zustand des Raumes zu erklären, was sich jedoch als überflüssig erwies. Simian blickte nur fragend hinüber zu Amelia, die zur Antwort einfach den Kopf schüttelte.

»Theodorus?«, fragte Simian daraufhin seinen Angestellten.

»Herr d'Utrecht hat sich verbeten, dass…«

»Schon gut!«

Simian durchquerte den Raum, grüßte Bosch und verschwand durch die getarnte Tür in der Bücherwand. Amelia und Bosch blieben zurück, um weiter gemeinsam zu schweigen. Die Gräfin zündete sich eine weitere Zigarette an. Sie schloss die Augen und griff nach Boschs Hand. So saßen sie wortlos, wie ein Königspaar auf ihren Thronsesseln, das eine ebenso öde wie endlose Parade von Vasallen begrüßen musste. Nur dass es hier niemanden gab, der ihnen Aufwartung machte.

Bosch schlief irgendwann einfach ein. Als er aufwachte, war Amelia fort. Ihr Sessel stand leer neben ihm. Von draußen war dafür Motorengeheul zu hören. Bosch musste die Auffahrt mit dem Rondell nicht sehen, um zu wissen, dass Harstein mit einem seiner Wagen angekommen war. Vermutlich hatte er sich einen beliebigen der Angestellten gegriffen, weil niemand seiner Freunde in Sichtweite war, um die technischen Details seines Hochleistungsfahrzeugs aufgelistet zu bekommen. Der Motor heulte auf, wieder und wieder. Dann wurde das Horn gedrückt, das so eindringlich warnte, als ob es aus einem Güterzug ausgebaut und für das Auto zweckentfremdet worden war. Bosch hatte

keine Lust, sich einen weiteren der üblichen Harstein'schen Vorträge über das anbrechende Maschinenzeitalter anzuhören. Er zog sich durch die Bücherwand zurück und wieder hinaus in den Garten.

Neiwolf schlief noch immer, von Amelia keine Spur. Dafür spazierte Edith mit Rex durch den Garten. Als sie Bosch auf der Terrasse sah, winkte ihn Edith herüber zu sich. Er folgte der Einladung.

Je näher er den beiden kam, umso überraschender schien Bosch der Spaziergang gerade dieser beiden Hausbewohner. Edith hielt sich ohnehin erstaunlich im Hintergrund, was die gemeinsamen Abende der Waldgesellschaft anging, aber mit Gänsekiel schien sie besonders wenig zu verbinden. Das unterkühlte Gefühl beruhte wahrscheinlich auf Gegenseitigkeit, fiel Bosch nicht zum ersten Mal auf. Rex hielt sich einen halben Schritt hinter Edith, während sie beide langsam durch die Gartenwege flanierten. Und das, obwohl sie viel Redebedarf hatten. Bosch näherte sich, konnte aber nicht hören, worum es ging. Entgegen seiner Angewohnheit schrieb Rex nicht mit, was besprochen wurde. Schreibblock und Stift hatte er sehr wohl gezückt, nur nutzte er sie nicht. Er redete wie ein Wasserfall auf Edith ein, ohne ihr Gesicht zu sehen. Ihres war rot. Nicht von der Sonne, erkannte Bosch.

Edith fiel dem Dichter ins Wort, oder sie versuchte es wenigstens. Sie hätte sich nur umdrehen brauchen, dann wäre Rex sicherlich zunächst die Sprache verschlagen. Offene Konfrontation konnte er nur vertragen, wenn er nicht im Mittelpunkt stand. Sie wartete aber lieber darauf, dass Bosch in Gesprächsweite kam.

»Mein Lieber«, empfing sie ihn, noch weit von sich entfernt.

»Zu Diensten«, entgegnete er mit einer kleinen Verbeugung.

»Spazieren Sie mit mir, tun Sie mir den Gefallen, ja?

»Mit Vergnügen!«

Edith streckte ihre Hand aus und Bosch legte sie sich auf den Unterarm. Rex bog an der nächsten Kreuzung aus Rosenbüschen und Rhododendren zur Terrasse ab. Sobald er murmelnd außer Hörreich-

weite abgegangen war, löste Edith ihre Hand wieder. Sie gingen nebeneinander. Die Röte war noch nicht aus Ediths Gesicht verschwunden.

Bosch entschied sich, das zu ignorieren.

»Haben Sie sich gesonnt?«, fragte Edith.

»Warum fragen Sie?«

»Ihre Haut, sie ist ganz anders als gestern noch«, erklärte sie. »Oder bilde ich mir das ein?«

»Ich war im Strandbad.«

»Gestern?«

»Ja.«

»Dann haben Sie Glück gehabt, dass Sie das Gewitter nicht erwischt hat«, sagte Edith.

Bosch sagte nichts. Da Edith nicht damit gerechnet hatte, dass er nach dieser Bemerkung nichts zu erwidern finden würde, brach ihr Dialog in eine eigenartige Pause ein.

»Werden Sie morgen Abend im Haus sein?«, fragte Edith schließlich leise. »Oder haben Sie Termine?«

»Nicht, dass ich wüsste…«

Manchmal sahen sich die Bewohner des Hauses über mehrere Tage nicht an einem Tisch. Es war ein ständiges Kommen und Gehen. Bosch erwartete nicht von Edith, dass sie über seine Gewohnheiten Bescheid wusste. Was sie die meiste Zeit tat, war ihm genauso ein Rätsel. Offenbar war ihr aber nicht aufgefallen, dass Bosch schon lange keine Termine mehr wahrgenommen hatte. Es gab schlicht niemanden, die oder der ihm welche angetragen hätte. Amelia spielte seit seinem Einzug nicht mehr die Stadtführerin. Auch die anderen Bewohner hatten ihn in keine weiteren Kreise eingeführt. Alles spielte sich hier ab, im Wald.

Bosch vermisste weder die Stadt noch herumgereicht zu werden.

»Was ist morgen?«, fragte er Edith zurück.

»Ach«, wiegelte sie kopfschüttelnd ab. »Nichts, nichts. Ich habe einfach nur so gefragt…«

Das war gelogen, aber Bosch akzeptierte es.

Edith blieb stehen, um das verwelkte Blütenblatt an einer ansonsten tadellosen roten Rose zu entfernen. Sie wich Bosch aus.

»Wie ist es im Strandbad? Ich bin noch nie dort gewesen.«

»Mir fehlt der Vergleich…«, antwortete Bosch.

»Mir auch.«

Edith schmunzelte. Sie hielt sich eine Hand vor den Mund, als wäre sie nicht geübt darin und schäme sich für den Versuch.

»Nun, da ist Sand direkt am Ufer«, beschrieb Bosch. »Am unteren Ende ist der See. Oben gibt es Kabinen, in denen die Badeanzüge angelegt werden. Dazwischen ist es wie ein…«

Bosch überlegte.

»…wie ein Opernsaal. Nur ohne Platzkarten. Alle sitzen dicht an dicht bis direkt an das Wasser. Manche liegen auch und sonnen sich.«

»Und es wird gebadet!«, warf Edith ein.

»Ja.«

»Ist das Wasser tief?«

»Nicht am Anfang«, sagte Bosch. »Sie mögen Rex wohl nicht?«

Das leichte Lächeln auf Ediths Gesicht verschwand. Wenigstens für den Sekundenbruchteil, in dem sie den abrupten Themenwechsel nicht hatte kommen sehen.

»Wie kommen Sie denn darauf?«, retournierte sie.

»Sie schauen ihm nicht ins Gesicht.«

»Doch. Sie bilden sich das ein, lieber Bosch!«

»Ich dachte nur, weil er eben so auf sie eingeredet hat. Sie schienen nicht einer Meinung zu sein.«

»Das?«, gab sich Edith verwundert. »Ach, er wird nur so schnell so anstrengend leidenschaftlich. Es ging um das Theater.«

Auch das war gelogen, schlecht noch dazu. Es machte Bosch Spaß, Edith sich winden zu sehen. Er beschloss, eine weitere Spitze zu setzen.

»Was hat er gewollt?»

»Das ist nicht der Rede wert«, antwortete Edith. »Er ist voller Ideen über dieses Stück. Und er kann es schlecht für sich behalten, wenn ihn die Kreativität ereilt. Sie sollten hingehen. Nach dem Abendessen findet die erste Probe statt. Sie wissen doch Bescheid, oder?«

Bosch nickte.

Und beließ es dabei.

Er verbrachte den Rest des Nachmittages auf der Terrasse. Neiwolf übergab ihm seine selbstgebaute Liege. Harstein fand ihn bald darauf, setzte sich zu Bosch und ließ Schnaps kommen. Sie fanden Gründe, um immer wieder anzustoßen. Was Bosch früher am Tag vor der Tür gehört hatte, war ein Traktor gewesen. Harstein hatte sich den gekauft und den ganzen Weg bis in den Wald mit dem Ungetüm zurückgelegt. Sie prosteten sich auf den ›Lanz Bulldog‹ zu. Als Harstein mit seiner Brandrede über die Revolution fertig war, die mit modernen Maschinen auf die Landwirtschaft zusteuerte, prosteten sie sich erneut zu. Auf die technischen Details des Lanz selbstverständlich auch. Glühkopfmotor, Vollgummibereifung und ›Eil‹-Gang, weil es sich um ein straßentaugliches Sondermodell handelte – Prost, Prost, Prost!

Eine Flasche musste her.

Bosch verschlief die restliche Nachmittagssonne auf der Liege. Er wurde zum Abendessen geweckt, weil alle Bewohner des Hauses zu diesem Termin stets pünktlich waren. Danach zogen sich die meisten Gäste zurück, nicht ohne von Rex noch einmal nachdrücklich an die erste Probe erinnert zu werden. Harstein machte sich über die Penetranz des Dichters lustig, aber auch er stand schon auf der Bühne im Keller, als Bosch um elf Uhr abends die steinerne Treppe hinunterstieg.

Die meisten Stuhlreihen waren aufgebrochen, damit vor der leicht erhobenen kleinen Bühne Platz für die Gruppe war. Oben standen nur Amelia und Sander. Vor der Bühne bildeten Gänsekiel, d'Utrecht, Simian und Neiwolf einen konspirativen Halbkreis.

Bosch setzte sich nicht zu ihnen, sondern nahm sich einen Stuhl in der letzten Reihe. Zuerst wurde er gar nicht bemerkt, denn eine Diskussion war im Gange.

»Warum spielst du nicht diesen Engel?«, fragte Harstein brummend in d'Utrechts Richtung.

»Weil ich zu fett bin!«, lachte d'Utrecht.

»Ist doch egal«, hakte Harstein nach.

»Das ist eben nicht egal, mein Alter! Wenn der Engel den Professor ständig von einer Szene in die andere fliegen muss, wie sieht das dann aus, hä? Ich kleines Dickerchen mit Flügeln trage Sander?«

»Du trägst ihn ja nicht wirklich«, protestierte Harstein.

»Aber es muss doch so aussehen! Überzeugend!« Und dann, mit einem stolzen Unterton: »Nein, basta, ich bin der Fakir!«

»Rex ist ausgemergelt. Der würde doch viel besser als Fakir passen«, setzte Harstein nach.

»Ich bin der Engel«, erklärte Rex. »...weil Simian nicht der Engel sein kann. Sisyphos muss so auftreten, dass ihm niemand die List ansieht, aber trotzdem zutraut.«

Simian fand sich treffend beschrieben. Er lachte.

»Du kannst noch so lange lamentieren«, mischte sich Amelia ein. »So ist es einfach am besten aufgeteilt. Wenn wir dir einen großen Stein auf die Bühne setzen, versteht niemand, warum Sisyphos den nicht bis ganz nach oben rollen kann. Du hast doch eine Statur, als ob du Sisyphos gefrühstückt hättest!«

Harstein verschränkte die Arme in einem stummen Protest.

Während er zuhörte, fiel Bosch auf, dass Edith nicht Teil der Besprechung war. Nach ihrer Frage hatte er sie ebenfalls hier unten vermutet. Ihr Ehemann war schließlich auch hier, obwohl Simian selten die Abende mit seinen Gästen verbrachte.

»Ich dachte ja, du würdest gerne den Beelzebub geben«, sagte Neiwolf. Nur alleine dadurch, dass er das Wort ergriff, unterbrachen die

Anderen ihr streitendes Durcheinander. Es lag weniger daran, dass irgendjemand auf Neiwolfs Bewertung der Rollenbesetzung gewartet hätte, mehr am schleppenden Brummen, mit dem er sprach. Er entschleunigte die Diskussion mit jeder Silbe, die er schaffte zu fabrizieren.

»Warum sträubst du dich so?«, wollte Neiwolf wissen.

»Ich will was mit meiner Kragenweite«, verteidigte sich Harstein.

»Das ist eine Hauptrolle!«, rief Simian ungeduldig.

»Die will ich nicht.«

»Wir sind einfach zu wenige«, sagte Sander. »Das war anders gedacht. Es können nicht alle spielen, wen sie wollen.«

»Doch nicht meine Schuld!«, blaffte Harstein.

»Meine auch nicht«, erwiderte Sander.

Sie diskutierten weiter. Amelia schob unterdessen ihren Stuhl zurück und setzte sich in die Reihe dahinter zu Bosch.

»Da bist du!«

Er sagte nichts. Sie rückte ihren Stuhl zu Bosch und legte ihm das Manuskript auf den Schoß, das alle Hausgäste in Händen hielten.

»Feuersee?«, las Bosch leise vor, weil d'Utrecht direkt vor ihm ein ausladendes Argument mit ebenso ausladender Gestik vorbrachte.

»So heißt es. Ein Drama in drei Akten. Rex hat es geschrieben«, flüsterte Amelia. Sie zog ihre Beine an, so dass ihr Kinn fast auf den Knien ruhen konnte. Dann lehnte sie sich an Boschs Schulter. Sie kauerte wie eine Souffleuse an Boschs Seite.

»Worum geht es?«

»Um die Hölle.«

»Die Hölle ist nur ein Ort«, dachte Bosch laut. »Es geht sicher nicht um die Kulisse.«

»Diese Hölle ist anders! Sie ist wie die Unterwelt der Griechen. Dorthin kommen die Toten aus der Oberwelt. Die Grenze bildet der Fluss Styx. Die Toten kommen nur hinüber und in die Unterwelt, wenn sie den Fährmann bezahlen können.«

Sie zeigte mit dem Finger auf Neiwolf.

»Charon, der Fährmann«, fuhr sie fort. »Die Lebenden müssen ihren Verstorbenen zwei Münzen auf die Augen legen, als Bezahlung für das Übersetzen. Wer den Fährmann nicht bezahlen kann, bleibt am Ufer zurück und kann weder zurück ins Leben noch in die Unterwelt. Wer bezahlt, darf mit in Charons Kahn steigen. Und sobald sie das tun, vergessen sie, wer sie waren. Sie werden zu ihrem Seelenschatten.«

Bosch dachte nach.

»Das ist Mythologie«, sagte er schließlich. »Nicht die Hölle.«

»Du weißt noch nicht, wer über die Unterwelt herrscht…«

»Griechische Götter?«

»Nein, eben nicht! Die gefallenen Engel, die Gott aus dem Himmelreich vertrieben hat…«

Bosch zog eine Augenbraue hoch. Dass er diesen Teil der Rahmenhandlung nicht hatte kommen sehen, freute Amelia. Sie lächelte ihn an und erzählte weiter.

»…und Piraten.«

»Engel und Piraten?«

»Du musst sie dir wie Nachbarn vorstellen. Die Engel leben schon seit Anbeginn der Zeit in dem, was sie Hölle nennen. Die wandernden Seelen sind ihnen egal. Sie ignorieren sie, und auch Charon, den Fährmann. Eines Tages passt er aber nicht auf. Der Styx ist wie ein Meer aus Flammen, weißt du? Wenn eine Seele hineinfällt, ist sie für immer verloren. Nichts widersteht dem Styx – außer Charons Nachen, sein Kahn. Bei jeder Überfahrt beginnt das Holz zu kokeln und zu schwelen. Deshalb muss Charons Nachen unzerstörbar sein. An Land kühlt das Holz wieder ab und wird wie neu.

Nun wacht eine der Seelen eines Tages auf, bevor sie das Ufer erreichen. Und sie findet einen Splitter, den sie vom Holz löst und unbemerkt mit an Land nimmt. Anstatt mit dem Rest der Schatten tiefer in die Unterwelt zu marschieren, bleibt die Seele zurück und wartet, bis

sich der Splitter erholt. Vergiss nicht, die Aufgabe des Holzes ist es, ein Nachen zu sein! Es hört nicht auf sich zu formen, bis der Kahn wieder ganz perfekt ist.«

»Das ist viel Arbeit für einen Splitter…«

»Doch sie gelingt! Der Splitter wird zu einem zweiten Kahn. Die Seele rudert damit zur anderen Seite zurück und stiehlt Charon den eigenen Nachen vor der Nase weg, als er neue Seelen abkassiert. Und der Fährmann kann nichts machen. Er ist der Herr des Styx, aber machtlos ohne Boot. Er kann ja schlecht im Feuer schwimmen.

Von da an ist die Seele frei und sucht weitere wache Seelen. Zusammen bauen sie noch mehr Nachen, Boote und schließlich große Schiffe. Sie werden zu Piraten, immer auf der Flucht vor dem wütenden Fährmann. Denn obwohl sie frei sind, können die Seelen nicht einfach verschwinden. Die Toten müssen übergesetzt werden. Wenn das nicht passiert, gerät die Hölle aus dem Gleichgewicht. Die Engel spüren das.«

»Was haben die damit zu tun?«

»Ihr Chef *ist* die Hölle.«

»Ihr Chef?«

»Luzifer«, flüsterte Amelia.

»Hört mal auf zu tuscheln, das stört«, unterbrach Simian die beiden. »Wir kommen so nicht weiter. Bosch, Sie fehlen noch!«

»Ich?«

»Sie müssen mitspielen! Eine Rolle übernehmen…«

»Welche denn?«

3. Geraufe

»Oh, Entschuldigung! Ich wollte sie nicht wecken!«

Das Dienstmädchen löste ihre Finger vom dickbauchigen Glas, das noch etwas auf ihrem Tablett nachklirrte.

Bosch sah sie mit verkniffenen Augen an. Er sagte nichts, unter anderem weil es ihn einen Augenblick kostete, um zu bestimmen, wo er sich befand. Als das Dienstmädchen weder angeschnauzt wurde noch angelächelt, sondern einfach ignoriert, sammelte sie sich und verschwand wortlos im Haus.

Er hatte Berliner Weiße mit Strippe getrunken, gekühltes Bier mit einem Schuss Himbeersirup. Oder wahlweise mit grünem Waldmeister, was die Variante war, die Bosch an heißen Tagen bevorzugte. Von d'Utrecht hatte er gelernt, dass ›mit Strippe‹ besser schmecke, weil ein Glas Korn in die Weiße gekippt werden musste. Kurz, ein Geschmackstest war vorhin gemacht worden, mit normaler Weiße, dem grünen Waldmeisterschuss, dem knallroten Himbeerschuss und, zum Schluss, mit dem Korn. Die Farbe war bei der Strippe, also dem Korn, egal. Darin kamen d'Utrecht, er und ihre beiden Gaumen schnell überein. Bosch fand die ganze Sache sowieso eindeutig: Weiße mit Strippe! Das war sein Sieger. Und er hatte einige davon getrunken, bevor er auf der Terrasse eingenickt war.

Vom Dienstmädchen sich selbst überlassen, blickte Bosch ins Nichts. Hintergrund für sein gedankenloses Starren war der Garten. Bald würde es dunkel werden. Ausnahmsweise wehte eine leichte Brise. Sie hatte ihre liebe Mühe, die stehende Hitze des Tages auseinanderzuschieben. Es wackelten höchstens ein paar Blätter im Luftzug. Eine Amsel warf mit Laub um sich, das zwischen den Rosensträuchern auf dem Boden lag. Nicht die Brise, nicht die Amsel bemerkte Bosch jedoch auf der Terrasse.

Er sah gar nichts, obwohl er direkt in den Garten starrte. Er war mit Denken beschäftigt.

Erst eine Bewegung, die zu groß für Getier und zu abrupt für Wind war, gewann seine Aufmerksamkeit. Bosch rieb sich die Augen. Er irrte nicht, da wanderte ein grauer Mantel am Gartenrand entlang. Er sprang auf und ging ihm entgegen.

Niemand im Haus vermummte sich derart. Bosch wusste sofort, dass er diesen Mantel neulich im Gewitter gesehen hatte, bevor er ins Haus geflüchtet war.

Die Figur sah ihn kommen. Sie versteckte sich hinter einem Baum, selten plump. Die Enden des Mantels schauten deutlich hinter dem Stamm vor. Auch wenn es langsam dunkel wurde, war es Bosch selbst in seinem weiten Hemd noch ziemlich warm. Die Person hinter dem Baum musste keine andere Wahl haben, als den Mantel auch im Sommer zu tragen. Ein Bettler, wahrscheinlich.

»Hallo?«, sagte Bosch ruhig.

Hinter dem Baum zuckte es. Ein Mann trat hervor. Er war voller Staub und Dreck. Genauer gesagt war der Mantel staubig und dreckig. Die schwarzen kinnlangen Locken schienen vergleichsweise sauber, und das Gesicht erst recht. Bosch blieb in einigem Abstand stehen, ein wenig vom Schlag getroffen. Wie das eines Bettlers sah dieses Gesicht eigentlich nicht aus. Es fehlten die Furchen und trockenen Wangen, die das Leben in den Straßen im Winter mit sich brachte. Es war regelrecht schön. Bosch fühlte sich bei dem Anblick unangenehm an den jungen Maler mit den feuerroten Haaren erinnert. Unangenehm – und dann auch wieder nicht.

»Ein paar Pfennige?«, fragte der Bettler.

Bosch schüttelte den Kopf, sein Gegenüber daraufhin mit den Achseln. Weiter taten sie nichts, weder der eine noch der andere. Zwar musterte Bosch den Mann und seinen seltsamen Aufzug eingehend, doch ihm gefiel nicht, dass jener das gleiche mit ihm zu tun schien. Immerhin

wohnte er hier, der Bettler nicht. Und dessen Blick war ihm eine Spur zu selbstbewusst, selbstzufrieden sogar.

Er tat einen Schritt auf den Mann zu. Als ob der es geahnt hatte, wich er fast zeitgleich einen Schritt zurück. Der Bettler streckte eine Hand nach Bosch aus, die Finger weit gespreizt, so als wollte er ihm Abstand durch die Luft aufzwingen. Bosch folgte der stummen Anweisung. Auf die Absicht des Bettlers oder gar seine Wünsche gab er nichts. Er wollte nur sehen, was der Andere tun würde. Weil er der Idee nicht widerstehen konnte, zuckte er kurz mit den Armen, als würde er einen Sprung antäuschen. Der Bettler fiel aber nicht auf den Trick herein. Er blieb stehen, wo er war. Die warnende Hand hielt er noch immer ausgestreckt.

Bosch wurde langweilig und übellaunig. Als ihm das selber bewusst wurde, fing der Mann im Mantel an zu lächeln, wie um einen Kontrapunkt zu setzen. Dann ging er langsam seitwärts zu einem Beet, ohne dabei den Kopf zu bewegen oder Bosch aus den Augen zu lassen. Dass Bosch ihm – in sicherem Abstand – folgte, schien ihn nicht zu stören. Mit seinen langsamen Schritten brachte er erstaunlich schnell eines der Rosenbeete zwischen sich und Bosch.

Nach einem natürlichen Hindernis zwischen sich und dem Hausbewohner hatte der Bettler wohl gesucht. Wortlos sprintete er plötzlich entlang des Beetes los. Er warf die Beine vorwärts wie von der Tarantel gestochen. Der Mantel wehte grotesk in seinem Rücken. Als er sich nach hinten umblickte, sah er Bosch auf gleicher Höhe auf der anderen Seite des Beetes. Auch er rannte. Bosch war keineswegs überrumpelt worden. Er hielt mit, im gleichen Tempo. Der Bettler erkannte das allein aus dem Augenwinkel, und weil das Beet in einer Kreuzung aus Rabatten und Gartenwegen endete, ließ er seinen Lauf austrudeln.

Beide kamen vor der Wegkreuzung zum Stehen, nach wie vor durch das Beet getrennt. Sie atmeten jetzt schnell.

Dieses Mal ergriff Bosch die Initiative. Auf sein Hemd und die Leinenhose, die ihm heute morgen frisch gebügelt vor die Tür gelegt

worden waren, nahm er keine Rücksicht. Mit einem halsbrecherischen Satz sprang er über das Beet, kam auch mit beiden Beinen sicher auf der anderen Seite an, rechnete aber nicht damit, dass der Bettler nicht floh, sondern sich rollend vor seine Füße warf. Bosch konnte nicht so schnell denken, wie seine Reflexe den Beinen befahlen, direkt noch ein zweites Mal zu springen, um nicht über die rollende Masse aus Mann und Mantel zu stolpern. Prompte rollte der Bettler unter dem wenig elegant hüpfenden Bosch hindurch. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte Bosch den Fremden nun in seinem Rücken. Er machte sich bereit, einen Schlag ins Kreuz zu erhalten. Als er sich jedoch umdrehte, hatte der Bettler sich bereits aufgerafft. Er sprang einfach seinerseits über das Beet. Aus dem Stand, mit dem viel zu großen Mantel um sich flatternd.

Nun standen sie beide da wie zuvor, nur auf getauschten Seiten und inmitten von reichlich Staub, den sie gemeinsam aufgewirbelt hatten.

Bosch stieß ein Lachen hervor, das nach angenehmer Überraschung klang. Der Bettler grinste schief. Dann hielt er beide Hände hoch und begann ganz langsam, einen Finger nach dem anderen einzuziehen. Mit dem kleinen Finger der rechten Hand fing er an. Es folgte der Ringfinger. Erst beim Mittelfinger verstand Bosch, dass er nur noch wenig Zeit hatte. Der Bettler zählte rückwärts, 10, 9, 8, 7... .

Er hätte das ignorieren und einfach stehen bleiben können, wo er war. Oder er hätte die Zeit nutzen können, um jetzt noch einmal das Manöver mit dem Sprung zu probieren. Aber als auch der Zeigefinger der Zählhand abknickte, rannte er stattdessen davon, wie ein Kind beim Versteckspiel. Bosch lief den Weg am Beet zurück, bis zu einer von Nadelbäumen umringten Platane, die völlig fehl am Platz schien. Er versteckte sich dahinter und lugte von seinem Posten vorsichtig zum Bettler hinüber. Der zählte noch. Die rechte Hand sah auf die Entfernung wie ein Punkt aus, aber Bosch war sich sicher, dass nur noch eine nackte Faust übrig war. Die linke Hand zeigte dagegen noch ein paar ausgestreckte Finger – und der Bettler hatte sich nicht umgedreht.

Gegenüber der Platane, im richtigen Wald, wo die Sandwege des Gartens nicht mehr gepflegt wurden und sich im Gras verliefen, stand ein kleiner grüner Schuppen. Das war schon ein großes Wort für diesen klapprigen Verschlag aus Holzlatten. Bosch stieß sich von der Platane ab, hinüber zum Schuppen hechtend. Dies war das bessere Versteck, denn der Schuppen fiel dank seiner Farbe und schmächtigen Erscheinung auf den ersten Blick gar nicht auf. Bosch musste dahinter kauern, mit dem Gesicht nach unten, weil er ihn stehend überragt hätte.

Vermutlich blickte sich der Bettler nun nach ihm um, dachte er. Um zu sehen, in welcher Richtung er suchen würde, hob Bosch den Kopf ein wenig. Er versuchte, keinen Laut von sich zu geben.

Der Bettler stand direkt vor ihm, ebenfalls hinter dem Schuppen. Bosch erschrak so heftig, dass er nach hinten sprang. Er konnte jetzt die ungewöhnlichen, goldgelben Augen des Mannes sehen. Sie fixierten ihn mit einer Eindringlichkeit, die Bosch beantworten sollte. Nicht, dass der Bettler das sagte. Er schwieg. Dennoch war sich Bosch sicher. Nur, was wollte er hören?

Der fixierende Blick blieb, die Gesichtszüge des Bettlers wurden aber plötzlich weich, fast milde.

»Kennen wir uns?«, fragte Bosch.

Nach einer ausdruckslosen Sekunde verfinsterten sich die Augen des Bettlers. Die Milde wich so schnell aus seinem Gesicht wie sie gekommen war. Es war das letzte, was Bosch sah. Als die rechte Faust des Bettlers auf seiner Nase landete, wurde ihm schwarz vor Augen.

Es klopfte an der Tür.

Bosch war im Bad beschäftigt und ignorierte das Signal. Die Bediensteten klopften nie zweimal, also machte er sich grundsätzlich nicht die Mühe, sich zu melden, wenn er nicht gestört werden wollte. Wie erwartet gab es auch jetzt kein zweites Klopfen. Dafür quietschte die

Türklinke und jemand trat ein. Bosch hörte es. Er machte sich bereit, etwas zu sagen und sich das unerlaubte Eintreten zu verbitten.

»Du bist das gewesen!«, sagte Amelia, als sie die zweite Tür zum Bad öffnete und Bosch im Spiegel über dem Waschbecken sah.

Er schluckte seine Empörung hinunter.

»Hab' ich doch richtig gesehen. Ist was passiert? Du bist die Treppen geradezu hinaufgestolpert, Bosch.«

»Nichts ist passiert«, sagte er.

»Blutest du?«

Amelia trat ins kleine Bad. Bosch drehte sich nicht zu ihr um, also schmiegte sie sich von hinten an seinen Rücken an und versuchte, ihren Kopf auf seine Schulter zu legen.

»Runter!«, befahl sie. Mit einem Knie stieß sie Bosch sanft in den Oberschenkel, so dass er sich krumm machte. Jetzt legte Amelia ihren Kopf auf seine Schulter. Sie schauten Wange an Wange in den Spiegel.

»Dein Blut ist schön«, flüsterte sie. »So schön dunkel, fast violett.«

Bosch betrachtete den kleinen roten Strom unter seiner Nase, der an seiner Oberlippe entlanglief. Es sah mehr nach einem sorgsam platzierten Pinselstrich aus als nach einer Verletzung. Wie schon ein paar Male zuvor tupfte Bosch mit einem nassen Tuch das Blut von seiner Haut. Im fahlen Licht der Badlampe fand auch er die Flecken auf dem Tuch fast violett.

»Es kommt nichts mehr«, sagte er schließlich, nachdem sie eine Weile im Spiegel beobachtet hatten, ob sich ein neues Rinnsal bildete.

»Tut es weh?«, fragte Amelia.

»Nein.«

Das war die Wahrheit. Er war mit einem Schwindel hinter dem Schuppen aufgewacht. Im Gesicht hatte er ein Brummen gespürt, das seinen Schädel vibrieren ließ. Dazu ein Stechen, von dem er nicht hätte sagen können, ob es von seinem Gehirn in die Nase schoss oder umgekehrt. All das faszinierte ihn mehr, als dass es ihn ärgerte.

Auf dem Weg zurück ins Haus waren Zwischenstationen notwendig gewesen. Manchmal hatte das Gleichgewicht gefehlt, um weiterzulaufen. Und dennoch war es mit jedem Meter leichter geworden. Jetzt sah der Mann im Spiegel weitestgehend wieder so aus, wie er ihn kannte. So fühlte er sich auch. Wenn er ganz genau hinsah, erkannte Bosch eine leichte Schwellung auf der einen Nasenseite, welche die sonst perfekte Symmetrie seines Gesichts vorübergehend durchbrach. Sie schimmerte auch leicht grünlich unter der Haut hervor.

Bosch war sich unsicher, ob er sich das nur einbildete. Er konnte nicht sagen, wie ein blauer Fleck sich andeutete. Oder wie sich eine gebrochene Nase anfühlen musste, die er bei diesem meisterhaft platzierten Faustschlag ja sehr wohl davon getragen haben konnte. Oder nicht? Müsste es nicht weiter schmerzen? Und wie sehr?

Er überlegte, wie sich andere Unfälle oder Verletzungen in seinem Leben angefühlt hatten. Er grübelte, suchte in Erinnerungen nach Stürzen auf eisglatten Wegen, wie er sie im letzten Winter hier in Berlin ständig gesehen hatte. Die ein oder andere Schlägerei, ernsthaft, wie sie die Betrunkenen in den Kneipen anzettelten, oder nicht wirklich böse gemeint, wie sie die halbwüchsigen Jungs auf dem Schulhof inszenierten. Oder ein Sturz vom Fahrrad, ein verstauchter Arm nach einer missglückten Kletterei in einem Baum, eingeklemmte Finger…

Bosch besah sich stumm im Spiegel. Er konnte sich an keinen Unfall erinnern. Der Schmerz hinter seiner Nase war ihm noch immer präsent, aber das Gefühl von diesem Nachmittag war das einzig schmerzvolle, das ihm in den Sinn kam.

Er wollte es nicht verlieren.

»Tatsächlich«, stimmte Amelia zu. »Es hat aufgehört.«

Sie schob ihre Arme unter Boschs hindurch. Mit einer Hand fuhr sie ihm auf den Bauch, mit der anderen wanderte sie zu seinem Kinn empor. Ihre Finger fuhren die Konturen seiner Lippen entlang.

»Schade, der Kontrast zu deiner Haut hatte etwas, …hm, etwas…«

»Krankes?«

»Etwas Lebendiges, Bosch! Warum sagst du so etwas?«

»Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal geblutet habe«, sagte er.

»Es stand dir…«

Bosch drehte sich um, ohne, dass Amelia die Hände von ihm nahm. Sie ließ sie um ihn gleiten, bis sie auf seinen Hüften ruhten.

»Woher willst du das wissen?«, fragte er.

»Nur so ein Gefühl.«

Sie strahlte ihn mit einer derart kindlichen Freude an, dass er seine Grübelei vergaß.

»Mein blutender großer Freund, dann werde ich dir zu Ehren heute Abend Rot tragen.«

Bosch verstand erst mitten in der Nacht, was die Gräfin meinte. Als sie zum Abendessen erschien, trug sie einen ihrer Hosenanzüge – in Schwarz. Sie hatte nicht einmal roten Lippenstift aufgelegt, sondern ebenfalls schwarzen. Erst, als sie sich später von zwei Männern, die Bosch noch nie gesehen hatte, den Anzug, Bluse und Stiefel ausziehen ließ, konnte er ihre rote Korsage sehen, samt roter Netzstrümpfe und Strapse.

Sie lächelte Bosch vergnügt und wissend an, als sie ihn in der Ecke des Salons ausmachte. Und bevor sie unter den Armen, Rücken und Köpfen der beiden Männer verschwand.

Amelia machte den Anfang. Dafür brauchte es keine Verabredung, keine Worte, keine Zeichen. Die Frauen, die den ganzen Abend über in Limousinen angekommen waren, standen rauchend und trinkend in den Ecken des Salons im zweiten Stock, bis die Gräfin sich unter die Leute gemischt hatte. Bosch erkannte neben d'Utrecht, Harstein, Rex und Neiwolf nur noch Simian, der als Hausherr mit weit geöffneten Armen von kleiner Gruppe zu kleiner Gruppe tingelte. Ein paar Männer waren ebenfalls aus der Stadt gekommen, große, breitschultrige mit knabenhaften Zügen. Zweifellos von Amelia persönlich ausgesucht. Die aller-

meisten Gästen waren aber Frauen. Sie standen um die Bewohner der Villa herum, die sich auf unterschiedliche Weise um sie kümmerten. Rund um Rex wurde geschwiegen. Er schaute so griesgrämig drein, dass die beiden Damen an seiner Seite nur verlegen ihren Champagner nippten. Neiwolf saß in einem Sessel aus violettem Samt wie ein König, der Audienz hielt. Er erzählte mehreren Frauen Geschichten über Amerika. In der Mitte des Saals stand d'Utrecht und erzählte ebenfalls, dabei je eine Hand auf die Gesäße der weiblichen Gäste legend. Wenn er lauthals lachte, packte er auch zu, so dass die jeweils betroffene Zuhörerin ebenfalls aufschrie.

Bosch hörte ihre gespielten Jauchzer und schwenkte einen uralten Rum in seinem Glas. Er stand an der geöffneten Flügeltür, die den Saal vom Flur trennte. Weil es nur ein paar schwach glimmende Wandleuchten neben vielen Kerzen im Raum gab, war es geradezu schummrig. Der Rauch von Zigaretten und Zigarren tat ein Übriges, die Szene wie eine geheime Versammlung erscheinen zu lassen.

Sander war nicht da. Obwohl der Raum mit nun über zwanzig Personen kaum überschaut werden konnte, war sich Bosch sicher. Während er seine Augen über die einzelnen Grüppchen wandern ließ, wurde er von Simian gesehen. Er hatte sich zu Rex gesellt und die beiden Damen vertrieben. Der Hausherr griff den Dichter bei den Schultern und redete lange auf ihn ein – Boschs Blick direkt erwidernd.

Amelia tauchte zwischen ihren beiden Verehrern wieder auf, schubste den einen von ihnen in die andere Ecke des ausladenden Sofas, und setzte sich auf seinen Schoß. Nach dem zweiten Mann schnipste sie mit ihren Fingern. Der riss sich das ohnehin schon halb aufgeknöpfte Hemd vom Oberkörper und robbte dann an die thronende Gräfin heran. Als er ihr von hinten beherzt an die Brüste griff, stöhnte sie so laut auf, dass der ganze Raum zu ihr sah. Die Hälfte hatte es sowieso schon vorher getan. Einige Frauen stellten nun ihre Gläser ab oder legten die Zigarettenspitzen in die Halterungen auf den Aschenbechern.

Der Anfang war gemacht.

Gänsekiel gefiel nicht, was Simian ihm eindringlich ins Ohr sagte. Alle außer Bosch konzentrierten sich gerade auf die nächstbeste Person neben ihnen, so dass nur er beobachtete, wie sich Rex kaum merklich unter Simians Händen wand. Auch sein Gesicht sprach Bände. Je mehr er die Stirn in Falten legte und vergeblich versuchte, zu einem Widerwort anzusetzen, umso mehr tippte ihm Simian ermutigend auf die Schultern. Und umso fröhlicher starrte er zu Bosch herüber.

Aus der Ecke mit dem violetten Sessel kam ein Klirren. Neiwolf war umringt von noch mehr Frauen als zuvor. Zwei von ihnen zogen an seinen Hosenbeinen, eine dritte hatte den Gürtel in der Hand und ihren Mund in seinen Schoß gepresst. Das zerbrochene Glas, das sein Leben mit einem Sturz auf ein marmornes Beistelltischchen ausgehaucht hatte, war aus der Hand einer vierten Frau gefallen, die ihren eigenen Schoß mit akrobatischer Fertigkeit auf Neiwolfs Gesicht platziert hatte. Sie klemmte mit ihren Knien zwischen der gepolsterten Lehne des Sessels und Neiwolfs Ohren. Nur sein Kinn war unter ihrem nackten Po herausragen zu sehen. Er bewegte sich anscheinend kein bisschen. Sie warf den Kopf in den Nacken, hielt sich mit einer Hand an seinem Schopf fest und hob die andere noch so mit abgespreizten Fingern in die Luft, als hätte sie nicht gemerkt, dass sie das Glas verloren hatte.

Bosch blickte zurück zu Simian und Rex. Der Hausherr war noch immer nicht fertig. Dass er nicht aufhörte, Bosch unter seinem Redeschwall anzusehen, schien ein wichtiger Aspekt der Predigt zu sein. Der Dichter schüttelte nun vehement den Kopf. Als er auf Simians Beschwichtigungen nicht reagierte, hörten die ermutigenden Schulterklopfer auf. Und Simian hörte auf zu lächeln. Seine letzten Worte – es mussten unliebsame Anweisungen sein – sprach er langsam.

Wie aufs Stichwort kniete sich eine Frau vor Rex und machte sich an ihm zu schaffen. Er senkte den Kopf, ohne sie zu beachten. Es wirkte

mehr wie ein Eingeständnis, dass er aufgegeben hatte. Was immer die Botschaft des Gastgebers gewesen sein mochte, sie war angekommen.

Hinter Bosch schob sich eine weitere Dame in den Saal hinein. Sie hielt kurz inne, drehte sich zu ihm um und bot ihm ihre Hand an. Er schlug sie aus, was sie mit einem bedauernden Schmollmund quittierte. Dann drehte sie sich tänzelnd wieder um. Simian, der von Rex abgelassen hatte, kreuzte ihren Weg. Er nahm ihre tänzelnde Bewegung auf und entführte sie nach einer eleganten Verbeugung in eine weitere Ecke des Saales, wo nachmittags vorsorglich ein provisorisches Bett aufgestellt worden war.

Dieses Mal machte Bosch nicht mit. Er hatte einen Anzug für den Abendteil gewählt, nachdem Amelia gegangen war. Die rege Geschäftigkeit im ganzen Haus war ihm zu Ohren gekommen. Er passte mit seinem eleganten Zweiteiler hervorragend in die Kulisse der hervorragend gekleideten Menschen vor ihm. Sie waren allerdings ausnahmslos damit beschäftigt, möglichst viele ihrer Kleidungsstücke loszuwerden. Manchen konnte es nun nicht schnell genug gehen, andere machten aus betonter Langsamkeit ein ebenso reizvolles wie quälendes Spiel. D'Utrecht, zum Beispiel, stöhnte theatralisch und voller Ungeduld auf, während eine Bosch unbekannte Frau ihm jeden Westenknopf einzeln öffnete, als ob sie zerbrechliche Vasen wären, die ja nicht zu hektisch oder fest angefasst werden dürften. Es trieb d'Utrecht fast in den Wahnsinn, wie lange das alles dauerte. Aber er beschwerte sich nicht, sondern stöhnte nur weiter auf. Die Frau wusste, was sie tat.

Es verging weniger Zeit als den Beteiligten wahrscheinlich bewusst war, bis im Schummerlicht nicht länger Hosen, Blusen, Hemden, Jacken und Hüte die Kulisse bestimmten, sondern Haut. Bosch besah sich die verschiedenen Haufen aus Leibern. Die meisten hatten eine Ordnung, die leicht zu erfassen war. Harstein schob mit seinen Pranken zwei blanke Hinterteile nebeneinander und begattete die beiden Inhaberinnen abwechselnd. Sein Rücken entfaltete sich dabei zu einem monströsen

Fleischsegel. Es wirkte so groß wie zwei Schweinehälften, die verbunden waren und nach oben hin auseinanderstrebten.

Andere Haufen waren schwieriger zu verstehen. Auf dem alten Architekten in seinem violetten Sessel saßen nun noch mehr Frauen, ein Mann sogar noch dazu. Dass Neiwolf nicht zerbrach oder sich beschwerte, war bemerkenswert. Ein größeres Rätsel gab Bosch jedoch ein Knäuel aus Gliedmaßen, Haar und Bäuchen auf, das sich nahe bei ihm an der Tür gebildet hatte. Wo er, rein anatomisch gesehen, einen Kopf am Ende eines Oberkörpers erwartete, zeigte sich ihm ein Arm. Nur ein einziger, wohlbemerkt. Daneben befand sich statt eines dazu passenden Arms ein Damenoberschenkel. Irgendwo schaute in der Tat ein Kopf heraus, doch für die schiere Masse an Körperteilen erschien es Bosch dann doch zu wenig Gesichter zu geben. Das Knäuel türmte sich hüfthoch.

Unten musste es wenig Luft geben – und noch mehr Druck.

Bosch nippte an seinem Rum. Erstaunt stellte er fest, dass keiner mehr im Glas war. Also ging er vorsichtig am Knäuel vorbei und suchte sich zwischen den immer lauter schmatzenden und stöhnenden Anwesenden einen Pfad zur Bar, die in einem der roten Globusse versteckt war. Während er sich das Glas mit einem ordentlichen Hub Rum nachfüllte, langte eine Frau nach ihm. Sie griff ihm zwischen die Beine und zuckte dann mit ihren Fingern im gleichen Rhythmus mit dem sie, auf allen Vieren, von hinten bewegt wurde. Bosch reagierte nicht.

Er wollte nichts verschütten.

Schließlich löste er die fremde Hand mit einem wenig zarten Klaps auf ihre Finger. Versorgt mit einem neuen Drink zog er sich wieder auf seinen Beobachtungsplatz am Eingang zurück. Er sagte üblicherweise nicht nein zu solchen Abenden. Aus irgendeinem Grund, der ihm zu unwichtig war, um ihn wirklich verstehen zu wollen, trieb ihn heute Nacht nichts dazu, sich den Anderen anzuschließen. Lieber trank er – und besah sich die zuckenden, vibrierenden und sich verbiegenden Körper. Es war so viel Bewegung in dem großen Raum! Und gleichzeitig

strebte alles mit einer gedankenlosen, animalischen Schwere nach unten, auf das Bett, die Sitzgelegenheiten oder auch einfach auf den Teppich.

Und dann sah Bosch Edith.

Sie lag auf dem Bett, auf dem eben noch ihr Ehemann sich mit der Tänzelnden vergnügt hatte. Jetzt standen die beiden aber in einem Kreis mit einem anderen Päärchen und steckten sich reihum ihre Zungen in die Münder, so als würden sie gemeinsam nach etwas darin suchen. Edith teilte das Bett mit einer Frau, die behutsam ihre Schenkel küsste. Am Kopfende hockte ein Mann, der halb so alt wie Edith sein mochte. Er rieb sich in der kleinen Spalte zwischen Ediths Hals und Schulter.

Sie schien keine Notiz zu nehmen, weder vom jungen Mann noch von ihrer Liebhaberin. Ediths Augen waren geschlossen und öffneten sich auch nicht, als Bosch sie von nun an beobachtete. Er vergaß die anderen Grüppchen. Die Nacktheit der Hausherrin fesselte ihn. Mit einem Stirnzucken und leicht zusammengezogenen Augenbrauen verriet sie sich. Bosch sah diesen Hauch einer Anstrengung immer dann, wenn die Frau zu Ediths Füßen versuchte, ihre Beine ein wenig weiter zu öffnen.

Edith verschloss ihre Augen nicht etwa, weil sie in Lust aufging. Bosch verstand es jetzt. Sie schloss sich weg vor den Szenen um sie herum – und vor dem, was mit ihr passierte.

Der junge Mann löste Ediths Haar aus den sorgsam gesteckten Klammerungen. Er spielte ein wenig damit, ließ es durch seine Finger fallen und roch daran. Simian ging ihm zur Hand, denn er war plötzlich hinter dem Haarspielenden aufgetaucht. Jetzt fiel Bosch aus allen Winkeln gleichzeitig Bewegung auf: Amelia erhob sich über ihre Liebhaber und spazierte splitterfasernackt durch den Raum zum Bett. Ein Mann und eine Frau – Bosch hatte beide noch nie gesehen – ließen voneinander ab, um hinter Amelia her zu krabbeln. Zu dritt hielten sie nun auf Edith zu.

Harstein war der Mittelpunkt einer kleinen Pyramide aus Körpern, von der aus ein rhythmisches Fleischklatschen besonders laut in den

Raum hallte. Er blickte über zwei Rücken mit blitzenden, roten Augen zwischen Amelia und Edith hin und her. Bosch erwartete, dass Harstein jede Sekunde die Menschen der Pyramide wie Kegel beiseite stoßen würde, um sich auf Amelia oder Edith zu stürzen.

Doch das passierte nicht. Bosch leckte den Boden seines Glases nach einem letzten Tropfen Rum aus. Schon wieder leer! Gleichzeitig öffnete Edith endlich ihre Augen, denn Amelia warf sich ihr zu Füßen. Dabei musste sie mit der Frau um Platz ringen, die sich mittlerweile beharrlich bis zu Ediths Scham hochgearbeitet hatte. Nun aber griff die Hausherrin mit beiden Händen beherzt nach dem Kopf der Frau. Sie drückte das Gesicht von sich weg, tief in die Matratze hinein, und stieß sich darüber ab wie eine Turnerin über einen Springbock.

Aus der Matratze drang ein dumpfes Keuchen der verdutzten Liebhaberin. Simian und der Jüngling fielen beide vorwärts, weil Edith mit einem schnellen Satz aus dem Bett geflüchtet war. Amelia wurde dabei einfach überrollt.

Edith eilte durch die an allen Stellen verteilten Paare oder größeren Grüppchen. Sie hielt auf Bosch zu, das heißt direkt auf die Tür. Er machte ihr Platz, noch bevor sie danach fragen konnte. Und so stürmte sie wortlos an ihm vorbei auf den Flur hinaus, so nackt wie sie war.

Bosch drehte sich um, um Edith zu folgen. Er sah sie ein paar Meter den Gang hinunter in einem Schlafzimmer verschwinden. Ohne Eile ging er ihr nach, ab und zu zurück zur Tür des Salons blickend.

Niemand kam.

Bosch fand die Schlafzimmertür offen. Edith hockte mit dem Rücken zu ihm auf dem Bett. Sie war zu einem Häufchen blasser Haut zusammengesunken. Weil sie noch immer nackt war, zog sich Bosch die Jacke seines Anzugs aus. Und er klopfte sanft mit den Fingerkuppen an den Türrahmen, bevor er eintrat.

Edith sagte nichts. Sie reagierte überhaupt nicht. Erst als Bosch sich neben sie auf das Bett setzte und seine Jacke über ihre Schultern warf, hob

sie ihren Kopf zu ihm. Sie weinte. Ediths blaue Augen waren durch die Tränen mit einem trüben Schleier belegt. Der früher am Abend sorgsam aufgetragene Lidschatten war an einer Seite verwischt. Ein paar schwarze Pigmente von Wimperntusche kennzeichneten den Fluss der Tränen auf beiden Wangen wie winziges Treibgut.

»Danke«, sagte Edith und zog die Jacke mit beiden Händen vor ihrer Brust zusammen. Sie hätte hier in ihrem Schlafzimmer nur eine der Schubladen neben dem Bett öffnen müssen, um sich etwas Eigenes umzuwerfen, aber sie tat es nicht. Sie schlüpfte auch nicht unter die Decke oder wich vor Bosch zurück.

»Jedes Mal denke ich, ich kann das…«, flüsterte sie nach einer kurzen Stille zwischen den beiden.

Bosch sagte nichts.

»…und es stimmt dann ja auch.«

Sie versenkte ihr Gesicht kurz in den Mantelkragen. Als sie es wieder erhob, waren die Tränen getrocknet.

»Aber es ist nicht richtig.«

»Warum muss es richtig sein?«, fragte Bosch nun. »Oder falsch?«

»Ich weiß, dass Sie diese Stadt kennen, Herr Bosch. Sie gibt sich große Mühe alles zu relativieren, alles in Frage zu stellen. Machen Sie nicht das gleiche, bitte! Manche Dinge gehören sich einfach nicht…«

Bosch mochte den aufgewühlten Unterton in Ediths Stimme. Er fand, dass das in wunderbarem Gegensatz zu dem Bild stand, das sie abgab. Für eine Frau, die nackt neben ihm auf dem Bett saß und soeben einer Orgie entflohen war, kamen die Worte mit einem unerwartet resoluten Klang aus der Hausherrin.

»Manche Dinge gehören sich nicht«, wiederholte Bosch langsam, so als müsse er sich eine schwierige Einkaufsliste in Erinnerung rufen.

»Sagen Sie es ruhig!«

»Was meinen Sie?«

»Dass es albern klingt, wenn ausgerechnet ich so daher rede«, erklärte Edith. Sie blickte an sich herunter, mit den Schultern zuckend.

»Ich finde es nicht albern.«

»Wissen Sie, er will es nun einmal so«, fuhr Edith fort, ohne den Einwurf von Bosch zur Kenntnis zu nehmen. »Er ist mein Ehemann. Es ist das sechste Gebot: Du sollst nicht ehebrechen. Er sagt, ich mache nichts falsch, wenn er dabei ist. Und trotzdem… es ist eine Sünde…«

Bosch betrachtete Edith, während sie sprach. Er versuchte, in ihrer Wange und aus ihren zitternden Lippen zu lesen, ob das die Frau war, die er vor ein paar Minuten gesehen hatte.

Er ließ seine Augen über die Wände wandern und über den Tisch neben dem Bett.

»Suchen Sie nach einem Kreuz?«, fragte Edith. »Sie werden im ganzen Haus keins finden. Simian kann sie nicht ausstehen. Der große Finanzier! Der immer so einladende Gastgeber! Ein kleines Stück Holz aber bringt ihn aus der Fassung. Ich musste es abhängen.«

»Ich wusste nicht…«

Edith unterbrach Bosch rasch, indem sie ihm eine Hand auf den Oberschenkel legte.

»Dass in diesem Haus eine gottesfürchtige Frau leben könnte?«

»Sie haben es sich nicht anmerken lassen, denke ich.«

»Vielleicht, weil ich mich schäme…«

Einzelne Tränen kehrten zurück. Edith schrumpfte noch ein Stückchen mehr in Boschs Jacke hinein.

»Spielen Sie deshalb nicht Theater?«

»Theater?«

»Gänsekiels Stück«, half Bosch. »Es ist nicht unbedingt Stoff für gottesfürchtiges Publikum."

"Niemand hat es mir gezeigt. Wie kommen sie darauf?"

"Ich dachte, Sie hätten mich neulich deshalb eingeladen, weil Sie auch im Stück mitspielen.«

»Theater mit ihren Freunden!" Sie lachte angestrengt. "Wenn ich nicht Simians Frau wäre, würden die mich nicht mal im Haus dulden.«

Was eben noch ein aufgewühlter Unterton gewesen war, kippte nun in etwas, das von angefressener Verbitterung durchzogen schien.

»Eine feine, kleine Geheimgesellschaft haben Sie da.«

Bosch dachte über diese Worte nach.

"Ich weiß nicht, was Sie meinen."

"Ihre Art, Dinge nicht zu wissen, ist jedes Mal entwaffnend", sagte Edith. Dieses Mal mit einer Erleichterung, die so ehrlich war, wie die Verbitterung der letzten Kommentare unumkehrlich.

"Ich glaube, ich habe noch nie einen Mann getroffen, der sich so wenig wie Sie darum schert, wie wenig er weiß..."

"Ist das ein Kompliment?"

"...und dadurch noch selbstsicherer wirkt als alle anderen im Raum. Es ist beeindruckend."

"Ich mache das nicht absichtlich."

"Ich weiß", raunte Edith. "Das weiß ich.«

Die letzten Worte waren kaum mehr als ein Flüstern. Der innere Schatten, der Edith hatte flüchten lassen, zog wieder über sie.

»Fragen Sie mich nicht nach Ihren Freunden. Was soll ich über die wissen? Bosch, die sind nur wegen Ihnen hier."

»Simian hat sie eingeladen, lange vor mir.«

»Ich kann es nicht erklären«, beharrte Edith. »Seit Sie hier sind, ist alles anders. Ihre Freunde sind anders. Vorher gingen alle ihrer Wege. Ich habe sie kaum bemerkt. Und es gab keine...«

Bosch wartete.

»...solche Spiele gab es nicht. Keines davon.«

»Wollen Sie sagen, das wird nur für mich gemacht?«, fragte Bosch.

»Sehen Sie denn nicht, dass Sie immer im Mittelpunkt stehen?«

»Ich bin doch nur der Neueste hier«, beschwichtigte Bosch. Und er meinte es so, wie er es sagte. Ediths Sicht irritierte ihn.

»Was, wenn Sie der Letzte sind?«

»Ich weiß schon wieder nicht, was Sie meinen«, gestand Bosch.

»All die Gästezimmer«, erklärte Edith zögerlich. »Ich habe mir nie etwas dabei gedacht. Und ich kann nicht sagen wieso, aber ich denke, es kommt niemand mehr. Es ist, als hätten alle hier gewartet. Auf Sie.«

Sie schwiegen, ein weiteres Mal. Ediths Worte hallten in Boschs Gedanken nach. Sie zog ihre Hand von seinem Oberschenkel.

»Wir sind hier allein«, sagte er nach einer Weile sanft. »Wenn wir zurück in den Salon gingen, würden Sie sehen, dass ich nicht im Mittelpunkt stehe. Alle sind dort drinnen. Ich nicht. Ich bin hier, mit Ihnen.«

»Ist das nicht seltsam?«, erwiderte Edith.

»Warum sind Sie vorhin geflohen?«

Edith blickte Bosch direkt in die Augen. Ihre Brauen zogen sich ein wenig zusammen und ihre Hände griffen fester in den Mantelstoff vor ihrer Brust.

»*Das* wissen Sie doch!«, entgegnete sie.

»Sie sagten nur, es wäre falsch…«

»Und dass es eine Sünde ist.«

»Aber das ist nicht der Grund dafür, dass Sie aufgestanden sind, oder?«, fragte Bosch. »Ich stand in der Tür und habe Sie gesehen. Sie waren doch Teil davon, jedenfalls zuerst.«

Edith stieg Hitze in die Wangen. Rote Flecken blühten an ihrem Hals auf und verwuchsen sich zu einer ausgewachsenen Schamesröte.

»Es war mir von Anfang an unangenehm«, rechtfertigte sich Edith leise. »Ich kann die Leiber nicht sehen. Es ist so…, so beliebig. Als wären wir Tiere.«

»Aber für Simian wollten Sie das ignorieren…«

»Für den Bund, den wir eingegangen sind«, verbesserte sie. »Es ist seine Seele, und an seinen Sünden hat er genug zu tragen. Ich kann nichts für ihn machen, was ihm das Gericht erleichtern wird. Ich werde mit

gesenktem Haupt vor unserem Schöpfer stehen. Das weiß ich. Und Simian? Der würde mich nur auslachen, wenn er uns so reden hörte.«

»Warum haben Sie es dann nicht geschehen lassen?«

Edith zuckte auf der Bettkante hin und her, als ob sie auf einem spitzen Gegenstand sitzen würde.

»Ich habe versucht, woanders zu sein, wenigstens in Gedanken. Die gierigen Hände und die Küsse kann ich verschwinden lassen – oder so tun, als fühlte nicht ich sie, sondern jemand Anderes. Aber diese entseelten Geräusche, ich…«

Sie brach mitten im Satz ab.

»Sie lächeln!«

Die beiden Worte kamen hart und kalt aus Ediths Mund. Sie fragte Bosch nicht, sie konfrontierte ihn damit, dass er lächelte. Die Beobachtung klang so erbost, als hätte er etwas Unverzeihliches laut gesagt anstatt nur zu denken.

Sie hatte Recht, fiel Bosch auf. In der Sekunde, in der sie es ausgesprochen hatte, fühlte er die Spannung in seinen Mundwinkeln. Sie waren bis hoch zu seiner Nasenspitze gezogen. Ein kolossales, überaus zufriedenes Lächeln stand in seinem Gesicht. Bosch brauchte keinen Spiegel, um zu wissen, wie unangebracht erheitert er gerade aussehen musste, während die Hausherrin ihr Innerstes nach außen kehrte.

Edith rang nach Worten. Bosch konnte sehen, wie mit jeder Sekunde, in der er nichts sagte, die Abscheu in ihrer Miene wuchs.

»Das macht Ihnen Spaß, ja?« fragte Edith laut. Sie stand auf und trat vom Bettrand zurück. In dieser aufgerichteten Pose wirkte sie wie eine Lehrerin, die kurz davor war, ihren Schüler maßzuregeln.

Bosch überlegte, ob er etwas zu seiner Verteidigung sagen sollte. Doch Edith wirkte in ihrem zutiefst verletzten Zorn so lebendig und ihm gleichzeitig so ausgeliefert, dass etwas sehr Befriedigtes in ihm aufstieg und ihn schweigen ließ.

Edith zitterte. Bosch hatte nicht aufgehört zu lächeln.

»Sie sind genau wie die Anderen«, sagte sie kraftlos.

»Bin ich nicht.«

»Vielleicht sind Sie schlimmer!«, setzte Edith nach. Seine Widerrede machte sie wütend. »Sie passen hervorragend zu denen! Wieso sehe ich das erst jetzt? Sie müssen nicht geifern wie d'Utrecht. Sie müssen niemanden anschreien oder mit jedem Schritt Gewalt androhen wie Harstein. Vielleicht sind Sie anders als ihre Freunde, Bosch. Aber die sind mit einem Knicks und etwas Haut von mir zufrieden, Sie nicht. Die da draußen tun wenigstens nicht so, als ob sie irgendetwas anderes an mir interessierte als das Fleisch. Sie sitzen hier und ergötzen sich!«

»Aber bitte, Edith, Sie missverstehen mich. Ich gab Ihnen doch meine Jacke…«

»Nicht an meinem Körper! Sie ergötzen sich an meiner Schuld!«

Edith schrie es ihm ins Gesicht.

»Raus!«

Bosch gehorchte. Er schloss die Schlafzimmertür hinter sich und ging langsam über den Gang zurück zum Salon. Das Lächeln war ihm jetzt entglitten. An seine Stelle traten grimmig zusammengepresste Lippen. Das befriedigte Gefühl, das eben in ihm aufgestiegen war, hing weiterhin fest und wohlig in seiner Brust. Dazu mischte sich jedoch ein Unbehagen, das er nicht verstand. Und das er unwürdig fand. Musste er sich für etwas schämen? Hatte er etwa Edith aus dem Salon geholt? Nein. War er ihr nachgegangen, um sie weinen zu sehen? Nein, er hatte nicht gewusst, warum er ihr gefolgt war. Der Rum war alle gewesen. Die Tür zum Schlafzimmer hatte offen gestanden. Was konnte er dafür?

Plötzlich verstand Bosch, was dieses Unbehagen in ihm bedeutete. Er verachtete diese Schwäche, die Edith ihm gezeigt hatte. Und diese Klarheit traf Bosch nicht weniger heftig als der Faustschlag des Bettlers – nur unblutig. Mit einem Mal wurde ihm bewusst, dass ihm, soweit er zurückdenken konnte, immer nur egal war, ob Menschen ihn mochten,

ihn mieden, zufrieden mit seinen Worten waren oder schockiert davon. Verachtung! Warum fühlte sich das neu an?

Er riss sich das Hemd vom Oberkörper. Seine Jacke war noch in Ediths Schlafzimmer. Bosch war höchstens drei, vier Schritte tief in den Salon spaziert, da drehten sich schon die ersten Frauen nach ihm um. Womit sie auch verheddert oder verbunden waren, es wurde schlagartig weniger interessant als Boschs schöne und bebende Silhouette. Den fremden Männern ging es nicht anders, auch denen, für die diese Art der Anziehung eher überraschend kam. Einzig die Hausgäste verloren bei Boschs Anblick nicht sofort den Kopf. Aber sie bemerkten seine Rückkehr ebenfalls und quittierten sie lächelnd.

Es war das gleiche Lächeln, das sich eben noch Bosch bemächtigt hatte. Und wie er merkten auch sie nicht, wie sich ihre Mundwinkel jetzt begeistert nach oben zogen.

4. Löwenzahn

Balken und Böden der Villa ächzten und knarrten. Abgesehen davon war es totenstill im Haus. Das Holz kämpfte gegen eine sengende Hitze an, die von draußen durch das Dach drückte. Bosch geisterte in seinem Morgenmantel durch die verlassenen Gänge. Jemand hatte wie üblich das Frühstück für ihn vor die Tür gestellt. Wieder einmal war die Butter seitdem gelb angelaufen, das Brot hart geworden.

Nicht einmal Personal war zu sehen. Bosch versuchte sich auszurechnen, welcher Wochentag es sein mochte. Aber es gelang ihm nicht. Vielleicht war es Sonntag und das Personal hatte frei?

Als er über die Terrasse in den Garten spazierte, ließ er sich mehr in die stehende Hitze fallen, als dass er vorwärts ging. Die schwülwarme Luft schien zu stehen, dick wie Watte und nach einem Gemisch aus Tannennadeln und Gummireifen riechend. Alles, was nicht aus Holz oder Stein war, wurde weich und gab dem leicht beißenden Duft etwas hinzu: die Schindeln auf dem Dach, die sich zu Dutzenden nach oben bogen, die Wasserschläuche in der prallen Sonne, sogar die Fugen in der Terrasse. Hinter dem gebrechlichen Schuppen, wo rostende Werkzeuge neben Schnüren und alten Säcken standen, war es besonders schlimm. Bosch blickte nur kurz hinter die verkramte Rückseite, dann wendete er sich wieder dem Garten zu.

Hier war der Bettler also auch nicht.

Bosch gab die Suche auf. Er glaubte nicht daran, dass die Faust in seinem Gesicht das Letzte war, das er je von dieser seltsamen Gestalt gesehen hatte. Wenn er in den Garten ging, dann suchte er mittlerweile jedes Mal sehr gründlich aus den Augenwinkeln ab, ob sich nicht irgendwo ein Fetzen des Mantels sehen ließ, ein verdächtig wackelnder

Busch oder eine Bewegung hinter einem Baumstamm. Aber nichts. Seit Tagen keine Spur.

Drüben, in einer der kreisrunden Öffnungen zwischen den Gartenwegen, klirrte etwas. Sofort schoss Bosch das Blut in den Kopf. Er ballte die Hände zu Fäusten, ohne es zu bemerken. In Windeseile hatte er sich vom Schuppen her angeschlichen, immer im Schatten der hüfthohen Hecken und Beete.

Der Anblick enttäuschte Bosch maßlos.

Das runde Plätzchen war von einer ebenfalls runden Parkbank gesäumt. Sie umzog die Fläche in einem einzigen Stück, nur durchbrochen von den drei Sandwegen, die hier zusammenliefen. Rex Gänsekiel lag auf der Bank, ein Bein in der Luft, ein Tablett mit Weintrauben, Pfirsichen und anderen Früchten zu seinen Füßen. Und eine unbeschriftete Flasche in der Hand.

Rex schien völlig betrunken. Die Früchte auf dem Tablett hatten in der Hitze erste faule Stellen entwickelt. Sie zogen kleine Fliegen an, die immer wieder vom schwingenden Fuß des Dichters vertrieben wurden. Nicht, dass Rex etwas um das Obst gab. Er wackelte mit dem frei hängenden Bein im Takt eines Liedes, das er vergnüglich vor sich hin summte. Hier und da unterbrach er die Melodie für ein unterdrücktes Kichern, begleitet von einer komischen Bemerkung.

Komisch wenigstens für Rex. Bosch verstand kein Wort von dem, was Gänsekiel in seinen nicht vorhandenen Bart brubbelte. Er verstand, dass er den Bettler heute wohl nicht mehr finden würde, also machte er sich daran, wieder ins Haus zurückzukehren.

»Hier, nimm' einen Schluck«, sagte Rex.

Bosch hielt inne. Rex lag unverändert mit dem Fuß wippend und summend auf der Bank. Die Augen hatte er geschlossen.

»Was ist das?«, fragte er.

»Trink', Mann«, flötete Rex heiter. »Es ist gut. Guck' mich an!«

Das tat Bosch. Trotzdem drehte er um, nahm Gänsekiel die Flasche aus der Hand und setzte sich neben den Dichter auf die Bank. Rex quittierte es mit einem leisen, nicht ganz ernst gemeinten Jubelseufzer.

Die ersten Schlucke taten Bosch im Mund weh. Sie brannten in der Kehle wie grober Schnaps, aber auf der Zunge hinterließen sie neben dem Schmerz auch süßliche Nadelstiche, die so schmeckten wie die Küche im Haus roch, wenn die Gewürze für Gelage gewirbelt wurden.

»Nicht alles alleine, der Herr!«, mahnte Rex. Er hatte die Augen nun geöffnet. Von unten, mit dem Kopf auf der Bank, blickte er zu Bosch hoch, der die Flasche an seinen Mund angesetzt hatte.

Bosch unterband den nächsten Schluck, den seine unruhigen Gedanken anforderten. Er gab Rex die Flasche zurück.

»Prost!«, kommentierte dieser. Nachdem er selber ein paar Schlucke bewältigt hatte, stellte er die Flasche ab.

»Was treibst du hier draußen?«, fragte Rex. Seine Zunge war schwer. Die Worte kamen nicht mit der üblichen flinken Bissigkeit.

»Nichts.«

»Wenn hier einer nichts macht, dann bin das ja wohl ich. Ich mache nichts, du schon. Du schnüffelst eine Ecke nach der anderen ab«, konterte Rex. »Hast du was verloren?«

Bosch antwortete nicht. Stattdessen bückte er sich nach der Flasche, nahm einen Schluck und behielt sie danach in seinem Schoß.

»Also nicht«, kommentierte Rex lustlos.

Für Minuten schwiegen beide. Einzig die Flasche wanderte regelmäßig zwischen ihnen hin und her. Als sie alle war, inspizierte sie Rex mit einem Blick durch den Flaschenhals. Kein Tropfen mehr.

»Harr, harr, harr!«, brüllte der Dichter plötzlich. Als körperliche Untermalung seines unvermittelten Ausbruchs schnellte er von der Bank hoch. Die Flasche behielt er in Händen, ein Auge zugekniffen, das andere das Loch fixierend. Wie ein Pirat, der durch ein Fernrohr späht.

Die Pose war gut gewählt. Bosch schreckte aus seiner gebeugten Sitzhaltung auf. Er sah Rex mit stolzgeschwellter Brust und dem improvisierten Apparat neben sich stehen. Allerdings wurde der Dichter von der Trägheit ein- oder besser überholt. Er war mit zu viel Schwung aufgestanden. Für eine Sekunde versuchte er nun noch, mit tölpelnden Schritten die Balance zu halten, doch vergeblich: Rex kippte zur Seite und fiel der Nase lang hin. Die Flasche flog dabei aus seiner Hand und zerschellte an einer der eisernen Standfüße der Bank.

Rex lachte. Er blieb lieber liegen, anstatt noch einmal zu stolpern. Aber er reckte einen Arm in die Höhe, als ob er sich melden würde.

»Verzweifle nicht!«

Mit diesen Worten rollte sich Rex einmal um die eigene, staubige Achse. Das genügte, um unter den Teil der Bank greifen zu können, auf dem Bosch saß. Er zog eine Kiste aus Pappe hervor, aus der Bosch drei weitere der etikettenlosen Flaschen anstarrten.

Er starrte zurück. Sie waren voll.

Und so öffneten sie die erste der drei Flaschen, und teilten sich ihren Inhalt. Die Sonne stand hoch über ihnen am Himmel, was Bosch mit der Zeit mehr und mehr Schweißperlen auf die Stirn trieb. Auch Rex zerfloss in der Hitze, aber keiner der beiden konnte sich bald noch aufraffen, um im etwas kühleren Haus Schutz zu suchen. Sie tranken einfach weiter. Bosch fühlte das innere Brennen des Schnapses stärker als die Sonne auf der Haut. Es grenzte an Schmerz, doch genau das wollte er heute in seinem Bauch merken.

»Hast du deinen Text gelernt?«, fragte Gänsekiel.

»Nein«, antwortete Bosch, ohne jegliches Schuldbewusstsein.

»Natürlich nicht, warum auch«, murmelte der Dichter, augenscheinlich wenig überrascht. »Ihr wollt schöne Zeilen haben und schöne Sachen anziehen, das ist alles. Die Arbeit bleibt an mir hängen…«

»Hast wirklich du das Stück geschrieben?«, wollte Bosch wissen.

»Natürlich.«

»Wie geht das?«

»Ein Theaterstück schreiben? Nicht der Rede wert, du schreibst einfach die Geschichte auf, die du dir ausgedacht hast«, erklärte Rex. »Manchmal denkst du sie dir auch erst aus, während du schreibst. Das ist egal. Die einzelnen Worte sind nicht so wichtig wie bei einem Gedicht. Und es ist nicht so viel Arbeit wie bei einem Roman. Eigentlich brauchst du nur ein Gerüst aus Figuren, Orten und Scherzen…«

Rex hielt kurz inne, bevor er fortfuhr.

»…oder Ungerechtigkeiten – je nachdem, ob es eine Komödie oder eine Tragödie sein soll.«

»Ich weiß nicht, was ›Feuersee‹ für ein Stück ist«, gestand Bosch.

»Hättest vielleicht mal deinen Text lernen sollen!«

Rex spuckte etwas in das Rosenbeet hinter der Bank. Er musste sich räuspern und hustete, was ihn aber nicht daran hinderte, die nächste Flasche zu öffnen.

»Ist aber auch egal«, sagte er leise. »Das ist eh nur eine Fingerübung, was für Zwischendurch. Simian wollte etwas Leichtes. Tja, da hat er etwas Leichtes, tatatata!«

»Du magst es nicht?«

»Es ist immer noch besser als das meiste von dem Zeug, das sie am Ku'damm spielen. Was heißt nicht mögen? Ich schreibe nie Schrott. Aber Luzifer, Beelzebub, die Engel? Tote Seelen durch die Luft tragen wie Brieftauben? Das ist eine Kindergeschichte, Bosch, mehr nicht. Eine kleine Posse für große Kinder. Es wurde etwas gebraucht; ich habe etwas zusammengeschrieben. Punkt.«

Bosch ließ sich das durch den Kopf gehen, so gut er konnte. Er war es, erstens, nicht gewöhnt, Rex länger als ein paar Sätze wirklich zuzuhören. Zweitens drehte sich ihm langsam der Kopf und er entspannte sich neben Rex auf der Bank immer weiter zu einem liegenden Etwas.

»Du kennst anscheinend keine wirklich großen Geschichten, oder?«, mutmaßte Gänsekiel. »Groß, weil sie echt sind!«

»Ich male…«, lallte Bosch.

»Soll ich dir mal eine wirklich große Geschichte erzählen?«

Bosch versuchte nicht einmal, auf irgendeine Weise zu reagieren. Rex brachte sich bereits in Erzählstellung.

»Nimm' die Engel, bleiben wir doch beim Thema«, dozierte Rex. »Moment…, Moment!«

Er hielt sich einen Finger auf den Mund, als müsse er sich selber Einhalt gebieten. Mit nervös suchenden Augen blickte der Dichter um sich, wieder und wieder, bis er am Fuß der Bank, etwas hinter seinem Rücken, etwas fand, das er gebrauchen konnte.

Rex riss einen Löwenzahn aus dem Boden.

»Wen interessiert das?«, fragte Bosch mürrisch.

»Dich nicht? Warum?«

»…keine Ahnung«

»Ich sag' dir warum«, sprang Rex eifrig ein. »Unser kleines Stück lässt dich kalt, weil meine Engel einfach da sind. Sie haben keine Geschichte, nur Rollen. Es fehlen Schmerz, Ungeheuerliches, alles, was ihre Größe ausmacht! Deshalb ist das Stück nur eine Fingerübung.«

»Was… denn für Unge… Ungeheuerliches?«, schob Bosch stückchenweise hervor. Er spürte die sengende Hitze auf der Stirn plötzlich viel durchdringender als vor der letzten Flasche.

Rex trank.

»Der Himmel, Bosch«, antwortete er. »Der ist ungeheuerlich! Der Thron Gottes, die Unsterblichkeit. Und der Krieg…«

»Welcher Krieg?«

»Der einzige«, flüsterte Rex und reichte Bosch die Flasche.

Bosch trank – widerwillig.

Gänsekiel drehte den Löwenzahn zwischen seinen Fingern hin und her. Die letzten gelben Zungen der Blüte hatten ihre Farbe fast vollständig eingebüßt und hingen vertrocknet zwischen den weißen feinen

Haaren, die in unzähligen Punkten endeten. Der leichteste Windstoß hätte genügt, um sie davon zu wehen.

»Das ist die Geschichte, die ich dir erzählen werde«, hob Rex an. »So etwas schreibt man nicht mal eben so auf. Und so etwas wollen die Leute auch nicht lesen, geschweige denn auf der Bühne sehen. Sie wollen ihre Engel in der Kirche lassen. Das kennen sie eben: schöne weiße Figürchen auf bunten Bleifenstern…«

Rex lachte gehässig, so wie lauschende Gäste am Lagerfeuer, die den Erzählenden demonstrieren wollen, dass sie zuhören und der gleichen Meinung sind. Aber hier war sonst niemand, also musste Rex das selber machen. Bosch glotzte ihn nur glasig an und sagte nichts.

»Und dann reden sie von den Geschichten im großen dicken Buch. Da steht was vom Teufel und von Adam und Eva, vom Apfel und von Sünde. Da finden sie ihre hübschen Engel von den Bleifenstern wieder. Alle schön und mit lockigen Haaren, so edel und rein.«

Ein weiteres gehässiges Lachen. Dieses Mal äffte Bosch Rex nach und schob ein verächtliches Schnaufen hinterher. Rex mochte das.

»Wer von den frommen Leutchen da draußen hat sich belesen, frage ich dich? Wer von denen weiß, dass es ihre nette Geschichte von Gut und Böse nie gegeben hat? Engel hier, Teufel da? Im Himmel gab es so etwas nicht, nur Millionen von unsterblichen Wesen. Die Engel waren Gottes erste Schöpfung und er schuf sie alle gleich, jedenfalls keinen von ihnen besser oder schlechter als die anderen.

Es gab nur die Engel und Gott, für die Ewigkeit. Er hatte sie nach seinem Ebenbild gemacht, also genauso zeitlos wie er selbst. Sie waren immer neben ihm, weil er der Anfang und das Ende ist. Die Engel hatten keine Vorstellung vom Leben oder Sterben, woher auch?

Sie liebten ihn und er liebte sie. Nichts anderes spielte eine Rolle. Sie sahen nicht so aus wie auf den Bildern, die Menschen von ihnen machen. Gar nicht. Sie waren weder Frau noch Mann. Und sie trugen keine Flügel. Weißt du warum?«

Bosch schüttelte benebelt den Kopf.

»Es gibt keine Luft im Himmel!«, sagte Rex mit einem Lachen, dieses Mal ohne Gehässigkeit darin.

»Niemand muss atmen. Kein Engel brauchte jemals Federn, um sich in die Luft zu schwingen. Der Himmel ist ihr Reich. Er gehorcht nicht den Gesetzen, die Menschen sich über die Erde ausgedacht haben. Es ist genau umgekehrt. Alles, was auf dieser Erde schön ist, ist der Versuch, die Schönheit des Himmels in Form zu pressen. Bei allem, was hässlich ist, ist es gescheitert.«

»Krieg!«, platzte es fordernd aus Bosch heraus. Eines seiner Augenlider zuckte unkontrolliert auf und zu.

»Der Krieg, Bosch, natürlich«, sagte Rex. »Der Krieg begann mit Freude. Mit der größten Freude, die der Himmel je gesehen hatte. Alle Engel versammelten sich, als Gott den Messias vor ihren Augen schuf: seinen Sohn. Ausnahmslos alle waren wie geblendet davon. Gott wurde der Vater, der Sohn wurde sein Wesen. Er verkündete ihn vor den Engeln und jedes seiner Worte drang in alle Winkel des Himmels, durch jeden Gedanken, jede mögliche Form. Gott verkündete, dass dies sein Sohn sei – und alle Engel priesen ihn. Sie wurden ihm ähnlich in ihrem Antlitz. Sie knieten vor ihm, in Liebe. Es war ein Tag des Jubels!

Die Freude, die in den Engeln aufstieg, war so groß wie keine andere, die sie je gefühlt hatten. Nur bei einem von ihnen nicht. Luzifer fühlte etwas, das kein Engel vor ihm gekannt hatte. In ihm glimmte Eifersucht auf. Und als er sich nicht erklären konnte, wie dieses neue und brennende Gefühl sich seiner hatte bemächtigen können, stürzten sich seine Gedanken helfend auf dieses Rätsel. Sie fanden Sinn. Seine Gedanken erklärten ihm, dass dies nicht gerecht war. Er war einer der ersten Engel, wenn nicht sogar der erste. Obwohl gleich geschaffen, überstrahlte er doch Tausende. Sein Platz war an der Seite Gottes, alle wussten es – und nun sollte er das Knie beugen?

Er zog sich zurück, während die Heerscharen der anderen Engel vor dem Thron Gottes jubelten. Zum letzten Mal sprach er mit seinem eigentlichen Namen zu seinem engsten Vertrauten, Beelzebub. Er log ihn an, mit der ersten aller Lügen: Beelzebub sollte so viele Engel wie möglich fortführen, hinaus in die Weite des Himmels, wo er mit ihnen einen Empfang für den Sohn Gottes geben würde.

Beelzebub tat, was ihm befohlen wurde. Ein Drittel aller Engel im Himmel folgten seinem Ruf.

Als Luzifer das nächste Mal sprach, verlor er seinen Namen an die Ewigkeit. Sie nannten ihn von da an nur noch den Feind, den ›Satan‹. Und er trug diesen Namen nicht mit Schande, sondern mit Stolz. Er trat vor die Engel, die Beelzebub gefolgt waren. Er beschwor sie, riss ihnen mit seinen Worten die Augen ihrer Seelen weit auf! Er sagte, dass sie die Geschöpfe des Himmels seien, dass sich niemand von ihnen daran erinnern könne, wann sie geboren oder gemacht worden waren. Sie waren schon immer sie selbst gewesen: sich selbst genug und aus sich selbst gemacht. Götter nach ihrem eigenen Recht. Warum sollten sie vor dem Sohn knien, der vor ihren Augen erst erschaffen worden war? Warum sollten sie erniedrigt werden, wenn sie frei waren und über den Himmel herrschen konnten? Sie sollten sich den Thron holen...«

Rex hielt inne. Bosch betrachtete seine Lippen. Sie schienen ein wenig zu zittern. Weil ihm die Pause nach ein paar Augenblicken zu lange wurde, hielt er Rex die Flasche hin, die mittlerweile wieder in seinen Händen gelandet war.

Es funktionierte. Rex griff nach der Flasche und leerte den Rest in einem so langen Zug, dass Bosch nur vom Zuschauen leicht übel wurde.

Das brachte Leben zurück in die Zunge des Dichters.

»Sie hörten ihm zu, über den Horizont verteilt, soweit das Auge reichte. Und nur ein Engel, ein einziger, trat hervor, als Satan gesprochen hatte. Sein Name war Abdiel. Er trat vor, weil er die Eitelkeit in Satan erkannt hatte und wusste, dass er sich selbst belog. Er warnte ihn vor dem

Zorn Gottes. Er wandte sich an die versammelten Scharen hinter ihm, aber sie blieben stumm. Sie hörten nicht auf ihn, denn in ihren Herzen hatte Satan die Saat des Zweifels gesät.

Satan ließ Abdiel ziehen. Mehr noch, er sollte die Botschaft verkünden, dass er und seine Armee kommen und den Himmel zurückerobern würden, der ihnen gehöre.

Und so kam der Krieg, Bosch! Abdiel eilte zum Thron Gottes, wo seine Nachricht nicht überraschte. Gott sieht alles, nicht wahr? Er rief Michael und Gabriel zu sich, die wie Satan zu den ersten ihrer Art gehörten. Sie sollten ein Heer aufstellen, in Zahl und Größe dem Feind ebenbürtig – und das taten sie.

Als die Schlacht begann, bekam der Himmel die Form ihrer Gedanken. Wie eine Leinwand, Bosch, auf die du Farbe spritzt. Die Engel wussten nicht, was sie tun sollten. Sie borsten fast vor Liebe für einander und vor Schmerz darüber, dass die andere Seite nicht verstand, warum sie irrten. Und in manchen fraß sich der Hass aus ihren unsterblichen Seelen hervor: Satan und sein Gefolge wuchsen zu dunklen Kriegern, mit schwarzen, goldenen und brennenden Rüstungen. Selbst der unscheinbarste von ihnen stand noch so unverrückbar und feuerspeiend wie ein Vulkan im Tal, das plötzlich aus dem Äther tropfte. Satan und seine engsten Vertrauten wurden zu Giganten. Sie schufen sich Schilde, so groß wie Planeten.

Michael und Gabriel waren ihnen ebenbürtig. Sie fanden sich auf der anderen Seite des Tals wieder. Unter ihnen erschien eine Anhöhe, von der aus sie zum Angriff schrien.

Sie bekamen Hände, und darin formten sich helle Schwerter, schwer wie Bergketten, aber so glatt und scharf wie der Horizont über dem Meer. Der Himmel verwandelte sich in eine Bühne für den Taumel, der sämtliche Engel erfasste, egal auf wessen Seite sie kämpften.

Der erste Schwerthieb, dem Satan mit seinem Schild trotzte, donnerte in seiner Verneinung lauter über die Weiten des Schlachtfeldes

als jedes Gewitter, das Menschen je gehört haben. Es drang den Engeln durch Mark und Bein – was sie beides vorher nicht gehabt hatten. Aber ihre Leidenschaft wurde nun zu Körpern, ihre Angriffe zu Hieben und Pfeilschüssen, ihre Suche nach Schutz zu Felsbrocken, Bergen oder Wäldern. Und all das in Größe und Schönheit so fantastisch, dass die Körper auf der Erde, die Felsen, Berge und Wälder hier nicht einmal ein Schatten davon sind.

Auf beiden Seiten kämpften die Millionen, bis sie sich erschöpft zurückziehen mussten. Zum ersten Mal in ihrer Existenz hatten sowohl die einen als auch die anderen Schmerz verursacht und erlitten. Aber kein Engel bezahlte mit dem Leben! Sie sind unsterblich!

Am nächsten Tag prallten die Armeen erneut aufeinander. In ihrer Verzweiflung entwurzelten Michaels Legionen die Wälder und warfen sie auf Satan und sein Gefolge. Der Himmel verdunkelte sich unter den Geschossen, bevor die Bäume wie Kontinente auf die Engel herabregneten. Und doch war das nicht das Ende, sondern nur der Anfang.

Mammon war der erste, der in seinem Grab unter der himmlischen Erde funkelnde Schönheit entdeckte. Er formte Erz daraus und Salpeter, und grub sich frei. Die Anderen taten es ihm nach; es sah nach einem Rückzug aus. Doch sie täuschten die Engel nur, die für Gott antraten und schon fast ihren Sieg bejubeln wollten. Mammon und Satan ließen ihrem Hass freien Lauf. Sie schufen Waffen, die sich Michaels Heer nicht im Traum hatten ausmalen können.

Die Kanonen, die Satan in Stellung brachte, zerfetzten alles, worauf sie trafen. Der Himmel färbte sich purpur, der Grund spaltete sich. Tausende Engel wurden mit jedem Schuss in alle Winde zerstoben. Die, die sich in Deckung bringen konnten, wussten bald nicht mehr, wo oben und unten war. Der Lärm der Geschütze brachte sie dem Wahnsinn nahe, so dass sie beinahe ihre Liebe zu Gott vergaßen. Verzweifelt gruben sie sich nun selber in die Eingeweide des Schlachtfeldes. Mit letzten Kräften

schleuderten sie den Stoff des Himmels selbst nach ihren Gegnern, so dass bald der Äther zu beben begann.

Und als der dritte Tag anbrach, stand der Himmel davor zu zerbersten. Keine der Armeen konnte gewinnen. Sie hatten ihre Köpfe verloren, so dass sie das nicht verstanden, selbst die treuen Engel nicht.

Dann erst entsandte Gott den Sohn…«

Rex hob den Löwenzahn zwischen sein und Boschs Gesicht. Er hatte ihn die ganze Zeit nervös drehend in den Fingern gehalten.

»Der Sohn stieg in einem Streitwagen herab. Dort, wo er inmitten der Schlacht durch die Reihen fuhr, flohen Satans Engel vor ihm. Die übrigen fielen auf die Knie, gleichermaßen vor Erschöpfung wie vor Ehrfurcht. Der Sohn führte ein Schwert wie kein zweites. Er traf seine Feinde nicht mit einer Klinge, und doch trieb er sie schreiend vor sich her, als hätte er ihre Seelen zerteilt. Zerteilt in ihr wahres Selbst, das nach wie vor Gott liebte, und in den eigenen Größenwahn, dessen Keim Satan ihn ihnen gepflanzt hatte.

Er hieb nicht auf sie ein. Er küsste sie mit der Wahrheit. Und sie rannten, schneller und immer weiter. Nur Satan nicht. Doch seine eigene Armee schwappte über ihn wie eine Flutwelle. Sie rissen ihn mit sich, an den Rand des Himmels. Denn dorthin trieb der Sohn das Heer.

Es gab keine Gnade. Noch nicht einmal einen letzten Blick zurück auf die Ruinen des Himmels, die sie hinterlassen würden, und die ihr Zuhause gewesen waren. Der Sohn trieb sie alle, samt und sonders zum Rand, dort wo der Himmel in das Chaos klafft.

Und dann breitete er die Arme aus, ohne ein Wort zu sagen.«

Gänsekiel pustete in die weiße Blüte des Löwenzahns, die sofort die Hälfte ihrer winzigen Punkte an den Hauch verlor. Sie standen für den Bruchteil eines Augenblicks in der heißen Sommerluft, bevor sie langsam an Schwere gewannen und hinabsanken, zum Gartenboden. Bosch sah ihnen schweigend nach. Rex sah ihm dabei zu.

»Sie fielen hinab, einer nach dem anderen«, sagte er. »Zu Hunderten, zu Tausenden. Ihre Schreie verstummten, sobald sie über den Rand gingen. Das Chaos verschluckte ihre Körper, jeden Ton und jede Hoffnung, sich gegen den Sturz wehren zu können.

Mammon stürzte hinab und Moloch, der selbst Satan in Größe und Gewalt noch zu übertreffen schien, genau neben ihm. Eben hatte er noch die treuen Engel in Scharen in Angst versetzt, jetzt fiel er hilflos wie ein Kind aus den Armen seiner Mutter. Und für alle von ihnen war der Himmel Mutter und Vater zugleich. Gott und Himmel waren eins gewesen. Der Sohn riss ihnen beides aus der Seele – mit nichts weiter als einem Handstreich.

Mulciber stürzte hinab und Belial. Der eine hatte aus dem Äther die schönsten Formen erschaffen, um Gott und den anderen Engeln Freude zu bringen. Der andere war stets die Stimme der Vernunft und des Maßes gewesen, geschätzt und geliebt wie kaum ein Zweiter.

Dagon stürzte und Beelzebub, der blind für Satan alles getan hätte und auch tat. Und dieser, sein Bruder, zu dem er immer aufgeschaut hatte, fiel über ihm ins Chaos. Satan allein hatte die Kraft, noch ein letztes Mal ins Firmament zu greifen, während die Unordnung seines Schicksals ihn in die Tiefe sog. Mit allem Zorn langte er in die Reihen der verschonten Engel, aber nicht zufällig. Er packte Abdiel und riss ihn mit sich in die Tiefe. Ein letzter Akt der Rache. Der einzige Engel, der ihm und seinen Massen widerstanden hatte, wurde nicht für seine Frömmigkeit belohnt. Der Sohn rettete ihn nicht. Gott rettete ihn nicht. Sie ließen ihn mit den Verdammten bis hinunter in die Hölle fallen.

Neun Tage lang.«

Rex' Adamsapfel zuckte zweimal auf und nieder. Er musste in die Rabatte neben der Bank spucken, begleitet von einem angeekelten Laut. In seinem verhärmten Gesicht zuckte es unkontrolliert, so als ob die Sehnen und

Muskeln einen Kampf ausfochten, dessen Auslöser längst vergessen war. Rex schluckte erneut, wieder und wieder, bis ihm gelang, Ruhe in das Chaos seiner körperlichen Reaktionen zu bringen.

Er atmete tief durch und vertrieb mit äußerster Willenskraft einen trüben Schatten, der sich über seine Augen gelegt hatte.

Er war fertig.

»Kennst du die Geschichte, Bosch?«, fragte Gänsekiel. Als Antwort erhielt er, wenn man es denn so nennen konnte, ein breites Grinsen unter glasigen Augen.

»Hmmmm«, brachte Bosch hervor.

Rex nickte. Er spuckte erneut, bevor er sich mit beiden Händen auf der Sitzfläche der Bank abstützte, um näher an Bosch heranzurücken. Fast verlor er das Gleichgewicht dabei, aber es gelang ihm.

»Du, Bosch?«, fragte er mit schwerer und leiser Zunge. »Und kannst du dich an deinen Geburtstag erinnern?«

Er wartete auf eine Antwort, aber es dauerte eine Weile, bis Gänsekiel klar wurde, dass sein Gegenüber nicht stumm schweigend nachdachte, sondern mit offenen Augen eingeschlafen war. Bosch verfiel in ein kaum hörbares Schnarchen.

Die Miene des Dichters verfinsterte sich. Er betrachtete Boschs Gesicht aus der Nähe, während er überlegte, was er tun sollte. Schließlich stand er einfach auf und holte die allerletzte der eigenartigen Flaschen unter der Bank hervor. Alle anderen hatten sie beide geleert.

Rex holte einmal tief Luft, bevor er den Korken der Flasche löste. Er blickte hoch zur Sonne, bis es ihm in den Augen schmerzte. Dann setzte er die Flasche an und trank sie aus. In einem Zug.

Hinterher drehte er sich um und ging langsam zur Terrasse und dem Haus zurück. Er bewegte sich mit sicheren Schritten, ohne Schlingern, Stolpern oder die Schwere eines Volltrunkenen.

Aufrecht. Nachdenklich.

5. Vorhang

Sander redete nicht über die Arbeit. Nie. Vor ihm stand ein Stück Kuchen und es war sein freier Tag. Darum saß auch er heute am Tisch des Salons, während den Bewohnerinnen und Bewohnern Kaffee eingegossen wurde. Es wurde über dies und das gesprochen, aber Sander schwieg. Er freute sich auf den Kuchen.

»Verzeihung, Herr Sander, sie werden an der Tür verlangt«, sagte ein Bediensteter ihm leise über die Schulter. Er war aus der Halle gekommen, direkt auf Sanders Stuhl zu.

»Von wem?«

»Ein Polizist. Er sagt, es ist dringend.«

Sander legte die silberne Kuchengabel aus der Hand, die er mit den Zacken bereits in den Kuchenteig gedrückt hatte. Er nickte stumm, ohne dem Bediensteten mit Worten zu antworten. Lust hatte er keine, aber es war ja doch nicht zu verhindern, dass er sich mit dem Mann würde beschäftigen müssen.

Er hatte Bereitschaft.

Sander entschuldigte sich. In der Halle wartete ein Polizist in Uniform auf ihn. Er stand noch in der geöffneten Eingangstür, argwöhnisch von den Angestellten beobachtet, die ihren Aufgaben nachgingen und dabei die große Halle aus allen Richtungen kreuzten. Sie waren offiziellen Besuch nicht gewohnt. Den Weg durch den Wald fanden schon Spaziergänger nie. Nicht einmal zufällig.

Auch Bosch war in der Halle. Er kam die Treppe herunter. Als er Sander bei dem Uniformierten sah, blieb er neugierig hinter ihm stehen.

»Guten Tag, Herr Hauptmann«, sagte der Polizist.

»Masurke«, entgegnete Sander kurz angebunden. »Was gibt es?«

»Es tut mir wirklich leid, Chef...«

»Ja, ja, spucken Sie es einfach aus! Ist mir schon klar, dass Sie nicht aus Langeweile den ganzen Weg hier raus gefahren sind.«

»Wir haben eine Leiche«, sagte Masurke. Er dämpfte seine Stimme und lehnte sich etwas nach vorne, um näher an Sander zu sein.

Bosch verstand trotzdem, was gesagt wurde.

»Wo?«

»Eichendorffstraße, in einem Keller.«

»Im Poetenviertel?«, kommentierte Sander erstaunt. »Hatten wir ja schon ein paar Monate nicht...«

»Schusswaffengebrauch«, fuhr Masurke fort. »Das Opfer ist männlich, zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt, vermutlich, erschossen aus nächster Nähe. Direkt in die Brust.«

»Was für ein Keller ist das?«

»Kleine Zelle, wie die anderen. Es ist ein Mietshaus. Da unten gibt es eindeutig mehr Kellerabteile als oben Menschen wohnen. Etwas ist nicht sauber. Es gibt auch keine Namensschilder an den Verschlägen.«

»Und es ist klein?«

»Wer auch immer geschossen hat, sie müssen sich gegenseitig gesehen haben. Eine regelrechte Hinrichtung, wenn sie mich fragen. Die Kollegen sind vor Ort und sichern Spuren.«

»Was denken Sie?«, fragte Sander.

»Hat anscheinend was mit der Malerszene zu tun. Der Keller ist voller Gemälde. Die Leiche hat kaum Platz. Ein paar Bilder hat der Mann beim Fallen unter sich begraben.«

Sander nickte abwesend. Er dachte nach.

»Zeugen?«

»Keine«, sagte Masurke. »Kinder haben im Keller gespielt und die Leiche beim Verstecken gefunden, ...angeblich. So stand es auf dem Zettel, der abgegeben wurde. Es wollte sich offensichtlich keiner Fragen zu den Kellern anhören. Alles illegal, denke ich. Das kriegen wir raus.«

»Verdächtige?«

»Niemand vor Ort. Aber das ist ein Ochsen-Kiez, also…«

»Bitte?«, hakte Sander unwirsch ein.

»Ochsen-Otto«, druckste Masurke etwas peinlich ertappt herum. »Otto Jülich, meine ich. Das ist sein Revier.«

»Einsacken«, befahl Sander. »Auf die Wache, samt Handlangern.«

»Welche?«

»Irgendwelche. Da werden wir etwas drücken müssen…«

Masurke nickte.

»Sonst noch was?«, fragte Sander. Er atmete tief durch und streckte sich zu voller Größe.

»Die Kleidung ist eigenartig. Wir haben die Leiche in einem dicken Mantel vorgefunden. In den Taschen steckten Handschuhe und um den Hals hat er einen Schal. Aber er kann da noch nicht lange liegen. Keine Totenstarre mehr, aber der Körper ist in Ordnung, tiptop. Kein Fraß, keine Verwesung…«

»…bis auf die Schusswunde«, ergänzte Sander ernst.

»Natürlich! Ich meine nur, er sieht aus, als ob er einfach schläft.«

Sander schnaufte einen betont langen Atemzug.

»Dann gehen wir mal, schätze ich«, sagte er.

Sander drehte sich um, um die Jacke entgegenzunehmen, die ihm gebracht wurde. Erst jetzt bemerkte er Bosch.

Sie blickten sich in die Augen. Sander schwieg dabei, während ihm von Masurke in die Jacke geholfen wurde. Bosch fühlte sich gemustert vom älteren Mann, sagte aber seinerseits nichts.

»Bis später«, verabschiedete sich Sander. »Die Arbeit ruft.«

»Bis später…«

Nachdem Sander mit seinem Untergebenen das Haus verlassen hatte, streifte Bosch ziellos durch das Haus. Er kam am Kaffeetisch vorbei, setzte sich, wurde aber mürrisch über die Gespräche, die ihn nicht interessierten – und Appetit hatte er auch nicht. Das lag zum einen an dem durch-

dringenden Blick in Sanders Augen, den Bosch so noch nicht von ihm gesehen hatte. Er konnte damit nichts anfangen, ihn nicht einordnen. Und ausnahmsweise machte ihm das zu schaffen. Zum anderen hatte er schon den ganzen Tag keinen Appetit gehabt, weil ihm Gänsekiels eigenartiger Stoff noch auf der Zunge nachhing. Dabei war ihr Gelage vorgestern gewesen. Bosch hatte sein Zimmer am Tag darauf kaum verlassen. Ein brennender Kopfschmerz fesselte ihn ans Bett. Der Schmerz war mittlerweile verklungen, aber ein Anflug von Übelkeit kam noch immer dann und wann über Bosch.

Er fühlte sich rastlos. Am Tisch hielt es ihn nur kurz, bevor er sich wieder erhob. Er ging lieber durch die Gänge, von Stockwerk zu Stockwerk, bis er es drinnen nicht mehr aushielt. Im Garten drehte er ein paar Runden entlang der Wege. Es war wieder heiß, wenn auch nicht so trocken und brennend wie neulich. Boschs Gedanken sprangen von einem unruhigen Ort zum nächsten. Mit einem Auge hielt er wieder Ausschau nach dem Bettler, der wie üblich aber nicht zu sehen war. Bosch war überzeugt, dass er seine Revanche bekommen würde, wenn nicht heute, dann morgen, übermorgen oder irgendwann. Und diese Sicherheit schien ihm gar nicht geheuer. Das machte ihn nur noch säuerlicher als er ohnehin schon war. Kaum dachte er darüber nach, erschien ihm schon wieder Sanders bohrender Blick vor dem inneren Auge. Dann, von einer Sekunde auf die andere, erinnerte er sich an den Schnapsgeschmack, das heißt vor allem an das schwelende Gefühl im Magen und an die Schmerzen des gestrigen Tages. Seine Säuerlichkeit wuchs dabei zu einer ausgewachsenen Griesgrämigkeit heran. Wenn er schon den Bettler nicht nicht mit Fausthieben beschenken konnte, dann hätte er heute auch mit Gänsekiel vorlieb genommen. Er hatte den sowieso nie gemocht. Wobei das bei Bosch für gewöhnlich noch nichts Besonderes zu bedeuten hatte, weil er die meisten Menschen nicht mochte. Sie waren ihm egal. Gänsekiel war ihm mit seinem Vortrag in der Sonne aber auf die Nerven gegangen. Das hatte er sich gestern im Bett überlegt, als er dieses neuartige Gefühl

der Abneigung gegen den Dichter im Bauch spürte. Es schoss sich auf den schmächtigen Kerl ein. Ja, Bosch konnte ihn nicht ausstehen. Und warum ihm das erst jetzt bewusst wurde, diese Frage setzte sich penetrant und unbeantwortet in seinem Kopf fest. Da hatte sie gute Gesellschaft: Bosch fragte sich unter anderem auch, warum ihm dieses Gartengelage in so einem desolaten Zustand hinterlassen hatte. Er konnte sich nicht an seinen letzten Kater erinnern. Oder an seinen ersten. Wenn er versuchte sich zu erinnern, kam er sich vor, als hätte er keine Übung darin.

Was blieb, waren Echos des verworrenen Vortrags, den er von Rex gehalten bekommen hatte. Bosch hörte einzelne Sätze in Gedanken immer wieder. Und sie machten ihn wütend. Die Worte machten ihn fast genauso wütend wie Gänsekiel selbst. Sein verkniffener Gesichtsausdruck, das ständige Geschreibe…

Es klopfte an der Tür zu Boschs Zimmer.

Er schreckte aus seinen Gedanken auf und fand sich am Fenster neben seinem Bett wieder. Bosch blickte hinaus auf den Wald.

»Hier bist du!«, sagte Amelia, während sie vorsichtig den Kopf zwischen Tür und Rahmen in den Raum steckte.

»Was?«, fragte Bosch über seine Schulter. Es klang kalt und hart, zu seinem eigenen Erstaunen.

»Huch«, flüsterte Amelia. »Ich wollte dir nur den Text bringen.«

Sie trat langsam ins Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

»Entschuldigung«, hörte Bosch sich murmeln. In Gedanken sprang er schon wieder. Ein Teil von ihm war wie ein Zuschauer, der Amelia und sich als zwei Schauspielende betrachtete. Ein anderer dachte an vorgestern, an Sander und an alles, gegen das Bosch plötzlich Abneigungen zu haben schien. Gänsekiel zu allererst.

»Hier«, kommentierte Amelia das leise Klatschen, mit dem die gehefteten Papierbögen auf dem kleinen Tisch im Zimmer landeten. »Er hat die ganze Szene umgeschrieben. Du hast neuen Text.«

Bosch ignorierte sie. Er drehte sich zurück zum Fenster.

»Wir könnten es zusammen durchgehen, aber ich habe den Verdacht, dass du nicht in Stimmung bist…«

»Nein.«

»Ist alles in Ordnung?«

Amelia trat zu Bosch ans Fenster. Sie griff ihn an der Hüfte und drehte ihn behutsam zu sich herum.

Er sah ihr in die Augen, über die Haare, den Mund und blieb dann erneut in ihrem dunklen, unergründlichen Blick hängen. Bosch dachte daran, wie er Amelia zum ersten Mal gesehen hatte. Damals auf der Felicita, dem geheimen Ball der Unterwelt. Er erinnerte sich an den so stolz gespannten Rücken, an dem er Amelia unter Tausenden wiedererkennen würde. Und er erinnerte sich daran, wie alles um sie herum verblasste, je näher er auf sie zugegangen war.

Bosch nahm Amelias rechte Hand zwischen seine eigenen beiden. Behutsam klappte er ihren Zeigefinger aus und legte ihn sich auf die Lippen. So hatte sie ihm auf dem Ball gezeigt nicht zu widersprechen.

Amelia lächelte. Gerührt oder amüsiert war sie von der Geste jedoch nicht. Ihre Mundwinkel kletterten für einen Moment nach oben, mild und voller Vertrautheit. Dann verschwand das Lächeln aber schon wieder. Bosch bemerkte es nicht, weil er die Augen schloss. Der Geruch des Fingers unter seiner Nase löste das gleiche Gefühl aus wie beim ersten Mal. Er verstand es nicht. Heute aber tat er das, was ihm damals nicht gelungen war: Bosch schob die Zungenspitze zwischen seinen Lippen hervor und leckte an der Haut auf der Fingerspitze der Gräfin.

»Lass' das!«, zischte Amelia.

Sie zog ihren Finger zurück, mitsamt der Hand. Bosch blieb mit geschlossenen Augen zurück und mit beiden Händen behütend vor dem Mund gefaltet – als ob Amelias Finger noch immer darin ruhte. Er schmeckte ihre Haut, und das Blut rauschte ihm in den Ohren. Die Reste von Übelkeit und Kopfschmerz, die er den ganzen Tag mit sich herumgetragen hatte, verpufften wie durch einen Zaubertrick. Von seiner

Zungenspitze aus verbreitete sich Amelias Geschmack flutartig in seinem ganzen Körper. Es schüttelte Bosch durch.

Er öffnete die Augen und sah seine Hände auf Amelias Hüfte und Rücken absinken. Mit einer Hand rutschte er in das geschwungene Tal über ihrem Po, mit der anderen fuhr er kreisend über ihre Seite. Ihr Geschmack hatte das Durcheinander in seinem Kopf augenblicklich beendet. Sie schmeckte nach Ordnung, danach wie er sich fühlen sollte. Nichts Süßliches war daran, kein Lippenstift, den er kannte, kein Rauch, keine Spuren von ihrem Tag. Ihre Haut schmeckte nach nichts, was Bosch in Worte hätten packen können. Sie schmeckte einfach so, als könne er alles abstreifen, das ihn störte.

»Amelia…«

Sie stieß ihn mit beiden Händen von sich. Der Druck war so stark, dass Bosch nicht nur von der Erkundung ihres Körpers abrutschte, sondern selber rückwärts stolperte, bis er verdutzt auf dem Bett landete.

»Nein!«, blaffte sie ihn an. »Das geht nicht.«

»Warum nicht? Was meinst du?«

»Du bist nicht du selbst«, sagte sie verunsichert und kniff die Augen zu, als würde sie gleichzeitig die Geduld verlieren und sich nicht sicher sein, ob es richtig war, sich so offen zu zeigen.

»Ich bin hier«, antwortete Bosch. Er robbte vom Bett herunter und näherte sich Amelia wieder. Auf Knien.

»Was meinst du damit? Wie könnte ich nicht ich selbst sein? Alles ist in Ordnung – mit dir in meiner Nähe. Spürst du das nicht?«

Amelia wich einen Schritt vor ihm zurück, zur Tür hin. Bosch stand wieder auf, so dass er hoch über sie ragte. Mit seinem Rücken verdeckte er das Tageslicht, das durch das Fenster drang.

»Ich will dich, Amelia«, sagte er leise, fast hauchend.

»Du kannst mich nicht haben! Und ich dich nicht. Du bist nicht bei Sinnen, sonst wüsstest du das selber.«

»Was redest du für einen Unfug?«

Bosch erhob die Stimme. Er hatte genug von ihren Andeutungen.

»Hast du Angst vor mir?«

»*Du* hast Angst vor dir, ...Bosch!«, sagte Amelia kalt. Sie stieß sich von der Tür ab, die sie nun im Rücken spürte, und schnellte mit einer Hand vorwärts an Boschs Kehle. Er blieb stehen und wehrte sich nicht.

»Wir sind füreinander gemacht, ja«, flüsterte sie ihm ins Gesicht. »Aber nicht dafür! Du liebst nur dich; ich liebe nur mich. Ich habe keine Angst, weil ich dich so kenne, wie sonst niemand. Wir gehören zusammen. Ich habe dich gefunden. Das ist alles, hörst du? Du hältst jetzt deinen Mund und lernst deinen Text.«

Bosch ergriff Amelias Hand an seinem Hals. Langsam und mühelos löste er jeden Finger einzeln. Er versuchte, sie zu küssen, doch Amelia formte ihre Hand zu einer Faust.

»Ich warne dich!«, sagte sie. »Versuch' das nie wieder. Vergiss' das! Um unser beider Willen...«

Und damit drückte sie die Klinke hinunter, flüchtete aus dem Raum und knallte die Tür hinter sich zu.

»Szene 4«

Bosch blieb, wo er war. Er verharrte wie zur Salzsäule erstarrt, bis sich der Frust des Tages – in allen seinen Ausprägungen – mit einem Faustschlag Bahn brach. Es knallte so ähnlich wie ein paar Sekunden zuvor, als Amelia die Tür zugeschlagen hatte. Das dumpfe und abrupte Klacken seiner Fingerknöchel auf dem Holz des Türblatts verhallte als schwaches Echo. Was Bosch blieb, war ein kratzender Schmerz in den Knochen. Er verzog das Gesicht und traute sich nur sehr langsam, sich die vier knallroten Punkte auf seinem Handrücken anzuschauen, die seine malträtierten Knöchel waren. Sie mit den Fingern der anderen Hand zu berühren, rief winzige Funken in seinen Augen hervor. Ihm wurde so schwindelig, dass er nach hinten taumelte.

»Auf einer Anhöhe steht Beelzebub und sieht auf die Schlacht hinunter. Auf dem Feuersee treiben einige Piratenschiffe, eingekreist von Charon und seinen Doppelgängern...«

Doch er fiel nicht hin. Unter einem wütenden Schnaufen schüttelte Bosch sich die Benommenheit aus dem Kopf. Der Schmerz aus seinen Knöcheln zog sich daraufhin wie eine leckende Flamme den Arm hinauf bis in die Brust. Bosch sog das Gefühl auf, gierig und voller Trotz. Vor seinem inneren Auge sah er seinen verzweifelten Schlag gegen die Tür wieder und wieder ablaufen. So sehr ihn dessen Folgen jetzt schmerzten, so sehr amüsierte ihn dieser völlig sinnlose Akt. Es kam ihm albern vor, aber nicht auf eine peinliche Art. Er atmete tief ein und aus, während der Schmerz sich in seinem gesamten Körper ausbreitete, dabei aber aus den Knöcheln schon verschwand. Gegen die Tür zu schlagen, schien ihm im wahrsten Sinne des Wortes wie die Tat eines Kindes...

»Wir haben also im Hintergrund die Schlacht. Ich denke an ein Tuch, das einmal über die ganze Bühne gespannt wird. Wer bemalt es?«

...Ein wütendes Kind, das nicht weiß, wohin mit diesen Gedanken, die es nicht zu einem Bild zusammenfügen kann. Jetzt lächelte Bosch darüber, mit all dem Schmerz in jeder Faser seines Körpers als Zeuge, denn er war kein Kind, sondern ein Vater. Er wusste es besser. Und wenn es gebrochene Knöchelchen brauchte, um sich daran zu erinnern, dass er über kindischen Rätseln, Spielchen und Launen stand, dann war es gut so.

Amelia hatte Recht, er fühlte es. Dass er nicht verstand, warum sie sich so geheimnisvoll gab, war nicht wichtig. Er würde es herausbekommen. Er würde mitspielen. Und gewinnen.

»Gut. Dann haben wir also auf der Bühne Beelzebub, natürlich, dann noch den Lehrer und den Fakir. Es kann losgehen!«

Der Schmerz verschwand, restlos.

Mit zwei schnellen Schritten war Bosch am Beistelltisch neben dem Bett. Er griff nach dem kristallenen Dekanter, der darauf stand, und hielt sich nicht damit auf, etwas vom Cognac darin in den passenden Schwenker umzufüllen. Er setzte den Dekanter direkt an seine Lippen und trank die halbe Flasche wie Wasser.

Die Papierseiten auf dem Tisch fielen ihm auf.

»...und Beelzebub, bitte!«

Bosch stellte den Dekanter ab, wischte sich mit dem Ärmel über den Mund und nahm den neuen Text für das Theaterstück auf. Ohne auch nur ein Wort zu lesen, zerknüllte Bosch das Papier genüsslich in jener Hand, die auf der Zimmertür vier kleine Dellen mit geplatztem Lack hinterlassen hatte. Es sollte wehtun.

»Beelzebub?«, sagte Rex. Es war weniger eine Frage, mehr eine Forderung. So wenig der Dichter sonst auch im Haus zu sagen hatte, wenn die Gruppe im Keller zusammenkam, dann war er der Regisseur. Selbst Harstein hielt sich während der Proben mit seinen üblichen Drohgebärden gegenüber Gänsekiel zurück. Meistens jedenfalls.

»Bist du bei uns?, wiederholte Rex.

Als Bosch nicht antwortete, stupste ihn d'Utrecht an.

»Hm?«

»Dein Einsatz«, flüsterte d'Utrecht.

Alle Augen war auf ihn gerichtet. Bosch riss sich mit Gewalt aus seinen Gedanken und suchte nach seiner Zeile.

»Sie sollten alle verbrennen«, rezitierte er. »Selbst im Tod spielen sie um ihr Leben. Ich verstehe die Menschen nicht.«

Harstein nickte anerkennend von unterhalb der Bühne. Er saß – von zwei Stühlen getragen – neben Gänsekiel, der mittig wie ein Dirigent vor dem Orchester Platz genommen hatte. Auf der anderen Seite saß Neiwolf.

Oben auf der Bühne drängten sich Bosch, d'Utrecht und Simian. Amelia war nicht gekommen. Sander hatte sie bei den Anderen entschuldigt. Er selber lehnte am anderen Ende der Bühne gegen einen Pfeiler. Kurz nach dem Abendessen war er wieder aus der Stadt zurückgekehrt. Von seiner Tatortbesichtigung erzählte er kein Wort. Es fragte auch niemand danach.

»Gut, dann haben wir das also. Hat noch jemand eine Frage?«

Niemand sagte es etwas. Es gab lediglich Kopfnicken hier und da, so dass Rex fortfuhr.

»Spielt am besten einfach los. Wir starten mit Sisyphos, der den Hang hinaufgeht. Der Fakir und Beelzebub folgen ihm.«

»Es gibt keinen Hang«, brummte Neiwolf aus der ersten Reihe.

»Es ist ja nur die erste Probe«, beschwichtigte Rex.

»Aber wird es einen Hang geben?«

»Denkst du, wir brauchen einen?«, mischte sich Harstein ein.

»Ich kann einen bauen«, murmelte Neiwolf nur.

»Hol dir Sand von d'Utrecht«, schlug Harstein vor.

Der Juwelier oben auf der Bühne hatte es sehr wohl gehört, kommentierte den Seitenhieb aber nicht. Bosch hätte gar nicht gewusst, dass die Bemerkung ein Seitenhieb war, wenn d'Utrecht neben ihm nicht augenblicklich knallrot angelaufen wäre.

»Wir können keinen Sand auf die Bühne tun«, sagte Rex laut.

»Warum denn nicht?«, fragte Harstein einen Tick lauter.

»Die Szene ist mitten im dritten Akt, Harstein! Es kommen noch zwei weitere Szenen, bei denen wir nicht einfach einen Haufen Sand in

der Kulisse haben können. Wir können das doch nicht zwischendurch rauf- und dann wieder runterschaufeln!«

»Ich baue einen Hang«, presste Neiwolf ungerührt hervor.

»Fein, nur kein Sand«, sagte Rex.

»Fein!«, sagte Harstein.

Sander amüsierte sich oben auf der Bühnenseite.

»Dann los, bitte! Denkt euch für heute einfach den Hang. Aber bitte spielt ihn nicht! Ich möchte keine komischen Steigbewegungen von euren Beinen sehen. Auch kein Schnaufen bitte! Aufgang von links…«

D'Utrecht und Simian schoben sich aus dem Blickfeld hinter den zweiten Pfeiler, genau gegenüber von dem, an dem Sander lehnte. Als Bosch nicht von sich aus folgte, zogen sie ihn an den Ärmeln mit sich.

»Szene 4!«, gab Rex das Kommando.

Ein paar Sekunden passierte nichts. Neiwolf wippte seinen Kopf in einer langen, sanften Wellenbewegung. Für Harstein sah das nach Zustimmung aus, was ihn nur noch ungeduldiger machte. Diese Kunstpause ging ihm gegen den Strich. Eben wollte er etwas sagen, da trat schließlich Simian hinter dem Pfeiler hervor auf die Bühne.

Simian ging langsam und erhobenen Hauptes ein paar Schritte in Richtung Bühnenmitte. Dort blieb er stehen. Nach einer wortlosen Sekunde drehte er sich um und winkte die Anderen zu sich heran.

Es folgte d'Utrecht. Er hatte den Nachteil, nicht mit Simians natürlicher Grazie ausgestattet zu sein, die den Hausherren auch ohne angestrengte Schauspielerei mysteriös und unterweltlich schreiten ließ. Der Juwelier schleppte sich drei, vier Schritte vorwärts, schnaufte in Simulation eines Hangaufstiegs – Rex verdrehte die Augen in der ersten Reihe – und blieb dann etwas versetzt hinter Simian stehen.

»Siehst du das auch, Fakir?«, fragte Simian leise.

»Die Schlacht beginnt«, antwortete d'Utrecht feierlich. Für seine Rolle hatte er sich einen höheren und stets mit Singsang versehen Tonfall angewöhnt. Darin gefiel er sich sehr gut.

»Was passiert da?«

»Du kennst die Piraten eben nicht, Sisyphos, mein Guter«, näselte d'Utrecht. »Sie gehen lieber kämpfend unter als vor dem Fährmann auf die Felsen zu flüchten.«

»Das ist doch irrsinnig!«, polterte Simian nun. »Charon ist an die Überfahrt gebunden. Er kann ihnen niemals an Land folgen. Was nützen ihnen ihre Schiffe, wenn sie in den Feuersee fallen?«

»Sie glauben, dass sie ihn mit dieser Flotte besiegen können. Sieh doch, es sind hunderte! Alle Schiffe sind gekommen!«

D'Utrecht zeigte mit dem Finger hinunter, über den imaginären Hang hinweg, auf den flammenden Ozean. In Wahrheit zeigte er auf Sanders Füße, der mucksmäuschenstill am Bühnenrand stand.

Simian schüttelte theatralisch den Kopf.

»Wir sind alle nur noch Seelen. Jede einzelne von uns weiß das. Und keine Seele taucht je wieder aus dem Feuersee auf, wenn sie hineinfällt. Wie können sie nicht sehen, dass Charon nicht verlieren kann? Er ist der Fährmann. Er ist Teil dieser Hölle. Charon ist keine Seele und deshalb wird er nie verschwinden. Sie könnten eine Million Schiffe aus seinem Kahn machen, trotzdem würde er sie nach und nach ins Feuer schicken. Charon hat Zeit. Was die Piraten haben, sind Erinnerungen an ihre Körper, an Schwerthiebe, an Wind und an Wellengang. Deshalb werden sie hineinfallen, stürzen oder stolpern.«

Das war Boschs Stichwort.

Er trat als Letzter auf die Bühne. In seiner Rolle drehte sich d'Utrecht nach ihm um und winkte ihn zu sich und Simian.

Bosch ließ sich Zeit. Er hatte nur zwei große Schritte zu gehen, um zu den anderen beiden aufzuschließen. Doch so wie er sie ging, schienen sie den drei Zuschauenden auf den Stühlen eine Ewigkeit zu dauern. Bosch hatte die gleiche grazile Bewegung wie Simian. Er strengte sich nicht dafür an, zumindest sah es nicht so aus. Und doch konnten sich alle Augenpaare, die auf ihm ruhten, lebhaft einen steten Gang über Geröll

vorstellen, behutsam gesetzte Schritte, Hitze, die von unten aufstieg und an den Sohlen sengte...

Mit einem sanften Schwung seines Armes wischte Bosch den Fakir aus seinem Weg.

»He!«, stieß d'Utrecht hervor, weil er sich sicher war, dass das überhaupt nicht in den Regieanweisungen stand.

Sisyphos dagegen senkte schnell den Kopf in Ergebenheit und trat einfach von selbst zur Seite, so dass Beelzebub am Rand des imaginären Hanges stehen und die Seeschlacht betrachten konnte.

Bosch stellte sich hoch erhobenen Hauptes in die Mitte der Bühne. Er verschränkte die Arme vor seiner Brust und wartete. Im Publikum atmete niemand. Es herrschte absolute Stille.

»Sie sollten alle verbrennen! Selbst im Tod spielen sie um ihr Leben. Ich verstehe die Menschen nicht.«

Gänsekiel hatte die Worte stumm mitgesprochen. Da der Text an dieser Stelle endete, wollte er nun ein Dankeschön auf die Bühne hinauf aussprechen, aber Bosch drehte sich genau in diesem Moment frontal zu ihm, Harstein und Neiwolf.

Er redete einfach weiter.

»Wenn sie kommen, sind sie nackt. Oder es hängen ihnen Fetzen am Leib. Ein Sturz, vielleicht, hat ihnen die Kleidung zerrissen. Ein Kampf mit Fäusten oder Stöcken, Schneiden, Schüssen! Andere tragen Blumen in der Hand. Die Blüten sind allesamt farblos, vertrocknet und tot. Mehr als einen sah ich noch die Maske tragen, die er beim Sterben auf dem Gesicht hatte. Und egal, ob sie sie zum Spielen trugen, mit langen Nasen und Edelsteinen um die Augen, oder es einfach ein Sack aus den Händen ihrer Henker war – sie nehmen sie nicht ab, wenn sie hierher kommen.

Die Menschen lassen nicht los von ihren kleinen Dingen. Die toten Blumen bleiben für alle Ewigkeit in ihren Händen, die Säcke über ihren Gesichtern, die falschen langen Nasen... Sie tragen ihre Kleider, weil sie selbst beim Verlassen ihrer Welt nicht verstehen können, was sie

eigentlich sind. Ihre Seelen verlaufen sich hier in den endlosen Winkeln der Hölle und sie tragen Schuhe dabei. Schuhe!

Es gehört nicht viel dazu, das Leben zu verstehen. Ich kann es fühlen. Das Leben fließt selbst durch sterbliche Geschöpfe. Und die dort unten? Was machen sie?«

Bosch zeigte mit dem Finger in die erste Reihe.

»Sie fahren mit Schiffen über den Feuersee. Weil ihre kleinen Seelen sich an kleine Dinge erinnern. All die Geschichten, die sich die Menschen ihre kurzen, tauben Leben lang erzählen, werden so wichtig, dass es ihre Seelen klein macht. Sie denken an Kapitäne, die über das Meer gefahren sind – als ob die nicht allein vom Wind getragen worden wären. Den Gezeiten und Glück ausgeliefert! Jetzt spielen sie nach, was ihnen die erzählt haben, die einen Wimpernschlag vor ihnen aus dem jämmerlichen Leben geschieden sind.

Warum muss ich das dulden?«

Bosch begann zu schreien.

»Unsere Seelen sind groß! In mir bricht sich das Leben Bahn, egal, wo ich bin! Egal, ob gefangen oder nicht! Soll der Fährmann sie allesamt in die Flammen kippen, wen kümmert das? Was kümmert mich irgendetwas von diesen albernen Spielchen? Ich bin das Leben! Wir sind eins mit dem Leben, einzigartig und schön! Diese winzigen Seelen in ihren Verkleidungen aus Stoff, Blumen und Juwelen sind den Staub nicht wert, den sie an Land aufwirbeln. Und wenn sie niemals aufhörten, dort auf dem Feuersee ihre Manöver aus Kreisen und Finten zu ziehen, so würde nicht ein Zünglein in den Wellen anders lecken als es möchte.

Ihr da!«

Mit einem ohrenbetäubenden Ruf drehte Bosch den Kopf zurück in Richtung Bühnenrand, so als ob er den Hang hinunter zu den Schiffen schauen würde.

»Seht ihr nicht, dass ein Gott über euch steht?«

Im Schatten des Bühnenpfeilers schluckte Sander leise. Unter Boschs Blick, der nicht wirklich ihm galt, schrumpfte er ein wenig zusammen.

Stille.

Dann klatschte Neiwolf mit seinen tellergroßen Händen, und zwar so langsam, dass sich alles nach dem ersten Klatschen verwundert zu ihm umdrehen konnte, bevor in quälender Langsamkeit das zweite Mal die Hände zusammenfuhren.

Neiwolf nickte.

Harstein suchte noch kurz verwirrt in seinem Text, wo Boschs Monolog stand, aber als alle anderen ebenfalls klatschten, dämmerte schließlich auch ihm, dass es keinen Text gab.

6. Ring frei!

Der Luna-Park hatte bessere Zeiten gesehen. Mit dem neuen Geld kamen wieder mehr Gäste, aber das brachte den Lack nicht wieder auf die Papp- und Holzwände. Ausnahmsweise war es heute mild, nach den schwülheißen Sommertagen der letzten Zeit. Darum war der Park nicht ganz so ausgestorben wie bei brüllender Hitze. Die S-Bahn führte von hier aus noch weiter bis zum Strandbad, und die Wasserrutsche im künstlichen See des Parks lockte die schwitzenden Städter schon lange nicht mehr an.

Die ein oder andere Familie hatte sich an das Ende des Kurfürstendamms verirrt, wo der Park wie ein Türsteher vor dem Grunewald thronte. Hinzu kamen die Herren, die gerne am Rand des Schwimmbeckens saßen und palaverten.

Ihre Freundin Sylvia hatte sich so gefreut, als sie vorhin Zuckerwatte kaufte. So leuchtende Augen! Mavi sah es vor sich, als wären nicht schon zwei Stunden vergangen. Sie dachte auch an die kleinen Papierschnipsel, die der Kassierer ihnen beiden gegeben hatte. Sie fühlte sie angenehm rau in der Tasche.

Mavi wollte in diesem Moment zurück an den Eingang der Wackeltreppe, die von Motoren durchgeschüttelt wurde, um die Wagemutigen ins Straucheln zu bringen. Sylvia und sie waren so aufgeregt gewesen! Sie wollte das Gefühl zurück, als ihre Beine puddingweich waren und sie beim Abstieg auf jeder Stufe hatte lachen müssen.

Oder noch einmal Zuckerwatte kaufen! Vorhin hatte sie verzichtet, weil ihr noch die Zähne von ihrem Waffeleis wehgetan hatten. Jetzt wäre ihr das egal. Der Nachmittag erschien ihr nun wie ein Bilderbuch, das sie aufgeklappt hatte und darin jede schöne Szene des Parkbesuchs einzeln bestaunen konnte. Das war das Gute an diesem unerwarteten Ausgang.

Die Zeit schien stillzustehen. Leider konnte sie nun in ihrem imaginären Buch nicht mehr weiter nach vorne blättern.

Sie wusste, was gerade in ihr passierte, und es ärgerte sie mehr als dass es sie traurig machte: Ihr Tag hatte hier, vor der Schlange der kleinen Bergbahn, eine Wendung genommen – und das nicht mit ihr abgesprochen. Sie hatte sich alles so gut ausgedacht! Sie und ihre Freundin, die kleine Geldbörse mit dem gefüllt, was sie beide zusammenlegen konnten, der wolkenlose blaue Himmel, Eis, wieder einmal ins Restaurant gehen…

Mavi wollte die Uhr zurückdrehen, zur Zuckerwatte und zu dem unerwartet rauen Gefühl des Papiers.

»Hallo«, sagte sie zu Bosch.

Bosch stand neben der Schlange.

»Ich dachte schon, du hast mich vergessen«, sagte er lächelnd.

»Sei nicht albern«, flüsterte Mavi.

»Oder dass du mich nicht gehört hast«, schob Bosch eilig nach.

»Hallo!«, mischte sich Sylvia ein, die mit einem beherzt langen Schritt von hinten an Mavi heranschlich. »Ich bin Sylvia!«

Sie streckte ihre Hand aus und Bosch nahm sie. Er hauchte einen Handkuss darauf, was Sylvia hoch erfreute und Mavi ebenfalls, weil es ihr eine Sekunde Zeit gab zu überlegen.

»Bosch«, stellte sich Bosch vor.

»Ach? Wie der…«

»Wir müssen jetzt einsteigen«, unterbrach Mavi hastig.

Ein rotgesichtiger Mann, der zum Fahrgeschäft gehörte, löste ein Kettchen, das den Einstieg in den Schienenwagen versperrte, mit dem Parkgäste durch das Alpenpanorama aus Pappmaché tuckern konnten.

Mavi hakte sich bei Sylvia unter und zog sie dadurch unauffällig mit in den Wagen hinein.

»Ich warte hier«, sagte Bosch, während der Rotgesichtige die Kette wieder einhängte. »Gute Fahrt!«

Der Wagen ruckte an. Sylvia drehte sich noch schnell zu Bosch, um ihm zuzuwinken.

»Danke, der Herr!«

Mavi blickte stur geradeaus, bis der erste Tunnel sie verschluckte.

Die Bahn drehte ein paar Runden um die falschen Felsen, bis sie wieder dort ankam, wo die Fahrgäste eingestiegen waren. Sylvia und Mavi stiegen aus. Bosch hatte sich derweil an ein Geländer zurückgezogen, von wo aus er die beiden beobachtete.

»Na dann, Süße«, sagte Sylvia zu Mavi und gab ihr dabei einen dicken Kuss auf die Wange.

Mavi lächelte ihre Freundin verkniffen an. Dann machte Sylvia auf dem Absatz kehrt, nicht ohne Bosch im Vorbeigehen einen ernsten, aber keineswegs unfreundlichen Blick zuzuwerfen.

»Hat es Spaß gemacht?«, fragte Bosch.

»Überhaupt nicht«, antwortete Mavi. »Es sind keine echten Berge und ich bin gerade etwas abgelenkt.«

»Es tut mir leid…«

»Was machst du hier?«, fragte Mavi.

»Ich dachte, ich schaue mir das Feuerwerk an, später.«

»Und ich dachte, du wärst eine Weile weg.«

»Das war ich…«

»Heißt das, du bist wieder da?«

»Ich bin mir nicht sicher.«

Mavi sah Bosch tief in die Augen. Lange konnte sie das nicht, aber das musste sie auch nicht. Sie nickte, mehr zu sich selbst als zu Bosch.

»Das bist ja doch du«, sagte sie leise. »Ich fürchtete irgendwie schon, dass du einen Doppelgänger hast, der mich vermisst und die halbe Stadt nach mir absucht. Weißt du? So einer, der mir dann hierher folgt, weil er mich überraschen will. Und Blumen mitbringt! Und eine fabelhafte Geschichte über die letzten Monate gleich mit. Ich bin ehrlich erleichtert, dass ich nicht die Polizei rufen muss, weil dich jemand

schlecht nachäfft. Du bist Bosch! Der echte! Wer sonst würde so etwas sagen? Wer sonst wäre sich nicht sicher, ob er wieder in der Stadt ist?«

Bosch sagte nichts. Mavi sah an ihm hoch wie an einem Turm. Sie musterte ihn, während ihre Worte in ihm einsanken. Nichts an seiner Haltung oder seinem offenen Gesichtsausdruck änderte sich. Mavi hätte Geld darauf gewettet, dass eher das Gebirge aus Pappe und Latten hinter ihr zerfallen würde, als dass sie Bosch mit ihren Worten treffen könnte.

Und genau das fühlte sich vertraut an. Vertraut und gut auf diese eine bestimmte Art, nämlich zu wissen, wie unsinnig und bitter sich das alles entwickeln würde.

»Ich will ein Bier«, sagte Mavi.

»Ich auch!«

Bosch reichte ihr seinen Ellenbogen, doch Mavi schnaufte nur kurz verächtlich. Er nahm es hin.

Sie spazierten nebeneinander los, vorbei an einzelnen Essensständen. Das Luna-Palais ließen sie links liegen und hielten stattdessen auf das Bayern-Dorf zu. Beide Restaurants waren geöffnet. Sie waren auch beide gleich leer. Vor dem feineren Palais hielt ein Ober gelangweilt Ausschau. Er hätte Bosch und Mavi gerne einen Tisch angeboten, auch wenn er sonst nur mäßig daran interessiert war, Werbung für das Haus zu machen. Sie waren einfach ein hübsches Paar, dachte er.

Vor dem Bayern-Dorf machte niemand Werbung. Hier trank man Bier, und das für wenig Geld. Dafür war die Halle gemacht. Bosch und Mavi setzten sich an eine lange Bank. Sie sprachen nicht, bevor jeder von ihnen ein großes Glas vor sich stehen hatte. Dann prosteten sie sich zu und Bosch trank den Humpen in wenigen Zügen halb aus. Als er das Glas wieder absetzte, sah er, dass Mavi noch nicht einmal genippt hatte.

»Seit wann bist du wieder in der Stadt?«, fragte sie.

»Ich bin eigentlich nicht in der Stadt«, sagte Bosch.

»Jetzt hör' auf damit! Ja?«

»Womit?«

»Mir auszuweichen«, erklärte Mavi. »Du druckst rum.«

»Warum sollte ich das machen?«

»Ja, warum eigentlich?«

Jetzt trank auch Mavi. Dieses Mal schaute Bosch ihr dabei zu. Und wie sie zuvor, so dachte jetzt er dabei angestrengt nach.

»Simian hat mir erzählt, dass es diesen Park gibt und das Feuerwerk. Deshalb bin ich hergelaufen.«

»Wer ist das?«, fragte Mavi. »Simian?«

»Ein Bekannter.«

»Komischer Name…«

»Findest du?«

»…und du bist hergelaufen?«

»Ja, aus dem Wald«, versuchte Bosch zu erklären. »Es ist das erste Mal seit, …ich weiß nicht wie lange.«

Mavis Stirn wurde zu einer skeptischen Landschaft aus Denkfalten.

»Du siehst nicht aus, als ob du im Wald lebst!«

»Es ist egal, wo ich wohne«, erwiderte Bosch ruhig.

»Das stimmt«, gab Mavi zu. »Das stimmt sogar sehr, sehr genau…«

Und damit wollte sie sich verabschieden. Wenn sie sich beeilte, würde sie noch Sylvia am Ausgang treffen. Die Viertelstunde Wartezeit, die sie in der Bergbahn ausgemacht hatten, war gerade um.

»Warst du schon im drehenden Haus?«, fragte Bosch.

»Was?«

»Ich noch nicht. Gehst du mit mir hinein?«

»Ins drehende Haus?«

Bosch nickte.

»Ich habe so etwas noch nie gesehen«, schob er begeistert nach.

»Es ist nur eine Attrappe«, sagte Mavi, aber es klang keineswegs so halbherzig aus ihrem Mund, wie es sollte. Sie hörte ihre Belustigung.

»Wirklich?« Bosch blickte aus dem Fenster des Bayern-Hofs über den Platz vor dem Restaurant. In der Ferne bewegte sich ein großer Schatten im Kreis.

Sie bezahlten. Während Sylvia sich langsam auf den Weg zum Bahnhof machte, kamen Mavi und Bosch dem Kartenhäuschen vor dem drehenden Haus näher. Es sah echt aus, mit einem Ziegeldach und Fachwerkwänden, in denen die Balken zu sehen waren. Nur ragte zu den Seiten des Hauses ein kurzer Arm aus Stahl heraus. Es hing daran wie an einem riesigen Bratspieß und drehte sich langsam um die eigene Achse. Dabei hatte es zwei Stockwerke. Am oberen war ein Balkon angebracht – zu dem aber keine Tür führte. Sie war nur aufgemalt.

Das Haus stoppte gerade in dem Moment, als Bosch und Mavi den Kartenverkäufer ansprachen.

»Zwei Mal, bitte«, sagte Bosch.

Der Verkäufer blickte von seiner Zeitung auf. Er legte sie ohne Eile ab, so dass die fetten Buchstaben auf der Titelseite der Sonderausgabe selbst überkopf von Bosch lesbar waren. ›Paris verhängt Ausnahmezustand!‹, schrie die Überschrift stumm.

»Zehn Pfennig«, verlangte der Verkäufer freundlich.

Bosch bezahlte.

»Passen sie auf ihre Frau auf, Chef«, riet der Verkäufer, während er die Papierschnipsel herausgab.

»Warum?«

»Da drin wird einem schnell schwindlig«, erklärte der Verkäufer. »Den Damen zieht die Dreherei schon mal die Beine weg.«

Mavi ignorierte den Mann. Bosch fasste sich bedankend mit dem Zeigefinger an die Stirn. Dann gingen sie ins Haus.

Der Eingang war an der Front. Die Tür sah nach schwerem Holz aus, aber sobald sie in den Flur getreten waren, zeigten sich kleine Löcher in der Wand, die von der Zeit in die papierdünnen Stoffbahnen gefressen worden waren. Der Stoff gab dem Inneren des Hauses einen Hintergrund.

Es bestand bei näherem Hinsehen aus nur einem einzigen Zimmer. Der Weg hindurch war durch je ein Geländer zu beiden Seiten des Ganges festgelegt. Bosch und Mavi folgten dieser Art Steg für ein paar Schritte, dann knickte er im rechten Winkel ab, so dass die beiden mitten im Zimmer standen.

Die Tür fiel zu und etwas knackte, das kein Schloss sein konnte. Sie waren ganz allein im Haus.

»Guck' mal«, flüsterte Mavi. Sie zeigte hinauf zur Decke.

Bosch sah Dachbalken, ein paar herabhängende Werkzeuge, Leitern und eine große Spinne. Nichts davon war echt, sondern alles aufgemalt. Den zweiten Stock, den das drehende Haus von außen andeutete, gab es im Inneren gar nicht. Die einzige tatsächliche Dekoration an der Decke waren zwei hängende alte Öllampen. Sie sorgten mit je einer funzeligen Glühbirne für Beleuchtung.

Zu beiden Seiten des Stegs standen Möbel, die so verloren aussahen, als wären sie bei einem Umzug vergessen worden. Links lungerte ein klappriger Tisch mit zwei Hockern, rechts lehnte ein Kleiderschrank an der Wand. Als das Haus anruckelte, knarrte es in den Möbeln.

Mavi erschreckte sich ein wenig.

»Halt mich fest!«, rief sie über ihre Schulter zu Bosch, der hinter ihr auf dem Steg stand.

Er gehorchte und legte seine Hände an Mavis Hüften, ließ aber schnell wieder los, um sich lieber an den Geländern festzuhalten.

»Jetzt hätte ich es fast geglaubt«, sagte er amüsiert.

»Was?«

»Wir drehen uns nicht!«

Mavi hatte die Geländer ebenfalls fest im Griff. Sie beobachtete den Tisch und seine Hocker dabei, wie sie langsam aufstiegen und auf sie zu kamen. Dafür sank der Schrank neben ihr weg. Das Zimmer drehte sich um den Steg herum. Mavi und Bosch bewegten sich nicht.

Sie wendeten sich einander zu, während die Dachbalken samt gemalter Spinne und falschen Leitern, Hacken und einem Wagenrad auf Höhe ihrer Schultern ankamen. Einzig die beiden Öllampen standen von der Leinwand ab. Die Ketten, an denen sie hingen, bestanden aus verschweißten Gliedern, so dass sie sich nicht der Schwerkraft beugten.

»Eine Mausefalle!«, sagte Mavi, als die Wand mit dem Schrank unter ihren Füßen verschwand. Bosch sah noch das gelb aufgemalte Stück Käse. Die beiden Lampen folgten. An den Stellen, wo sie mit ihren fixierten Ketten in den Steg krachen mussten, schnitten sie jedoch wider Erwarten lautlos durch das Eisen und kamen unbeschadet jenseits des zweiten Geländers wieder zum Vorschein.

Bosch musste einen Schritt nach vorn machen, um der hinteren Lampe auf ihrer Passage nicht im Weg zu stehen. Jetzt erst bemerkte er die fingerdicke Aussparung in Steg und Geländer.

»Das ist toll!« schrie Mavi.

Sie musste ihre Stimme erheben, weil der Dieselmotor, der die Kulisse um den Spieß in der Mitte drehte, lauter und lauter stotterte. Das Haus nahm noch mehr Fahrt auf.

Bosch antwortete nicht. Er griff so stark nach den Geländern, dass ihm die Handgelenke wehtaten. Er konnte die Augen nicht von der anderen Lampe lassen, die hinter Mavi immer schneller kreiste. Mavi sagte noch mehr, aber er konnte sie nicht verstehen. Das Licht, was kaum mehr als ein angestrengtes Schummern von sich gab, brannte ihm plötzlich in den Augen. Tisch und Hocker zischten über seinem Kopf vorüber, wenig später der Kleiderschrank. Aber der kreisrunde Schein der Lampe fesselte ihn, sowohl mit den Händen an das Eisen, als auch mit dem Blick: Je schneller sich das Zimmer drehte, umso mehr sah Bosch keine Glühlampe mehr, sondern einen durchgängigen hellen Bogen. Der Schein fraß sich in seine Erinnerungen und er musste an ein Schwert denken, das die Luft durchschneidet – greller als jeder Blitz.

»Hörst du mich?«

Ein Schütteln packte Bosch. Von einer Sekunde auf die andere wurde ihm kalt, dann heiß. Er hörte sein Herz dröhnend schlagen. Wenigstens lenkte ihn das vom grellen Lichtbogen ab. Bosch warf den Kopf in den Nacken. Über ihm flogen die Hacke und das Wagenrad vorbei. Ein durch das Bild stürzender Balken erinnerte ihn an einen Baum, oder besser an einen riesigen Fabrikschornstein. So unnatürlich groß hing der Stamm in der Luft. Er konnte sich nicht gegen die Eingebung wehren, dass ein gigantischer Prügel auf ihn niederfahren wollte. Alles in Bosch begehrte auf, verlangte nach einem Kampfschrei, den er in unzähligen Echos bereits an seiner Seite zu hören glaubte. Gleichzeitig suchte sein Körper Schutz vor dem Riesenschlot.

Mavi ging mit Bosch in die Knie, als sie versuchte, seinen langen Körper irgendwie vom Zusammensacken abzuhalten. Sie hatte nicht die Kraft, ihn aufrecht zu halten, aber sie schützte seinen Kopf mit einer Hand und mit der anderen in seinem Rücken konnte sie ihn langsam in eine sitzende Position begleiten.

»Hörst du mich?«, fragte sie besorgt.

Bosch nickte.

»Atme tief durch«, befahl sie mit gefasster Stimme.

Das funktionierte. Bosch schloss kurz die Augen, als er die Frische der Luft wieder in seinen Lungen spürte.

»Es geht schon wieder«, sagte er.

Direkt über sich sah er jetzt Mavis Gesicht. Es war ernst, aber nicht kalt. Bosch sog Mavis Anblick ein. In einem Schwall inneren Zornes drückte er die eigenartigen Bilder von eben in die seltsamen Winkel seines Kopfes zurück, aus denen sie gekrochen waren. Auch das funktionierte. Was er jetzt über Mavi sah, war nur noch rotierende Leinwand, auf der wenig elegant Gegenstände gepinselt waren. Nichts weiter.

Das Haus verlangsamte sich. Außerdem nahm das klackernde Dröhnen des Dieselmotors ab. Nach zwei, drei weiteren Drehungen starb

es abrupt ab und das Zimmer schwang sich schwerfällig in seine Ausgangsstellung zurück.

Es wurde still.

Mavi legte eine Hand auf Boschs Stirn. Zumindest sah es für ihn so aus, aber Mavi zuckte mit ihren Fingern zurück, kurz bevor sie seine Haut fühlte. Sie drehte ihren Unterarm ungelenk hin und her, so als ob sie vor einer schwierigen Operation zurückschrecken würde. Schließlich entschied sie sich. Sie legte die Hand sanft auf Boschs Schulter.

»Ich weiß nicht, wie ich dich anfassen soll«, sagte sie.

»Das ist gelogen«, murmelte Bosch.

Mavi dachte darüber nach.

»Vermutlich«, gab sie zu. »Ich glaube, ich will meinen Händen einfach nicht folgen. Die Hände sind nur der Anfang…«

Bosch ließ die Worte unkommentiert im Zimmer verhallen. Es knackte erneut von einer Tür, aber nicht vom Eingang her. Am anderen Ende des Stegs öffnete sich der Ausgang.

»Geht es wieder?«, fragte Mavi.

»Ja«, versicherte Bosch und raffte sich zum Beweis langsam auf.

»Gut. Lass' uns draußen reden. Ich will dir was sagen.«

Sie kamen Arm in Arm aus dem drehenden Haus heraus. Der Ausgang wand sich in einem kleinen Pfad durch Blumenbeete, die einen magischen Garten darstellen sollten. Der Pfad ging beim Kartenhäuschen in den Hauptplatz des Luna-Parks über.

Der Verkäufer lächelte verschmitzt, als Bosch und Mavi in ihrer verknoteten Haltung an ihm vorbeigingen.

»Das wird schon wieder, junge Frau«, rief er den beiden nach. Dann nahm er die Zeitung mit der warnenden Titelseite zur Hand. Während er las, schüttelte er wieder und wieder den Kopf. Paris, sowas! Morgen würde er nicht mehr zur Arbeit kommen, sondern sich aus dem Staub machen. Wer weiß, was die da oben über den Ausnahmezustand bei den Franzosen wussten – und für sich behielten. Nicht mit ihm!

Mavi führte Bosch ein Stück. Sie spazierte mehr oder weniger ziellos über das Gelände und Bosch spürte, dass dieses Sich-treiben-lassen eine wichtige Funktion hatte. Mavi nahm im wahrsten Sinne des Wortes Anlauf für das, was sie mit ihm teilen wollte.

Es dämmerte. Interessanterweise füllten jetzt mehr Menschen die Wege als noch am späten Nachmittag. Nun waren es auch fast ausschließlich Erwachsene. Mavi zog Bosch an einer Traube von ihnen vorbei. Sie befanden sich vor den Schaubuden, wo marktschreierische Anpeitscher versuchten, zahlende Gäste in ihre Zelte und Bretterhallen zu bekommen.

»Möchtest du etwas sehen?«, fragte Mavi.

»Nein«, antworte Bosch, wohl wissend, dass es sich um eine Verlegenheitsfrage handelte. Aber trotzdem meinte er ernst, was er zur Erklärung sagte:

»Weißt du, was die dort drin zeigen?«

»Riesen?«, überlegte Mavi. »Pygmäen, starke Männer, Krüppel…«

»Alles Menschen.«

»Ja, ich mag das Gaffen auch nicht.«

»Menschen sehen alle gleich aus, meine ich«, korrigierte sich Bosch. »Was soll ich mich in ein Zelt stellen, in dem Menschen von der einen Seite auf Menschen an der anderen Seite gucken?«

Sie ließen die Schreihälse und ihre Sensationstexte hinter sich, aber sie mussten sie noch am Zelt mit der einzigen Warteschlange vorbei. Dort hatte der zuständige Schreihals leichtes Spiel. Die Leute drückten ihm das Geld reihenweise in die Hand.

»Kommen Sie!«, rief der Mann aus voller Kehle. »Die letzten Plätze füllen sich. Die Franzosen mögen von der Welt abgeschnitten sein, aber hier haben wir Madame Bourgnon, die vielleicht einzige Frau, die Paris gesehen hat und noch davon erzählen kann! Die Menschen verschwinden! Das Omen kommt! Wartet nicht, knausert nicht! Madame Bourgnon sagt euch, was die Bosse verschweigen!«

Bosch schob ein paar Damen und Herren so höflich wie möglich aus dem Weg, um eine Schneise durch den Trubel zu schlagen. Mavi folgte ihm, ohne dem Einpeitscher zuzuhören.

»Jedes Mal, wenn du von Menschen sprichst, als ob du nicht dazu gehören würdest, machst du mir ein bisschen Angst«, sagte sie, sobald sie wieder alleine waren.

»Wirklich?«, fragte Bosch erstaunt.

»Dir fällt das nicht einmal auf, ich weiß«, fuhr Mavi fort. »Das macht es umso seltsamer, dich um mich zu haben.«

Sie gingen weiter, vorbei an der Bergbahn. Bosch dachte über Mavis Worte nach.

»Ich will gar nicht sagen, dass es sich unangenehm anfühlt. Auch nicht schön. Es ist einfach seltsam. Und ich komme nicht von der Vorstellung los, dass du fremd bist. Also, überall fremd, weißt du? Gehörst du zu irgendwem, Bosch? Oder zu irgendwas?«

»...Früher habe ich über solche Fragen nie nachgedacht«, entgegnete Bosch nach einer Pause. »Jetzt schon. Weil ich keine Antwort darauf habe. Was habe ich früher gedacht? Ich weiß nicht, warum ich mich nicht erinnern kann.«

»Du bist berühmt, oder nicht?«, fragte Mavi und blieb dabei stehen. »Vielleicht warst du immer zu beschäftigt?«

Bosch zuckte mit den Schultern. Er hatte einen Verdacht, aber diesen behielt er für sich. Er glaubte nicht daran, dass er in der Vergangenheit zu beschäftigt gewesen war. Ihn trieb mehr und mehr um, dass er für kein Geld der Welt in der Lage gewesen wäre, sein Leben zusammenzufassen. Er blickte in ein Loch in seinen Erinnerungen.

»Womöglich haben wir das gemeinsam«, fuhr Mavi fort. »Ich jedenfalls gehöre nirgendwo hin, zumindest nicht hierhin. Ich weiß das schon sehr, sehr lange.«

Sie drehte sich zu Bosch um, dann ihn sanft mit den Händen zur hohen Wand, zu der sie sie beide geführt hatte. Es war die gegenüber-

liegende Seite der Bergbahn, genauer gesagt der falschen Berge. Sie fielen jenseits der letzten Kurve in den Gleisen senkrecht bis zum Parkboden hinab. Die Wand war hoch wie eine Straßenfassade und so breit wie zwei Mietshäuser. Sie war eigentlich keine Wand, sondern ein aufwändiges Gerüst, auf das Stoffbahnen gespannt waren, ganz ähnlich wie beim drehenden Haus. Die riesige Leinwand zeigte Häuserschluchten in einem fein säuberlichen Raster. Hochhäuser mit hunderten heller Fensterlichter waren auf jedem Quadratmeter der Wand zu sehen. Links und rechts, an den Rändern der Wand, lugte Wasser hervor. Am oberen Rand ragten einige besonders markante Wolkenkratzer aus dem Bild. Der Horizont darüber bestand ebenfalls aus Wasser. Der Umriss einer Figur war mitten ins Wasser gemalt, eine Hand erhoben, mit einer rot ausgemalten Fackel darin. Sie war völlig vom restlichen Maßstab des Motivs befreit, damit Besuchende sie auf der Stadtlandschaft erkennen konnten. Die Freiheitsstatue schien so groß wie ein Wolkenkratzer.

»Ich komme hier schon seit Jahren hin«, erklärte Mavi. »Auch alleine. Nur um mir das Bild anzugucken.«

»Was ist das?«, fragte Bosch, nachdem er zwei Schritte zurückgetreten war, um die ganze gemalte Fläche überschauen zu können.

»Was das ist? Das ist New York!«

»New York...«

Bosch erinnerte sich an den Abend, an dem er zum ersten Mal im Herrenhaus zu Abend gegessen hatte. Neiwolf war von den Anderen über seine Arbeit in New York ausgefragt worden.

»Erkennst du es nicht? Wie viele Städte auf der Welt kennst du, die so viele Hochhäuser haben?«, fragte Mavi, plötzlich amüsiert.

»Natürlich, New York!«, bestätigte Bosch.

»Du warst noch nie da?«

»Nein.«

»Hätte ja sein können«, flüsterte Mavi ernst. »Aber ich würde eh nicht wollen, dass du mir davon erzählst. Ich werde es selber sehen.«

Mavi blickte auf den Boden, während sie das sagte. Bosch trat wieder näher heran und fasste sie bei der Hand.

»Du gehst nach New York?«

»Ich bin hier fremd. Es gibt kein Zuhause für mich.«

»Und du glaubst, dass New York eines für dich sein wird?«

Mavi schüttelte den Kopf. Dann blickte sie auf, und als sie Bosch in die Augen schaute, lag darin das gleiche klare und furchtlose Blitzen, das ihn in ihrer ersten Nacht so überrascht hatte, als er sich leise aus der Stube hatte stehlen wollen. Bosch liebte es.

»Ich gehe nicht deshalb. Das ist nicht so leicht zu erklären und ich werde es dir nicht erklären, hörst du? Sei nicht böse…«

»Ich bin nicht böse.«

Bosch nahm auch Mavis andere Hand in seine.

»Es ist einfach, …ich hatte mal einen Ort, an dem ich glücklich war. Dann war er weg, und mit ihm alles, was zu einem Zuhause gehört. Es geht mir nicht um New York oder um Amerika. Berlin ist ein großes, dreckiges Loch, aber ob ich hier lebe oder dort, wo angeblich alle reich werden können, ist mir egal. Der Punkt ist, dort drüben bin ich vielleicht genauso fremd wie in diesem Land, aber es ist wenigstens neu.«

»Ich verstehe.«

Sie schwiegen eine Weile. Bosch warf noch einen Blick auf das flache New York an der Wand. Mavi tat es ihm gleich.

»Wann gehst du?«

»Ich weiß es noch nicht, also noch nicht genau. Ich habe mir das alles gut angeschaut, die Überfahrt mit dem Schiff, und wie ich hinkomme. Es gibt noch ein paar Dinge, die ich klären muss, aber egal wie, ich muss im Januar in New York sein.«

»Im Januar?«, wiederholte Bosch fragend.

»Spätestens am 24., ja«, erklärte Mavi. »Früher wäre besser, aber es darf nicht später sein.«

»Warum?«

Mavi zögerte.

»Du musst es mir nicht sagen, wenn du nicht willst«, sagte Bosch sanft. Er konnte sehen, wie sich Argumente in Mavis Gesichtsmuskeln einen Kampf lieferten. Sie begann kaum merklich zu zucken und mit den Zähnen ihre Unterlippe zu bearbeiten.

»Am dem Tag wird es eine Sonnenfinsternis geben«, sagte sie schließlich. »Und ich muss sie dort sehen.«

Bosch fand sich in einer Musterung wieder. Er konnte Mavis prüfenden Blick förmlich auf seiner Miene spüren.

»Ich weiß, dass das vielleicht komisch für dich klingt…«

»Warum musst du sie in New York sehen«, unterbrach Bosch. »Wird es nicht überall dunkel?«

»Du meinst auf der Welt? Nein, natürlich nicht. Also, den Mond vor der Sonne kannst du in vielen Ländern sehen, aber eine totale Verfinsterung ist nur in einem viel kleineren Gebiet sichtbar. Wie durch ein Brennglas, nur umgedreht. Weißt du, was ich meine? Nicht das Licht wird gebündelt, sondern der Schatten.«

Bosch lächelte Mavi an. Sie nahm das als Zeichen für einen seiner häufigen, ebenso plötzlichen wie kindlichen Momente der Erkenntnis. Ihre einfache Erklärung gefiel ihm. Als sie ihn noch nicht lange kannte, dachte sie, er würde sich damit über sie lustig machen. Mavi lernte jedoch schnell, dass Bosch das nicht spielte.

»Diese Finsternis ist zum Beispiel nur in der Nordhalbkugel zu sehen«, fuhr Mavi fort. »In Amerika am besten, oder direkt über dem Atlantik, aber da ist ja niemand. Du kannst auch nicht einfach irgendwo in Amerika sein, um die vollständige Verdunklung zu sehen. Vielleicht ist selbst New York zu groß dafür und ich muss aufpassen, wo ich stehe, um den Mond nicht nur teilweise zu sehen.«

»Woher weißt du so viel darüber?«, fragte Bosch.

»Ich habe einen Artikel in der Zeitung gelesen, neulich. Da war die Bahn beschrieben und ein paar Städte, von wo aus…«

»Über Sonnenfinsternis überhaupt, meine ich«, legte Bosch nach. »Du willst sogar deine Reisepläne danach richten!«

Mavi löste ihre Hände aus Boschs. Sie ließ sich mit der Antwort ungewöhnlich viel Zeit.

»Hast du schon mal eine gesehen?«

»Eine Sonnenfinsternis?«

»Ja. Hast du gesehen, wie sich der Mond wie eine schwarze Scheibe vor die Sonne schiebt, bis er genau in der Mitte sitzt?«

Bosch schüttelte den Kopf.

»Es wird völlig dunkel, innerhalb von Minuten. Alles geht viel schneller als bei einer normalen Dämmerung. Und am Ende fehlt auch die tiefe Schwärze der Nacht, wenn das Licht verschluckt ist. Es ist vielmehr alles grau, ganz dunkel, aber die Dinge werfen noch Schatten wie aus Milch. Alles wird still, weil der Wind aufhört zu wehen und die Tiere verwirrt sind. Vögel hören auf zu singen. Es wird geisterhaft. Nicht lange! Nur für eine Minute oder so. Aber es fühlt sich wie eine Ewigkeit an, besonders in meiner Erinnerung...

Über dir brennt der Kranz der Sonne ganz schmal und gleichmäßig um den Rand des Mondes. Das ist der perfekte Moment. Es braucht viel Glück, um das einmal im Leben zu sehen.«

»Und du hast also schon so eine perfekte Finsternis gesehen?«, hielt Bosch fest.

»Ich muss sie nochmal sehen. Noch dieses eine Mal, wenn ich hier alles hinter mir lasse. Sag', bist du hier genauso fremd wie ich?«

Bosch bejahte stumm.

»Für mich wird sich auch in New York nichts daran ändern, egal, ob ich dort bleibe oder weiterziehe. Auch dort bin ich so fremd wie überall – wenn ich nicht hoch in den perfekten Kranz der Sonne schauen kann am 24. Januar. Da ist mein Zuhause. Es braucht nicht lange zu sein, ich weiß, wonach ich gucke.«

»Ich verstehe nicht«, gestand Bosch.

Mavi streichelte ihm über eine Wange.

»Das glaube ich dir.«

»Erkläre es mir«, bat Bosch.

»Ich habe dir doch gesagt, dass es nicht leicht zu erklären ist, oder? Und das ist der Teil, den ich dir nicht erklären werde.«

Während sie sprach, streckte sich Mavi. Sie stand vor dem viel größeren Bosch wie eine Statue, die jeden Sturm über sich hinweg hatte pfeifen sehen und über jeden weiteren nur müde lächeln konnte.

»Es fühlt sich seltsam an, mich um dich zu haben. Hast du das nicht vorhin gesagt?«, fragte Bosch.

»Hab' ich. Macht mich diese Geschichte auch seltsam?«

»Ich weiß nicht«, gab sich Bosch grübelnd. »Geheimnisvoll eher.«

Etwas dröhnte über ihren Köpfen. Mit ihrem plötzlichen Schweigen wurde es immer lauter, bis beide hinauf in den Himmel guckten. Ein knallgelbes Flugzeug näherte sich dem Park. Der Doppeldecker zog ein flatterndes Transparent hinter sich her, das mindestens so groß wie das gemalte Manhattan hinter Mavi und Bosch sein musste. Das Dröhnen des Motors verwandelte sich in ein monströses Knattern, als der Flieger direkt über dem Badesee des Parks in eine Kurve einschlug. Die menschhohen Buchstaben auf dem Transparent waren dabei zu lesen.

»Lunas Feuerwerk! 10 Uhr!«, las Mavi vor.

Der gelbe Doppeldecker verschwand schnell wieder aus ihrer Sicht, kehrte aber noch mehrmals zurück, um seine Botschaft so vielen Gästen und Anwohnenden wie möglich zu zeigen.

»Ich würde es gerne sehen«, sagte Bosch.

»Es ist schön«, pflichtete Mavi wissend bei.

»Bleibst du auch und guckst es mit mir an?«

Auf den Waldwegen war es stockfinster, als Bosch gegen Mitternacht durch die Bäume spazierte. Der Mond blitzte nur selten durch ein Loch in den Kronen, so dass etwas Licht den Boden erreichte. Es machte Bosch

aber nichts aus, in der Dunkelheit zu gehen. Er sprang sogar leichtfüßig über umgestürzte morsche Baumstämme, wo er vom Weg abwich. Das musste er ein paar Mal machen, um genau so zurückzukehren, wie er gekommen war. Die gelegentlichen Forststraßen und Wanderwege folgten alle ihrer eigenen Logik. Die sah aber nicht vor, dass jemand vom südlichen Ende des Kurfürstendamms den halben Wald durchqueren wollte. Bosch ging in einer geraden Linie südwärts, egal was ihm im Weg war. Er fand sich mehr in Gestrüpp und tiefen Senken wieder als auf den in Karten verzeichneten Pfaden.

Um diese Zeit verirrte sich niemand ohne Grund so tief in den Grunewald. Tiere herrschten ungestört über diesen Teil der Nacht. Ein Fuchs nahm Boschs Witterung auf. Es knackte ohne Unterlass um ihn herum. Doch keine Kreatur näherte sich ihm, auch nicht diejenigen, die sich von ihm gestört fühlten. Eine Rotte Wildschweine machte sich lautstark grunzend bemerkbar, weil die laufende Figur ihnen zu nahe kam. Eine Sau startete einen kurzen bedrohlichen Angriff, ließ aber schon wenige Meter jenseits ihrer Gruppe von ihrem Plan ab.

Bosch bemerkte von all dem nichts. Er lief vorwärts und sog den Duft des Grases ein, auf dem Mavi und er gelegen hatten, als über ihnen die bunten Raketen zerstoben. Er trug den Geruch noch in seiner Nase.

Alle Gerüche. Er konnte sie auch förmlich auf der Zunge schmecken. Während er Bilder von Mavi, der Explosionen am Himmel und der Eindrücke im drehenden Haus vor seinem geistigen Auge ordnete, wurde der Wald um ihn herum immer heller. Die Nacht endete keineswegs, er konnte nur besser erkennen, wo er war. Und so sah er nicht nur den sich immer wieder öffnenden Vorhang aus unzähligen Bäumen klar vor Augen, sondern bald auch die Lichter des Herrenhauses in der Ferne.

Das letzte Stück des Weges nahm Bosch über die Zufahrt, durch die ihn das Adlon-Taxi vor Monaten zur Villa gebracht hatte. Er spazierte über den runden Vorplatz mit dem Brunnen, bog dann aber instinktiv

vor der Eingangstür ab, von wo aus er sich durch Gebüsch an der Mauer des Hauses bis zum Garten schlug.

Sobald er die Ecke passiert hatte, die weiter bis zu den verschlungen angelegten Gartenwegen führte, verfiel er in Laufschritt. Der Grasgeruch verschwand aus seiner Nase und die Bilder des Tages aus seinem Kopf.

Der Bettler stand mitten im Garten, im Rondell, in dem Gänsekiel Bosch so betrunken gemacht und beredet hatte. Als er Bosch im Mondlicht auf sich zu rennen sah, löste der Bettler sich aus seiner wartenden Position und tat es ihm gleich. Im Lauf streifte er sich den Mantel ab, den er auch in dieser warmen Spätsommernacht trug.

Bosch sprang über zwei Reihen sorgsam beschnittener Rosenstöcke, bevor er mit einem letzten Satz, Schultern und Kopf voran, auf den Bettler zu flog. Sie stießen mit den Oberkörpern zusammen und kamen als stöhnendes Knäuel gemeinsam auf dem Waldboden auf.

Zuerst rappelte sich Bosch auf, während unter ihm noch der Bettler zusammengekrümmt im Dreck lag. Er trat einen Schritt zurück, um sich sein Werk anzusehen. Der Atem in seiner Brust brach sich ohne Rücksicht auf Schmerzen seine Bahn. Bosch schnaufte. Dann genoss er die Wucht, mit der seine Lungen Schwerstarbeit verrichteten. Kurz überlegte er, ob er dem Bettler zu seinen Füßen in den Magen treten sollte, solange er sich noch nicht wehren konnte. Aber er entschloss sich dagegen. In seiner Rippengegend keimte ein brennendes Stechen auf. Dort musste ihn der Bettler mit einem Leberhaken erwischt haben, den Bosch nicht gesehen hatte. Er rieb sich die Stelle und gab seinem Gegner noch mehr Raum, um wieder aufzustehen.

Der Bettler rollte sich zur Seite. Dann erhob er sich, schüttelte Sand von seiner Schulter, streckte sich und nahm etwas Abstand zu Bosch ein. Ohne den Mantel als plumpe Hülle sah der Mann völlig anders aus – Respekt einflößender. Er trug ein beflecktes Hemd, unter dem sich die Muskeln spannten. Bosch musterte ihn. Dafür brauchte er nicht einmal

den Mondschein. Er fühlte, wie stolz und stark der Bettler war. Sein Gegenüber hatte keine Angst vor ihm und seinen Schlägen.

Für Bosch galt das gleiche. Das überraschte Gesicht von Henrik Espen schoss ihm wie ein Blitz in den Sinn: Dessen Blick, als er wusste, dass er am Ende seiner Möglichkeiten war, kurz bevor Otto ihm in die Brust geschossen hatte. Bosch erinnerte den Geschmack seiner Lippen, wie kalt sie waren und wie viel Furcht er gespürt hatte in dem großen Mann. Die bittere Enttäuschung, die jetzt durch Bosch schwappte, presste er in seine Hände. Er ballte sie zu Fäusten.

Der erste Schlag traf den Bettler mitten auf die Nase. Damit hatte Bosch seine Rache für den Überraschungsangriff früher im Sommer. Aber der Bettler wankte nicht und fast schien es, als wollte auch er ein ausgeglichenes Konto zwischen ihnen beiden haben, denn Boschs zweiten Schlag parierte er schon wieder geistesgegenwärtig mit dem Unterarm. Mehr noch, er packte anschließend mit beiden Händen Boschs ins Leere laufende Faust, drehte sich mit dem Rücken in dessen Brust hinein und warf Bosch über seine Schulter zu Boden.

Ein vorgestrecktes Knie des Bettlers stürzte wie ein Fallbeil auf Bosch hinab, doch er stoppte es, bevor es ihn am Hals treffen konnte. Mit aller Kraft warf er den Bettler von sich. Der prallte wie von einem Trampolin ab und lachte dabei.

Es folgte ein wildes Handgemenge. Beide Männer gaben auf, den anderen überraschen oder überlisten zu wollen. Sie endeten in einem gegenseitigen Griff, zwei stehende Ringer, die ihre Oberhand mit purer Gewalt aus dem anderen herausdrücken wollten. Der Bettler atmete heftig. Auch Bosch ächzte unter dem Druck. Sie schoben sich abwechselnd ein, zwei Schritt nach hinten, aber keiner von ihnen konnte einen echten Vorteil gewinnen. Und keiner von ihnen wollte nachgeben.

So ging es eine Weile, bis ihnen die verkrampften und übersäuerten Glieder eine bewusste Entscheidung abnahmen. Bosch und der Bettler schubsten sich gegenseitig voneinander weg. Es folgte ein schweigend

akzeptierter Waffenstillstand, wenn auch der vielleicht kürzeste der Geschichte, denn nach höchstens zehn Sekunden stürmten sie erneut aufeinander zu. Nur blieben sie dieses Mal kurz vor der Konfrontation stehen. Sie hoben die Fäuste zum Boxkampf. Bosch fing sich einen Schlag an der Schläfe ein, der sich gewaschen hatte. Er fühlte sämtliche Zähne in seinem Schädel klappern, als der Schwinger ihn traf. Er tat es aber der zuvor gezeigten Standhaftigkeit des Bettlers gleich und wankte nicht. Bosch schüttelte die aufziehende Ohnmacht ab. Es überraschte und berauschte ihn gleichermaßen, wie leicht ihm das fiel. Reiner Wille setzte sich über die Alarmzeichen des Körpers hinweg. Er fühlte sich unbesiegbar, von nichts und niemandem zu überwinden.

Der nächste Schlag kam von Bosch, mit einem kurzen, kräftigen Haken in die Leber seines Gegenübers. Der Bettler krümmte sich, stieß aber keinen Laut aus. Statt mit schmerzverzerrtem Gesicht oder benommenem Blick bäumte er sich mit einem breiten Grinsen wieder auf. Als Antwort gab er Bosch eine Ohrfeige, die aus dem Nichts zu kommen schien. Sie klatschte so laut auf der Haut, dass eine Eule, die sich das Spektakel gleichgültig von einem Ast der umliegenden Bäume angeschaut hatte, erschrocken aufflatterte.

Ein zweites Klatschen folgte. Bosch gab dem Bettler die Retourkutsche. Mangels weiterer Ideen verfielen sie nun doch noch einmal in eine ringende Umarmung, die letztlich beide zu Fall brachte. Der eine wie der andere landete während ihrer Bodenkarambolage einige Fausttreffer auf dem Körper des anderen. Ein Schlag gegen den Oberschenkel, ein beherzter Treffer in den Magen, gegen den Hinterkopf. Es regnete minutenlang Hiebe, zuerst hart und häufig, dann mit steter Ermüdung immer unregelmäßiger und weniger verheerend.

Sie hörten – wie beide mittlerweile auch nicht anders erwarteten – zeitgleich auf. Die Hiebe blieben aus. Stattdessen war im ganzen Garten das Ringen nach Luft zu hören. Bosch löste seinen letzten Griff aus den Haaren des Bettlers, rollte bis zu einem Sicherheitsabstand von seinem

Gegner weg und hockte sich dann auf einen Zierstein, kurz vor der Terrasse. Er sah sich um, wohin sie der Kampf eigentlich getragen hatte.

Der Bettler setzte sich ebenfalls auf. Hinter ihm stand eine Bank, auf die er sich keuchend fallen ließ.

Nachdem beide genug Luft nachgeatmet hatten, um wieder Aufmerksamkeit für den jeweils Anderen zu entwickeln, wurden sie ruhig. Bosch sah den Bettler einfach nur an. Der machte es nicht anders.

Keiner sagte ein Wort.

7. Nackter Nebel

Es war viel zu früh für eine Probe. Die Hausgäste trafen sich üblicherweise in den späten Abendstunden. Eine handvoll nächtlicher Sitzungen hatte es auch schon gegeben, aber noch keine am Nachmittag. Die Sonne stand noch hoch am Himmel und Bosch hatte keinen Funken Lust, sich in den Keller zu begeben.

Er hatte schlecht geschlafen. Das war für sich genommen schon bemerkenswert, weil Bosch zum Thema Nachtschlaf bislang ebensowenig zu sagen gehabt hatte wie zu vielen anderen Dingen, die Leute gewöhnlich umtrieben: verflossene Lieben, große Taten aus der eigenen Vergangenheit, das Altern, Schmerzen in den Gliedern, vergossene Tränen oder Zankereien. Oder eben Schlaf, zu viel davon, zu wenig, gestörter Schlaf, Schlafwandeln und, natürlich, Alpträume. Bosch erinnerte sich nicht, irgendeines dieser Probleme je gehabt zu haben.

Das war nun vorbei.

Die letzte Nacht ging Bosch nicht aus dem Kopf. Er spürte auch die Folgen, die das ständige Wälzen im Bett und der verzweifelte Versuch, wieder in den Schlaf zu finden, auf seinen Rücken hatten. Es zwickte und zog an Stellen, denen Bosch nie Aufmerksamkeit schenkte.

Und nun die bereits dritte Erinnerung seiner Mitschauspielenden, sich zu beeilen und in den Keller zu kommen. Amelia war die erste gewesen. Sie fand ihn noch im Bett. Simian war der nächste. Er säuselte Bosch mit allerhand Erzählungen über die aktuelle Kommunalpolitik wach. Simians warme, bezirzende Stimme konnte aus jeder noch so langweiligen Geschichte etwas machen, vor dem man die Ohren nicht verschließen konnte.

Bosch hatte sich trotzdem nicht aufraffen können. Stattdessen drangen die Bilder aus seinen Träumen langsam aus dem Unterbewusst-

sein hervor. Als dann Harstein die dritte Einladung binnen weniger Minuten ausgesprochen hatte, war es eher als Drohung zu verstehen. Harstein hatte nichts von der Eleganz beziehungsweise Überredungskunst seiner Mitbewohnenden. Er knatterte seine Worte mit der Präzision eines Presslufthammers in Boschs Zimmer, schickte ihm einen funkelnden Blick aus gekniffenen Augen und zog die Tür so stark hinter sich zu, dass sie drohte aus der Zarge zu brechen.

Nun hockte Bosch auf dem Bett, unwillig noch einen vierten Gast klopfen zu hören. Es war ihm ein Rätsel, wozu oder wem diese Hektik diente. Noch dazu am hellichten Tag! Er fand sich damit ab, in den Keller zu gehen, aber nicht, bevor er aus dem flachen Schubfach des Tischchens an seinem Bett einen Flakon herausgefingert hatte. Nach ein paar Schlucken wurde Bosch vertraut warm in der Kehle. Vielleicht sorgte dieses Gefühl für die nötige Ruhe in ihm, die seine Traumbilder brauchten, um sich endgültig wieder in Erinnerung zu rufen.

Bosch hatte davon geträumt, auf einem gleißenden Thron zu sitzen, hoch über zwei endlosen Heeren. Es war der Krieg im Himmel, den Gänsekiel ihm so lebhaft geschildert hatte. Zu seinen Füßen kämpften Engel in einem millionenfachen Durcheinander. Sie erinnerten ihn an Ameisen, so fern und klein schienen sie vom Thron aus zu sein.

Er trank noch ein paar Schlucke und war überrascht, als er danach keinen Tropfen mehr im Flakon fand. Bosch wollte mehr. Er wollte nicht proben, sondern trinken. Die Erinnerung an den Traum und den Thron war ihm zuwider.

Jetzt erinnerte er sich, dass er nicht allein war, dort oben. Neben ihm hatte Henrik Espen gesessen. Stoisch und schön, so wie Bosch ihn eigentlich in keinem Moment erlebt hatte. Er war von seinem makellosen Gesicht seltsam berührt und verzaubert gewesen, aber die kurze Zeit, die sie im Winter geteilt hatten, war von Hektik getrieben. Getrieben, das beschrieb Espen ohnehin am besten. Egal, ob er sich die Finger im Schnee blutig gezeichnet hatte oder sich durch die Menge schlagen musste, um zu

Bosch durchzudringen. Einen ruhigen Augenblick gab es zwischen ihnen beiden nie. Und doch war der Mann mit den feuerroten Locken in Boschs Traum so still, so in sich ruhend. Bosch fühlte, dass er in dieser letzten Nacht heute Henrik Espen besser verstanden hatte als bei seinem Zusammentreffen mit dem echten Mann. Das Traumbild war ihm gerecht, nicht die Wirklichkeit.

Und da war noch mehr in den Bruchstücken, die Bosch von seinem unruhigen Schlaf blieben. Auch die Gäste des Hauses waren darin vorgekommen. Bosch hatte sie im Traum unter den ameisenhaften Engeln gesehen. Harstein, wie er in einem Blutrausch um sich schlug, mit zwei Schwertern, die von Boschs Thron aus wie kleine Holzspieße in Büffethäppchen aussahen. Er hatte Harstein gut erkennen können, weil er mit wütenden Hieben eine Lichtung ins Meer der Engel schlug.

Simian war irgendwann aus der kämpfenden Masse geschlichen, direkt auf den Thron zu. Bosch wollte etwas zu ihm sagen, musste es aber nicht, denn Henrik Espen erhob sich kurz, wies Simian mit dem Arm energisch zurück und setzte sich dann genau so unbewegt wieder hin wie zuvor. Anders d'Utrecht und Neiwolf, die Seite an Seite kämpften, ohne einen Gedanken an Rückzug zu verschwenden. Bosch erkannte auch diese beiden sofort, obwohl sie völlig anders aussehen als er sie kannte. Im echten Leben waren gerade diese zwei das körperlich abstruseste Paar, das in diesem Haus zusammengestellt werden konnte. Neiwolf mit seiner übermenschlichen Größe wirkte nicht nur fast doppelt so groß wie der Juwelier, nein, der Effekt wurde sogar noch größer durch d'Utrechts bojenhaften Umfang. Er sah neben Neiwolf gestaucht aus, als wäre er in einer großen Presse kompaktiert worden. Aber auf Boschs traumverzerrtem Schlachtfeld wirkten sie wie Brüder. Neiwolf war noch immer der größere, aber sie unterschied nur wenig an Körpermaß. Außerdem fehlte dem einen die Körperfülle, dem anderen die an Altersschwäche grenzende Langsamkeit. Nur ihre Gesichter waren unverwechselbar.

Selbst Sander war da. Seine Traumgestalt hatte die fast schon großväterliche Ruhe abgestreift, die der Polizist stets gegenüber Bosch gezeigt hatte. Hier wirkte er jugendlich und nicht minder agil und leidenschaftlich als die Anderen, die Bosch entdeckt hatte.

Was ihn letztendlich hatte aufwachen lassen, mitten aus dem Schlachtgetümmel heraus, war ein Scharmützel, das Sander mit drei anderen Engeln hatte. Er machte kurzen Prozess mit zweien davon, musste sich aber dem dritten fast geschlagen geben, bevor sie getrennt wurden. Und dieser dritte Gegner war Rex Gänsekiel. Wie d'Utrecht hatte dieser im Traum eine Transformation zu seinem Besseren hinter sich. Er kämpfte aufrecht, schlank und muskulös zugleich. Das wilde Haar war selbst in dieser Fantasiewelt wild, das Gesicht darunter aber nicht so verbittert wie sonst. Erst dieser Kontrast machte Bosch richtig bewusst, wie verkniffen und verschlossen der Dichter sich tagein, tagaus durch das Haus bewegte.

»Verfluchter Abdiel«, murmelte Bosch zu sich selbst, während er den Gang zum hinteren Trakt des Hauses entlang ging.

Er war kurz selbst überrascht, dass er sein Zimmer tatsächlich verlassen hatte. Im Gehen betrachtete er seine Hände, weil es ihm in den Fingerkuppen juckte. Er spreizte alle Finger seiner linken Hand ab und begann reflexartig zu zählen.

»Beelzebub, Moloch, Dagon, Mammon, Mulciber«, hörte er sich murmeln. Fünf Finger waren nun wieder eingezogen.

Er machte mit der rechten Hand weiter.

»Belial…«

Hier stockte er. Diese Namen sagten ihm nichts. Warum zählte er sie auf? Gänsekiel hatte sie erwähnt.

Diese Geschichte über den Krieg im Himmel schien sich in seinem Kopf festzufressen, vermutete Bosch.

Ihm wurde etwas übel. Der kühle Luftzug, der ihn am Eingang der Wendeltreppe in den Keller empfing, tat ihm gut. Bosch ging ohne Eile

hinunter und wurde sogar noch langsamer, als ihm auffiel, dass nur Amelia in seinem Traum gefehlt hatte.

Oder doch nicht? Hatte es sich nicht angefühlt, als wäre auch die Gräfin ganz nahe bei ihm gewesen? Vielleicht nicht als Figur, die er in seinem Traum sehen konnte, aber als sein guter Geist…

Bosch wankte die Stufen bis zum Keller hinunter. Sein Kopf war berstend voll. Zu voll, um sich auf seinen Gang zu konzentrieren. Es brauchte die auf ihn gerichteten Augen aller Hausgäste, um Bosch aus seinen Gedankenschleifen in das Jetzt zu ziehen.

»Es wird aber auch langsam Zeit«, sagte Amelia in gespielt vorwurfsvollem Ton. Sie ging auf Bosch zu und nahm ihn bei der Hand.

»Du bist hier?«, fragte Bosch sie im Gehen.

»Ich will das doch nicht verpassen!«

Er nahm diese Antwort hin, auch wenn er Amelia nicht ein einziges Mal in den letzten Wochen bei einer Probe gesehen hatte. Sie war überhaupt nur einmal in den Keller gekommen, und zwar am Tag, als sie Bosch die Rolle gegeben hatten.

»Generalprobe, mein Guter«, flüsterte Simian Bosch zu, während er sich Falten am Chiton in Ordnung zupfte.

»Generalprobe?«

Bosch verstand nicht. Dass bald eine Aufführung stattfinden würde, hatte ihm niemand gesagt. Ihm war klar gewesen, dass all die Proben auf ein Ziel zusteuerten, schließlich hatten die Anderen ihre Zeit nicht gestohlen. Zumindest vermutete er das, auch wenn er außer Sander nie jemanden zur Arbeit gehen sah. Aber Generalprobe? Es war keine Rede von einem Datum gewesen.

»Das wusste ich nicht«, sagte er zu Simian.

»So genau wusste ich das auch nicht«, gab der zu.

»Keiner von uns!«, rief d'Utrecht vom Bühnenvorhang hinüber. »Aber es wird höchste Zeit, nicht wahr?«

Der Juwelier schaute grinsend in die Runde, um Zustimmung in den Gesichtern von Sander, Harstein, Rex und Neiwolf einzuheimsen. Er erntete jedoch nur Schweigen, ...manchen eisigen Blick sogar.

»Kein Humor. Verstehe«, echauffierte sich d'Utrecht leise. Er wendete sich dem Vorhang zu, der in der Mitte mit einer stattlichen goldenen Kordel vertäut war.

Das war neu. Die bescheidene Erhöhung aus Dielenbrettern war sonst nie abgehängt. Die Enden des Vorhangs blieben normalerweise an den Bühnenrändern, wo sie die Abgänge verdeckten.

Sander beobachtete, wie Bosch den Vorhang anstarrte.

»Ein echte Generalprobe, Bosch«, sagte er. »Ich bin tatsächlich ein wenig aufgeregt.«

Auch Sander hatte sich in ein Kostüm geworfen. Er trug grobe Knickerbocker, darüber eine Weste und eine Tweedjacke. Auf seiner Nase balancierte ein bügelloses Binokel. Sander sah gut getroffen aus für die Rolle als Literaturprofessor des letzten Jahrhunderts.

»Wann führen wir denn auf?«, fragte Bosch. »Und vor wem?«

»Das sehen wir dann«, knurrte Harstein. Warum er so kurz angebunden war, konnte Bosch nicht sagen. Aber er erkannte diese Stimmung in dem Hünen, vor der die halbtrunkenen Raufbolde in den illegalen Kneipen reißaus nahmen. Bosch hatte es mehr als einmal miterlebt. Ein siebter Sinn sagte den üblichen Verdächtigen, dass nur ein falsches Wort genügte, um den wider alle Natur gebauten Muskelprotz Amok laufen zu lassen. Alle wichen Harstein aus, wenn er so knurrte.

Bosch war das egal. Er kannte keine Angst vor Harstein. Vom ersten Augenblick an war er einfach nur neugierig fasziniert von ihm gewesen. Trotzdem hakte er jetzt nicht nach, denn d'Utrecht schien fertig mit seiner Entknoterei zu sein.

»Voilà«, intonierte er.

»Moment«, rief Gänsekiel.

»Was denn noch?«, fragte d'Utrecht barsch. Er hielt die Ränder des geteilten Vorhangs in den Händen, zog sie aber nicht auseinander.

»Sind alle bereit?«

Rex stand in der Mitte des Raums, die anderen Schauspielenden um ihn herum.

»Mach' hin!«, dröhnte Harstein, der zu Recht ahnte, dass Rex einfach die Gunst des Moments nutzen wollte, um noch einmal alle daran zu erinnern, dass er hier unten im Keller der Regisseur war.

»Bist du fertig geworden?«, fragte Gänsekiel in Richtung Neiwolf.

Der Architekt war der einzige, der nicht auf seinen Beinen stand. Er saß auf mehrere Stühle ausgeklappt. Die Konstruktion war ganz klar an seine improvisierte Liege auf der Terrasse angelehnt.

»Natürlich«, röhrte es aus Neiwolfs Kehle. »Was soll die Frage?«

Neiwolf zog ein Taschentuch aus seiner Hemdtasche und tupfte sich damit die Stirn ab. Er wirkte ausgelaugt, müde, als hätte er gerade schwere körperliche Arbeit geleistet.

Amelia trat von hinten an Neiwolf heran und massierte ihm ungefragt die Schultern. Er quittierte es mit stummem Kopfnicken samt einem tiefen Brummen, das jedem Löwen Konkurrenz gemacht hätte.

»Neiwolf hat uns einen Hang gebaut«, erklärte Simian Bosch. »Wie er versprochen hat. Es soll eine Überraschung sein!«

»Hervorragend«, freute sich Rex. Er wendete sich mit einer theatralischen Geste zu d'Utrecht, der nach wie vor auf ein Zeichen wartete.

»Kann ich?«, fragte er.

»Aber bitte, unbedingt!«, sagte Rex.

Begleitet von einem leisen Flirren wanderte der Vorhang zur Seite. Als d'Utrecht den Stoff an den Bühnenrändern fixiert hatte, trat er zurück und reihte sich in die starrenden Schauspielenden ein.

Niemand sagte etwas. Auch Bosch nicht. Er gaffte. Dort, wo er neulich so getan hatte, als würde er eine leichte Anhöhe hinaufgehen, damit Beelzebub über den Hang auf die Seeschlacht sehen konnte, war

nun Geröll auf der Bühne. Zwischen rötlich-braunen Steinchen und Sand blitzte blanker Fels hervor. Und am Ende dieser leichten Anhöhe von vielleicht zwei Metern Länge fiel der Fels steil ab, so als wäre der Grund dort abgehackt. Bosch blickte auf eine nackte Wand aus Gestein, die gut und gerne hundert Meter in die Tiefe ragte. Er musste seinen Kopf senken und sich etwas näher an die Bühne trauen, um am Fuß des Abgrunds einen flammenden Teppich sehen zu können.

»Das ist doch kein Hang«, brummte Harstein.

»Wie bitte?«, fragte Neiwolf aus seiner sitzenden Position zurück.

Harstein verschränkte die Arme vor der Brust. Dabei machte er ein wichtiges Gesicht.

»Das ist eine Klippe und kein Hang«, erklärte er.

»Ist doch gut!«, mischte sich d'Utrecht eifrig ein, bevor der Architekt mit einer Bemerkung – egal welcher – ein Streitgespräch mit Harstein heraufbeschwören konnte.

»Da ist ja sogar der Feuersee«, beobachtete Simian laut.

Bosch schaute genauer auf die Flammen, die so fern von ihm zu flackern schienen, deren Hitze er sich aber trotzdem einbildete vor der Bühne spüren zu können. Es machte ihn etwas schwindlig, sein Wissen und sein Sehen in Einklang zu bringen: Er stand in diesem Keller, der keine drei Meter hoch war. Neiwolf musste auf der Bretterbühne sogar immer leicht geduckt spielen, um sich nicht den Kopf zu stoßen. Und trotzdem ragte vor seinen Augen der Ausschnitt einer Steilküste in den Boden, viele Häuser hoch beziehungsweise tief. Bosch sah hinaus auf das Flammenmeer, auch nachdem er sich mehr als einmal die Augen gerieben hatte, um zu prüfen, ob er sich das alles nicht nur einbildete. Aber nein, er konnte tatsächlich Wellenbewegungen in der Ferne sehen. Er blickte weiter und weiter über den Feuersee, wo er eigentlich nur die Backsteine der Kellerwand erwarten konnte. Stattdessen hatte er das Gefühl, die Weite eines Meeres überschauen zu können. Und weit draußen, auf halber Länge zwischen der unmöglichen Küste und einem noch un-

möglicheren Horizont aus Flammen und schwarzem Felsenhimmel machten Boschs Augen ein Dutzend Schiffe aus. Er erkannte fingernagelgroße Masten auf Fregatten, kleinere Boote sogar, die flackernd verschwanden und wieder erschienen, je nachdem, ob sie von den Wellenbergen oder -tälern aus Feuer verdeckt oder angehoben wurden.

»Die See ist stürmisch«, sagte Amelia leise.

»Ich hatte nicht so viel Zeit«, kommentierte Neiwolf mit einem Tonfall, in dem erschöpfte Erleichterung lag. »Man muss mit dem arbeiten, was man hat. Aber ja, ich dachte, etwas Seegang passt zur Dramatik der Szene.«

»Na ja…«, grummelte Harstein.

»Ich finde es toll, Neiwolf!«, sagte Amelia.

»Wirklich, gut gemacht«, pflichtete Sander bei. Und nachdem er das gesagt hatte, drehte er sich vom Schauspiel der Kulisse weg, um Bosch mit den Augen zu suchen. Er schaute ihn direkt an, ohne ein Wort zu sagen. Durchbohrte ihn nur förmlich mit seinem Blick. Und alle taten es ihm gleich. Gänsekiel, Harstein, Amelia, d'Utrecht und Simian wendeten sich geschlossen Bosch zu.

Der Schwindel in seinem Kopf nahm zu. Bosch widerstand dem Drang, sich auf eine der Stuhllehnen abzustützen. Was er sah, lähmte ihn, überwältigte ihn und vor allem seine Sinne. Es schien unmöglich, die Eindrücke miteinander zu versöhnen: Da war eine felsige Steilküste auf der Bühne, mit einem Meer aus Flammen, das daran brandete. Es schien groß und weit wie ein Land zu sein – und doch in den Wänden dieses Kellers eingesperrt. Nicht, dass die gewohnte Umgebung verschwunden war, nein. Bosch sah deutlich die Rückseite der Bühne, wo die Feuchte des Waldbodens dunkle Flecken an der Wand wachsen ließ. Er sah den Vorhang an beiden Rändern der Bühne. Nur befand sich dazwischen nun eine karge Landschaft sowie ein unmöglicher See von der Größe eines Ozeans. Und davor standen die versammelten Hausbewohner, fein säuberlich aufgereiht. Fast schienen sie sein Publikum zu sein. In ihren

Rücken fiel der Hang wie ein Abgrund in eine Tiefe, die es nicht geben konnte. Jenseits der Anderen brannte eine Welt. Sie schienen das aber einfach als gegeben hinzunehmen. Anstatt darauf zu starren und mit dem Anblick so zu ringen wie Bosch, guckten sie ihn nur schweigend an.

Sie warteten.

»Gut gemacht, ja«, sagte Bosch.

Für einen Moment herrschte absolute Stille im Keller. Niemand bewegte sich. Einzig Neiwolf lächelte zufrieden und tupfte sich erneut die Stirn mit seinem Taschentuch ab.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, fragte Simian vorsichtig.

Bosch nickte.

»Ich finde es übertrieben«, sagte Harstein etwas pikiert. Und damit löste er verschiedentliches Stöhnen beziehungsweise Gelächter aus. Die Gruppe brach ihre kollektive Beobachtungsposition auf.

»Dann beginnen wir von vorne, letzter Durchlauf« sagte Rex.

Während die Anderen sich um ihre Kostüme kümmerten und Bosch verwirrt zurückblieb, stieg Harstein auf die Bühne. Mit drei großen Schritten hatte er den Abhang erreicht und sprang hinunter. Aber er stürzte nicht in die Tiefe, sondern griff im Sprung mit beeindruckender Wendigkeit in die Felswand. Ihm genügte eine einzige Hand, um sich an einem Steinvorsprung festzukrallen. Die Adern seines beindicken Unterarms traten hervor wie Saiten eines Kontrabasses.

»Schaut mich an«, rief er aus der Kulisse. »Ich bin ein Affe!«

Harstein war nur ein paar Meter gegangen, von vor der Bühne bis auf den Hang hinauf. Wo er nun aber in der Klippe baumelte, klang seine Stimme weit entfernt in Boschs Ohren.

»Komm' da bitte raus«, bat Rex vorsichtig. »Die Klippe muss weg für den ersten Akt.«

»Ha!«, rief Harstein baumelnd. »Meine Rede! Von wegen Hang. Der Herr Architekt kann eben keine kleinen Brötchen backen. Alles muss groß und größer sein.«

»Harstein, komm' zurück«, sagte nun auch Simian.

Die Worte des Hausherren waren unaufgeregt. Er schien mehr mit seinem Gewand beschäftigt als mit der für Bosch surrealen Situation, dass gerade ein Berg von einem Mann wie eine Miniaturversion seiner selbst in der Steilküste im Keller seiner Villa hing. Harstein gab auch nicht viel auf den Einwurf. Er kletterte lieber gut gelaunt noch ein wenig quer, tief und wieder hinauf unterhalb des Klippenrandes. Erst als sich Neiwolf quälend langsam aus seinem Sitzapparat erhob, um dann zur Bühne zu gehen, besann sich Harstein. So flink wie er die Kulisse geentert hatte, hievte er sich nun mühelos wieder über den Felsrand, rollte ohne aufzustehen in einer einzigen Bewegung den Hang hinunter und sprang aus dem Bühnenbild hinaus. Er kam mit beiden Füßen auf dem Kellerboden auf, dass es laut rummste.

Keine Sekunde zu früh, denn Neiwolf griff nur kurz mitten in das Geröll am Fuß des Hanges, machte dort ein paar gekonnte Handgriffe – und schon klappte sich der steinige Untergrund von selbst zusammen. Der Hang brach in unzählige kleine Fliesen auf. Neiwolf gab der ein oder anderen einen besonderen Schwung mit, aber die meisten drehten, klappten, pressten sich in Windeseile von alleine. Die Flammenwellen am Rand der Küste verpufften ins Nichts. Die Küste zog sich von allen Seiten wie eine Ziehharmonika zusammen. Es gab sogar ein ähnliches Geräusch dazu, wenn es auch ungleich metallischer und unheilvoller durch den Raum drang.

Bosch hatte kaum Zeit, sich mit den Händen die Augen zu reiben, schon blieb nur noch ein faustgroßer Würfel von der kompletten Landschaft. Der Architekt nahm ihn auf und steckte ihn sich in die Tasche.

»Wunderbar«, sagte Rex bedankend. »Erster Akt, Szene 1!«

Bosch ließ sich auf einen der Holzstühle fallen. Er war nicht dran, im ganzen ersten Akt nicht. Während der Rest der Truppe sich in die jeweilige Ausgangsposition brachte, fühlte sich Bosch unbeobachtet. Er packte sich an den Brustkorb, denn sein Herz schlug ihm bis zum Hals.

Der Schwindel war nicht weggegangen und jetzt kam noch hinzu, dass sich sein Magen verkrampfte. Er fühlte sich so elend wie erst einmal zuvor, am Tag des Gartengelages mit Rex Gänsekiel. Oder besser: wie am Tag danach. Ihn packte der gleiche Strudel ungeordneter Gedanken, dieses Mal untermalt von einer regelrechten Panik.

Amelia ging nicht auf die Bühne. Sie setzte sich in die erste Reihe und ignorierte Bosch genau wie die Anderen. Nicht einmal sie drehte sich zu ihm um, dachte Bosch. So elend er sich in diesem Moment auch fühlte, war ihm diese Beobachtung doch Hinweis genug, dass hier etwas nicht stimmte – wie so oft zuvor. Es ging ihm absurder Weise noch nicht einmal um die magisch zusammenklappbare Landschaft, die soeben im Keller erschienen und nun in Neiwolfs Jackentasche verschwunden war. Nein, verdächtig fand er, wie selbstverständlich das alle hingenommen hatten und ihn nicht auf diese ganze Sache ansprachen. So übel ihm körperlich war, so klar konnte er dies mit seinem Geist erkennen.

Er hatte sich nach Amelias rätselhaften Andeutungen neulich geschworen, dass er ihr Spiel mitspielen würde, und gewinnen. Er hatte genug gehabt, nicht auf eine beleidigte Weise, sondern auf die eines Jägers. Es war soweit. Bosch versuchte, die Übelkeit und den Schwindel unter Kontrolle zu bekommen. Offensichtlich war es nicht nur Amelia, die ihn versuchte aus dem Gleichgewicht zu bringen. Alle Bewohner dieses Hauses steckten unter einer Decke. Es musste so sein. Wie sie jetzt vor ihm über die Bühne sprangen, rezitierten, lachten und brüllten. Bosch hörte kein Wort davon. Er hörte nicht zu. In ihm wogte diese Erkenntnis auf und ab, dass sie ihn mit Absicht genau heute in den Keller gerufen hatten. Dass sie allesamt wussten, dass dieses Kunststück des Architekten nicht normal war. Dass sie ihn nun ignorierten, als sei das alles nicht gewesen oder vielleicht nur in seiner Einbildung.

Bosch spuckte den bitteren Speichel unbemerkt neben sich auf den Boden, den er über die letzten Minuten unter seinen verkrampften

Gedanken gebildet hatte. Er atmete tief durch und befahl sich unmissverständlich und unwiderruflich, sich zusammenzureißen.

Er spielte mit.

Das war beschlossene Sache, auch wenn ihn im selben Augenblick ein unheilvolles Bedürfnis nach Schnaps überkam. Ein letztes Mal spuckte er heimlich auf den Steinboden zwischen den Stühlen.

Und dann musste er auf die Bühne. Rex drehte sich nach ihm um, gab ihm ein Zeichen mit den Fingern. Bosch stand auf. Er wankte nicht. Er streckte den Rücken durch und sagte seinen Text. Dann ging er ab, und wieder auf, als er in einer späteren Szene erneut gefragt war.

Er spielte das ganze Stück. Die meiste Zeit saß er vor der Bühne und sah den Anderen zu. Als er zum letzten Mal auf die Bühne musste, gab es eine kurze Umbaupause. Bosch hatte eine kleine, keimende Hoffnung behalten, dass er sich geirrt haben musste. Vielleicht hatte er etwas zu sich genommen, das sich auf unerwartet bizarre Weise in seinen Sinnen austobte. Doch als Neiwolf erneut an die Bühne herantrat, den Würfel aus seiner Tasche holte und mit wenigen, geradezu hypnotisch langsamen Bewegungen die Steilküste samt flammendem Meer zurück in den Keller stellte, zerstob diese letzte Hoffnung.

Es war wieder so, wie es sich in Boschs Augen gebrannt hatte. Die Weite der Landschaft konnte er förmlich spüren. Sie zog ihn auf die Bühne wie abfallende Winde an echten Küsten. Und dieses Mal hüpfte nicht nur Harstein mitten in die Kulisse. Bosch musste Simian und d'Utrecht wie neulich auf den Hang folgen und seinen Text sagen.

Auch das bewältigte Bosch. Er gab sich Mühe, seinen unsicheren Tritt über das Geröll zu verbergen. Oder seinen aufgeregten Herzschlag, als er selber am Rand der Felsen stand, unter ihm das Flammenmeer. Er konnte die Hitze der Flammen unter sich spüren. Und er redete erneut, als sein Einsatz kam. Der Text war anders als beim letzten Mal – weil es erneut kein Text war, sondern reine Improvisation. Bosch redete sich in

Rage. Er schwadronierte vom Kamm des Hanges hinab in die brennende Tiefe der falschen Hölle, die sich Gänsekiel erdacht hatte.

Er bekam Szenenapplaus. Die Worte, die er gesprochen hatte, vergaß er sofort wieder. Es kostete ihn mit jeder Minute mehr Kraft, nicht aus der Rolle zu fallen. Wobei es sich mittlerweile um zwei Rollen handelte: im Stück und im Haus. Mit Schweißperlen auf der Stirn wartete Bosch den letzten Vorhang ab, damit er dieses Schauspiel hinter sich lassen und Abstand zu seinen Mitbewohnenden gewinnen konnte. Als die Gruppe mit ihm in der Mitte die obligatorischen Verbeugungen für das fehlende Publikum geübt hatte, brachen allgemeines Getuschel und Heiterkeit aus. Bosch nutzte die Gelegenheit, um sich wortlos davonzumachen.

Er flog die Stufen der Wendeltreppe förmlich hinauf, obwohl ihm mehr danach war, sich hinzulegen und die Augen vor seiner schwankenden Umgebung zu verschließen. Bosch wusste, dass er das Problem war und nicht die Wände oder der Boden. Nicht das Licht der sonst immer zu trüben Wandleuchter in den Gängen war zu grell, sondern seine Nerven bis aufs Äußerste gereizt. Es war, als würde er zwischen manchen Schritten kurz das Bewusstsein verlieren. Jedenfalls schreckte er im Lauf mehrfach auf, so als wunderte er sich darüber, wo er war.

Letztlich entpuppten sich diese scheinbaren Aussetzer seines Kopfes als traumwandlerische Sicherheit. Bosch fand sich vor dem roten Globus wieder, der im Esszimmer in der Ecke stand. Er riss ihn an der nördlichen Hemisphäre auf und inspizierte den Kern wie ein versierter Chirurg einen Körper. Er wusste, wo was an welchem Platz zu sein hatte. Und so fackelte er nicht lange und griff nach einer Flasche schottischem Whisky.

Er trank die ersten paar Züge aus der Flasche. Es tat seinen Zweck: Boschs Kehle wurde angesichts der ungewohnten Menge des hochprozentigen Stoffs taub vor beißendem Schmerz. Das genügte, um das flirrende Kettenkarussel seiner Gedanken ein wenig zu verlangsamen. Jetzt bemerkte Bosch, wie schwer er atmete. Er war schweißnass.

Ein Blick zur Tür in der Bücherwand beruhigte ihn, dass niemand ihm gefolgt war. Auch der Eingang zur Halle war geschlossen. Bosch wusste nicht, auf welchem der beiden Wege er das Zimmer betreten hatte. Er horchte kurz auf, ob über ihm auf der Galerie Schritte zu hören waren oder nicht. Dann beruhigte er sich weiter, so weit, dass er Zeit fand, sich die nächste Dosis Scotch in ein dafür angemessenes schweres Glas zu gießen. Er leerte es prompt. Und dann noch eines, und noch eines. Die Flasche war in Windeseile nur noch halb voll.

Aber Bosch hörte nicht auf zu trinken.

Es knarrte wenig später über ihm auf dem Rundgang. Er hörte die Klinke einer Tür. Das genügte, um ihn aufzuschrecken. Bosch wollte niemanden von den Anderen sehen, nicht einmal Amelia. Er ließ den Whisky stehen und den roten Globus geöffnet, und schlich sich aus dem Esszimmer hinaus in die Halle. Zu seiner Erleichterung war niemand hier, außer einer Putzfrau, die den Marmor wischte. Bosch richtete sich vor ihr auf, weil er selbst bemerkte, dass er gebückt und mit angezogenen Schultern durch das Haus schlich. Die Streckung hatte einen Effekt auf sein Gemüt, den ein halbes Dutzend doppelte Whiskys nicht hatten herstellen können: Bosch fühlte sich überlegen. Auch wenn es nur die ahnungslose Putzfrau war, die instinktiv vor seiner korrigierten Haltung zurückwich, so gut tat es dennoch seinem Selbstbewusstsein.

Seine Erinnerung reagierte dagegen mit galliger Bitterkeit. Das geradezu körperliche Gefühl der Überlegenheit ging einher mit der klagenden Einsicht, dass er sich viel zu selten überlegen fühlte. Dabei war dies, dieses tief verwurzelte Gefühl sein natürlicher Zustand. Bosch war nicht dafür gemacht zu folgen oder zu befolgen. Er sah nicht zu jemandem auf und er hatte es noch nie getan. Er war besser. Er war entschlossener. Er war stärker.

Als was? Als wer?

Die Putzfrau wischte halbherzig rückwärts, während sie Bosch unauffällig Platz machte. Er ging an ihr vorbei, quer durch die Halle in Richtung des anderen Flügels.

Als alle. Das war die ehrliche Antwort. Bosch brauchte es weder auszusprechen noch zu denken. Jede Faser in ihm trug diese Wahrheit wie eine Tätowierung: Er war besser als alles und jede. Keine zweite Reihe, kein Problem, das er nicht lösen konnte. Er hatte das nicht spüren müssen, an dem Abend, als er Amelia zum ersten Mal traf. Bosch erinnerte sich an die Schachpartie im Romanischen Café. Sein Gegner musste etwas von dem Spiel verstanden haben, sonst wäre nicht eine Traube Schaulustiger hinter ihm versammelt gewesen. Trotzdem hatte Bosch gewonnen, ohne jemals dieses Spiel gespielt zu haben. Der Andere wollte ihn besiegen. Er hatte Bosch gar nicht ernst genommen. Das allein war genug gewesen, dass er am Ende verlieren musste.

Und Hendrik Espen? Bosch schmeckte diesen letzten Kuss so intensiv, als wäre es gestern gewesen. Warum hatte er das gemacht? Warum nicht die Posse mitgespielt, um die ihn der junge Maler gebeten hatte. Er, der so schön wie er war, so stolz wie er, so begabt wie er?

So sehr er...

Weil es niemanden neben ihm geben konnte. Eine weitere Antwort, die mehr durch Boschs Körper waberte, als dass er sie in klare Gedanken fassen konnte. Das lag nicht zuletzt daran, dass der Durst wiederkehrte, dieses unstillbare Verlangen nach Ruhe und Taubheit.

Bosch riss die Tür zur Küche auf. Der Koch, der dem ersten Gang des Abendessens gerade den letzten Schliff verlieh, ließ vor Schreck beinahe den flachen Topf mit Bratensauce fallen, den er über einige Teller führte. Er war allein in dem großen Raum, in dessen Mitte eine Insel aus Anrichten, Arbeits- und Kochplatten stand, die einem Edelrestaurant alle Ehre gemacht hätte. Bosch blieb im Eingang stehen und sah sich um wie ein gehetztes Tier, das hinter sich eine Meute vermutet. Dann schloss er die Tür zum Flur.

»Der Tisch wird gerade gedeckt«, bot der Koch als Gesprächsbrücke an. Er bekam schnell die treffende Ahnung, dass er lange auf ein Wort von Bosch warten konnte, wenn er nicht den Anfang machte. Und er wollte den Gast seines Arbeitgebers nicht in der Küche haben. Hier hatte niemand etwas zu suchen. Hier hatte er das Sagen.

Bosch verstand den freundlichen Wink mit dem Zaunpfahl nicht. Er hörte dem Mann auch gar nicht zu, sondern besah sich die blitzsaubere Küche. Besonders ordentlich schien sie ihm nicht zu sein. Überall standen Beutelchen, Schalen und Flaschen herum. In manchen Ecken sah es aus wie in einer Hexenküche. Die allgemeine Vollgestopftheit brachte Bosch aber auf einen Gedanken.

»Was hast du zu trinken hier«, fragte er den Koch, noch immer nahe der Tür stehend.

»Mein Herr, ich muss das Abendessen…«

»Was du zu trinken hier hast, frage ich«, herrschte Bosch den Mann quer durch den Raum an.

Der gereizte Tonfall hatte den gewünschten Effekt. Der Koch entschied stehenden Fußes, dass er Bosch nicht der Küche verweisen würde. Er wollte sich nicht mit ihm anlegen.

»Es tut mir leid«, erklärte er kleinlaut. »Das Rehgulasch simmert noch dort drüben im großen Topf. Die Sauce reduziert am besten aus einem kräftigen Spätburgunder.«

Der Koch deutete auf eine leere Flasche neben sich auf der Arbeitsplatte. Es perlten ein paar winzige rote Tropfen an der Innenseite hinunter auf den Flaschenboden.

»Sonst habe ich hier nichts, fürchte ich.«

»Was für eine Küche ist das, wo es nichts zu trinken gibt?«, fragte Bosch in seiner Misslaune. Er erwartete eigentlich keine Antwort.

»Wir haben den Wein natürlich im Keller«, verteidigte sich der Koch. Er konnte sich das nicht verkneifen, biss sich jedoch im gleichen Atemzug auf die Zunge, als Bosch langsam auf ihn zu ging.

»Soll ich nach dem Abendkellner klingeln?«, bot der Koch an. »Er hat eine hervorragende Auswahl an Geistern zur Nacht.«

»Was redest du von Geistern?«

»Cognac, Whisky…«, stammelte der Koch, im unguten Verdacht, mit jedem Satz etwas Falsches zu sagen.

»Was ist das?«, fragte Bosch.

Er hatte im offenen Schrank hinter dem Koch ein paar honigfarbene Flaschen mit bunt verzierten Etiketten entdeckt.

Der Koch drehte sich um.

»Pastis!«, rief er aus und schämte sich innerlich sofort für die Erleichterung in seiner Stimme.

»Kann man das trinken?«

»Aber ja!«

»Dann verstecke das gefälligst nicht vor mir, wenn ich dich nach was zu trinken frage«, belehrte Bosch den Mann, der sich schleunigst umdrehte und bereits eine Flasche Pastis aus dem Schrank holte.

»Es ist mehr zum Kochen als zum Trinken. Also, Pastis kann man immer trinken!«, korrigierte sich der Koch selbst, ehe Bosch ihm mit einer weiteren aggressiven Frage zuvorkommen würde. »Anis ist exquisit zum Abschmecken, wissen Sie? Ich koche damit. Deshalb ist mir der Pastis eben nicht eingefallen…«

Am anderen Ende der Küche wurde eine zweite Tür geöffnet. Ein paar Kellner schwärmten in den Raum und waren sichtlich überrascht, einen der Hausbewohner hier vorzufinden.

»Es wird serviert, Herr Bosch«, sagte einer der Kellner höflich. »Die Damen und Herren sitzen bereits zu Tisch.«

Bosch schenkte dem ahnungslosen Kellner einen finsteren Blick. Der Koch winkte eilig ab.

»Dann steht nicht rum, sondern serviert!«, befahl er.

Alle wussten, nach welchen Tellern sie zu greifen hatten. Acht Suppen standen fein säuberlich aufgereiht.

Bosch machte keine Anstalten zu gehen. Es entspannte ihn ein wenig, dass er nun wusste, wo die Anderen waren. Er hatte weder Hunger noch Lust, in die Nähe der Gruppe zu gelangen.

Der Koch produzierte ein schmales, nicht allzu hohes Glas von irgendwo herbei. Es war von Kälte beschlagen, offenbar vereist. Er stellte es auf die Mittelinsel und goß etwas Pastis hinein, während Bosch einen Hocker in einer Ecke der Küche fand, den er zum Glas trug und sich wartend darauf setzte.

So schnell die Kellner gekommen waren, so schnell waren sie mit den Suppen auch wieder verschwunden – mit allen bis auf eine. Der zurückgelassene Teller war für Bosch, der sich aber nicht darum scherte. Stattdessen betrachtete er die bronzene Flüssigkeit, die sich auf wundersame Weise in milchfarbenen Nebel hüllte, als der Koch sie im Glas mit Wasser auffüllte. Der Mann bereitete eine kleine Karaffe auf und stellte sie neben Flasche und Glas.

»Direkt aus Frankreich«, kommentierte der Koch, der Boschs neugierige Inspektion der Trübung gesehen hatte. »Schmeckt nicht pur. Die Franzosen gießen den Pastis auf.«

Die Küche gab Bosch etwas Ruhe. Darum kippte er nach dem ersten Schluck nicht das ganze Glas Pastis hinunter, wie er es mit dem Scotch gemacht hatte. Es brannte auch nicht so in der Kehle. Im Hals und auf der Zunge breitete sich ein süßlicher Geschmack von Lakritze und Fenchel aus. Bosch atmete einmal tief durch, und das wurde ihm so bewusst, als hätte er seit Stunden nicht mehr richtig Luft geholt.

Während der Koch sich mit den weiteren Gängen beschäftigte, verblieb Bosch reglos auf dem Hocker und trank langsam ein Glas Pastis nach dem nächsten. Er füllte die zweifingerhohen Bodensätze des Alkohols jedes Mal gewissenhaft mit Wasser auf.

»Der Hauptgang ist soweit«, sagte der Koch irgendwann leise über die Töpfe hinweg. »Wollen Sie ihn nicht auch im Salon… ?«

Bosch reagierte nicht. Der Koch hatte mittlerweile seinen Frieden damit gemacht, dass der Eindringling seine Küche bevölkerte. Er hatte nur kurz aus gutem Gewissen heraus probiert, Bosch zum Umzug an die normale Tafel zu bewegen. Er konnte es nicht ausstehen, wenn sein Essen verkam oder ignoriert wurde. Jetzt stellte er Bosch deshalb einen Teller des Rehgulaschs auf die Anrichte neben den Pastis.

Der Hausgast rührte das Essen nicht an, nicht den Hauptgang und auch nicht das Dessert. Die Suppe hatte bereits einen leicht angetrockneten Film auf ihrer kalten Oberfläche, als der Koch sie schweren Herzen wieder einsammelte und selber aß.

»Hast du Sirup?«, fragte Bosch unvermittelt und nach über einer Stunde des nachdenklichen Schweigens.

»Sirup? Ja, natürlich«, antwortete der Koch.

Er ließ den Abwasch ruhen, mit dem er sich gerade beschäftigte, um aus einem Schrank ein Fläschchen mit goldgelbem Zuckersirup zu holen. Er stellte es Bosch hin, der das Fläschchen sofort in die Hand nahm, öffnete und daran roch. Scheinbar zufrieden damit, gab er etwas Sirup in sein Gemisch aus Pastis und Wasser.

Der Koch sah Bosch fragend an.

»So trinken sie das in Marseille«, sagte Bosch.

»Oh, waren Sie dort?«

»Anscheinend…«

Der Koch gab es endgültig auf, mit seinem Kücheneindringling zu reden. Erst hatte er sich ungefragt an seinem Arbeitsplatz breit gemacht und ihn fast bedroht. Dann tat er so, als wüsste er nicht, was Pastis sei, nur um jetzt mit regionalen Schankvarianten zu prahlen. Nicht eine geradlinige Antwort war aus ihm herauszukriegen.

Er wendete sich wieder seinem Abwasch zu. Als er fertig war und die Küche wieder in blitzsauberem Zustand, ging er zur Tür. Bosch hatte zwischenzeitlich eine zweite Flasche Pastis aufgemacht, von der auch nur noch ein Bodensatz übrig war.

»Machen Sie einfach das Licht aus, wenn Sie gehen«, sagte der Koch müde. »Bitte...«

Bosch blieb allein zurück. Er betrachte die Vernebelung in seinem Glas, als er mit der Karaffe erneut Wasser nachgoss. Der honiggelbe Pastis blich sanft und gleichmäßig in einen milchigen Schleier aus.

Er dachte an Frankreich, an Marseille. Seine Bemerkung zum Koch war weder unfreundlich knapp gemeint noch arrogant. Bosch hatte einfach ausgesprochen, was er dachte. Es schien ihm, als kannte er Marseille gut. Den Sirup sah er vor sich, in seiner Erinnerung an warme Sommerabende, das Meer hinter ihm rauschend. Runde Tische standen in den Straßen, wo entweder Kopfsteinpflaster gelegt war oder einfach festgetrampelte Sandwege zwischen den geweißten Häusern hindurch führten. Bosch hatte sämtliche Gerüche in der Nase, vom starken Kaffee, dem Rauch von Zigaretten und eben den mit Sirup getränkten Pastis, mit dem sich die Menschen zuprosteten. Er konnte sich selber an einem Tisch sehen, zumindest seine Füße, die übergeschlagenen Beine, seine Arme und gestikulierenden Handbewegungen. Alles außer seinem Gesicht. Als würde er wieder dort sitzen an seinem üblichen Platz. Ihm gegenüber redete jemand mit ihm. Er studierte das Gesicht in der Erinnerung und erkannte es. Ein Name kam ihm dazu nicht in den Sinn, aber die geradezu körperliche Wahrnehmung, dass dies Bilder aus seinem Leben waren, Bilder aus Südfrankreich. Er hatte dort gelebt.

Bosch betrachtete die Flasche Pastis vor sich. Er konnte das Etikett lesen, alles darauf. Er drehte die Flasche in der Hand, um die Banderole auf der Rückseite zu lesen, die neben den Zutaten auch noch Werbesprüche auf Französisch aufgedruckt hatte. Bosch verstand, was dort stand, und in seinem Kopf bekamen die Worte seines Gesprächspartners an ihrem angestammten Tisch Bedeutung. Der Mann sprach Französisch, wie ein Wasserfall. Bosch hörte ihm zu. Er konnte nicht einordnen, worum es ging, wenngleich ihm alles Gehörte vertraut

vorkam. Er verstand jedes Wort. Bosch dachte auf Französisch, und er wusste, dass ihm das wie eine Muttersprache war.

Die dritte Flasche aus dem Schrank musste geöffnet werden.

Er gab sich dem Prozedere des Pastismischens mit einer Gewissenhaftigkeit hin, als ob er einen magischen Trank brauen würde. Er hatte alle Zeit der Welt. Die Küche schien ihm eine heimliche Festung zu sein, wo ihn niemand suchen würde. Mit jedem angerichteten Glas kam ein langsam über die Zunge vor- und zurückgespielter Schluck, dann eine minutenlange Pause, dann von vorn, bis das Glas alle war. Die Eindrücke aus seiner Vergangenheit gewöhnten sich an diese Abfolge. Es kamen immer mehr. Wie in einer ordentlichen Schlange aufgereiht, warteten sie ab, bis der nächste genussvolle Schluck den Hals hinab lief. Zuerst waren es weitere Szenen aus Marseille. Menschen, nicht viele, und ein paar wiederkehrende Orte. Dann kamen Bilder von kälteren Orten, von Bergen, von Schiffen, Wäldern. Einige Gegenden konnte Bosch zuordnen, weil er bekannte Merkmale entdeckte. Sie waren verknüpft mit Sätzen, Warnungen, Gelächter. Für eine Zeit begleiteten ihn die Bilder mit italienischem Furor in den Stimmen der Menschen seiner Vergangenheit. Dann verstand er Ungarisch, dann Türkisch. Und ihn ereilte jedes Mal die gleiche Erkenntnis: Er beherrschte die Sprache, jede davon genau so flüssig und wie von Kindesbeinen an erlernt.

In einem Anfall von Wut nahm Bosch das leere Glas, holte aus und schleuderte es mit ganzer Kraft durch die Küche. Es zerbarst an der Wand neben der Tür, zu der der Koch früher am Abend aus dem Raum geflohen war. An der Wand prangte jetzt ein nässender gelber Fleck. Er verlief langsam. Tropfen fanden sich zu kleinen Linien aus Pastis zusammen, die alle gemächlich nach unten strebten.

Bosch blickte zum Hocker hinunter, den er in seinem Ausbruch umgerissen hatte. Der Schwindel und die Übelkeit, die er im Küchenexil so geduldig hinfort getrunken hatte, kamen wieder auf – noch unangenehmer als zuvor. Egal, was er machte, er kam sich wie in einer Spirale

vor, aus der er nicht ausbrechen konnte. Wenn er versuchte, die aufziehenden Gedanken zu vertreiben, wurde es jedes Mal schlimmer.

Er sprach jede Sprache. Alle von ihnen. Bosch musste das nicht überprüfen, er wusste es einfach. Und was Andere an dieser ungeheuerlichen Fähigkeit gefreut hätte, warf Bosch in eben jene Verzweiflung zurück, die mit der unmöglichen Posse im Keller begonnen hatte. Dass die Ereignisse dieses Abends und so einige zuvor nicht mit rechten Dingen zugegangen waren, das konnte er nicht länger verdrängen. Er hatte auch keine Angst davor. Was ihm das Herz bis zum Hals schlagen ließ, war der Verdacht, dass er selber nicht mit rechten Dingen zuging.

Hinter Bosch wurde die nicht beschmutzte Tür geöffnet. Erschrocken drehte er sich um, gerade rechtzeitig, um d'Utrecht fröhlich pfeifend in die Küche treten zu sehen.

»Oh«, stieß der Juwelier aus.

Er blieb stehen wie vom Schlag getroffen. Auch Bosch rührte sich nicht. Er bemerkte, dass d'Utrecht nicht mehr seine übliche Kombination aus Weste und Jackett trug, sondern in einem Nachthemd steckte. Es spannte bedrohlich über dem Bauch des Juweliers, reichte aber bis auf die Küchenfliesen hinab wie eine groteske Schleppe. Der Rumpf des Mannes war einfach zu kurz für seine Kleidergröße.

Mit einer Hand hielt d'Utrecht noch die Tür auf, in der anderen trug er eine flackernde kleine Öllampe.

»Bist du es?«, durchbrach d'Utrecht die Stille vorsichtig. Fast schien er gebückter und gedrungener dazustehen als ihm seine Form ohnehin vorgab. Hatte er eben noch fröhlich gepfiffen, so glotzte er jetzt nervös in Boschs Richtung. Er wirkte ängstlich.

Bosch antwortete lediglich mit einem irritierten Gesichtsausdruck. Der Pastis stieg ihm mit Gewalt in den Kopf, der arge Schwierigkeiten damit hatte, aus d'Utrechts Auftritt schlau zu werden.

»Ah, ›Bosch‹!«, sagte d'Utrecht. Die Nervosität verflog. Er richtete sich auf, so dass der Rand seines Nachthemds fast nicht mehr die Fliesen berührte. Auch sein Gesichtsausdruck gewann wieder Format.

»Na dann, gute Nacht«, wünschte der Juwelier und setzte sich in Bewegung. Er schlurfte in seinen Pantoffeln auf der gegenüberliegenden Seite der Kücheninsel an Bosch vorbei, direkt auf die andere Tür zu. Im Gehen setzte er wieder seine unterbrochene Pfeifmelodie an. Den sich weiter nach unten grimassierenden Pastis-Fleck an der Wand nahm er mit einem anerkennenden, spöttischen Nicken zur Kenntnis. Dann langte er nach der zweiten Tür und verschwand ohne ein weiteres Wort im hinteren Teil dieses Hausflügels. Die Tür fiel sanft ins Schloss.

Dreck. Bosch verarbeitete die Eindrücke der letzten Minuten mit einiger Verzögerung. Der Rand von d'Utrechts Nachthemd war völlig verdreckt gewesen. Das kam nicht von Staub, der den umtriebigen Angestellten vielleicht an der einen oder anderen Stelle des riesigen Anwesens beim Putzen durchgegangen war. Das war eine dunkelbraune Kruste, wie aus Erde oder nassem Ton. Auch wenn d'Utrecht nichts auf sein Äußeres geben sollte, was die blank polierten Metallknöpfe und Messingkettchen an seinen Aufzügen aber widerlegten, so musste ihm doch diese enorme Dreckschicht auffallen.

Und wohin ging er überhaupt? Das Zimmer des Juweliers befand sich oben im zweiten Stock, wie sich Bosch erinnerte. Nicht nur lag die Küche im Erdgeschoss, der Ausgang, den d'Utrecht gesucht hatte, führte in den eigenartigen roten Trakt des Hauses und in den Keller.

Bosch langte nach der Pastis-Flasche auf der Anrichte, in der nur noch ein Rest des unverdünnten Schnapses war. Da er nun kein Glas mehr hatte, kippte sich Bosch die verbliebene Menge einfach so in den Rachen. Das holte ihn fast von den Beinen. Er musste sich mit beiden Händen auf der Anrichte abstützen und in schnellen flachen Stößen durchatmen, bis er wieder bei Sinnen war.

Es war kein Bett in d'Utrechts Zimmer gewesen. Bosch erinnerte sich an die Jagd durch das Haus, die ihn das Spiel hatte machen lassen. Auf dem Boden hatte Erde gelegen, Kiesel und Edelsteine vermischt.

Er beschloss, d'Utrecht zu folgen. Wenn er ihm und den Anderen schon nicht aus dem Weg gehen konnte, dann musste er sie eben konfrontieren. Bosch wankte zur Tür, öffnete sie leise und spähte in den Flur hinein. Der Juwelier war nicht mehr zu sehen. Vom Pfeifen auch nichts zu hören. Bosch blickte in einen verlassenen schmalen Gang, der ihm eine erste Entscheidung abverlangte. Rechts entlang ging es zur Wäscherei und der roten Tapete, die Bosch seit seiner ersten Woche im Haus vermied. Dort hinten lag irgendwo auch Sanders Zimmer mit dem eigenartigen Glaskasten.

Bosch zog den linken Gang vor. Auch hier gab es Zimmer und wenn er es sich vielleicht auch nur einbildete, dann bildete er es sich sehr gut ein: Wirkte der endlose Läufer, der auf den Dielen bis zur nächsten Ecke und um sie herum verlief, nicht dunkler an manchen Stellen? Dunkler als in der anderen Richtung, so als ob sich etwas erdiger Sand in den hohen Fasern verfangen hatte?

Die Entscheidung war getroffen. Bosch schlich leise voran, bis zur Ecke. Er blickte den weiteren Gang hinunter. Aus keinem der angrenzenden Zimmer war ein Laut zu hören. Zwischenzeitlich musste es fast Mitternacht geworden sein. Der Trakt wirkte wie verlassen. Bosch fielen seine eigenen, weich schlurfenden Schritte auf dem Läufer auf. Während er langsam vorwärts ging, fuhr er mit den Fingern an den Holztüren entlang. Wenn d'Utrecht hier irgendwo eingekehrt war, musste er die Tür geschlossen haben und tot umgefallen sein. So ging doch niemand ins Bett, völlig ohne Laut! Es war höchstens eine Minute vergangen, bis Bosch sich aufgerafft und an die Verfolgung des Juweliers gemacht hatte.

Am Ende des Gangs wartete der ziemlich unschicke Schacht, der in den Keller reichte. Dies war nicht die Wendeltreppe, die im anderen

Flügel hinab zur Bühne führte. Der Keller unterlief offensichtlich das gesamte Haus und Bosch hatte seine ganzen Ausmaße noch nie erkundet. Den Schacht hier kannte er – nur von oben allerdings. Hier stand eine beeindruckend massive Leiter fast senkrecht im quadratischen Loch. Mit viel gutem Willen ließ sich von einer sehr steilen Treppe reden, weil die Tritte der Leiter so tief und breit waren. Wer auch immer in der Küche das Los zog, die Vorräte aufzufüllen, musste hier hinunter.

Bosch hörte etwas von unten. Es klang trocken, rutschend, wie eine winzige Lawine aus Blech und klappernden Dosen. Zu sehen war nichts. Der Schacht war pechschwarz. Erst als sich Bosch auf die erste Stufe der Leiter stellte, in die Knie ging und etwas tieferen Einblick gewann, sah er eine einsame Glühbirne in der Ferne des Kellergewölbes baumeln. Er kletterte die Leiter bis auf den Boden hinab.

Zu beiden Seiten des Schachts waren Vorräte verstaut. Bosch passierte eine ganze Batterie an Weinregalen, die es bei dem ständigen Konsum – nicht zuletzt durch ihn selbst – auch bitter benötigte. Hier hing die einsame Glühbirne. In dem spärlichen Licht das Etikett einer Weinflasche auszumachen, war ohne hellsehende Fähigkeiten reines Glücksspiel. Boschs Augen gewöhnten sich zumindest schnell an die Dunkelheit. Er tastete sich an den Wänden entlang, tiefer in den Keller hinein. Dort wurde es etwas heller. Bosch machte ein flackerndes Licht aus, das verdächtig nach der Flamme der Öllampe aussah.

Sie stand auf einem Erdwall. Bosch erreichte einen großen Raum, und der Erdwall darin gehörte zu einem riesigen kreisrunden Loch. Die Öllampe thronte darauf wie eine Geburtstagskerze auf dem verkrusteten Rand eines Napfkuchens. Das Loch selber mochte vier, fünf Meter Durchmesser haben. Es nahm diesen Teil des Kellers fast vollständig ein. Nur die vier Ecken waren verschont geblieben, dabei aber genauso leer wie der Rest des kühlen und finsteren Raums.

Von unten waren Geräusche zu hören, aus dem Loch. Bosch duckte sich und schlich sich an den Rand. Um einen Blick hinein werfen zu können, musste er sich mit dem Oberkörper über den Wall lehnen.

Der Juwelier machte sich in der Tiefe zu schaffen. Er war gut und gerne so tief unterhalb des Walls an der Arbeit, wie das Loch breit war. Die Wände bildeten einen Trichter, und einen ziemlich steilen noch dazu. Selbst bei der dürftigen Beleuchtung konnte Bosch sehen, wie sich die Erde verfärbte, je tiefer es ging. Im oberen Teil ragten noch einige wenige Wurzeln aus dem geschachteten Boden in das Loch hinein. Der Kellerboden war für das Loch ausgebrochen worden. Dort, wo der Rand nicht mit dem Aushub bedeckt war, stachen scharfe Betonkanten hervor.

Es waren ein paar improvisierte Stufen in die Erde geschlagen. Trotzdem war Bosch nicht klar, wie der pummelige d'Utrecht heil und in einem Stück den Trichter überwunden hatte. Da stand er aber nun, am Boden seiner Aushebung. Neben ihm im feuchten Sand eine zweite Öllampe, deren Schein nicht bis nach oben reichte, aber genug Licht am Fuß des Lochs produzierte. Bosch konnte d'Utrecht gut sehen.

Er war nackt. Und er grub mit beiden Händen in der Erde. Das Nachthemd lag achtlos abgestreift auf der schrägen Wand des Trichters – kein Wunder, dass es dreckig war. Bosch beobachtete d'Utrechts Treiben erst schockiert und dann mit wachsender Faszination. Der Juwelier arbeitete mit dem Rücken zu ihm, auf den Knien. Er grub emsig wie ein Maulwurf im Grund, so dass links und rechts von ihm ständig Erdspritzer zur Seite flogen. Mehr und mehr Erdklumpen verirrten sich in der wilden Graberei auf d'Utrechts weiche Schultern, seinen käsigen Rücken und klebten selbst auf den Pobacken. Dazu gab er Geräusche wie ein Tier auf der Jagd von sich. Er grunzte förmlich. Und er sprach zwischendurch zu sich selbst, völlig außer Atem.

»Komm' schon, komm' schon«, schnaufte d'Utrecht. »Einen nur! Einer reicht doch schon. Ist doch nicht zu viel verlangt. Kann sonst nicht schlafen, kleiner Freund...«

Er grub wie besessen, ohne sich auch nur einmal umzudrehen. Bosch gab seine verdeckte Haltung auf und stieg auf den Erdwall. Auch das bemerkte d'Utrecht nicht. Er fuhr mit seinen Fingern in den harten Erdboden, als ob ihm seine Gelenke egal wären. Die Dreckspuren auf seiner Haut wurden allmählich zu einer Landkarte aus Erdinselchen. D'Utrecht schaufelte rücksichtslos um sich. Bosch rechnete damit, dass er jede Sekunde vor Schmerz aufschreien würde, weil ihm die Finger unter der Anstrengung brachen.

Und d'Utrecht schrie tatsächlich auf, aber nicht aus Schmerz.

»Hab ich dich!«, triumphierte er.

Bosch konnte nicht erkennen, was es war, das d'Utrechts grabender Raserei plötzlich Einhalt bot. In jedem Fall hielt der Juwelier es in seiner Hand. Er kroch aufgeregt ein Stück hinüber zur zweiten Öllampe, wo er sich seinen Fund im Schein der Flamme besah.

Das Ergebnis der Inspektion schien d'Utrecht zufrieden zu stellen. Er brabbelte aufgeregt vor sich hin, völlig außer Atem vor Begeisterung. Dabei leckte er den Stein, den Bosch nicht genau erkennen konnte, mit der Zunge sauber. Langsam schien ihn das zu beruhigen, denn die unverständliche Brabbelei verlor an Fahrt und wurde immer leiser. Schließlich presste d'Utrecht seinen Fund mit beiden Händen liebevoll an seine Brust, dann sank er zufrieden lächelnd in sich zusammen. Er rutschte Stück für Stück auf die Seite, bis er auf dem Boden des Lochs mit angezogenen Beinen lag und sich nicht mehr rührte.

Bosch wartete darauf, was nun passieren würde. Der Juwelier hatte aber weder weitere Worte zu sagen noch Energie zu verschwenden. Er lag dort unten, nackt und ermattet, so als ob er einschlief.

Plötzlich wurde es totenstill im Keller. Ohne d'Utrechts Schauspiel fielen die blanken Wände und die aufgewühlte Walderde in tonlose Dunkelheit zurück. Bosch regte sich nicht. Er konnte seine Augen nicht von d'Utrecht nehmen. Der Nackte lag zusammengekauert vier, fünf Meter unter ihm auf der blanken Erde. Die Kühle des Bodens zog von

dort bis zu Bosch hinauf. Er spürte sie ihm Gesicht. Es musste kalt sein im Loch, noch dazu, da d'Utrecht mit der Haut im Sand lag. Trocken war es in dieser Tiefe auch nicht mehr. Feuchte Erde war mittlerweile in breiten Streifen auf d'Utrechts Hüfte und Beinen verschmiert. Seine Hände, in denen er seinen Fund beschützend einschloss, waren rabenschwarz. Es sah aus, als hätte er Handschuhe aus Lack an.

Der Juwelier atmete jetzt ruhig. Bosch konnte keinen klaren Gedanken fassen. Sein Körper machte einen ebenso ungeordneten wie halbherzigen Versuch, sich davonzustehlen, zurück zur Leiter in das Erdgeschoss. Das passierte aber nicht. Bosch stand still und stumm. Unter seinen Füßen rieselte nur ein kurzer Strom Sandkörner aus dem Wall heraus und über die Trichterwand. Sie kamen nicht weit, und bis zum Boden schon gar nicht, aber Bosch konnte das Rieseln der Körner so laut hören wie ein Orchesterstück aus der ersten Reihe.

D'Utrecht offenbar auch.

»Wenn du mich schon nicht retten willst«, sagte er leise, »dann lass' mich wenigstens schlafen.«

Er regte sich nicht. Selbst die Augen hielt d'Utrecht so geschlossen wie zuvor. Die Worte kamen ohne Eile aus seinem Mund. Der Rest des Mannes lag weiter seelenruhig als fahler Klumpen Fleisch im Dreck.

»Weißt du, wie das ist, wenn du keinen Schlaf bekommen kannst?«

»Nein«, hörte Bosch sich sagen.

»Die Menschen sagen, dass alles farb- und geschmacklos wird«, erklärte d'Utrecht aus seiner liegenden Haltung heraus. »Und dass sie nicht mehr ordentlich denken können. So als wärst du in einem Rausch, aber ohne den Spaß.«

Jetzt öffnete d'Utrecht die Augen. Bosch fand, dass sie selbst in der Dunkelheit glitzerten. Es waren Tränen darin.

»Ich wünschte, ich hätte das…«

D'Utrecht drehte sich schwerfällig auf den Rücken, so dass er Bosch ins Gesicht sehen konnte, der hoch über ihm wie die Spitze eines Turms auf dem Erdwall aufgepflanzt war.

»Wenn ich nicht schlafe, sehe ich alles deutlicher. Ich rieche mehr und ich rieche immer weiter, durch Wände hindurch und die Wände selbst. Essen kann ich dann nichts mehr, weil mir droht der Kopf zu platzen vor so viel Geschmack. Und je mehr Stunden vergehen, umso schlimmer wird es. Ich sehe, höre und fühle diese Welt mit allen Sinnen. Es ist furchtbar! Hörst du?«

Bosch wusste nicht, was er sagen sollte.

»Hörst du?«, schrie d'Utrecht plötzlich laut. Seine schrille Stimme hallte aus dem Erdtrichter hinauf wie ein Geschoss und prallte als heftiges Echo von der Decke und den Kellerwänden ab.

Jetzt nickte Bosch erschrocken.

»Du hast keine Ahnung, wovon ich rede, ist es nicht so? Jedes Mal, wenn ich nicht schlafen kann, drückt diese Welt ihr hässliches Gesicht tiefer in meines. All ihren Abklatsch! Diese Dinge, Gerüche und albernen Geräusche kannst du nicht hören, aber ich bin dazu verflucht! Dieses hässliche Abbild des Himmels, ...billige Kopie! Und du malst das auch noch nach, schämst du dich nicht?«

Der Juwelier war jetzt nicht mehr ruhig. Er redete sich in Fahrt, ohne dass dabei die geschriene Wut seine Verzweiflung überdecken konnte. Die Tränen flossen ihm rechts und links die Wangen hinunter. Bosch sah die beiden hellen Linien, die zwischen d'Utrechts Augen über seine Backen bis zum Hals führten.

»Was soll das? Du erzählst wirres Zeug! Was willst du von mir?«

»Ich will zurück!«, brüllte d'Utrecht aus Leibeskräften. Das wackelige Fleisch unter seinen schmalen, knöchernen Schultern bebte an seiner Brust und dem kuppelartigen Bauch.

»Ich will den Himmel sehen! Du hast es versprochen!«

»Ich?«

Mehr brachte Bosch nicht hervor. Mit jedem Satz, den d'Utrecht ihm entgegenschleuderte, wurde er angespannter. Die Übelkeit, die ihn immer wieder geplagt hatte, nahm dabei nun eine andere Gestalt an: Eine unbestimmte Vorahnung machte sich in Bosch breit, machte ihn zu gleichen Teilen unsicher und zornig. Er wollte reißaus nehmen – aber nicht etwa vor dem nackten, halb wahnsinnig zeternden Mann unter ihm, der den Kellerboden dieser Villa durchbrochen hatte und nachts ein metertiefes Loch mit den Fingern aushob. Nein, vor sich selbst. Er wünschte, dies alles würde sich um die Unarten und Fantastereien der Hausbewohner drehen. Doch das tat es nicht. Was, wenn es nur wegen ihm geschah? Das war, was die Übelkeit bisher in ihm überdeckt hatte. Die Anderen waren die ganze Zeit um ihn herum getanzt, mit Abstand zuerst, dann mit Spielereien, mit Zaubertricks. Als hätten sie Angst davor gehabt, ihm ins Gesicht zu sagen, was sie mitzuteilen hatten. Und solange das so gegangen war, hatte Bosch sich überreden können, dass er seine Sinne nicht beisammen hatte.

Doch nun war es vorbei. Ein dichterer Vorhang als derjenige vor dem unmöglichen Bühnenbild war zur Seite gezogen. Der Juwelier schrie es ihm ins Gesicht. Bosch konnte nicht weghören.

»Das ist keine Strafe mehr«, jammerte d'Utrecht, sich langsam auf die Knie hebend. »Ihre falschen Erinnerungen ziehen mich an!«

D'Utrecht griff in den Schlamm unter sich und hielt Bosch eine handvoll Erde entgegen.

»Diese Erde! Für ein paar Splitter Quarz, einen Krümel Bernstein, einen nachtschwarzen Schörl alle Jubeljahre...« fuhr er fort. »Dafür schlage ich mir die Nächte um die Ohren. Wie ein Tier! Ich habe tausend Mal probiert, im Bett zu bleiben. Nicht eine Sekunde Schlaf ist mir gegönnt, wenn ich nicht unter der Erde liege. Ich muss sie auf der Haut spüren, muss sie einatmen, ...für wenigstens ein, zwei Stunden Ruhe. Und warum? Nur aus Liebe! Du weißt genau wie ich, wie schön er war. Wie kannst du ihn vergessen haben, diese ganze Zeit lang?«

Bosch brauchte die Gegenfrage nicht, die ihm in den Kopf schoss. Der kniende d'Utrecht sah ihm die Ahnungslosigkeit an.

»Der Himmel! Erinnere dich doch!«

Was auch immer d'Utrecht von Bosch als Reaktion erwarten mochte, er sah sich bitter enttäuscht. Und er ließ es an seinen Tränenkanälen und Stimmbändern aus.

»Du bist eine Schande, damit du es weißt!« keifte er aus dem Loch. »Ich habe keine Angst vor dir. Komm' doch runter und zahl' es mir heim! Komm' in mein Bett! Ich teile es mir schön mit Würmern und Käfern. Na, das ist doch was für einen König! Ich bin ein König, hörst du! Nicht weniger als du! Warum muss ich mich Nacht für Nacht erniedrigen? Warum nicht du? Du solltest meinen Platz haben, wenn du dich schon nicht an den schönsten aller Anblicke erinnern kannst. Die Hügel, die wir uns erdachten, wenn uns danach war! Die prachtvollen Wege auf dem strahlenden Netz des Firmaments, verwoben und durchsetzt mit Gold und Brillanten! Nur ein einziges Mal will ich noch es anfassen, darauf knien und es küssen. Nur einmal noch…

Du hast versprochen, dass du einen Weg findest! Du hast versprochen, dass wir kämpfen…«

»Guck' dich an«, platzte es aus Bosch heraus, mitten in d'Utrechts Tirade hinein. »Du hast deinen Verstand verloren, Mammon!«

Bosch erschrak.

Der Angesprochene sprang von seinen schwarzen Knien auf, taumelte dabei aber unbeholfen nach hinten, weil ihm sein Körperschwerpunkt nicht recht folgen wollte. Der Juwelier landete auf dem nackten Hintern. Er grub sich mit den Fingern in die Erdwand in seinem Rücken. Dieses Mal nicht aus getriebener Gier nach einem schönen Stein, sondern vor Überraschung.

»Du hast meinen Namen gesagt!«, flüsterte er so ehrfürchtig, als ob er fürchtete den Fakt rückwirkend auszulöschen, wenn er zu laut sprach.

»Das hast du! Du hast Mammon zu mir gesagt!«

»Nein, ich, …ich…«, stotterte Bosch.

Er wusste nicht, was plötzlich in ihn gefahren war. Der Juwelier war von sämtlichen guten Geistern verlassen. Er wollte ihn mit seinem sinnlosen Gerede wahrscheinlich in das gleiche Delirium hinabziehen, in das er sich gesoffen haben musste. Das war die einzige Möglichkeit. Bosch sollte die Beine in die Hand nehmen und verschwinden, bevor ihn der Irre endgültig verwirrte.

»Ist es soweit? Bist du hier? Erkennst du mich?«, fragte der Nackte in der Grube. »Bitte, verzeih' wie ich aussehe! Das ist nur eine von diesen hässlichen Hüllen, in die mich die Zeit alle paar Jahre zwängt. Du hast es besser abbekommen, das steht fest!«

Ein breites Grinsen keimte im Gesicht des Juweliers auf. Er löste den winzigen Stein zwischen den Fingern seiner rechten Hand aus, den er vor einigen Minuten gefunden und zuerst an der Brust bewahrt, dann mit schlafwandlerischer Sicherheit zwischen seine Fingergelenke geklemmt hatte. Jetzt nahm er den leicht glitzernden Stein in den Mund. Er schluckte ihn hinunter – mit schmerzverzerrtem Gesicht. Er brauchte jetzt alle Finger. Auf allen Vieren durchquerte er das Loch, um an Boschs Seite des Trichters langsam emporzuklettern.

»Weißt du noch, wie ich die Axt durch diese frommen Ja-Sager getrieben habe? Ich war so groß und so schön!«

Bosch kamen die Bilder seines Traumes wieder in den Kopf. Er sah ein Gewühl aus kreisenden Waffen und Armen. Mittendrin der Juwelier, zumindest von den Gesichtszügen her. Er erinnerte sich.

»Bleib' da unten!«, drohte Bosch.

»Ruf' mich, wie damals!«

»Nein!«

»Ich werde dir folgen!«

Bosch schob etwas Erde mit einem Schuh über den Rand des Walls. Sie prasselte dem Kletternden ins Gesicht, hielt ihn aber nicht davon ab, weiter über die kleinen Tritte nach oben zu steigen.

»Ruf' mich bei meinen Namen!«

Noch eine Ladung Erde flog in das Loch. Dann machte Bosch auf dem Absatz kehrt und floh. Er stolperte zurück durch die Finsternis des Kellers bis zur Leiter, die zurück ins Erdgeschoss reichte.

Das eigentlich spärliche Licht der Wandleuchter blendete ihn grell. Bosch kniff die Augen zusammen, als er oben ankam. Unter sich hörte er es rumoren. Ohne weiter darüber nachzudenken, griff er nach der Klappe für den Schacht, die immer offenstand. Er ließ sie auf den Kellereinstieg fallen. Der laute Knall der schweren Luke schreckte Bosch noch im Rennen auf. Er wollte fort. Er musste raus aus diesem Haus. In Windeseile hatte er den Gang mit der Tür zur Küche erreicht. Sie war noch angelehnt, so wie Bosch sie bei seiner leisen Verfolgung hinterlassen hatte. Jetzt meinte er, Schatten in der Küche vorbeihuschen zu sehen. Waren nicht auch Stimmen zu hören?

Bosch drehte sich im Lauf um, weil er glaubte, das Knarzen der Kellerluke von hinten ausgemacht zu haben. Mit langen Schritten hechtete er an der Küche vorbei, dem roten Teil des Ganges entgegen. Die verwirrenden Haken, die der Trakt schlug, meisterte Bosch mit Geschwindigkeit und seinen Händen. Er drückte sich von den engstehenden Wänden ab, manchmal stieß er auch absichtlich mit der Schulter gegen die rote Tapete, wenn er nicht mehr bremsen konnte. Es machte einen Lärm, der nicht unüberhört bleiben würde. Doch das war Bosch egal, denn er konnte schwören, dass man sich hinter ihm auch keine Mühe gab, leise zu sein. Er hörte Rufe. Alle paar Schritte drehte er sich um, wieder und wieder. Noch war niemand zu sehen.

Er stieß hart gegen etwas, das kalt war. Der Aufprall holte ihn beinahe von den Füßen. Bosch hatte nicht aufgepasst und sich einmal zu viel umgeschaut, als der Gang endete. Er musste sich die Benommenheit

mit Gewalt aus dem Kopf schütteln. Als die lichtblitzenden Sterne in seinen Augen verschwanden, fand er sich vor der großen Glasscheibe neben Sanders Zimmer.

Eine Sackgasse.

Anders als beim letzten Mal konnte Bosch nicht durch die Scheibe sehen. Es war dunkel dahinter und es brauchte einen letzten verzögernden Moment der Benommenheit, bevor Bosch begriff: Die Zelle war bis zur Decke mit Wasser gefüllt. Sie warf einen dunkelgrünen Schimmer in das Licht des schmalen Gangs zurück. Hinter der Scheibe gab es kein Licht.

Noch bevor Bosch diesen Anblick in irgendeiner Art verarbeiten konnte, wurde es an mehreren Stellen hinter der Scheibe gleichzeitig heller. Etwas trieb lautlos an das Glas heran.

Es war Sander. Er schwebte in dem Wasser, als ob er auf einem unsichtbaren Stuhl säße. Seine Arme hingen vor seinem Körper, dort wo in einem Sessel die Armlehnen wären. Die Beine waren angewinkelt.

Bosch traute seinen Augen nicht. Hinter ihm wurde es jetzt ohne jeden Zweifel lauter, aber er konnte nicht anders, als zur Scheibe zu springen und sie mit beiden Händen anzufassen. Sander trug einen Schlafanzug. Der weite, weiße Stoff bewegte sich im Wasser um die Arme und Beine des Polizisten. Jetzt gelangte er mit einem Ellenbogen an die Scheibe, und genau in diesem Moment ging ein Reflex durch den treibenden Arm, so als ob Sander nicht in einem Wassertank steckte, sondern eine Mücke auf der Terrasse verscheuchen würde.

Sander war nicht tot. Der kleine Stoß mit dem Ellenbogen trieb ihn wieder etwas von der Scheibe fort. Schon wurden seine Konturen hinter dem Glas unscharf. Trotzdem sah Bosch ganz deutlich, dass Sanders Stirn runzelte. Eben hatte sie das noch nicht getan. Nur, wach war der Mann auch nicht. Seine Augen waren geschlossen.

Sander schlief. Er trieb in dem Wassertank, der nach allem, was Bosch sehen konnte, randvoll bis zur Decke war. Es gab keine Luft zu atmen. Sander bewegte sich auch so gut wie nicht. Mit den Füßen

gelangte er nicht auf den Boden, mit dem Kopf nicht an die Decke. Er schien zu schweben; anscheinend nur durch Boschs brutalen Aufprall auf der Scheibe in Bewegung gesetzt.

Es sah friedlich aus.

Bosch holte mit dem rechten Arm aus, um an der Scheibe zu trommeln und Sander aufzuwecken. Hinter ihm schrie aber jemand auf, so dass er sich statt zu trommeln wie gejagt umdrehte. Die Zeit lief ihm davon. Er konnte die Stimmen laut und deutlich hören. Ein letzter Blick in den Wassertank und auf den ungestört schlafenden Sander, dann langte Bosch nach dem Türgriff zu dessen Zimmer. Es war unverschlossen. Bosch zog die Tür hinter sich zu, so dass es augenblicklich stockfinster wurde.

Die Ruhe seines ersten ungebetenen Besuchs in Sanders Zimmer hatte er dieses Mal nicht. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals. Er stolperte durch die Dunkelheit vorwärts, bis er den Schreibtisch ertastete, nach dem er gesucht hatte. Bosch beugte sich vornüber und fand auch den staubigen, dicken Vorhang, an den er sich erinnerte. Er wischte alles, was auf dem Schreibtisch stand, mit der flachen Hand aus dem Weg, stieg auf den Tisch und riss den Vorhang zur Seite.

Es wurde nur wenig heller, höchstens um einen bläulichen Stich. Doch das genügte Bosch. Er hatte das Fenster vor sich. Draußen leuchtete der Mond hinter Wolken. Vor der Tür waren Schritte zu hören.

Bosch fand den Verschluss. Er gab sich keine Mühe, leise zu sein. Das Doppelfenster öffnete sich quietschend, auch die äußeren Scheiben. Bosch setzte einen Fuß auf das Fensterbrett und sprang nach draußen, ohne auch nur einen Blick riskiert zu haben, wo er landen würde.

Zu seinem Glück war es ein kurzer Sprung ins Ungewisse. Er hatte den Boden weiter entfernt erwartet, kam aber mit beiden Beinen nach nur einem Wimpernschlag zu einem sicheren Stand. Er befand sich an der kurzen Seite der Villa, mitten im Gras. Zu seiner Linken lag der Garten, geradezu reichte der Wald bis fast an das Haus heran. Bosch rannte

instinktiv nach rechts und erreichte nach einem kurzen Sprint die Frontseite des Anwesens. Dabei begrüßte ihn die hüfthohe Hecke aus kleinen Rhododendren, die den seitlichen Weg um das Haus vom Rondell mit der Statue abtrennte. Bosch nahm sie wie ein Hürdenläufer, ohne sein Tempo zu verlangsamen.

Die massive Haupttür zur Villa war sperrangelweit geöffnet. Von drinnen drang Licht heraus und Bosch sah aus dem Augenwinkel eine schlanke Gestalt heraustreten.

»Warte doch!«, schrie jemand Bosch hinterher.

Es war Simian. Bosch passierte ihn mit einer Geschwindigkeit, die ihm zu einer Medaille gereicht hätte. Der Hausherr konnte nicht anders, als ebenfalls in Rennen zu verfallen. Er umkurvte allerdings nur das Rondell, bis er direkt wieder aufgab, weil es unübersehbar war, dass er Bosch niemals würde einholen können.

»Lass' mich erklären!«, rief Simian Bosch nach, so laut er konnte.

»Warte! Herr, so warte doch!«

Bosch brachte Meter um Meter zwischen sich und das kleiner werdende Licht vom Eingang der Villa. Er keuchte. Seine Schuhe knallten laut auf das Pflaster der Straße. Trotzdem hörte er die Rufe hinter sich. Er verstand jedes einzelne der viel zu vielen Worte.

8. Ankünfte

Zerrissene Hemden gab es selten auf dem Kurfürstendamm zu sehen. Um weit nach Mitternacht schon gar nicht. Es war in dieser Nacht kühl geworden, als erste und behutsame Erinnerung der Natur daran, dass es nicht ewig Sommer bleiben konnte. Kalt war Bosch dennoch nicht, trotz seines völlig durchnässten Hemdes. Es wies Schlitze auf, die so breit und vielzählig seinen Bauch und Rücken bedeckten, dass er auf den ersten Blick wie das Opfer einer Messerschlitzerei daher kam. Auf den zweiten konnte das nicht sein, denn er war nicht verletzt, bis auf ein paar Schrammen, die er sich von den Zweigen im Grunewald geholt hatte.

Die breite Flaniermeile fing erst hier richtig an, ihrem Namen gerecht zu werden, wo Bosch den Luna-Park im Laufschritt schon weit hinter sich gelassen hatte. Er gestattete sich unter dem Schein der Laternen, ins Schritttempo zu verlangsamen. Er hatte kein Gefühl dafür, wie lange er gerannt war. Er hätte noch weiter rennen können, wenn ihm der Grusel dieser Nacht noch so im Nacken gesessen hätte wie in dem Moment, als er aus dem Fenster im Grunewald sprang. Hier fühlte er sich nun Schritt für Schritt sicherer, wo sich das Spalier aus Häusern des Ku'damms kilometerweit nach Osten erstreckte. Es zog Bosch an, lud ihn ein. Sein Atem verlangsamte sich und die Prachtstraße schien ihm wie ein Weg zurück in das Leben, wie es sein sollte.

Vielleicht hätte er ihn zu Ende gehen können. In einer anderen Nacht als dieser.

Aus manchen Lokalen waren noch Stimmen zu hören. Auf den Bürgersteigen sah Bosch aber niemanden mehr – oder noch nicht. Er wandelte einsam zwischen den Reklamekästen und verlassenen Café-tischen. Über der Straße lag eine gespenstische Stille, die Bosch nicht bemerkte, weil es in seinem Kopf laut war. Bilder der letzten Stunden

drängten sich aneinander und verstopften seine Gedanken. Dazu spulten sich die immer gleichen Sätze als Begleitung auf, die Bosch gehört hatte. Die Stille der Flaniermeile war ihm dagegen fern. Die Geräusche des Waldes fehlten hier. Aber auch die Stadtvögel gaben keinen Laut von sich. Nur eine leichte Brise bewegte die Baumkronen der sorgsam auf Abstand gepflanzten Allee-Bäume.

Bosch überquerte den Henriettenplatz, wo der Kurfürstendamm ein Stück nach rechts abknickte und noch breiter wurde als zuvor. Hier schimmerte es in einigen Fenstern aus zweiten, dritten, vierten Stockwerken. Hunderte Wohnungen waren so dunkel wie der wolkenverhangene Himmel, doch die wenigen erhellten Fenster unterstützten die Laternen darin, die Straße in ein nebliges Grau aus Schatten zu tauchen. Weiter hinten, in der Ferne, waren die ersten Neon-Reklamen zu erahnen. Bosch hielt darauf zu.

Zuerst war er sich nicht sicher, dass er überhaupt etwas hörte. In seinen Ohren summte etwas. Vor sich sah Bosch die großen, gleißenden Lichtbögen der Werbeleuchten des Boulevards. Von denen war er jedoch noch hunderte Meter entfernt. Irrte er sich? Nein, je weiter er ging, umso deutlicher lag etwas in der Luft. Aus dem Summen wurden schrille, spitze Töne. Sie hörten sich an wie akustische Nadelstiche, die in Boschs Kopf gepiekt wurden. Und wenig später war er sich sicher, was er da hörte.

Kinderstimmen.

Sie schrien lauthals. Bosch verstand kein Wort, weil die Schreie durcheinander gingen. In jedem Fall wurden sie schnell lauter. Vor ihm kam Bewegung in den Horizont aus Straße, Bäumen, Tischen und Backsteinen. Die zu den hohen Stimmen passenden Kinder traten aus dem Schattenspiel in der Ferne heraus. Sie kamen Bosch entgegen, vielleicht ein, zwei Dutzend oder noch mehr. Es war unmöglich sie zu zählen, weil sie kreuz und quer über Bordsteine, Fahrspuren und Mittelstreifen sprangen, wie vom Hafer gestochen. In diesem Wirrwarr ihres Gerennes hatten sie nur gemeinsam, dass sie alle auf Bosch zukamen.

Er blieb stehen, während die Front aufgestachelter Kinder wie eine Welle zu ihm schwappte. An ihren ballonartigen Schiebermützen war zu erkennen, dass es Zeitungsjungen waren. Keiner von ihnen trug jedoch Zeitungen mit sich. Sie schrien trotzdem in die Nacht hinein, als ob sie die neueste Schlagzeile über das Murren der arbeitenden Stadt hinweg verkaufen müssten.

Als die ersten Kinder ihn sahen, kam Ordnung in die Gruppe. Mehrere von ihnen zogen sich im Lauf zusammen wie eine Fliegerformation. Sie schrien und rannten nun direkt auf Bosch zu.

»Er kommt!«, krakeelte einer von ihnen.

»...endlich da!«, überlagerte ein anderer schriller Schrei.

»Raus mit euch!«

»Aus den Betten!«

»Er ist hier!«

Sie waren nur noch ein, zwei Hausnummern von ihm entfernt. Und es wurden immer mehr Zeitungsjungen. Hinter ihnen wurde es heller, während sie Querstraße für Querstraße hinter sich brachten. Die vielen dunklen Fenster verloren zusehends ihre Überzahl gegenüber den wenigen schimmernden Scheiben von vor einigen Minuten.

Bosch konnte nun die Gesichter der Kinder erkennen. Sie strahlten, sogar unter den teilweise rotgeschrienen Wangen. Manche Stimmen waren bereits heiser gebrüllt – was bei Zeitungsjungen geschäftsbedingt eigentlich nie vorkam. Schreien war ihr Beruf. Diese hier waren wohl schon lange auf ihrem Eroberungszug durch die Straßen unterwegs.

Hatten sie ihn gesucht? Boschs chaotisches Durcheinander aus Erinnerungsbildern und Gesprächsresten, das ihn so im Griff gehabt hatte, zerrieselte ins Nichts, angesichts der ekstatischen Armee von Kindern. In ihm blieb eine Stille zurück, die er sich in seinen verzweifeltsten Augenblicken der jüngsten Tage nicht schöner hätte wünschen können. Sie war mächtig. Er fühlte sich groß. Bosch hob seine

Arme und hielt sie den anstürmenden Kindern weit offen entgegen, so als wolle er sie alle auf einmal willkommen heißen.

Sie rannten an ihm vorbei, eins nach dem anderen.

Es dauerte keine drei Sekunden, bis der quirlige Schwarm mit allen seinen Rufen, dem Getöse und Jubilieren ihn vollständig passiert hatte. Bosch drehte sich nach ihnen um, aber keins der Kinder würdigte ihn noch eines Blickes. Eines von ihnen riss den Deckel einer Mülltonne an sich, die am Straßenrand stand. Dann spurtete es dann anderen hinterher, wie wild mit der Faust auf das Blech schlagend.

Im gleichen Maß, in dem der kindliche Trubel ihm davoneilte, hob nun hinter Bosch Tumult an. Er wendete sich wieder Richtung Osten, wohin es ihn eigentlich bis eben getrieben hatte. Aus den Hauseingängen traten jetzt die Bewohner des Ku'damms. Frauen, Männer, Kinder, ganze Familien. Erst wenige, dann bildeten sich langsam Schlangen in den Fluren. Da und dort weinten die Kleineren, wenn sie erbost wieder ins Haus geschickt wurden.

Bosch setzte sich in Bewegung. Er war der einzige, der den Menschen in die Gesichter starrte. Wer aus den Wohnungen kam, blickte wie auf ein geheimes Kommando, das Bosch in jedem Fall verpasst hatte, nach oben in den Himmel. Die Wolken hingen nach wie vor als dichte Decke über der Stadt. Sie hangen ungewöhnlich tief, so dass es fast schien, sie würden die Firste der höchsten Dächer berühren. Der Mond hatte sich mittlerweile etwas Freiraum im Wolkenmeer geschaffen. Durch schmale Risse schien er strahlend hell hindurch.

An der Baustelle des Lehniner Platzes klaffte eine Lücke im strengen Häuserspalier des Kurfürstendamms. Das Loch in der Zahnreihe eines Preisboxers während des lächelnden Siegerfotos hätte nicht auffälliger sein können. Die mit Holzlatten abgezäunte Brache entstellte das Konterfei der Meile. Heute Nacht gab sie den Blick über Charlottenburg frei, den die Vorderhäuser am Rest der Strecke blockierten. Als Bosch den Lehniner Platz erreichte, hatten sich bereits hunderte Menschen dort

versammelt. Alles strömte zum Ort, der die meiste Sicht des Himmels bot. Es gab Kollisionen, weil Viele ihre Augen nur nach oben richteten. Anders als in den Kneipen zu so einer Stunde, wurde sich hier auf der Straße aber nicht gegenseitig angegiftet, sondern nur kleinlaut entschuldigt. Eine beklemmende Ruhe lag über dem Platz.

Fast alle trugen Nachthemden oder Unterwäsche. Was bei Tag skandalös gewesen wäre, schien jetzt unwichtig. Bosch schob sich durch die spärlich bekleideten Menschen, als der mit Abstand Angezogenste.

Niemand schenkte ihm Beachtung. Es wurde gemurmelt und geflüstert. Ein Mann, den Bosch nicht sehen konnte, schrie laut auf.

»Da!«

Das Murmeln wallte auf. Hälse streckten sich, es wurde etwas gedrängelt. Doch als nichts passierte, beruhigte sich die Masse schnell wieder. Jemand schimpfte auf den Mann, der gerufen hatte.

Bosch tippte einem jungen Kerl auf die Schulter, der gerade neben ihm stand und weniger am Himmelsgeschehen interessiert war als die Meisten. Er glotzte nicht nach oben. Wahrscheinlich hatte ihn seine Familie mit nach draußen geschleppt, obwohl er schlafen wollte.

Er drehte sich widerwillig zu Bosch um.

»Was soll das alles hier?«, fragte Bosch mit einem genervten Unterton, den er keineswegs beabsichtigt hatte.

»Was?«

»Warum seid ihr alle draußen?«

»Aus welchem Loch bist du denn gekrochen?«, fragte der Kerl gegen – seinerseits genervt.

»Ich bin gerade erst zurück in der Stadt…«

Der junge Kerl musterte Bosch. Er kam sich verschaukelt vor. Bosch sah es ihm an. Und sein Gesichtsausdruck legte nahe, dass er so viel Unwissenheit nicht mit einer Antwort belohnen würde. Er wollte sich schon abwenden und sein Glück bei jemandem Anderen versuchen, da

erinnerte er sich an die Worte der Kinder von vorhin, als sie auf ihn zugerannt gekommen waren.

»Ist ›er‹ da?«, fragte er.

»Er? Hör mir bloß auf damit! Bist du auch so einer?«

Bosch hatte ins Blaue gefragt, aber ins Schwarze getroffen. Der junge Kerl widmete ihm jetzt seine ungeteilte Aufmerksamkeit.

»Das ist nicht der Messias, da kannst du lange warten!«

Mit einem zischenden Geräusch landete eine erhebliche Ladung Spucke auf dem Boden. Sie kam aus Boschs Mund und machte den Kerl kurz sprachlos.

»Es gibt keinen Messias…«, flüsterte Bosch.

In seinem Kopf hallten diese Worte wie ein zorniger Schrei. Dass sie nur kaum hörbar hinausdrangen, lag an seiner eigenen Überraschung. Er hatte das nicht mit Absicht gemacht. Sein Mund war plötzlich voll gewesen. Es schoss geradezu aus seinen Speicheldrüsen. Das Spucken war das Einzige gewesen, was sein Körper zu tun wusste.

Der Kerl hatte das Flüstern gehört. Er interpretierte den feuchten Akt, der fast seine Schuhe in Mitleidenschaft gezogen hatte, so wie es seinem Gemütszustand am besten passte.

»Sag' ich doch«, kommentierte er zufrieden. »Hier wird es nichts zu sehen geben, jede Wette! Und wenn, dann ist es ein Flugzeug…«

»Ein Flugzeug?«

Bosch dachte an die Kinderhorde und ihr weckendes Geschrei. Wegen eines Flugzeugs?

»Mit Raketen!«, präzisierte der junge Kerl.

Ein lautstarkes Raunen ergriff die Masse. Arme flogen in die Luft. Es gab laute Rufe. Bosch und der Kerl verloren sich aus den Augen, als die Menge in Bewegung geriet. Niemand rannte, und es gab auch keine Panik. Es ging einfach eine Welle durch die eng beieinander stehenden Körper, deren Köpfe nicht bei der Koordination helfen konnten. Alle Menschen blickten in den Himmel.

Er war so dunkel wie zuvor. Der Sonnenaufgang hatte noch ein paar Stunden Zeit. Der Mond schien den Kampf gegen die Wolkendecke langsam aufzugeben. Trotzdem suchte der ganze Platz die kaum erahnbare graue Schicht über dem Ku'damm nach etwas ab. Jemand musste etwas gesehen haben, sonst wäre die Stimmung der Menge nicht augenblicklich so umgeschlagen.

Bosch schaffte sich mit den Armen Freiraum, weil in allen Richtungen einzelne Leute über ihre oder fremde Füße stolperten. Einige stürzten, so dass ausgewichen und angerempelt wurde. Ein paar Flüche waren zu hören, noch mehr unartikulierte Laute – dann gar nichts mehr.

Die Stille war vollkommen. Niemand bewegte sich noch. Kein Wort, keine Beschwerde, niemand suchte mehr nach Aufmerksamkeit. Die Blicke blieben im Himmel, und auch Bosch suchte dort nach dem, was die Menge hatte verstummen lassen. Nur konnte er beim besten Willen nichts erkennen. Er musste die halsstarren Positionen der Köpfe als Orientierungshilfe heranziehen. Bosch folgte den Blicken mit seinen eigenen Augen, erwartete etwas helles, einen Blitz, ein lautes Geräusch wenigstens, das die Anwesenheit von etwas verriet, selbst wenn es in den Wolken nicht sichtbar war. Aber da war nichts dergleichen.

Oder doch?

Bosch meinte, einen Schatten vor den Wolken zu sehen. Ohne das Leuchten des Mondes war alles, das nicht im Schein einer Straßenlaterne stand, nicht mehr als ein Brei aus Graustufen. Aber sobald Bosch sich gedanklich vom erwarteten Blitz, Geräusch oder sonstwie spektakulären Zeichen getrennt hatte, fiel ihm die Beobachtung leichter. Er konnte besser sehen, oder wenigstens besser raten, was er sah.

Da bewegte sich etwas, unterhalb der Wolken, aber doch deutlich über den Dächern. Es war langsam. Bosch kannte sämtliche schwärmenden Beschreibungen, die Harstein bei jeder Gelegenheit über alle möglichen Maschinen zu Lande und in der Luft zum Besten gab. So etwas Langsames gab es nicht am Himmel – es sei denn, das wäre ein Ballon.

Und das konnte nicht sein, denn trotz der Dunkelheit war sich Bosch sicher, nichts weiter als einen dicken Strich zu sehen. Da war kein runder Ballon. Es gab keine Teile, keine Bewegung.

Als ob eine große Säule mit dem Tempo einer Schnecke langsam durch die Luft schwebte.

Bosch konnte nicht wegsehen. Mehr als diese Vermutung einer Silhouette gab es für ihn nicht zu entdecken. Er konnte sich anstrengen, wie er wollte. Aber der schwebende Strich bannte seine Augen, so wie es offensichtlich auch allen Anderen auf dem Platz ging. Doch nur Bosch bewegte sich etwas. Seine Füße trieben ihn voran, je weiter sich der Schatten unter den Wolken fort bewegte. Sein Kurs änderte sich nicht. Seelenruhig und gleichmäßig trieb er nordwärts. Er musste über der anderen Straßenseite mit ihren hohen Häusern verschwinden, und zwar bald. Bosch brauchte sich nicht beeilen, um Schritt zu halten. So langsam war der Strich am Himmel.

Wie ein Schlafwandler ging Bosch durch die stehenden Menschen. Hätte er Augen für sie gehabt, wäre ihm aufgefallen, dass nur er sich rührte. Alle Anderen standen erstarrt. Die Stille war ohrenbetäubend.

Bosch und die Säule hielten den gleichen Abstand, sie oben in der Luft, er unten auf der Straße. Ein Paar, dessen Bewegungen natürlich aufeinander abgestimmt schienen. Bosch dachte nicht darüber nach, was er tat. Er lief einfach, langsam und mit der gleichen Unerschütterlichkeit, die ihm von oben entgegenstrahlte. Tatsächlich fühlte er etwas, einen unsichtbaren Schein, der ihn von Kopf bis Fuß erreichte. So musste es sein, sich zu Hause zu wissen. Der quälende Bildersturm war vergessen. Die Wochen, die Bosch zwischen Langeweile, Verwunderung und Übellaunigkeit verbracht hatte, waren nicht länger ein anstrengendes Mosaik, das er vergeblich versuchte im Ganzen zu sehen.

Jetzt lag das gesamte Bild vor ihm wie eine Landschaft, in der er jeden Stein und jeden Baum kannte. Und alles, was das in ihm auslöste, war eine friedvolle Ruhe. Was er in der Villa wieder und wieder

befürchtet hatte, ohne es sich freilich einzugestehen, trat nicht ein. Es war nicht schrecklich. Es machte ihm keine Angst oder raubte ihm den Verstand. Im Gegenteil, es kam ganz sanft über ihn, wie ein altbekanntes, liebevolles Streicheln: Er erinnerte sich jetzt an Marseille. Er wusste, mit wem er dort gesessen hatte und warum. Er erinnerte sich daran, wie er nach Marseille gekommen war, wo er vorher gelebt hatte, wie lange, mit wem. Es war eine Liste, die ein Buch füllen würde. Aber eine Liste nicht nur an Menschen, hunderte, tausende von ihnen, sondern auch an Orten. Bosch konnte seine Wege wie auf einer unsichtbaren Weltkarte nachzeichnen, von Stadt zu Stadt, zahllose Länder, Reisen über die Ozeane.

Er blieb stehen. All diese Zeit! Jetzt, wo es ihm frei stand, in jedes Detail seiner Vergangenheit ein- und wieder daraus auftauchen zu können, war er sein eigener staunender Tourist. Er brauchte nicht lange, um sich in dieser beispiellosen Chronologie von Ereignissen und der inneren Bibliothek der Lebensorte zurechtzufinden. Es machte ihn buchstäblich gedankenlos. Da war nichts zu bejubeln, zu bereuen, zu beklagen oder zu betrauern – obwohl es Anlässe gab, die für eine kleine Stadt von Menschenleben gereicht hätten. Die Ruhe in Bosch schien unstörbar. Er badete einen Moment darin.

Und dann sah er, dass er nicht weitergehen konnte. Der Schatten schob sich bereits an einen schroffen Dachwinkel heran, an der nächsten Kreuzung. Bosch war am Bordstein jenseits des Platzes und der breiten Straße angekommen. Weiter den Damm hinauf konnte er natürlich laufen, aber das war geradeaus, während der Schatten von ihm aus nach links über Charlottenburg zu verschwinden drohte. Die Häuser neben Bosch bildeten eine hohe Wand, die ihm gleich die Sicht auf den Strich am Himmel nehmen würde.

Bosch wusste, dass er nur noch Sekunden hatte, bevor dieses unsichtbare Band zwischen der Säule und ihm durch Ziegel und Backsteine zerschnitten werden musste. Und das trieb ihm den kurzen Frieden aus. Er wusste, wer er war. Es gab kein Zurück. Das Mosaik aus

den kleinen, verwirrenden Teilen seines Lebens gehörte der Vergangenheit an. Das Ende des kurzen inneren Friedens war kein Stein, der in einen Teich fällt und seine still ruhende Oberfläche mit Wellen entstellt. Was Bosch verließ, war die Genugtuung, endlich diese ruhende Oberfläche seines Lebens betrachten zu können, die ihm so lange gefehlt hatte. Jetzt sah er, was sich darin spiegelte – was er nicht greifen und nicht haben konnte.

Nicht mehr.

Ziegel und Backsteine standen ihm im Weg. Gerade jetzt, wo er aus dieser tiefen Ohnmacht erwacht war, die ihn in einem Ausmaß vernebelt hatte, das aller Alkohol der Welt nicht hätte bewirken können! Bosch sah alles um sich herum mit anderen Augen: Diese zerbrechlichen kleinen Fenster, die Dachstühle aus Holz, Regenrinnen. Er fand das alles grotesk. Lächerliche Werke, die sich kleine Köpfe erdacht hatten. Nur vor ein paar Stunden hatte er gesehen, wie ein echter Baumeister aus praktisch nichts eine Meeresküste in einem Keller erschaffen hatte. Und jetzt, wo er sich daran erinnerte, wie er einst den Architekten mit seinem richtigen Namen angesprochen hatte, war er nicht einmal mehr fasziniert von jener Leistung. Der riesige, alte, schlaksige Mann mochte für die Menschen eine unvergessliche Erscheinung sein, doch nun wusste Bosch, dass Neiwolf nur ein trauriger Schattenriss seines echten Selbst war. Er hatte Wunder erbaut, die Millionen beherbergen konnten.

Ziegel und Backsteine!

Am Himmel stahl sich die letzte Ahnung der säulenartigen Form aus Boschs Blickfeld. Er sprang vorwärts und stieß dabei einen Mann um, der steif und vor allem ohne irgendeine Beschwerde hinter ihm zur Seite kippte. Es gab ein eigenartig hartes Geräusch, als der Mann auf den Gehweg prallte. Bosch registrierte es nicht. Was ihn beschäftigte, war sein nutzloses Vorpreschen. Wie weit er dem Gehsteig auch folgte, er konnte nur noch einen Teil des Schattens sehen.

Bosch wurde wütend. Er fand, dass er ein Recht darauf hatte, weiter seinen unerwarteten Paartanz mit dem Schatten halten zu können. Das war Teil seiner echten Welt, nicht diese mit großer Wichtigkeit in die Erde geritzten winzigen Straßen und ihre Schaulustigen. Die Nervosität, die eben über dem Platz gelegen hatte, widerte Bosch an. Er mochte mehr Orte auf der Erde gesehen haben als alle Wandelnden dieser Nacht, aber er kam sich jetzt als der allerfremdeste von ihnen vor. Und er hatte kein Interesse daran, sich wie einer von ihnen zu fühlen. Boschs Herz pochte laut und es pochte auf seinen Rang. Es schrie ihm durch das pumpende Blut zu, dass Bosch der erste war. Der erste unter Gleichen, und der erste unter diesen Ungleichen.

Seine Augen sahen den Schatten endgültig entschwinden. Ein paar Wände aus Steinen und Beton trennten seinen Blick von dem einzigen, das aus Boschs wirklicher Welt stammte. Diese seine Augen, die stattdessen Heerscharen nah und fern überblicken sollten.

Bosch ballte die Fäuste und verzog das Gesicht. Seine Wut kochte in blindem Zorn auf. Er stand hier auf dem Boden, unfähig ihn einfach zu verlassen. Gebunden an Knochen, Fleisch und Blut. Er wäre jetzt lieber ein Tier gewesen, als die plötzliche Scham ertragen zu müssen, die der Verlust des Blickkontakts in ihm auslöste. Er stand wie einer unter Vielen in der späten Nacht, wortlos und machtlos.

Und das war falsch.

Jede Faser seines Körpers erinnerte Bosch daran. Es war ungerecht und eine finstere Strafe, in der es nur darum ging, ihn zu demütigen. Der Gedanke machte ihn rasend. Der einzige Trost, den er aus dieser bitteren Erkenntnis ziehen konnte, war, dass er nun wenigstens verstand, was um ihn herum passierte.

Der Schatten war weg. In Bosch blieb eine tiefe Sehnsucht zurück, gepaart mit bitterer Galle, die er förmlich auf der Zunge schmecken konnte. Er sah sich um, sah in die ausdruckslosen Gesichter, die noch immer dort, wo sie vor Minuten gestanden hatten, regungslos zu den

Wolken blickten. Die, die ihm am nächsten standen, wirkten eigenartig um die Augen herum. Sie blinzelten nicht. Und überhaupt schauten sie alle geschlossen zu einer Stelle am Himmel, die der Schatten doch vor vielen Minuten bereits durchschwebt hatte. Gerade in der Sekunde, in der Bosch sich zu fragen begann, ob diese Menschen sich wirklich überhaupt gar nicht bewegten, ging ein großer Ruck durch die Straße und den Platz im Hintergrund.

Ein Stöhnen und Raunen drang aus hunderten Kehlen gleichzeitig. Mit einem Mal wuselten wieder Arme und Beine emsig durcheinander. Es glich einem aufgeschreckten Ameisenhaufen.

Der Mann, den Bosch umgestoßen hatte, schrie vor Schmerz auf.

Die Enttäuschung war groß, geradezu in der Luft greifbar. Das Raunen ebbte so schnell ab wie es gekommen war. Nun stand Bosch still an seinem Platz, während alles um ihn herum sich in Bewegung setzte. Die ersten Familien machten sich zurück auf den Weg in die Hauseingänge. Manche Menschen lächelten beseelt, während anderen Angst in den Gesichtern geschrieben stand.

Vor Bosch gab es Ärger zwischen zwei Männer. Sie zeigten mit den Fingern aufeinander, beschuldigten sich gegenseitig. Es bildete sich schnell eine leere Blase des vorsorglichen Abstands um die beiden herum. Bosch lief quer hindurch. Er schenkte den Schreienden keine Beachtung und sie ihm auch nicht. Sie gingen in ein Handgemenge über, das prompt von der Trillerpfeife eines Polizisten angewarnt wurde. Da war Bosch aber schon an der nächsten Kreuzung angelangt, wo es ebenfalls noch wuselte. Die meisten Anwohnenden reihten sich in die Schlangen vor ihren Treppenhäusern und Hofdurchfahrten ein. Nur die wenigsten blieben sitzen, wo sie waren: mitten auf der Straße, auf Bänken, angelehnt an einen Alleebaum. Geredet wurde nur noch wenig. Die, die zurück in ihre Betten gingen, schwiegen artig in ihren Warteschlangen. Die, die draußen blieben, redeten den meist hohlen Blicken nach zu urteilen mit sich selbst – in Gedanken, die niemand hören sollte.

Bosch beschleunigte seinen Schritt. Er konnte nicht anders, als immer wieder in die Gesichter um ihn herum zu schauen. Und es wurde ihm zu viel. Jedes einzelne kam ihm vor wie ein Bild, ein Museumsstück oder Briefmarken in einem Album. Er konnte nicht überblättern. In seinem Gedächtnis wurden die Mienen in Windeseile sortiert und abgelegt. Nach einigen anstrengenden Minuten, in denen er krampfhaft die Augen auf die Gehwegplatten versuchte zu fokussieren, erreichte Bosch den Zoologischen Garten am Breitscheidplatz. Hier bog der Kurfürstendamm ein Stück weiter nach Osten ab. Der Hauptturm der Gedächtniskirche, die vielleicht hundert Meter vor Bosch in die Höhe ragte, schien mit seiner Spitze fast die Wolken aufritzen zu können.

Hier brach die strenge Linie der Flaniermeile auf. Aus allen Richtungen kamen Straßen hinzu, und mit ihnen umherirrende Menschen. Bosch blickte auf einen Pulk von ihnen, direkt vor ihm, wie auf eine lebende Mauer. Zu seiner Linken entdeckte er das völlig dunkle Loch in den Häuserfronten, das der Zoologische Garten mit seinem dichten Wald den Stadtlichtern entgegenstellte. Wichtiger aber, daneben erkannte Bosch den gleichnamigen Bahnhof.

Er wartete keine Sekunde. Nach einem regelrechten Spurt erreichte er den Eingang des Bahnhofs, wo sich so viele Menschen versammelt hatten, wie sonst zum besten Feierabendverkehr. Anders als die Menge bei der Kirche schreckte diese hier Bosch aber nicht ab. Er schob sich zwischen den Körpern hindurch, um zur Treppe hinauf zur Stadtbahn gelangen zu können. Auf der Treppe selbst gab es keinerlei Gedränge. Oben angelangt fand Bosch den Bahnsteig fast verlassen.

Die Leute hatten sich im Schutz der Bahnhofshalle nur versammelt, stumm und verstört. Kaum jemand wollte einen Zug nehmen.

Es kam trotzdem einer, auch gegen Ende dieser Nacht. Bosch musste nicht lange warten und die einsam vor sich hin weinende Frau ertragen, die auf einer Wartebank neben ihm verloren den riesigen Bahnsteig mit

ihrem Schluchzen beschallte. Die Zugmaschine der einfahrenden Stadtbahn überdröhnte die Frau ohne jedes Mitleid.

Bosch trat ein paar Schritte vom Gleis weg. Im Vorbeifahren konnte er das Gesicht des Lokführers sehen. Es sah so verbissen aus, dass es Bosch nicht gewundert hätte, wenn dem Mann alle Zähne unter seinem Kieferdruck zerbröseln würden. Der Zug schien seinem Fahrer als verlängerte Mimik zu dienen, denn er bremste abrupt und mit quietschendem Geschaukel. Die Waggons wurden scheppernd ineinander gedrückt. Der Lokführer hatte entweder kein Talent für seinen Beruf oder gerade nicht die Nerven dafür.

Die weinende Frau blieb sitzen, wo sie war und schluchzte. Sie stieg nicht ein, selbst als die Stadtbahn eine ganze Minute am Bahnsteig stand und auf Zusteigende wartete. Ein paar Betrunkene wankten nach und nach aus den Abteilen, dazu ein eng umschlungenes Paar, das wer weiß von welcher Feier kommen musste. Ihre Kleidung war feinste Garnitur, allerdings mit deutlichen Spuren der Nacht versehen: große Flecken von fehlgegangenen Trinkritualen, etwas Konfetti auf den Schultern des Mannes und im Haar der Frau. Die beiden kamen aus dem Abteil, in das Bosch stieg. Sie sagten kein Wort, und so vertraut sie einander in den Armen hielten, so unmissverständlich zeigten die versteinerten Gesichter, dass sie sich nicht in unbekümmerter Liebe festhielten, sondern in Angst.

Die Stadtbahn ruckelte schließlich genauso abrupt und unberechenbar wieder an, wie sie in den Bahnhof Zoo eingefahren war. Bosch warf es auf seinem Sitz hilflos wie eine Marionette vor und zurück. Als sich die Fahrt endlich beruhigte, weil der verbissene Lokführer die Reisegeschwindigkeit aus der Maschine gezwungen hatte, lag der Zoologische Garten hinter der Bahn. Bosch warf einen Blick hinaus aus dem Fenster, weil ihm seine Ohren Eigenartiges vermeldeten. Sehen konnte er praktisch nichts, obwohl die Wolkendecke im Osten der Stadt langsam aufhellte. Der Morgen kam näher. Was ihn aus dem Fenster blicken ließ, waren vielmehr die Geräusche, die von der Grenze des Zoos hinauf bis zur

Stadtbahn keiften. Anders war es nicht zu beschreiben. Bosch horchte so aufmerksam, wie er konnte und wie es das Klacken und Tackern der Bahn erlaubten. Er war sich sicher, Tiere keifen zu hören. Ein schrilles Potpourri aus Affengeschrei, aufgeregten Vögeln und allen sonstigen Lauten, die durchdringend genug waren, um die Lok zu übertönen.

Dann wich der Zoo dem weiteren Gelände des großen Tiergartens und die Stadtbahn wurde wieder langsamer, um in den nächsten Bahnhof einfahren zu können. Kurz vor der Station kroch die Bahn langsam über eine Brücke, unter der die Charlottenburger Chaussee als kilometerlange Schneise von Ost nach West reichte. Die riesige Allee war beinahe unbefahren und Bosch sah für einen Augenblick den ersten Lichtfleck des Sonnenrands am anderen Ende der Stadt. Er konnte auch durch das andere Fenster in die entgegengesetzte Richtung schauen und fand dort mehr Menschen auf der Chaussee als Fahrzeuge. Sie gingen einzeln, in völlig unterschiedliche Richtungen.

Als wüssten sie nicht, wohin.

Mit einem Rucken kam der Zug im Bahnhof Tiergarten zum Stehen. Bosch griff mit den Händen in das Sitzpolster, um nicht zu Boden zu gehen. Er erduldete diese Tücken der Be- und Entschleunigung noch ein paar Mal. Er kannte die Stationen nicht, wusste aber, wo er aussteigen wollte. Es waren nur eine handvoll, bis er mit der Bahn in den großen Metallbau des Bahnhof Friedrichstraße einzuckelte.

Hier war erheblich mehr los als auf den anderen Bahnsteigen. Durch die Glasfenster der Halle drang die Morgendämmerung. Viele Menschen waren wie üblich die ersten Schichtarbeitenden des Tages und gerade auf dem Weg zu den Fabriken. Aber die Stille, die sonst von der kollektiven Müdigkeit der Frühschicht ausging, war heute eine andere. Bosch bahnte sich einen Weg durch in sich gekehrte Grüppchen, die mit zusammengezogenen Schultern über die Treppen schlichen. Alles um ihn herum bewegte sich so, als würde sich hinter jeder Ecke ein Gauner verstecken,

den kleinen Knüppel oder das Schmetterlingsmesser für einen schnellen Raubüberfall schon gezückt.

Die Gegend war genau die richtige, um sich solche Gedanken ehrlichen Gewissens machen zu können. Auf der Straße versteckte sich aber niemand. Wo sonst auch in den Morgenstunden die Bordsteinschwalben ihre Hauseingänge besetzten, waren die Menschen ausschließlich in Bewegung. Leere in den üblichen Stand- und Warteorten. Wer schon – oder noch – draußen anzutreffen war, ging lieber geschäftig umher. Keine Wartenden, keine Gespräche an den Buden oder zwischen den Obdachlosen, die einander sonst immer etwas zuriefen. Bosch war auf seinem Fußmarsch über die Spreebrücke nordwärts nur noch einer unter Vielen. Die Stadt erwachte.

Und klang dabei wie tot.

Bosch sog die Düfte ein, speicherte die Gesichter ab, so unfreiwillig wie zuvor. Seine Füße machten die Arbeit, ohne Anweisungen zur Richtung zu brauchen. Ein paar Minuten nach Verlassen des Bahnhofs bog er in den Hinterhof ein, den er zuletzt vor Monaten betreten hatte.

Im Treppenhaus roch es wie eh und je nach dem gleichen unangenehmen Gemisch aus Urin, Rauch und Asche. Als Bosch sich über die knarzenden Stufen auf den Weg nach oben machte, kam ihm ein junger Mann mit hochrotem Kopf entgegen. Bei genauerem Hinsehen war er noch ein halbes Kind, und die Röte auf seinen Wangen stand in direktem Zusammenhang mit dem Zetern seines Vaters. Die Männer-stimme schrie von einem Stockwerk höher zum Fliehenden hinab, dass er bleiben könne, wo der Pfeffer wächst, wenn er nicht augenblicklich umkehrte. Es sei Wahnsinn, jetzt die Familie im Stich zu lassen.

Der Junge flog förmlich an Bosch vorbei. Er dachte nicht im Traum daran, eine Sekunde länger in diesem Haus zu bleiben. Dass es darauf sowieso nicht mehr ankam, weil sie alle gerichtet würden, wagte eine Frau im nächsthöheren Stockwerk dem noch immer rufenden Vater lautstark zu erklären.

Als Bosch an ihr und dem so ungefragt in Familienangelegenheiten unterbrochenen Mann vorbeiging, kehrte kurz Ruhe ein. Dann drohte der Vater seiner unkenden Nachbarin lauthals eine Ohrfeige an, so dass deren eigener Ehemann nach dem nächstbesten Besen im Flur griff, um notfalls mit Gewalt die Ehre seiner Gattin zu verteidigen.

Türen flogen auf. Es entstand ein Tumult im Treppenhaus, den Bosch nur so zu übertrumpfen wusste, indem er statt der Fingerknöchel gleich seine Faust zum Klopfen im dritten Stock zur Hilfe nahm.

Mavi öffnete beinahe im gleichen Augenblick. Sie linste durch den Türspalt, bevor sie Bosch erkannte.

»Was ist heute Nacht bloß los? Sind alle verrückt geworden?«, fragte sie Bosch, wenn auch mehr zu sich selbst und ohne eine Antwort von ihm zu erwarten.

Bosch blieb sie auch schuldig. Er blendete den Lärm des Treppenhauses aus. Alles, was ihn interessierte, war Mavis Gesicht. Auf seinem Weg hatte er es sich vorgestellt, hatte sich Mavi im Türrahmen vorgestellt, nicht wissend, was diese Nacht jenseits ihrer kleinen Stube gesehen und hervorgebracht hatte. Und genau so, wie er sich das Bild vorgestellt hatte, sah er es nun vor sich.

»Du bist ja völlig durchnässt«, sagte Mavi, als sie ihren Blick vom Tumult im Haus auf Bosch richtete. »Wo kommst du denn her?«

»Das ist egal. Ich weiß jetzt, wo ich bin. Und wo ich sein will…«

9. Haut

Ob das echtes Gold war? Der ganze Fahrstuhl schimmerte in diesem warmen, honigfarbenen Ton. Die Spiegel hatten großen Anteil daran, und die Kristalle unter den Glühlampen, in denen sich das Licht brach. Die meisten anderen Oberflächen in der geräumigen Kabine waren aus edlem Holz. Jedenfalls vermutete Mavi, dass es edel sein musste. So dunkel und seltsam gemasert! Womöglich kam es von weit her.

Den Gedanken behielt sie kurz im Kopf, wie eine unverhoffte Münze, die jemand beim Spazieren findet und fröhlich einsteckt. Mavi wollte weit weg. Das hatten sie und das Holz ja vielleicht gemeinsam, stellte sie sich vor.

Dies war das schickste Hotel der Stadt. Ein Fahrstuhl mit echtem Gold war also durchaus vorstellbar. Aber außer dem Ehering ihrer Mutter hatte Mavi noch nie Gold in der Hand gehabt. Und jetzt hatte sie auch den Ring nicht mehr, um ihn mit dem Goldton im Fahrstuhl zu vergleichen. Den Ring hatte der Pfandleiher, der ihr den besten Preis gemacht hatte. Sie war sich die Hacken abgelaufen, um ihr Erbstück bei einem Schmuckankäufer versetzen zu können, doch keiner von denen bot am Ende mehr als das Leihhaus. Also ließ Mavi den Ring dort, obwohl sie genau wusste, dass sie ihn niemals wieder auslösen würde.

Jetzt hatte sie gar nichts mehr, das sie an ihr Leben mit ihrer Mutter erinnern konnte. Und es fühlte sich keineswegs so schlimm an, wie sie in den letzten Wochen befürchtet hatte. Im Gegenteil, sie brauchte keine Andenken an ihre Kindheit mehr, beschloss sie. Nicht, wenn sie ihren Plan in die Tat umsetzte.

Wenn das echtes Gold war, hier in diesem Fahrstuhl, dann musste es viel mehr sein als das Gewicht ihres kleinen Rings. Mavi dachte darüber

nach, was es bedeutete, dass dieser Fahrstuhl mehr wert war als alles, was sie jetzt noch besaß.

Dann sackte die Kabine in ihre Ruheposition im Erdgeschoss. Die Tür wurde vom Fahrstuhlführer pflichtbewusst geöffnet. Er zog seine Kappe vor Mavi. Sie bedankte sich mit dem Anflug eines Lächelns und huschte so schnell sie konnte hinaus in das Foyer des Adlons. Hier kam sie sich noch deplatzierter vor als im Fahrstuhl, wo sie stumm gestanden hatte, wie bestellt und nicht abgeholt. Der Gedanke, dass ein Angestellter nur dazu da war, einen Knopf für sie zu drücken und die Tür beiseite zu schieben, erschien Mavi lächerlich. Hier draußen im Foyer war es noch lächerlicher, weil schon ein flüchtiger Blick in das falsche Paar Augen genügte, dass jemand auf sie zu kam und seine Dienste anbot. Besonders schlimm war es immer, wenn sie mit Bosch ins Adlon zurückkehrte und er augenblicklich belagert wurde.

Es half nichts. Heute musste sie sich überwinden. Sie ging schnurstracks auf die Rezeption zu, quer durch den großen Raum.

»Guten Morgen, gnädige Frau«, grüßte der Concierge hinter dem marmorierten Tresen. »Was kann ich für Sie tun?«

»Guten Morgen«, erwidert Mavi. »Ich hätte gerne ein Taxi.«

»Ihre Zimmernummer?«

»Entschuldigung?«

»Oh, verzeihen Sie bitte«, erklärte der Concierge. »Ich meine, auf welche Zimmernummer soll ich das Taxi buchen?«

Mavi fühlte, wie ihre Wangen rot wurden. Sie hasste das.

»...Präsidentensuite«, sagte sie leise.

Nun wurde der Concierge etwas rot im Gesicht, was ihm äußerst selten passierte. Er streckte sich unwillkürlich etwas und zählte gedanklich eins und eins zusammen. Er wusste selbstverständlich, welche Gäste in welchen Suiten residierten, aber er hatte die junge Frau vor ihm zuerst nicht mit Bosch in Verbindung gebracht. Sie hielt ihre Arme unter einer unspektakulären, ziemlich abgenutzten Jacke versteckt. Keine Spur von

den Glamour, den die Paare abends auf ihrem Weg in die Salons oder nach draußen versprühten.

»Natürlich!«, entschuldigte er sich schnell. »Selbstverständlich!«

»...aber ich bezahle das Taxi gerne selber«, fügte Mavi genauso schnell an. »Das muss nicht auf das Zimmer gehen.«

Für eine Sekunde standen sich beide ähnlich nervös gegenüber, wenn auch aus sehr unterschiedlichen Gründen.

Dann begriff der Concierge.

»Erlauben Sie mir dann bitte, das ich zumindest auf dem Anspruch unseres Hauses bestehe«, schlug er vor, jetzt wieder so selbstsicher wie er fast alle Angelegenheiten in seiner Schicht regelte. »Ein Fahrer steht bereit. Er nimmt kein Geld, ich meine, wir nehmen kein Geld in den Wagen. Unsere Gäste sollen einsteigen und sich entspannen können. Sagen Sie dem Fahrer einfach, wohin es geht. Das genügt.«

Ohne ein weiteres Wort ging er zum kurzen Ende der Marmortheke, wo er durch eine Klappe ins Foyer trat und Mavi Geleit anbot.

Wenn das bedeutete, dass sie nicht zahlen brauchte, dann war es Mavi nicht Recht. Sie traute sich aber nicht zu widersprechen, weil sie eigentlich nur möglichst rasch das Hotel verlassen wollte.

Draußen wartete wie versprochen ein Wagen. Der Fahrer stand abseits und rauchte eine Pausenzigarette. Vormittags war wenig los. Er war nicht unglücklich darüber, den Concierge mit der jungen Dame im Schlepptau kommen zu sehen. Formvollendet öffnete er Mavi die Tür. Sie bedankte sich doppelt, einmal beim Fahrer, einmal beim Concierge.

»Zum Lehrter Bahnhof, bitte«, sagte Mavi, als der Fahrer hinter dem Steuer Platz genommen hatte. Ihren kleinen und einzigen Koffer im Rückraum zu verstauen, hatte den Mann kaum aus dem Tritt kommen lassen. Weder er noch der Concierge vermuteten, dass sich darin Mavis verbliebener Hausstand befand. Sie konnte es selbst kaum glauben.

Als sich das Auto in Bewegung setzte, suchte Mavi nach der Beruhigung, die sich nun doch in ihr hätte einstellen können. Es war noch

nicht einmal 8 Uhr. Alles verlief nach Plan. Von Beruhigung dennoch keine Spur. Mavi wurde eher noch nervöser, als sie es schon war. Gestern Nacht hatte sie kaum ein Auge zugemacht. Und der mucksmäuschenstille Drahtseilakt, sich von Bosch unbemerkt aus der Suite zu stehlen, ließ sie noch immer zittern. Er war im Bett geblieben, normal atmend, friedlich. Sein Rücken hatte sich so gleichmäßig beim Atmen gehoben und gesenkt, dass ihr der Anblick das Beruhigendste schien, das sie sich denken konnte. Es war nicht leicht gewesen, sich von diesem Anblick zu lösen. Zumal es alles von ihm war, das sie ohne entlarvende Geräusche zu machen von der Tür aus sehen konnte.

Vielleicht war es besser, dass Bosch auf dem Bauch schlief und sie nicht als letztes sein Gesicht hatte sehen müssen.

Wo war die Zeit geblieben? Mavi schien es so viel davon gegeben zu haben. Sie hatte alles berechnet, besorgt, überprüft und vorbereitet. Dann hatte sie Bosch getroffen, damals im Luna-Park. Und jetzt waren die Gehwege da draußen von gelben und roten Punkten übersät. Der Herbst war hier, mit fallenden Blättern und ungemütlichen Stürmen, die selbst durch die hohen Häuserschluchten noch laut hörbar pfiffen.

Zur Sicherheit holte Mavi die Dokumente aus ihrer Jackentasche hervor, die sie schon so oft überprüft hatte. Ihr Pass war dabei, das Visa für die Vereinigten Staaten, die Zugfahrkarte, die sie schon letzte Woche gekauft hatte, obwohl der Zug nach Hamburg nie voll besetzt war. Und ihre Fahrkarte für das Schiff.

Alles war da, ...wieder einmal. Es hatte Monate gedauert, dies alles wie Teile eines Puzzles zusammenzubekommen. Mavi erinnerte sich stolz daran, wie sie die Papiere zum ersten Mal geschlossen auf einen Tisch legen und bewundern konnte. Ihr letztes Geld hatte sie zusammengekratzt, ohne sich noch etwas borgen zu müssen. Sie wollte bei niemandem hier Schulden hinterlassen.

Die Papiere in ihren Händen zu sehen, gab Mavi jetzt für einen Moment Ruhe. Es war doch schon die halbe Miete, dass sie nichts davon

in ihrer Eile oben bei Bosch vergessen hatte. Sie konnte sich nämlich Fehler nicht erlauben. Das war die Wahrheit und keinerlei Übertreibung.

Und das war es dann auch wieder mit diesem kurzen Moment der Ruhe. Mavi sackte auf der Rückbank des Wagens in sich zusammen. Keine Fehler! Es war ohnehin schon ein Unding, dass jetzt alles auf den letzten Drücker passieren musste. Sie hatte es nicht kommen sehen, als sie im Sommer in der Amerikanischen Botschaft vorstellig wurde. In der Zeitung hatte sie davon gelesen, dass die Amerikaner ein neues Einwanderungsgesetz beschlossen hatten – gültig ab sofort. Glück im Unglück, dass sie das überhaupt rechtzeitig erfuhr. Sie brauchte ein Visa, wenn sie nicht stehenden Fußes im Hafen von New York wieder zurück in die Republik geschickt werden wollte. Und sie hatte sich alles durchgelesen, sämtliche Papiere abgeliefert: zwei Fotografien, Lebenslauf in doppelter Ausfertigung, Geburtsurkunde, sogar die Versicherung, weder im Gefängnis noch in einer Irrenanstalt gewesen zu sein.

Mavi hatte Angst gehabt, dass das Prozedere ein Problem für sie werden könnte. Sinn und Zweck dieses neuen Gesetzes war es, die Zahl von Einwandernden zu beschränken. Wer zu spät in einem Jahr kam, erhielt schlicht kein Visa mehr. Wie es schien, hatten aber nicht alle Interessierten die Zeitung so gut oder so schnell gelesen wie Mavi. Sie bekam ihre Papiere prompt. Es war das beste Gefühl gewesen, an das sie sich seit Jahren erinnern konnte. Eine regelrechte Euphorie. Dass das Visa vier Monate gültig war, schien Mavi damals eine Ewigkeit zu sein.

Jetzt ruckelte der schicke Wagen des Adlons über die Spreebrücke nahe des Lehrter Bahnhofs und die vier Monate waren um. Hier drinnen zu sitzen, wo sonst nur Berühmtheiten und Steinreiche hockten, war Mavi immer noch zu viel des Guten. Wie sie mit Bosch wochenlang in diesem Luxus gelebt hatte, manchmal ohne irgendeine Notiz von morgens, mittags, nachts zu nehmen – zu viel!

Wieder und wieder hatte sie ihre Abreise verschoben. Warum auch nicht, wenn es doch noch so viel Zeit gab? Ein paar Wochen machten

keinen Unterschied für den Rest ihres Lebens, dort in der fremden Welt, wo niemand sie kannte und wo nichts sie an Dinge erinnern konnte, die sie so lange zu vergessen versucht hatte.

Mavi war böse mit sich selbst. Sich das einzugestehen, half ein wenig mit der Nervosität. Heute war der letzte Tag, das war schlimm genug. Züge nach Hamburg fuhren täglich, aber das Schiff legte heute ab. Wenn sie nicht pünktlich ankäme, ...das wollte sich Mavi gar nicht ausmalen. Ganz abgesehen davon, dass sie nicht das Geld hatte, um eine spätere Überfahrt zu kaufen, lief das Visum in drei Wochen ab.

Sie musste heute an Bord gehen.

Der Wagen stoppte vor dem turmhohen Eingang des Lehrter Bahnhofs. Der Fahrer hielt Mavi die Tür auf und verabschiedete sich höflich, nachdem er ihr den Koffer gereicht hatte. Dann stand Mavi allein vor dem riesigen Gebäude, dem sie zum ersten Mal so nahe kam. Als sie vor ein paar Jahren nach Berlin gekommen war, hatte sie den Zug bis zum Stettiner Bahnhof genommen. Die Einfahrt durch scheinbar unendliche Reihen von Häusern und Fabriken hatte ihr den Atem geraubt. Was sie vom Lande kannte, waren Felder, staubige Sandstraßen zwischen den Dörfern und flache Häuser, die meisten von ihnen windschief. Sie konnte sich noch an die Kühle in der Halle des Stettiner Bahnhofs erinnern, die sie trotz frühlingshafter Temperaturen in der Stadt begrüßte. Seitdem war sie keinem Bahnhof näher gekommen, außer um einen Ausflug mit der Stadtbahn zu machen.

Die Fassade des Lehrter Bahnhofs machte mancher Kirche Konkurrenz. Den eiligen und gesenkten Köpfen der zahlreichen Menschen nach zu urteilen, die durch das Portal ein und aus gingen, hatten sie auch mindestens so viel Respekt vor den Tabellen mit Abfahrten und Ankünften wie die Gläubigen vor der Predigt.

Genauso gut konnten die gesenkten Köpfe aber auch mit der Erscheinung zu tun haben. Seit sie still und unbeweglich über der Stadt hing, trauten sich mehr und mehr Menschen nicht, weit nach oben zu

gucken. Die wildesten Geschichten gingen um, was Dieser oder Jenem passiert sei, weil sie oder er zu lang in den Himmel geschaut hatte.

Mavi kannte solche Geschichten nicht. Sie und Bosch hatten in einer Leere vor sich hin gelebt, die Mavi die längste Zeit wie ein perfekter Rausch vorgekommen war. Das Geflüster im Hotel hatte weder ihn noch sie interessiert. Und wenn sie doch einmal eine Zeitung in die Hände bekam, legte sie sie schnell beiseite.

Räuberpistolen und Zaubergeschichten.

Mavi atmete tief durch. Dann reihte sie sich in den Strom der Leute ein, die wortlos in den Bahnhof strebten.

Die monumentale Größe der Halle flößte ihr keine Ehrfurcht mehr ein. Die Jahre in dieser Stadt hatten Mavi alles gezeigt, was heutzutage mit Steinen, Beton und Stahl möglich war zu bauen. Von dem beeindruckten Mädchen, das damals mit noch weniger Dingen im Koffer als heute nach Berlin gezogen kam, war wenig übrig. Und doch blieb sie fasziniert vor den Bahnsteigen stehen, sobald sie mit einer Traube Menschen den Eingangsbereich durchschritten hatte.

Vor ihr lag die Bahnhofshalle wie ein Tunnel, der für Riesen gebaut worden war. Die überdachten Bahnsteige schienen länger als ein Sportstadion zu sein. Und das Dach war eine einzige schwarze Röhre. Es lag auf den Wänden auf wie eine gigantische, umgedrehte Regenrinne. Das andere Ende der Halle war hunderte Meter entfernt. Von dort schien die Sonne wie durch ein Brennglas in den Tunnel hinein. Mavi musste ihre Augen mit der Hand schützen, so hell war der Lichtschein. Zuerst konnte sie nichts sehen außer einen gleißenden, perfekten Kreis. Die Morgensonne stand exakt so am Himmel, dass ihre Ränder die offene Seite des Bahnhofs abdeckten. Dort führten die Gleise von draußen ins Innere, keine Mauer schützte die Rückseite.

Nach ein paar Sekunden hatten sich Mavis Augen an die unerwartete Helligkeit im Bahnhof gewöhnt. Gedankenversunken stand sie nun der Sonne gegenüber am anderen Ende der Bahnsteige. Sie konnte

sich nicht gegen die Erinnerung an die Sonnenfinsternis in Hagenow wehren. Die Sonne hier schien sich zu bücken, damit sie in den Bahnhof scheinen konnte. Die seltsame Übereinkunft mit dem Gebäude machte es zu einem dunklen Schlot mit Feuer an der Spitze. Oder zu einem Brunnen, dachte Mavi. So musste es sein, vom Boden eines tiefen Brunnens in das Licht der Freiheit zu blicken.

Mavi versuchte, sich die eigenartigen Gedanken samt der Vergleiche aus dem Kopf zu schütteln. Es gelang ihr auch, ließ dafür aber noch mehr Raum für Bilder dieses einen Tages ihrer Kindheit, als sie auf dem Dach hockte – so aufgeregt, so zufrieden. Sie hatte ihr Bestes gegeben, damit Mama sich die Sonnenfinsternis vorstellen konnte.

Und wieder einmal stach es sie ungezielt in ihrer Brust und im Magen. Aber heute war es anders als sonst. Vor ihr brannte die Sonne durch das offene Ende des Lehrter Bahnhofs auf Mavis Gesicht. Sie konnte die Wärme spüren, sie aufsaugen. Das Stechen wurde übertrumpft. Es hatte keine Chance gegen die Fakten: Der Zug fuhr in 70 Minuten. Am Abend würde sie in Hamburg ablegen und in zwei Wochen mit beiden Füßen in New York stehen. Das Stechen würde sie mitnehmen, als Freund. Als Mitpassagier! Es würde dabei sein dürfen, wie Mavi eine Arbeit suchen und finden würde. Ein Zimmer, etwas Sicherheit in dieser fabelhaften Stadt, in der es keine Vergangenheit für sie gab, nichts zu bereuen.

Sie würde das Stechen mit einem Kuss verabschieden, am 24. Januar. Nach ihrem ersten Weihnachten in Amerika, nach einem Start ins Jahr, das so neu wie noch keines zuvor sein musste. Wenn die totale Sonnenfinsternis vom Atlantik bis zur Küste rasen würde, bis sie nur in einem schmalen Streifen über New York zu sehen wäre. Sie brauchte nur einen neuen Sichtschutz. Bestimmt würden welche verteilt.

Mavi wusste auswendig, was sie Mama sagen würde. Solange konnte das Stechen noch bleiben. Sie hasste es nicht. Nicht mehr. Nach der Sonnenfinsternis wird alles neu, sagte sich Mavi.

Jemand stolperte vor Mavi über die eigenen Füße. Passanten wichen aus, halfen aber nicht. Ein Koffer erhielt einen Rempler, ansonsten kam aber niemand zu Schaden. Mavi wurde durch die kurze Episode in den Trubel des Bahnhofs zurückgezogen. Sie schaute reflexhaft nach dem Stolpernden und als sie noch einmal in den kreisrunden Sonnenschein am Ende der Bahnsteige blickte, war die Erinnerung vorbei. Das Bild wirkte nicht mehr so unfassbar wie noch vor wenigen Augenblicken, die Einheit von Sonne und Tunnel nicht mehr so perfekt. Mavi fand es nun auch nicht mehr annähernd so hell. Die Sonne zog weiter.

Noch 68 Minuten.

Die große Wanduhr hinter Mavi musste Recht haben. Schon alleine, weil ihre Zeiger so groß wie Männer waren. Wie könnte so eine massive Uhr denn die falsche Zeit anzeigen? Mavi atmete tief durch. Sie vertraute diesem Trumm. Es war Zeit, sich um die Details zu kümmern.

Vor den Aushängen drängten sich die Leute, um ihre Gleise zu finden. Mavi wartete, bis sich eine Lücke bot, dann suchte sie ihren Zug und fand ihn. Der Weg weg vom Aushang gestaltete sich nicht weniger schwierig als die vorangegangene Drängelei. Ob das so üblich war, in diesem großen Bahnhof, wusste Mavi nicht. Sie bezweifelte es aber. Seit Wochen versuchten mehr und mehr Menschen, die Stadt zu verlassen. Dafür kamen aber keine neuen, auch nicht aus dem Umland. Ihre Freundin Sylvia hatte gemutmaßt, dass jetzt Gläubige aus allen Ecken der Republik nach Berlin kommen würden, um ihren Heiland zu sehen.

Wenn sie den Block am Himmel dafür hielten.

Vielleicht waren die Leute ängstlicher als Sylvia dachte. So oder so schien Mavi die Stadt eher eine unerwünschte Zone zu sein, eine, um die ein Bogen gemacht wurde. Es war leerer in den Straßen, nicht voller.

Noch 60 Minuten.

Eine Stunde Warten schien Mavi jetzt alles andere als lang. Sie kämpfte sich aus dem Eingangsbereich und spazierte mit ihrem kleinen Koffer den leeren Bahnsteig entlang, den der Aushang ihr verraten hatte.

Es standen noch zwei Züge vor dem nach Hamburg auf dem Plan. Der erste fuhr gerade dampfend vom anderen Ende der Halle her ein. Mavi hörte ihn, bevor sie ihn sehen konnte.

Die Hälfte der Wartenden auf dem Bahnsteig rappelte sich auf. Sobald der Zug zum Stehen gekommen war, stiegen sie ein. Kaum jemand musste warten, bis die Aussteigenden die kleinen Tritte in die Waggons freigemacht hatten. Es gab fast keine.

Bald hatte Mavi eine ganze Wartebank für sich, fast am Ende des Bahnsteigs. Sie nahm ihren Koffer auf den Schoß. Dafür war er leicht genug. Außerdem mochte sie es, etwas unter ihren Händen zu haben, an dem sie mit den Fingern spielen konnte. Das Warten machten ihr zu schaffen, paradoxerweise umso mehr, je weniger Zeit noch übrig war. Sie entlud ihre Anspannung in nervösen Klopfrhythmen, die sie mit ihren Fingerkuppen auf die Haut des Koffers regnen ließ.

Noch 35 Minuten.

»Verzeihung, Fräulein«, sagte eine Männerstimme plötzlich.

Mavi schrak aus ihrem konzentrierten Fingertrommeln auf. Neben ihr standen zwei Uniformierte, komplett mit amtlichen Mützen und Knüppeln an ihren Gürteln.

»Meinen Sie mich?«, fragte sie skeptisch.

»Genau Sie«, sagte der näher stehende Mann. Die zuvor gehörte Stimme gehörte zu ihm, und Mavi war froh darüber. Der Polizist lächelte. Er war noch jung. Sein Kollege hatte statt einem Mund einen gepressten Schlitz unter der Nase. Er sah nicht aus, als ob er gute Laune hatte. Wenigstens lächelte der Jüngere, während er Mavi ansprach.

»Verreisen Sie?«

Mavi verstand die Frage nicht. Sie hörte sie, aber traute ihr nicht über den Weg. Die Polizisten sahen doch, dass sie einen Koffer hatte.

»Nach Hamburg…«, sagte sie nach kurzem Zögern.

»Ah, ja, ist das der Zug da?«

Der freundliche Polizist nickte mit dem Kopf in Richtung Gleise, wo der zweite Zug gerade einfuhr, den Mavi noch abwarten musste, bevor ihrer eintraf.

»Nein, der Zug nach Hamburg fährt in…«, hob Mavi an. Dann blickte sie zur großen Bahnhofsuhr hinüber, die weit in der Ferne des Eingangsbereichs hing, aber trotzdem noch bis hierhin lesbar war.

»…34 Minuten.«

»Verstehe.«

Der junge Polizist lächelte. Er tauschte einen kurzen Blick mit dem griesgrämigen Kollegen aus, ganz und gar nicht versteckt. Offenbar wollte er, dass Mavi es sah.

»Warum fragen Sie?«, brachte Mavi den Mut auf zu fragen. Sie hatte kein gutes Gefühl.

»Ach, reine Routine«, antwortete der Jüngere. »Machen Sie sich mal keine Sorgen, Fräulein.«

»Routine?«

»Es ist so Einiges los, gerade. Da müssen wir einfach ein paar mehr Runden drehen, gerade an den Bahnhöfen, wo es rein und raus aus der Stadt geht, wissen Sie?«

Mavi wusste nicht.

»Was machen Sie denn in Hamburg, wenn ich fragen darf?«

Der Jüngere behielt seine Freundlichkeit, aber Mavi hatte keinen Zweifel, dass sie nicht wirklich eine Antwort schuldig bleiben sollte.

»Familie besuchen, Arbeit?«, bot der Polizist hilfestellend an.

Mavi schüttelte den Kopf.

»Ich reise aus.«

»Nach Hamburg?«

»Nach Amerika.«

Mavi hatte den Eindruck, dass der schlitzartige Mund des älteren Polizisten noch schlitziger wurde. Er verschwand fast aus dem Gesicht.

Und seine Augen wurden zu kleinen Knöpfen. Der jüngere Polizist schien einfach nur überrascht. Oder er tat so.

»Nach Amerika, wirklich?«

»Ich habe eine Überfahrt gebucht«, erklärte Mavi. »Heute. Also, nicht heute gebucht. Wir legen heute Abend ab.«

»Das ist ja eine ganz schön lange Reise«, kommentierte der Jüngere. Er wackelte dabei anerkennend mit dem Kopf, so als ob Mavi ihm von einer beeindruckenden sportlichen Leistung erzählt hätte.

Für einen Moment herrschte Stille zwischen den Dreien, wobei der ältere Polizist sich anscheinend recht wohl in seiner Statistenrolle fühlte. Mavi erwartete keine Worte von ihm. Dass der Jüngere sich aber Zeit ließ und sie einfach nur musterte, irritierte sie.

»Sagen Sie mal, wo sind denn ihre Koffer?«, fragte er schließlich.

Mavi zeigt mit einem Finger auf ihren Schoß.

»Hier.«

»Wie, das ist alles? Wo sind die anderen?«

»Das ist mein einziger Koffer…«

Der Jüngere machte eine weitere, unangenehm lange Pause. Vielleicht dachte er wirklich nach, vielleicht spielte er aber auch nur eiskalt seine Fragetechnik aus.

»Und wo ist ihre Begleitung?«

»Ich reise alleine.«

»Nur nach Hamburg? Oder nach Amerika?«

Mavi antwortete wortlos. Sie konnte nicht anders als genervt zur Seite zu schauen – ungutes Gefühl hin oder her. Der Jüngere las ihre Reaktion richtig und beschloss, dass er genug gefragt hatte.

»Das ist ein niedlicher kleiner Koffer, den Sie da haben. Der passt wunderbar zu einem Picknick im Park. Meine Frau und ich machen das manchmal, wissen Sie? Ein paar Brote und etwas Obst, mehr braucht man ja nicht. Das würde wunderbar in so einen kleinen Koffer passen. Mit der Decke zum Sitzen wird es dann schon schwierig.«

Mavi glotzte den Jüngeren ausdruckslos an.

»Für eine Frau, die nach Amerika aussiedelt, ist das ganz schön wenig Gepäck. Finden Sie nicht auch? Hier tauchen manchmal Leute auf dem Bahnsteig auf, die haben Gepäckroller an Gepäckroller in ihrem Schlepptau. Wie eine Zirkustruppe!«

Er lachte in Richtung seines Kollegen, der auch für diesen Scherz keine Miene verzog.

»Und die Meisten wollen gar nicht nach Amerika, sondern einfach nur Urlaub machen.«

Mavi konnte nicht recht einordnen, ob der Tonfall, mit dem der Jüngere seinen Vortrag beendete, in einer Frage endete oder nicht. Sie schwieg ihn einfach an.

»Gut«, sagte der Polizist mit einem lauten Räuspern, während neben ihm lautstark der vorhin eingefahrene Zug zurücksetzte und aus dem Bahnhof rollte.

»Darf ich mal ihre Papiere sehen?«

Mavi langte in ihre Jackentasche und holte gleich das ganze Bündel hervor, Ausweis, Visa, Zugfahrkarte und Bordschein für das Schiff. Der Jüngere nahm ihr alles zusammen ab, überflog nur kurz jedes Stück Papier und gab es dann an seinen stummen Kollegen weiter. Der entfaltete eine schmale Brille aus seiner Brusttasche, deren dünne Drahtbügel sich gefährlich unter dem Versuch weiteten, die Ohren neben den dicken Stirnknochen zu erreichen.

Der Ältere nahm sich deutlich mehr Zeit für die Papiere. Der Jüngere wartete geduldig, noch immer lächelnd.

Es dauerte eine Ewigkeit. Mavi beobachtete, wie ihre Dokumente wieder und wieder gewendet wurden, als ob sich so geheime Informationen offenbaren würden, die der Polizist bislang nicht gefunden hatte.

Noch 24 Minuten.

»Alles in Ordnung«, brummte der Ältere. Er reichte Mavis Papiere wieder seinem jungen Kollegen. Dann faltete er seine Brille zusammen,

um sie sorgfältig zurück in die Brusttasche bugsieren zu können. Eine Sekunde später stand er wieder regungslos an seinem Fleck – mit dem gleichen nichtssagenden Schlitz von einem Mund im Gesicht.

»Wunderbar!«, freute sich der Jüngere, gut gelaunt.

Er gab Mavi ein Dokument nach dem anderen zurück.

»Dann wünsche ich eine angenehme Reise«, verabschiedete sich der Polizist für sich und seinen Kollegen gleich mit.

»Danke…«

Mehr brachte Mavi zu ihrem Erstaunen nicht heraus. Es lag ihr zwar auf der Zunge, ob es das nach dieser Ausfragerei tatsächlich schon gewesen sei, aber sie wollte ihr Glück nicht herausfordern.

Der Jüngere fasste sich zum Gruß mit dem Zeigefinger an seine Mütze, dann machten beide Polizisten auf dem Absatz kehrt und verschwanden zum Eingangsbereich.

Mavi brauchte ein paar Minuten, um sich zu sammeln. Obwohl sie fast am Ende des Bahnsteigs wartete, wurde es auch hier merklich voller als in der letzten Stunde. Ihr Zug war gefragt. Die beiden anderen Abfahrten hatten nicht annähernd so einen Trubel ausgelöst.

Noch 14 Minuten, wie Mavi auf der Bahnhofsuhr erkennen konnte. Und als hätte er auf ihren prüfenden Blick auf die Zeiger gewartet, kündigte sich ihr Zug mit einem lauten Pfeifen von jenseits des Lehrter Bahnhofs an. Wenig später rollte er gemächlich und vor Dampf wie in einem eigenen Nebel schwebend ein. Waggon um Waggon schlich an Mavi vorbei. Sie stand sofort auf, als sie die Zugmaschine sah. Im Vorbeifahren konnte sie die Nummern der Waggons sehen. Eilig holte sie ihre Fahrkarte hervor. Sie wollte sehen, ob sie im richtigen Abschnitt stand, um ihren Waggon zu erwischen.

Fast. Mavi griff nach ihrem Koffer. Sie lief damit schnellen Schrittes etwas weiter den Bahnsteig hinauf, zurück in Richtung Uhr. Schob sich zwischen anderen Wartenden hindurch, immer eine leise Entschuldigung auf den Lippen für ihren Lauf gegen den Strom der anderen Fahrgäste.

Und dann stand Bosch vor ihr.

Er winkte ihr zu. Mavi blieb stehen, wie vom Blitz getroffen. Neben ihr kam im gleichen Augenblick der Zug endgültig zum Stehen. Der spitze Schrei, den die quietschenden Triebräder dabei auf den Gleisen produzierten, hätte auch aus Mavis Innerem kommen können. Jedenfalls fühlte sie sich so. Und während er nun langsam auf sie zu ging, wuchs in Mavi eine lähmende Beklemmung. Bosch gehörte nicht hierher. In ihrem Bild von sich selbst, wie sie diesen Ort verließ, war er nie vorgekommen.

»Was machst du denn hier?«, fragte Mavi, als Bosch vor ihr stand.

»Du warst einfach weg…«

Mavi fasste sich an die Stirn und schloss kurz die Augen. Sie zitterte und Bosch sah es. Er wollte Mavi sofort in den Arm nehmen, widerstand aber seinem Impuls, weil er spürte, dass er ihr gerade buchstäblich zu nahe stand. Erst jetzt kam ihm in den Sinn, dass Mavi sich eventuell gar nicht freuen würde über seinen unerwarteten Besuch.

»Hast du meinen Brief nicht gefunden?«

Mavi sammelte sich. Sie guckte Bosch wieder an.

»Doch.«

»Und?« Mavi erhob ihre Stimme, ohne es zu wollen. »Warum bist du dann gekommen? Hast du ihn nicht gelesen?«

»…nicht bis zu Ende«, gestand Bosch leise.

»Wieso denn nicht?«

Mavi stand die Verzweiflung ins Gesicht geschrieben. Zu allem Überfluss wurde sie auch noch von einer Frau mit einem monströsen Koffer angerempelt, in den sie selber gepasst hätte. Es wurde voll auf dem Bahnsteig, weil sich die Türen des Zuges öffneten. Das Gedränge um den Einstieg ging los.

»Nach den ersten Zeilen wusste ich, dass du weg bist«, versuchte Bosch sich zu erklären. »Ich musste daran denken, wie du ganz alleine hier wartest. Das hat sich einfach nicht richtig angefühlt....«

»Für dich!«, unterbrach ihn Mavi harsch. »Es geht hier aber nicht um dich! Hörst du?«

»Ich weiß, aber ich wachte auf und du warst einfach weg. Und zwar für immer.«

»Du hast doch gewusst, dass ich fort muss.«

»Ohne ein Wort?«

»Was meinst du, ...ich dachte, wir hätten eine Abmachung?«, fragte Mavi zurück. »Für dich und für mich, dass es so am besten wäre.«

»Dann hätten wir das wohl genauer besprechen sollen«, antwortete Bosch. »Ich dachte, es würde nicht völlig ohne Abschied passieren.«

Noch 7 Minuten bis zur Abfahrt.

»Das ist doch der ganze Punkt, wenn ich dir nicht sage, wann der Tag ist«, gab sich Mavi unbeeindruckt.

»Aber nicht, dass ich nicht noch einmal dein Gesicht sehen darf. Mich noch einmal in deinen Augen verlieren. Dich einfach mit einem Kuss in den Zug setzen darf! Wo steht denn das, bitte?

»In dem Brief, Bosch.«

Darauf wusste er für einen Moment nichts zu antworten. Mavi nutzte seine Verwirrung, um tief durchzuatmen und zu bemerken, wie der Schaffner vom anderen Ende des Bahnsteigs herüber kam. Er beorderte die letzten Fahrgäste langsam in den Zug.

»Das kannst du dir jetzt genauso gut einfach ausgedacht haben«, setzte Bosch wieder an.

»Was?«, fragte Mavi abwesend. Sie warf einen flüchtigen Blick auf die große Bahnhofsuhr.

»Dass das in dem Brief steht. Jetzt weißt du ja, dass ich ihn nicht wirklich gelesen habe.«

»Es steht drin. Sei nicht albern! Ich wollte das hier alleine machen. Schon lange, bevor ich dich getroffen habe. Und das weißt du auch. Brief hin oder her, ich habe es dir doch erklärt. Das hab' ich, oder?«

»Irgendwie, ja...«, gab Bosch zu. Er schien sich vor Mavis Augen zum ersten Mal peinlich berührt zu verkrampfen, wie ein erheblich zu groß geratener Schuljunge, der bei einem Streich erwischt worden ist und betreten auf einer Schuhsohle herumrutscht.

»Du verdienst aber mehr als das«, fuhr Bosch fort. »Wenn es so wichtig ist, dass du gehst – warum auch immer –, dann ist heute der Tag, an dem es wahr wird. Warum sollst du dich davonstehlen, als wärst du auf der Flucht? Du solltest eine Parade haben!«

Mavi konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Der selbstgerechte Ernst dieses Mannes war zu komisch, um ihn ignorieren zu können.

»Aber du willst keine Parade. Und ich gebe dir keine. Du wolltest nicht mit mir Hand in Hand hierher kommen und keinen tränenreichen Abschied. Wunderbar! Ich bin dir einfach nur nachgefahren. Weinen werde ich auch nicht. Ich werde dir nicht winken und ich werde nicht traurig auf dem Bahnsteig zurückbleiben, so dass sie mich abends als Letzten hinaustragen müssen.«

»Gut!«

»Ich freue mich für dich. Das ist alles. Und ich finde, du verdienst, dass dir jemand galant beim Einstieg die Hand reicht.«

»Eben waren es noch meine Augen und ein Kuss...«

Bosch lächelte.

»Das ist der Teil, in dem es um mich geht, wie du bemerkt hast.«

»Aha!«

»Das eine hat aber mit dem anderen nichts zu tun.«

»Überhaupt nicht!«

»Wirklich! Was mich angeht, wäre das nur eine Zugabe, etwas Sekundäres. Zuerst kommt einfach die Gesellschaft, die du an diesem wichtigen Tag verdient hast.«

Noch 1 Minute.

»Mein Kuss ist..., ...was, etwas Sekundäres?«, murmelte Mavi. »Das hat noch keiner zu mir gesagt.«

Der Schaffner erreichte Mavi und Bosch. Er fuchtelte wild mit seiner Schaffnerkelle hinüber zum Einstieg.

Die Zeit war um.

Bosch hatte jedes Wort so gemeint. Es war nicht so, als hätte er sich das alles bewusst so zurecht gelegt, während der Fahrt im Wagen des Adlons – im Übrigen genau jener, der gerade erst Mavi zum Bahnhof gebracht hatte. Der Fahrer hatte nicht schlecht gestaunt, als Bosch aus dem Hoteleingang auf ihn zugerannt gekommen war, noch bevor er richtig parken konnte.

Er war gekommen, um Mavi zu verabschieden. Um Auf Wiedersehen zu sagen, selbst wenn es wahrscheinlich keines geben konnte.

Doch, er hatte jedes Wort so gemeint. Bosch glaubte sich das. Erst als Mavi ihre Hände nach ihm ausstreckte, kam er in die Verlegenheit, es beweisen zu müssen. Sie lächelte ihn an, vergab für diesen einen Moment seine Übergriffigkeit – nicht, weil es in Ordnung war, sondern weil es keine Rolle mehr spielte. Er war hier, sie war hier. Es war das Ende. Worin lag der Sinn, ohne Berührung für immer auseinander zu gehen? Sie würde nichts Schlechtes mit in diesen Zug nehmen. Nichts konnte ihre Ruhe noch stören oder diesen Tag verderben.

Und so nahm er ihre Hände in seine. Sie standen Hand in Hand schweigend voreinander. Es war perfekt so. Das war beiden in ihre lächelnden Mundwinkel geschrieben. Die Küsse konnten die anderen Paare haben, die sich vielleicht irgendwo anders auf dem Bahnsteig verabschiedet hatten. Zu sehen war jedenfalls keines mehr, denn Mavi und Bosch waren die Letzten. Die verbliebenen wenigen Menschen vor dem Zug fuhren wohl nicht mit. Sie schauten hinein, manche nach ihrem

Konterpart hinter den Scheiben suchend, manche bereits in gestenreiche, stumme Gespräche verwickelt.

»Sie müssen jetzt wirklich einsteigen!«, mahnte der Schaffner Mavi und Bosch. Er zeigte energisch mit seiner Signalkelle auf den Eingang.

»Ich pfeife jetzt zur Abfahrt.«

Mavi nickte mehrmals hektisch.

Bosch tat nichts. Er hatte den Mann nicht gehört, nahm ihn überhaupt nicht wahr. Er war gefangen in Mavis Händen, obwohl er derjenige war, der ihre in seinen hielt. In der Sekunde, in der er ihre Haut gespürt hatte, waren seine Sinne in Taumel geraten. Er roch Mavis Duft so stark, als wäre die Bahnhofshalle nichts weiter als ein gigantischer Flakon, randvoll gefüllt mit ihrer Essenz. Ihn durchzuckte die bildliche Erinnerung an Mavis nackten Körper, an alle Bewegungen, die er aus ihr geküsst und gestoßen hatte. Es war ein so süßes Gefühl, dass es ihn fast überwältigte und das er immer haben wollte. Die gesammelten Erinnerungen an ihre makellose Schönheit kamen wie ein Schwall über ihn. Es war atemberaubend, auch wenn der Teil in ihm, der ganz genau wusste, dass ›Bosch‹ nichts weiter als die jüngste seiner zahllosen papierdünnen Hüllen war, die Wahrheit über dieses Gefühl kannte: Es war Liebe, aber vor allem Liebe für sich.

Er hatte sie gewählt, ob bewusst oder nicht. Unter allen Menschen, sie. Wenn sie wenigstens erahnen könnte, was das hieß! Und jetzt stieg sie in dieses krude Gefährt, als ob es die Welt bedeutete.

Für sie vielleicht. Das hatte er verstanden. Aber ihre Flucht auf den anderen Kontinent war für ihn nicht mehr als das Hüpfen von einem Bein auf das andere. Er war nicht in der Lage, über diesen klaffenden Unterschied ihrer beider Sichtweisen auf die Welt hinwegzusehen. Jetzt, da er nicht mehr wie betäubt durch die Straßen und sein kleines, kurzes Leben lief, trafen ihn die Nöte, Sorgen und Wünsche der Menschen in dieser Stadt wie eine ins Gesicht gespuckte Beleidigung.

Was galten diese menschlichen Befindlichkeiten? Was sollte er sich eigentlich damit aufhalten? Er fühlte die zarte Haut unter seinen Fingern, und diese so zerbrechliche wie vergängliche Schönheit war das einzige, das ihm irgendwie wert schien, bei sich zu haben. So wenig! So wenig von dem, was ihm zustand.

Mavi löste eine ihrer Hände aus Boschs. Sie griff nach dem Koffer, der auf dem Boden neben ihr stand. Dann drehte sie sich schon halb zum Gehen und zum Zug, als sie die andere Hand lösen wollte.

Bosch hielt sie fest.

»Ich muss!«, sagte Mavi eindringlich. »Lass' mich los…«

Er hatte jedes Wort so gemeint. Doch sie zählten nicht mehr. Als wäre er sehenden Auges mit den Füßen voran über die Planke eines Schiffes in einen Wasserfall spaziert. Bei aller Kraft, die er spürte, bei aller Unbesiegbarkeit, er kam sich mitgerissen vor – unumkehrbar.

Und es fühlte sich gut an. Es schien ihm gerecht.

Der Schaffner ließ seine Signalpfeife schrill aufheulen. Der Lokführer antwortete mit zischenden Getöse, das er aus dem Kessel entließ.

»Lass' mich los, verdammt!«, brüllte Mavi Bosch an.

Ihr Gesicht wurde kreidebleich. Das Blut fiel ihr förmlich aus dem Kopf in den Rest ihres Körpers hinab. Sie konnte nicht glauben, was sie sah, was die Hand fühlte. Der Schmerz war nicht das Schlimmste, denn Bosch drückte nicht so stark, wie er gewiss konnte. Schlimmer war die Ahnung, dass er sie mit der Sicherheit eines Schraubstocks festhielt.

»Wenn ich diesen Zug verpasse…«

Der Satz brach ihr im Hals hab. Die Vorstellung war zu schrecklich, als das ihre Muskeln dem Kehlkopf erlaubt hätten, sie in Worte auszudrücken. Mavi konnte in Boschs Augen sehen, dass er genau wusste, ihr Plan würde wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen, wenn sie nicht diesen letzten Zug erwischte. Er wusste es. Er machte das genau deshalb, mit Absicht.

Mavi sehnte sich nach ihrer scharfkantigen Scherbe, an der noch Ruß von vor 12 Jahren überdauert hatte. Sie fühlte die Form der Scherbe in ihrer rechten Hand, die sie so oft gehalten hatte. Mit einem einzigen schnellen Hieb würde sie Boschs Gesicht aufreißen können. Und dann müsste er loslassen. Aber die Scherbe war nicht hier. Sie ruhte unter Dreck im Grab ihres Bruders, ein paar Kilometer nördlich von hier.

Stattdessen nahm sie den Koffer. Mit einem dumpfen Klatschen traf Mavi damit Boschs Schulter. Höher hatte sie den Koffer nicht schwingen können. Bosch wankte nicht einmal. Er lächelte. Für Mavi sah das kalt und tot aus. Es versetzte sie in blanke Panik.

Sie irrte nicht, denn Bosch wusste, dass er mit jedem Wimpernschlag, den er Mavi länger festhielt, Stunden, Tage und Woche ihrer gemeinsamen Zeit aus Mavis Herz riss. Ihre Augen schrien es heraus. Er sah sie fremd werden, innerhalb von Sekunden die Innigkeit zu Staub zerrieseln, die sich über Monate zwischen ihnen ausgebreitet hatte.

Und er konnte nicht aufhören.

So wenig der fliegende Koffer Bosch auch aus der Fassung gebracht hatte, ganz nutzlos war seine Zweckentfremdung nicht gewesen. Einige Abschied Nehmende waren erschrocken zur Seite gesprungen, als Mavi mit dem Koffer nach Bosch zielte. Nun standen beide wie Gladiatoren in einem Kreis von Schaulustigen.

»Mein Gott, lassen Sie die Frau sofort los«, rief ein Mann.

»Dein Gott ist ein Taschenspieler!«, fauchte Bosch den Mann an. Er drehte ihm dabei ein hämisches Grinsen zu, das den Mann fast davon überzeugte, sich lieber nicht einzumischen.

Aber nur fast. Mavi schrie laut auf und versuchte, ihre Hand aus Boschs Griff zu befreien. Noch ein Schlag mit dem Koffer, der aber ins Leere ging. Dann trat sie nach seinem Becken – und traf auch. Einen Effekt hatte das auf Bosch nicht. Er stand weiter stoisch mitten auf dem Bahnsteig, stolz und einen Kopf größer als alle anderen Männer. Der

Einmischende fasste sich ein Herz: Er langte unbeholfen nach Boschs Arm. Der Schaffner eilte hinzu und herrschte Bosch an.

»Sofort aufhören!«

Der Zug ruckte an.

Jetzt hingen beide an Boschs Armen, der Einmischende und der Schaffner. Auch Frauen drängten nun heran, so dass aus dem leeren Kreis der Schaulustigen ein Pulk wurde, in dem augenblicklich niemand mehr den Überblick behielt.

Mavi hörte auf zu schreien und verdrehte den Kopf hin zum rollenden Zug. Jemand griff ihr unter die Schultern, um mit ihr gemeinsam wie an einem Tau zu ziehen. Jemand Anderes schlug mit der Faust auf ihre und Boschs Hand. Mavi verlor den Halt unter ihren Beinen, rutschte weg und sank auf den Bahnsteig. Aber sie nahm den Blick nicht vom Zug. Er rollte. Vielleicht fuhr er jetzt auch schon so schnell wie eine Kutsche. Aber noch nicht schneller als sie rennen konnte!

Der Schaffner änderte die Taktik. Jetzt sprang er Bosch von hinten an die Gurgel. Mavis Hand verschwand mit dem Rest von ihr in einem menschlichen Haufen, in dem lauthals durcheinander gekeift wurde.

Der Steinboden war angenehm kühl an Mavis Wange. Sie konnte die Achsen des Zuges hinter den Füßen vorbeihuschen sehen. Alles war hochkant. Die Schuhe der Leute bewegten sich in wirren Mustern, störten Mavis Sicht auf die ratternden Waggons. Sie wünschte, die Schuhe wären weg. Noch ein Waggon, und noch einer! Der Steinboden vibrierte unter ihrer Wange, Mavi schloss die Augen und verbannte die Schreie über ihr aus ihren Ohren...

Bosch kippte langsam aber sicher nach hinten. Der Schaffner hing wie ein triumphierender Holzfäller an seinem Hals. Von vorne drückten Männer und Frauen zusammen auf Boschs Brust und halfen dem Schaffner, den widerspenstigen Stamm von einem Störenfried zu fällen.

Er ging unter einer Flut von Beleidigungen nieder. Spucke und Fausthiebe waren auch dabei. Der Tumult machte selbst Reisende auf den anderen Gleisen zum Ort des Geschehens herüberschauen. Bosch ertrug die Hiebe, von denen die meisten ohnehin nicht ihn trafen, sondern Rücken oder Schenkel von anderen Helfenden. Es war ein heilloses Durcheinander, das Bosch ein paar Momente lang erduldete.

Als er genug hatte, stand er einfach auf. Menschen purzelten von ihm ab, als wären sie Puppen. Ein aufmerksamer Blutdürstiger aus der zweiten Reihe der spontanen Eingreiftruppe hob aber schnell seinen Stock und drosch damit auf Bosch ein, der zumindest dies spürte.

Zum Glück des Hauenden entschloss sich Bosch, sein Heil in der Flucht zu suchen, statt sich mit jedem einzelnen der zahlreichen Wütenden herumplagen zu müssen. Er schob zwei Männer, die sich ihm versuchten in den Weg zu stellen, wie ein Pflug zur Seite. Sofort gab es hinter ihm einen Aufschrei der sich wieder aufraffenden Menschen.

Bosch begann zu rennen. Das machte die Empörung in seinem Rücken nur noch markerschütternder. Der ganze Bahnsteig schien vor Aggression zu flirren. Vorn, wo der Bahnsteig in den Eingangsbereich mit der großen Uhr überging, machten sich der junge Polizist und sein schweigsamer Kumpan daran, den Bahnsteig mit ihren Pfeifen zu räumen. Der Ältere hielt seinen Schlagstock bereits gezückt.

Bosch raste förmlich die schmale Strecke des Bahnsteigs entlang. Die Meute hinter ihm kam nicht ansatzweise hinterher. Die meisten Leute waren auch schon zufrieden damit, wenn es den Anschein machte, dass sie Bosch versucht hatten zu folgen. Gut, dass er reißaus nahm! Der hätte was erleben können!

Zwischen den Polizisten und Bosch leerte sich der Bahnsteig in Windeseile. Der Jüngere pfiff aus Leibeskräften warnend in seine Pfeife, als er Bosch auf sich zu stürmen sah. Er kannte Geschichten von wilden Stieren zwar nur aus der Kneipe und aus Bilderbüchern seiner Kindheit, aber ein rasender, tonnenschwerer Bulle konnte kaum drohender

angreifen als dieser Mann. Bosch eilte pfeilschnell auf den Ausgang zu, mit einem breiten Lächeln im Gesicht.

Wie eine Fratze, fand der Jüngere.

Bosch ließ die Uniformierten in Frieden. Er hatte Lust, seinen Beinen freien Lauf zu lassen. Und so schwang er sich mitten im Rennen über eine Wartebank, nahm Anlauf und sprang mit einem unfassbar weiten Satz ins Bett des Nachbargleises. Der jüngere Polizist vergaß vor beeindruckter Empörung glatt das Pfeifen. Das war streng verboten!

Bosch hechtete auf der anderen Seite der Gleise zum Nachbarbahnsteig. Von dort wiederholte er das behände Spiel mit dem letzten Gleis. Wo er hintrat, flohen Menschen vor ihm und es dauerte nur Sekunden, bis er den östlichen Eingang erreicht hatte, der vom Bahnsteig abging.

Ein letzter langer Satz, dann war er durch das Tor verschwunden.

Dem verdutzten jüngeren Polizisten fiel eine Sekunde später ein, dass er hätte pfeifen müssen.

10. Hof...

Die Sonne stand hoch am Himmel, dort, wo die meisten Menschen in der Stadt nur noch ungern hinauf guckten.

Bosch wusste sofort, dass etwas nicht stimmte, als er zwischen den Autos auf die Straße vor dem Seiteneingang des Bahnhofs trat. Einige Fahrer mussten abrupt bremsen. Sie beschwerten sich lauthals bei Bosch, der aber nicht lange genug an einem Fleck blieb, um es zu hören. Er rannte etwas weiter die schmale Straße hinauf, vorbei an der Außenwand der langen Bahnhofshalle.

Es lag in der Luft. Bosch kam sich vor wie ein Raubtier, das Witterung aufgenommen hatte.

Den Mantel erkannte er auf hundert Meter wieder. Ganz abgesehen davon, war der heraufziehende Herbst noch nicht so kalt, dass irgendjemand auf der Straße eine so dicke Jacke anziehen würde. Bis auf diejenigen, natürlich, die sich ihre Bekleidung nicht aussuchen konnten.

Der Bettler stand an der Ecke zur Invalidenstraße, wo die Seitenstraße des Bahnhofs auf den geschäftigen Damm traf. Er wartete seelenruhig auf dem Gehweg, mit dem Gesicht zu Bosch gedreht. Und dass er dort zufällig stand, schloss Bosch aus.

Er wurde erwartet.

Konnte der Bettler wissen, dass Bosch an diesem Morgen aus diesem Ausgang aus diesem Bahnhof kommen würde? Nein. Konnte er wissen, warum? Nein. Bosch hatte ja selbst bis zu seinem Aufwachen im verlassenen Bett nicht gewusst, dass sich sein Morgen auf diese ereignisreiche Weise entwickeln würde.

War das wichtig?

Bosch war es egal. Und wenn der Bettler seinetwegen sogar seine Gedanken lesen konnte, sei es drum. Er hatte ihn schließlich ebenso

gewittert. So oder so, der Kerl kam gelegen. Das Blut kochte in Bosch. Ein Kampf war unausweichlich. Der Bettler würde seine Nachstellerei übel bereuen, denn Bosch war nicht mehr an einem bloßen Kräftemessen interessiert. Nach diesem Morgen und der Episode eben im Bahnhof gab es nichts mehr, das Bosch zurückhielt. Der Bettler konnte sich auf die Tracht Prügel seines Lebens gefasst machen.

Bosch rannte auf die Kreuzung zu. Der Bettler rührte sich zuerst nicht. Er stemmte nur breitbeinig seine Hände in die Hüften und starrte Bosch ernst entgegen. Noch trennten die beiden vielleicht 50 Meter, aber sie konnten selbst auf diese Entfernung in ihren Gesichtern lesen wie in offenen Büchern. Der Bettler schien nicht weniger Entschlossenheit zu diesem Treffen zu bringen als Bosch.

Erst als der fast die Invalidenstraße erreicht hatte, rannte auch der Bettler los – aber nicht Bosch entgegen. Er flüchtete, ostwärts, den Damm hinunter. Die plötzliche Energie, mit der er sich vom Fleck löste und davonpreschte, gereichte jedem Athleten von Weltrang zur Ehre.

Kaum zwei Sekunden später erreichte Bosch mit langen Schritten den Platz, an dem der Bettler eben noch gestanden hatte. Und obwohl er mit vollem Schwung um die Ecke bog, war der Mantelträger ihm doch plötzlich ein ganzes Stück voraus.

Bosch wurde wütend. Er durfte sich nicht abhängen lassen. Obwohl er bis hierhin gedacht hatte, dass er so schnell lief wie er konnte, legte er noch mehr Einsatz in seine Beine. Und mit den Armen schnitt Bosch durch die Luft wie mit flirrenden Säbeln.

Zumindest wurde der Abstand nicht größer. Sie rannten beide gleich schnell. Die wenigen Menschen, die mit ihnen auf dem Gehweg unterwegs waren, hörten die peitschenden Bewegungen schon von Weitem. Sie sprangen entweder schnell zur Seite oder blieben stehen, in der Hoffnung, nicht tödlich über den Haufen gerannt zu werden. Anders als die beiden Rennenden bemerkten sie nämlich, dass Bosch und der Bettler in ihrer Jagd alle Autos auf der Straße überholten. Aus einem Bus, der sich in

voller Fahrt befand, glotzten ein paar Menschen ungläubig auf den Gehweg. Zuerst überholte der Bettler den Bus von hinten, dann Bosch.

Sie schienen nicht müde zu werden. Immer wenn Bosch ein wenig aufschloss, gelang dem Bettler ein Manöver, das ihm wieder etwas mehr Luft gab. Mal fand er den kürzeren Weg um eine Gruppe Passanten, mal hechtete er im letzten Augenblick über ein Paket Zeitungen hinweg, das Bosch umlaufen musste, weil der verdutzte Zeitungsjunge plötzlich im Weg stand. So jagten sie beide in Windeseile die Straße entlang, die das Scheunenviertel und die Spandauer Vorstadt wie eine Schneise von den Eisengießereien und Industriehallen weiter nördlich trennte. Der Geschmack von Metall lag in der Luft. Bosch spürte es auf seiner Zunge, während er rannte.

Mit Todesmut warf sich der Bettler mitten in den Verkehr der Chausseestraße, die kurz vor dem Stettiner Bahnhof quer zur Invalidenstraße ging. Und zurück zum Adlon führte. Er wurde beinahe von einem Pferdegespann erfasst. Die zwei Tiere waren einiges an Lärm und Überraschungen gewöhnt, erschraken aber dennoch so sehr, dass sie sich kurz aufbäumten. Der angehängte Fuhrwagen wurde tüchtig durchgeschüttelt. Sein Holz knackte und die Verschlussketten an der Ladefläche rasselten wie ein Glockenspiel. Der Kutscher konnte sich nur mit Mühe und Not auf seiner Pritsche halten.

Bosch musste den Aufruhr ausbaden. Er verlor kurz den Blickkontakt zum Bettler, weil sich alles, was Augen hatte, nach dem Lärm auf der Straße umdrehte. Bosch verschaffte sich mit den Armen Platz auf dem Gehweg, dann hetzte auch er über die Straße und setzte dem Bettler weiter nach, geradeaus auf den Stettiner Bahnhof zu. Kurz schien er ihn verloren zu haben, aber der Mantel tat seinem Besitzer in dieser Situation keinen Gefallen. Er war zu auffällig. Bosch sah seine Enden seitwärts in der nächsten Nebenstraße verschwinden.

Der Bettler hatte einen Haken geschlagen.

Bosch erreichte die Querstraße, die im Vergleich zu den beiden gerade verlassenen Verkehrsadern nur noch wie ein Gässchen wirkte. Er hielt sich an der Mauer des Eckhauses fest, um mit all seinem Schwung direkt in die kleine Straße zu biegen.

Sie war menschenverlassen. Nur der Bettler rannte in der Ferne, mitten auf der Straße. Es hätte genauso gut eine unsichtbare Mauer dort stehen können, wo sich die beiden Straßen trafen. Auf der einen Seite liefen Passanten zwischen den beiden Bahnhöfen hin und her. Autobusse, Kleinwagen und Pferdegespanne teilten sich die Straße. Auf der anderen Seite: nichts davon.

Bosch tat es dem Bettler gleich und verlagerte seine Verfolgung in die Mitte der Pflasterstraße. Seine Schritte hallten laut in dem Schacht zwischen den Hausfassaden hinauf. Ihr Echo vermengte sich mit dem des rennenden Bettlers.

Eine weitere Querstraße. Oder doch nicht? Bosch sah den Bettler erneut verschwinden, diesmal nach links. Als er aber die Stelle erreichte, war da keine Querstraße, nur ein seltsames Loch in der Reihe von Häusern. Der Bettler stand in dem, was einmal eine Hofeinfahrt gewesen war. Zu beiden Seiten von ihm gab es aber keine Mauern mehr. Das Vorderhaus lag in Trümmern, als wäre es fein säuberlich von einer riesigen Faust eingerissen worden. Die Häuser daneben hatten keinen Schaden genommen. Sie standen völlig unversehrt wie der Rest der Wohngebäude in der Straße.

Der Bettler wartete offensichtlich auf Bosch. Die Jagd war zu Ende. Als Bosch die Einfahrt erreichte, hörte auch er auf zu rennen. Wie auf ein Zeichen drehte der Bettler ihm den Rücken zu und kletterte seelenruhig über ein paar große Mauerbrocken, die beim Einsturz in der Durchfahrt gelandet waren. Bosch tat es ihm nach.

Während er kletterte, konnte er in den Hinterhof blicken – und darüber hinaus. Es war nicht nur das Vorderhaus, das zerstört war. Vom Hof ging eine weitere Durchfahrt im Querflügel ab. Diese Front war

ebenfalls versehrt, wenn auch nicht ganz so schlimm. Etwa die Hälfte des Gebäudes schien eingestürzt. Der Rest ragte wie ein halbfertiger Turm mit Mauerecken und zerrissenen Zimmern in den Himmel. Der Seitenflügel sowie die Hauswand des Nachbargebäudes waren dagegen schadlos. Bosch konnte im verbliebenen Teil des Querflügels eine weitere Durchfahrt sehen. Und durch sie hindurch. Dort lag ein weiterer Hof, mit einer dritten Durchfahrt an gleicher Stelle. Über die Ruinen der anderen Hälfte des malträtierten Gebäudes konnte er sehen, dass die Zerstörung sich noch tiefer in den Häuserblock hineinzog. Er erkannte mehr kaputtes Mauerwerk – und Platz für noch mehr Hinterhöfe.

Das war das Bild, das sich hier unten bot, am Boden. Aber es gab auch über den Ruinen etwas zu sehen. Eigentlich überraschte es Bosch nicht. Hoch über der Kaskade dieser seltsam zerstörten Höfe hing die Säule in der Luft. Sie war gar nicht weit weg, vielleicht ein paar hundert Meter. Wie üblich, und wie seit Wochen in den Zeitungen beschrieben, bewegte sie sich nicht.

Bosch hatte nicht darauf geachtet, wohin ihn die Jagd führte.

Mit einem kleinen Sprung landete er im ersten Hinterhof. Der Bettler stand in der Mitte, aber er war nicht mehr alleine. An den seitlichen Mauern hockten zwei weitere Männer. Sie trugen ähnliche Mäntel wie der Bettler. Auch ihren Gesichtern, verschmiert mit Dreck, und den verschmutzten Hosen und Schuhen war anzusehen, dass diese beiden wie der Bettler auf der Straße lebten. Wahrscheinlich sogar genau hier, in diesen Ruinen. Sie sahen Bosch aus der Einfahrt kommen. Er fühlte sich gemustert, aus erheblich stolzeren Augen, als er von den Bettlern der Stadt erwartete. Wobei er Bettelnde eigentlich immer ignoriert hatte. Er guckte ihnen nicht ins Gesicht. Er guckte ohnehin den Menschen nicht ins Gesicht, wenn sie ihn nicht ansprachen oder interessierten. Mit diesen beiden war es anders.

Bosch sah davon ab, sich direkt auf seinen Feind zu stürzen.

Der Bettler ließ seinen Mantel achtlos auf den Boden sinken.

»Weißt du, was du zu mir gesagt hast?«, fragte er Bosch. »Die einzigen Worte, die du an mich gerichtet hast?«

Bosch antwortete nicht sofort. Der Klang der Stimme des Bettlers hallte noch in seinem Kopf nach. Sie ergriff ihn, schien so schön, warm und vertraut zu sein, dass er sich erst einmal sammeln musste, um seinen aufgestauten Zorn nicht verpuffen zu sehen. Er wollte sich nicht beruhigen. Er wollte diesen Mann schlagen.

»Damals im Garten?«, setzte der Bettler nach, fast flüsternd, aber dennoch mit einer Bestimmtheit, die zwischen den Mauern förmlich in der Luft vibrierte.

»Ob wir uns kennen«, antwortete Bosch. »Das habe ich gesagt.«

Der Bettler nickte zufrieden.

»Und?«

Bosch fühlte wieder diesen unerklärlichen, spontanen Abscheu, den er vor seiner Begegnung mit der Säule im Nachthimmel gehabt hatte. Er konnte nicht anders als angewidert vor seine Füße zu spucken.

»Kennst du mich?«

»Ja«, gab Bosch zu.

»Dann sag' meinen Namen, Bruder!«

Statt eine Antwort zu erhalten, ging der Bettler stöhnend zu Boden. Bosch hatte einen faustgroßen Pflasterstein nach seinem Kopf geworfen, den er zuvor beim Gang durch die Einfahrt versteckt in seine Hand genommen hatte. Der Wurf kam ohne Vorwarnung und traf sein Ziel perfekt. Der Bettler hob benommen die Finger zur linken Schläfe. Das Blut strömte über seine Nägel, die Knöchel, bis zum Handgelenk hinab.

Bosch war durchaus beeindruckt, dass sein Gegner überhaupt noch bei Sinnen war. Das hielt ihn aber nicht ab, trotzdem nachzulegen. Er stürmte auf den hockenden Bettler zu und trat ihm mit dem Fuß direkt auf die Brust, so dass der Mann auf dem Rücken landete.

»Du bist nicht mein Bruder!«, schrie er ihm ins Gesicht.

Noch ein Tritt, dieses Mal mit voller Wucht in die Herzseite des Bauches, zwischen Hüften und Brustkorb.

Dann atmete Bosch durch. Er erinnerte sich jetzt daran, dass sie nicht alleine in diesem Hof waren. Fast hätte er die beiden anderen Bettler vergessen, die unbeteiligt an den beiden Flanken saßen, mit den Rücken gegen die Mauern. Bosch befürchtete, dass sie seinem Feind zur Hilfe eilen würden. Deshalb blickte er sich plötzlich alarmiert nach ihnen um. Zu seiner Rechten saß der dreckverschmierte Mann, den er beim Hereinkommen gesehen hatte, noch genau wie vorher an seinem Platz. Die Augen blitzten wach und durchdringend unter einer kohlefarbenen Stirn hervor, aber Gefühlsregungen konnte Bosch nicht aus der Miene dieses Bettlers lesen. Eingreifen wollte er offenkundig nicht. Er machte keine Anstalten, aus seiner Hocke aufzustehen.

Der Bettler an der gegenüberliegenden Mauer war auch nicht aufgeschreckt worden. Er saß ruhig an seinem Platz. Doch als er Boschs prüfenden Blick bemerkte, kam ihm ein Lächeln über die Lippen. Es war keines, das Menschen einander schenken, wenn sie den gleichen Gedanken teilen oder ein Kompliment bekommen. Dieses Lächeln gehörte zu der unangenehmen Art, die mit Freundlichkeit nichts zu tun hatte. Ein Lächeln, das Überlegenheit verbarg, aber nur halbherzig, so als ob der Hockende etwas wusste, das Bosch nicht wusste, und er es ihm auf die Nase binden wollte.

Keiner der beiden Fremden eilte dem Bettler zur Hilfe. In der Sekunde, in der sich Bosch dessen sicher war, spürte er auch, warum das nicht nötig war. Unter ihm schnellten die Arme des Bettlers hoch an die herabhängenden Enden von Boschs Jacke. Der Mann griff danach und stemmte gleichzeitig ein Bein in Boschs Bauch. Bevor der es sich versah, flog er mit dem Kopf zuerst über den am Boden liegenden Bettler hinweg. Ein ausschlagendes Pferd hätte das nicht gewaltvoller bewerkstelligen können. Es fühlte sich an, als ob Bosch regelrecht flog.

Erst das bröckelnde Mauerwerk des Quergebäudes stoppte Bosch. Er krachte dagegen, bevor die Schwerkraft ihn zurück auf den Boden schickte. Er hatte noch nicht wieder seine Sinne zusammen, als der Bettler auch schon über ihm stand und den eben großzügig ausgeteilten Tritt in die Seite ebenso großzügig heimzahlte. Dann packte er Bosch mit beiden Fäusten am Hemdkragen. Er hob ihn zu sich hoch, als wäre er nichts weiter als eine Spielpuppe.

»Willst du nicht? Oder kannst du nicht? Sag' meinen Namen!«

Bosch dröhnte der Kopf. Das blutverschmierte, wütende Gesicht des Bettlers nahm er nur als Soße aus Licht, Schatten und roter Farbe war. Jeder Knochen in seinem Körper schien aufzuschreien. Noch nie hatte er so viel Schmerzen auf einmal gespürt, und das als Ergebnis von vielleicht drei, vier Sekunden, in denen er überrumpelt worden war. Doch trotz allem hörte er genau, was der Bettler sagte. Seine Worte spülten eine nachtschwarz aussehende Erinnerung hervor, in welcher der Juwelier im Schein seiner Öllampe nackt auf ihn zu krabbelte. Der hatte das gleiche von ihm gefordert, mit den gleichen Worten...

Damals war Bosch geflohen.

»Nicht? Dann sage ich deinen«, beschloss der Bettler, als aus Bosch nichts außer schwerem Schnaufen drang.

Er schleuderte Bosch herum, von der Wand in seinem Rücken weg und zurück in die Mitte des Hofes. Bosch rollte wie ein nasser Sack ein paar Mal um die eigene Achse, bevor er leblos liegen blieb.

Nun atmete der Bettler tief durch. Er wischte sich die Sicht vom eigenen Blut frei und hockte sich über den ausgestreckten Gegner.

»Satan, Bruder«, sagte er leise.

Und Bosch hörte es. Er schwieg.

»Tu' nicht so«, sagte der Bettler. »Steh' auf! Glaubst du, ich kaufe dir ab, dass dich das bisschen Raufen schon ans Ende gebracht hat?«

Bosch drehte sich auf die Seite, ohne jedoch aufzustehen. Er wollte sich sammeln, weniger körperlich, denn der Bettler hatte Recht. Die Wucht, mit der er zu Boden gegangen war, kannte er nicht. Alles tat ihm weh. Aber es war auch nur ein Körper. Eine Unbequemlichkeit, die ihn einschränkte. Er musste nicht liegen bleiben.

Was ihn am Boden hielt, war dieses Wort. Dieser Name, den er so lange nicht mehr gehört hatte. Es war eine Sache, ihn im Stillen mit sich herumzutragen. So hatte er es die letzten Wochen über gemacht. Wie ein Geheimnis, das keines ist, wenn es wirklich niemand kennt. Doch diesen Namen laut zu hören, das war eine andere Sache. Er wünschte, es wäre nicht passiert. Es fühlte sich falsch an.

»Ich habe mich noch nicht daran gewöhnt«, fuhr der Bettler fort, während er genüsslich seinen Hals und die Glieder streckte. »Wie hältst du das aus, diese Enge in einem Körper?«

Er erwartete keine Antwort, sondern fuhr atemlos fort, so als ob er urplötzlich selber begeistert feststellte, was ihn alles verwirrte.

»So schwer. Alles ist so schwer daran. Die Knochen und das Fleisch. Und ihre Sprache, Bruder! Es ist leicht, diese Laute aneinanderzureihen. Schön auf eine seltsame, naive Weise, findest du nicht? Und trotzdem fällt mir schwer, über zu Hause zu reden. Es gibt zu wenig Wörter!«

Bosch setzte sich auf seinen Hosenboden. Er starrte den Bettler mit kalten Augen an, bevor er sprach.

»Dein Zuhause....«, zischte er.

»Meines, ja«, gab der Bettler zu.

Er ging in die Hocke, um mit Bosch auf Augenhöhe zu kommen.

»Nicht mehr meins«, konterte Bosch. »Der Himmel hat mich ausgespuckt. Zumindest hat er es versucht. Als ihr nicht in der Lage wart mich zu vertreiben, habt ihr euch versteckt. Hinter ihm!«

Der Groll, der in Bosch Stimme lag, war so alt und bitter, dass er die beiden teilnahmslosen Bettler an den Mauern plötzlich etwas die Wände hochrutschen ließ. Sie hatten keine Sorge während des kurzen Faust-

kampfes gehabt. Doch die ins Bodenlose abrutschende, tiefe Stimme, die nun aus Boschs Innerem drang, trug sogar noch mehr Aggressivität in sich als selbst sie erwartet hatten.

»Wer hat dir denn eigentlich davon erzählt?«, wechselte der Bettler unbeeindruckt das Thema. »Sag', wer von deinen treuen Kumpanen war so frei? Wen haben sie vorgeschickt, deine Freunde? Belial? Ich wette, es war Belial!«

Hinter Bosch kamen Geräusche aus der Durchfahrt in den zweiten Hof. Er hörte Schritte, die so schwer waren, dass der Boden zu erzittern schien. Wie die gewaltigen Füße eines Elefanten, nur nicht so sanft ihre Masse auf dem Grund verteilend. Diese Schritte hatten keine Grazie, dafür umso mehr Entschlossenheit.

Aus den Augenwinkeln sah Bosch eine absurde Silhouette. Es hingen zwei Beine und zwei Arme dran, unter einem zeltgroßen Mantel. Es war also kein Tier, auch wenn ein Mensch mit diesen Ausmaßen völlig unmöglich schien. So groß wie Neiwolf, wenn nicht sogar noch einen Kopf länger, und so breit wie Harstein. Die Gestalt ähnelte vom Format her mehr einer Litfaßsäule denn einem Menschen.

Über die ruinierte Hälfte des Quergebäudes kletterten weitere Bettler. Bosch zählte vier, von denen keiner durch Abnormität glänzte, wenngleich sie verdächtig gut gelaunt dreinschauten und ihre Gesichter verrieten, dass sie zu allem entschlossen waren.

»Belial?«, fragte Bosch, um Zeit zu gewinnen.

»Die großartigste Zunge unter den Engeln, das gestehe ich ein!«, antwortete der Bettler lächelnd. Es war keine Häme darin. Er schien vielmehr in Gedanken. »Der, dem das Haus im Wald gehört! Belial!«

»Nein.«

»Wen haben Sie vorgeschickt? Komm' schon! Wer hatte die Aufgabe, dich aus dem Schlaf zu wecken? Von wem hast du diese Lüge?«

»Welche Lüge?«

»Dass wir dich aus dem Himmel vertreiben wollten!«

Die anderen Bettler hatten nun alle wie in einem Halbkreis hinter Bosch Position bezogen. Die beiden an den Mauern, die von Anfang an der Szene beigewohnt hatten, suchten mit jedem Einzelnen kurz Augenkontakt, aber niemand sprach ein Wort oder fragte, was vor sich ging. Sie schienen Bescheid zu wissen.

»Der Dichter«, murmelte Bosch.

Dem Bettler froren die Gesichtszüge ein, nur für einen Augenblick. Es war lang genug, dass Bosch es sehen konnte.

»Abdiel?«

Es war nicht wirklich eine Frage. Der Bettler redete zu sich selbst, so als hätte er Zweifel an dem, was er zur Antwort bekommen hatte.

Doch Bosch log nicht, er wusste das.

»Rex Gänsekiel«, verbesserte Bosch.

»Abdiel!«, schrie der Bettler lauthals. Er hechtete aus seiner Hocke vorwärts wie ein Tier, das die ganze Zeit auf dem Sprung gewartet hatte. Anstatt diese Überraschung für einen weiteren Angriff zu nutzen und Bosch wehzutun, griff der Bettler nur mit beiden Händen nach dessen Wangen. Dabei kniete er sich über ihn. Er hielt Boschs Kopf zwischen seinen Fingern, während die Worte aus ihm sprudelten.

»Sein Name ist Abdiel! Ausgerechnet er? Wahrscheinlich sind deine unrühmlichen Soldaten sogar Stolz darauf, noch mehr Schande auf ihn zu hieven! Was hat er euch getan? Nein, was hat er dir getan? Warum hast du ihn von uns gerissen? Er hat es nicht verdient, mit euch zur Hölle zu fahren. Abdiel war aufrecht! Er hat nichts falsch gemacht. Und du hast ihn mit hinabgezogen! Wegen dir musste er Jahrhundert für Jahrhundert durch diese Welt wandern, ohne sich an uns erinnern zu können. In jedem verfluchten Leben mit dem gleichen klaffenden Loch in seiner Seele, nirgendwohin gehörend, immer auf der Suche nach der Ruhe, die er nicht bekommen konnte. Fremd, allein, seine Bestimmung suchend und daran scheiternd, jedes Mal! Alt werden in diesem Körper, vergehen. Und dann von vorn. Nicht wissen, warum er sich elend fühlen muss und

nie glücklich sein kann. Warum? Dein Schicksal war gemacht, aber es war nur deines. Warum musstest du Abdiel so strafen? Warum, Satan?«

Als Bosch nicht antwortete, fing der Bettler an, ihn am Kopf zu schütteln. Dabei wollte er ihn fraglos nicht verletzen, so sehr hatte er sich unter Kontrolle. Es sah eher danach aus, als versuchte er verzweifelt, eine Erklärung aus ihm herauszukippen.

Doch Bosch stierte ihn nur zornig an.

»Was?«, fragte der Bettler erregt. »Was gefällt dir nicht, Satan?«

Bosch blickte noch zorniger drein.

»Satan? Gefällt dir dein Name nicht? Ist es das, Satan?

»Nenn' mich nicht so!«, spuckte Bosch hervor. Ihm wurde neblig vor Augen unter dem Schütteln seines Kopfes.

»Das ist dein Name! Du hast ihn dir verdient!«

»Halt dein Maul!«

»Satan!«

»Ich bin Luzifer!«, schrie Bosch seinem Peiniger ins Gesicht.

Der Bettler ließ von ihm ab.

Ein Raunen ging durch den versammelten Halbkreis der Figuren hinter Bosch. Auch in die beiden Sitzenden an den Mauern kam Leben. Sie erhoben sich.

»Immerhin…«, schnaufte der Bettler angestrengt, während er sich langsam wieder von Bosch entfernte. Er ging ein paar Schritte rückwärts, sammelte sich und hockte sich dann wieder in die gleiche Pose gegenüber von Bosch, aus der er eben so wütend herausgesprungen war.

»Niemand hat dich seitdem so genannt. Und niemand soll es je wieder tun. Aber es ist ein Anfang…«

»…wofür?«, fragte Bosch.

»Für dich und mich, Satan!«

»Das ist kein Name. Das ist nichts als eine weitere Kette, an die ihr mich legen wollt. Gegen wen hast du gekämpft? Sag' mir das! Wer hat mit

dir zwischen den staunenden Zehntausenden gestanden, leuchtend und mit der Kraft zweier Sterne, die ineinanderstürzen?

Bosch setzte sich auf. Sein Rücken bog sich gerade, ohne dass er es überhaupt bemerkte.

»Das war Luzifer!«, fuhr er fort.

»Ja«, gab der Bettler zu. »Das war er. Aber Luzifer ist nicht mehr. Du hast gesagt, dass du dich selber geschaffen hast, und so falsch und töricht wie das auch ist, zumindest hast du Satan geschaffen. Luzifer hast du ausgelöscht.«

»Du redest mit ihm!«, zischte Bosch.

»Und du? Mit wem redest du?«

Bosch schwieg.

»Ich bin Michael.«

Die anderen Bettler senkten die Köpfe unisono.

»Ich bin der, der dir ebenbürtig war«, fuhr Michael fort. »Der, den du nicht verängstigen konntest. Den du nicht zu besiegen vermochtest. Und ich nicht dich! Aber ich, Satan, bin kein Gott. Ich bin einer von uns Engeln, nichts weiter. Ich bin keinem Wahn erlegen wie du, und habe mir nicht Macht angemaßt, die nur dem Sohn zusteht!«

Michael riss einen Arm in die Höhe. Er zielte in die Luft. Bosch brauchte nicht aufzusehen, um zu wissen, worauf der Bettler zeigte.

»Und deshalb trage ich meinen Namen noch immer. Ich bin Michael, im Himmel wie auf Erden. Du bist Satan. Nenn' dich, wie du willst, aber nur so bist du bekannt. So hast du es geschaffen. Es ist das einzige, das du jemals geschaffen hast!«

»Ich habe gekämpft!«, protestierte Bosch.

»Wofür?«

»Für die Freiheit! Meine Freiheit, und die aller Engel. Ich habe es gewagt aufzustehen und zu widersprechen. Nicht wie du!«

Michael begann zu lachen.

»Ich bin frei, Bruder«, sagte er milde. »Wir alle, immer schon gewesen. Nach all dieser Zeit hast du es noch immer nicht verstanden.«

»Weil ihr blind gehorcht?«

»Das ist nicht wahr, und du weißt es«, widersprach Michael. »Ich habe nur einen von uns ersten Engeln getroffen, der jemals blind jemandem gehorchte. Und zwar sich selbst, nur sich selbst, egal ob richtig oder falsch. Das bist du, Satan.«

»Hast du es genossen, als wir über den Rand stürzten? Sag mir das! Hast du mich und die letzten Zeugen der Freiheit nicht fallen sehen? Wie wir aus unserem Reich getrieben wurden? Wie Vieh!«

»Genau das ist sie, die Lüge!«

Michael stand wieder auf. Er ballte seine Fäuste.

»Abdiel kann dir das nicht gesagt haben!«

»Ist es nicht die Wahrheit?«

»Nein!«

Bosch erhob sich ebenfalls.

»Habt ihr ihn wirklich so verdorben, dass er eure verdrehte Geschichte nun auch glaubt?«, lamentierte Michael. »Es ist in deinem Kopf, Satan! Niemand hat euch getrieben, außer eure eigenen, eifersüchtigen Seelen. Deine zuallererst!«

»Er war es! Er trieb uns ins Nichts.«

Dieses Mal hob Bosch den Finger, dorthin, wohin Michael zuvor gezeigt hatte. Hoch in den Himmel, zur Säule empor.

Sie bewegte sich nicht, keinen Zentimeter.

»Du hast es mit eigenen Augen gesehen!«

»Er hat seine Arme für euch geöffnet, aber ihr seid geflohen. Einer nach dem Anderen. Das ist, was ich gesehen habe.«

Bosch lachte verächtlich.

»Ich weiß, dass du mir nicht glaubst. Aber es war eure Entscheidung, alles und jeder Schritt. Du hast entschieden, dass du auf Gottes Thron sitzen wolltest. Du hast die Rebellion angezettelt und ihr alle habt

euch entschieden, gegen uns in den Krieg zu ziehen. Ihr hättet aufgeben können. Ihr hättet bereuen können. Du, Satan, hättest bereuen können! Aber das willst du nicht, oder?«

Bosch und Michael traten langsam aufeinander zu, als ob sie von der Schwerkraft ihrer gegenseitigen Anschuldigungen näher zum Gegenüber gezogen würden.

»Glaubst du etwa wirklich, dass der Sohn uns hätte bleiben lassen, wenn ich das Knie vor ihm gebeugt hätte?«, fragte Bosch. »Dann hast du nicht hingesehen. Wie er dort aus dem Nichts erschien, in seinem flammenden Streitwagen, heller als die Sonne; Gott hat ihn geschickt, um ihn durch meine Niederlage zu krönen! Um mich mit Füßen zu treten und euch braven, einfältigen Soldaten ein Spektakel zu bieten. ›Er hat seine Arme geöffnet‹? Sei verflucht! Eine groteske Lüge ist das! Du hast die Hitze nicht gespürt, die von seinen ›offenen‹ Armen ausging. Er wollte mich nicht umarmen, sondern bis zur Asche verbrennen!«

»Das ist, was du denkst…«, blaffte Michael. »Und nur deshalb ist es so gekommen.«

»Antworte! Wenn ich mein Schwert niedergelegt hätte, als wir alle vor dem Abgrund standen, wäre es das Ende gewesen? Einfach so? Hätte er uns bleiben lassen? Mich in den Arm genommen?«

»Aber ja…«

»Unmöglich!«

Mit diesem Wort produzierte Bosch einen schwingenden Faustschlag aus dem Nichts heraus. Er traf Michael unter dem Arm, direkt an die Leber, was ihn fällte wie einen durchtrennten Baumstamm.

Die anderen Bettler zuckten auf.

Bosch sprang auf Michaels Körper. Er rammte ein Knie in dessen Bauch, griff nach dem Kragen seines Hemdes, verteilte erst eine Ohrfeige im Liegen, dann noch einen Kniestoß.

Doch das hielt den Malträtierten nicht davon ab zu reden.

»Es war unmöglich«, schnaufte er angestrengt. »Er musste euch über den Abgrund jagen.«

»Dann redest du im Wahn! Du widersprichst dir. Wie hätte ich es beenden können, wenn er sowieso nicht von uns abgelassen hätte?«

Michael sammelte Luft unter schmerzverzerrtem Gesicht. Die monströse Gestalt, die aus der Durchfahrt gestampft gekommen war, griff nach einer zwei Meter langen Eisenstange, die im Gerümpel neben ihm lag. Sie sah in seiner tellergroßen Hand aus wie ein Besenstiel.

»Der Sohn ist Liebe, Satan, oder er ist die Vollstreckung«, flüsterte Michael atemlos. »Er hätte dir vergeben, wie wir alle. Dort, am Rand. Er hätte uns alle zurückgeführt, aber du, du kannst nicht vergeben. Dein Neid hat es unmöglich gemacht. Du hast seine offenen Arme gesehen und nichts gefühlt außer Bedrohung, außer Hass und Neid. Du willst es so! Und deshalb konntest du nur die Strafe erhalten, die du fürchtest. Nicht die Liebe, an die du nicht glaubst.«

»Ich liebe!«, brüllte Bosch. Sein hochroter Kopf hing wie ein glühender Kessel bedrohlich über Michaels Gesicht.

»Nur dich! Am Ende immer nur dich. Alles, was du glaubst zu lieben, opferst du deiner Eitelkeit…«

»Lüge!«

Bosch holte zu einem letzten Schlag aus. Dieses Mal langsam und drohend, damit Michael ihm dabei zusehen konnte. Der Riese mit der Eisenstange holte ebenfalls aus. Die Stange hielt er wie einen Speer.

»Sogar deinen Ersten hast du geopfert. Den, den du mehr geliebt hast als irgendjemanden…«, stotterte Michael matt.

Bosch hielt inne, mitten in der Bewegung.

»Was?«

»Du… hast ihn… getötet.«

»Beelzebub?«, fragte Bosch.

»Er ist fort, für immer«, antwortete Michael. Er konnte wieder durchatmen. »Wegen dir!«

»Das ist nicht wahr! Wo ist er? Hast du ihn getroffen?«

»Du hast ihn getroffen. Ins Herz. Mit einem Schuss, in einem dunklen Kellerloch, wo seine Hülle den Winter über gelegen hat. Eine unsterbliche Seele, verendet in einem winzigen Menschenkörper. Du hast den erschossen, der dir angeblich der nächste war…«

Bosch erschrak. Unwillkürlich drückte es ihn weg von Michaels Körper. Er stolperte rückwärts.

»Er?«

»Dein junger Malerfreund!«

»Nein!«, rief Bosch. Er blickte panisch in den Halbkreis der anderen Figuren, die er bislang in seiner Rage vollkommen ignoriert hatte. Auch dem Riesen mit der Stange blickte er hilfesuchend in die Augen, obwohl er sie unter dessen Kapuze nicht erkennen konnte. Der Riese ließ seinen improvisierten Speer sinken.

»Hast du ihn nicht erkannt, Satan?«, fragte Michael, wieder halb aufgerichtet, wenngleich auch noch schwer atmend.

Bosch schüttelte den Kopf.

»Das war ich nicht!«

»Ach nein?«

»Dieser Mensch hat geschossen«, rechtfertigte sich Bosch, ohne auch nur einen klaren Gedanken fassen zu können.

»Das ist gleich«, entwertete Michael die Verteidigung kalt. »Du hast Beelzebub preisgegeben. Du hast seine Not gesehen, seine kleine Menschennot. Sie hat dich fasziniert. Du hast ihn verraten, weil es aufregend war, mit diesem Menschen zu spielen.«

»Nein, …nein, das kann nicht sein!«

Bosch fasste sich mit beiden Händen an die Schläfen. Er raufte sich die Haare, begann im Kreis zu laufen.

»Nicht er, nicht Beelzebub! Du lügst!«

»Was war es, Satan? Was hat er gemacht, dass deinen Neid gefüttert hat? Hast du seine Bilder gesehen, und dass sie so gut wie deine waren?

Dabei ist das doch nur ein Zeitvertreib für dich gewesen. Es bedeutet dir nichts. Eine weitere Fertigkeit, die der Nebel deiner Vergangenheit wie ein bisschen Treibgut an den Strand gespült hat. Ein paar Bilder hier, etwas Geld, dann reisen von Land zu Land. Das war so gut oder schlecht wie alles andere, oder nicht?«

Bosch widersprach nicht. Er suchte seine Gedanken einzufangen.

»Du hast ihn wegen nichts verraten! Nur wegen Farbe und Papier, ...weil du nicht ausstehen kannst, wenn jemand dir in irgendetwas das Wasser reichen kann. Selbst, wenn es Striche sind.«

»Ich wusste nicht, dass er es ist«, jammerte Bosch unter Tränen

»Der einzige Mensch, den du jemals getroffen hast, der so schön, so perfekt wie du aussah? Der mit dem gleichen Eifer versuchte, seine unergründliche Vergangenheit in Bildern zu malen? Der einzige, den du unter Tausenden schon bemerkst, bevor du ihn sehen kannst?«

»Sie haben mir doch nicht gesagt, wer ich bin!«

»Das ist egal. Du bist, wer du bist! Ob es dir bewusst ist oder nicht. Du zerstörst alles, was dir lieb sein könnte...«

Die anderen Bettler zogen sich einer nach dem anderen zurück. Sie kletterten wieder über die Trümmer in die hinteren Höfe. Der Riese trottete in die Durchfahrt. Nur die beiden, die an den Wänden gehockt hatten, ließen sich einfach wieder nieder, statt den Hof zu verlassen.

Bosch schüttelte den Kopf in Unglauben. Er konnte damit nicht aufhören, selbst als er aus seinem nervösen Kreisgang ausbrach, um in weitem Bogen um Michael herumzugehen, genau auf die mit Hindernissen verstopfte Einfahrt zur Straße zu.

»Beelzebub...«, wiederholte er immer wieder zu sich selbst.

Michael ließ ihn passieren.

Er blickte Bosch nach, wie er über Mauerreste und Betonbrocken kletterte, bei jedem zweiten Schritt unaufmerksam wegrutschend.

Dann war Bosch fort und der Bettler blieb allein im Hof zurück.

11. ...staat

Die Tür flog auf, und das war sie nicht gewohnt. Es hatte seinen guten Grund, dass sie normalerweise mit majestätischem Schneckentempo bewegt wurde. So schwer wogen doch die alten Holzbalken, die so dick wie Kanthölzer waren. Die Bediensteten öffneten sonst die breite Tür langsam wie ein kleines Scheunentor. Das Ding war einfach so schwer, dass es nicht schneller ging.

Und jetzt krachte das Türblatt innen gegen die Mauer der Halle, als ob es durch den Stein brechen und gleich wieder durch das Loch hinaus wollte. Der Lärm war ungeheuerlich. Er ließ jedes einzelne Haupt sich ducken, vor Schreck.

Amelia stolperte fast am oberen Ende der Treppe. Sie griff entgeistert am Geländer nach Halt. Am Fuß dagegen stand Simian – haltlos. Beim dumpfen Knall ging er in die Knie. Mit den Händen langte er hilfesuchend nach etwas in der Luft, das nicht da war.

Vor der seitlichen Tür zum Esszimmer machte d'Utrecht einen aufgeschreckten Satz nach hinten, wodurch er dem langen Neiwolf unabsichtlich auf die Füße trat. Es fehlte nicht viel, dann hätte dieser auch das Gleichgewicht verloren, was angesichts seiner urlangsamen Bewegungen einen katastrophalen Sturz bedeutet hätte. Doch er taumelte nur ein Stückchen, bevor der Türrahmen ihn auffing.

Gegenüber, im Durchgang zum anderen Hausflügel, öffnete sich erst nach dem Knall vorsichtig die Tür. Rex Gänsekiel lugte ängstlich hervor. Für eine Sekunde. Danach drückte ihn Harstein unsanft von hinten in die Halle hinein, um das Schauspiel nicht zu verpassen.

Sie waren alle gleichzeitig hierher gekommen, jeder und jede aus diesem tiefen und wortlosen Gefühl heraus, dass er kommen würde. Genau heute, genau jetzt. Auch, wenn sie ihn seit Wochen nicht mehr

gesehen hatten. Dies hier war nicht abgesprochen. Keiner der Dienstboten hatte etwas auf den Wegen bemerkt und Alarm geschlagen.

Die Zusammenkunft hätte Zufall sein können.

Bosch stand in der offenen Tür der Villa. Hinter ihm schien die herbstliche Mittagssonne mit aller Kraft, die sie noch hatte, in die Halle hinein. Am nächsten stand ihm Sander. In der Tat wäre der Polizist beinahe von der Tür erwischt worden, als sie aufflog. Er schaute Bosch in die Augen, in einer waschechten Schockstarre.

Dann lächelte Sander. Nur Bosch konnte es sehen. Die anderen Hausbewohner hinter Sander hatten keine Ahnung, was sich in dessen Gesicht abspielte. Erst, als er langsam den Kopf beugte und sich behutsam rückwärts von Bosch entfernte, dämmerte es manchen von ihnen.

Simian war sich nicht sicher, was passierte. Aber er konnte die Totenstille nicht ertragen, die mit Boschs Auftritt einherging. Er wusste nicht, wie er das zu deuten hatte, und hob an, etwas zu fragen.

Als hätte Bosch es geahnt, hob er einen Finger in die Höhe. Und er schoss dem Hausherren einen kalten Blick hinüber, der in Simian keine Zweifel daran ließ, dass er jetzt wirklich kein Wort sagen sollte.

»Seht euch an«, rief Bosch in die große Halle hinein. »Geduckt wie Hasen vor der Meute…«

Amelia reckte sich unwillkürlich, während Bosch das sagte. Sie stand oben am Ende der Treppe plötzlich mit dem gleichen Stolz wie er unten an der Tür. Sie spürte, was in ihm vorging.

Niemand antwortete.

Bosch sah allen einzeln in die Augen. Er atmete schwer. Nicht, weil er gerannt war, sondern wegen der Wut, die ihm unmissverständlich ins Gesicht geschrieben stand. Unmissverständlich, eigentlich. Aber die Hausgäste taten sich schwer, ihn zu lesen. Seine Rückkehr hatten sie sehnlich erwartet. Es hätte ein Wiedersehen voller Stolz sein sollen, voller Erinnerungen und Anerkennung…

Und nun fehlte nur Schaum vor dem Mund, damit Boschs Äußeres zu seinem Inneren passte.

»Sogar den Verräter habt ihr mitgebracht«, sagte Bosch.

Sander, der noch immer direkt vor ihm ausharrte, verstand nicht. Er schaute sich hilfesuchend um. Alle Anderen folgten Boschs Blick.

Gänsekiel sagte nichts. Es war nicht das erste Mal, dass ihn die Gruppe so musterte. Unzählige Male hatte er ihre Geringschätzung ertragen, ihre Sticheleien, manchmal auch Schläge von Harstein. Dieser kollektive Blick schreckte ihn nicht. Nur Boschs hasserfüllte Augen fürchtete er plötzlich. Er kannte den Ausdruck darin, aber nicht aus dieser Zeit. Nichts erinnerte mehr an den schweigsamen Künstler, den Amelia in die geheime Kneipe mitgeschleift hatte.

»Abdiel?«, fragte Simian vorsichtig.

»Aus meinen Augen mit diesem Wurm!«, brüllte Bosch.

Erneut zuckte die versammelte Gesellschaft zusammen. Boschs Worte standen der plötzlichen Gewalt der aufgerissenen Tür in nichts nach. Spätestens jetzt war allen Anwesenden klar, dass es kein freudiges Wiedersehen werden würde.

Harstein fing sich als erster. Er begann sogar zu strahlen, auf eine ganz und gar schadenfrohe Art. Er packte Rex an der Gurgel, bevor dieser auch nur verstand, was da mit ihm geschah. Der dünne, ausgemergelte Körper des Dichters hob sich unter Harsteins eisernem Griff federleicht vom Boden. Rex röchelte, musste aber diesen unvermuteten Quergalgen nicht lange ertragen, weil Harstein ihn mit einem einzigen, mächtigen Stoß durch die offene Tür in den Seitenflügel warf.

Rex landete unsanft. Harstein schloss die Tür hinter ihm so ungerührt, als hätte er gerade einen Sack Abfall aus dem Haus geschafft.

Harstein klatschte in die Hände, während er sich wieder der Gesellschaft in der Halle zuwendete. Er hatte auf eine Gelegenheit wie diese schon lange gewartet und war jetzt zufrieden mit sich selbst. Dass Bosch sein süffisantes Lächeln nicht erwiderte oder wenigstens Zufriedenheit

mit seiner schnellen Lösung signalisierte, ärgerte Harstein. Sein Lächeln gefror. Er konnte es nicht ertragen, gemaßregelt zu werden. Ob mit Worten, Taten oder Blicken. Es war nicht in seiner Natur, etwas widerspruchslos einzustecken. Seine Natur befahl ihm, auf eines mit zweien zu antworten. Auf eine Drohung mit Krieg. Auf Kritik mit einem Angriff. Und deshalb wagte er es als einziger, nun die Lippen zu einer Antwort zu öffnen.

Aber er kam nicht dazu, sich zu rechtfertigen.

»Einer fehlt«, zischte Bosch.

Die Runde vor ihm wurde unruhig. Alle traten unwillkürlich näher an Bosch heran.

»Wo ist er?«, fragte Bosch laut. »Wo ist Beelzebub?«

»Wir haben ihn überall gesucht, Herr«, erklärte Simian, wie aus der Pistole geschossen. »...jahrelang, in allen Ecken der Welt.«

»Und nicht gefunden?«

»Er ist wie vom Erdboden verschwunden«, bestätigte Simian.

»Ist das deine Antwort?«

Simian wusste nichts zu entgegnen.

»Eine Ausrede«, bellte Bosch. »Deine Zunge weiß es. Deshalb bleibt sie stumm! Vielleicht hat sie noch etwas vom göttlichen Stolz behalten, den ihre Hülle abgelegt hat? Belial, Stimme der Vernunft – reduziert auf Ausreden! Die Schande...«

Bosch ließ diese Antwort in Ruhe verhallen. Er nickte nur langsam, wieder und wieder mit dem Kopf.

Dann sprach er.

»Wer steht hier vor mir? Nicht die edelsten Geschöpfe des Himmels? Die, die mich verstanden und mit mir gewagt haben, ihr ewiges Recht vor dem besetzten Thron einzufordern? Ich erinnere mich an euch, wie ihr Legionen gefällt habt, von denen jeder einzelne Feind nicht weniger mächtig war als ihr. Doch sie konnten euch nicht standhalten, egal, wie sie sehr sie es versuchten. Und warum? Weil ihr mit jedem

göttlichen Funken eurer Seele das Unrecht fühltet, das euch widerfahren ist. Dass mir widerfahren ist! Euch, mir, uns!

Ich war stolz, mit euch durch das Chaos zu fallen. Ich habe alles verloren, aber dies nicht: das Wissen, dass unser gemeinsamer Sturz ein untrennbares Band ist. Ein Fluch und ein Schwur! Ist es nicht so?«

Boschs Stimme dröhnte mit seiner Frage in ein hektisches, nach langsam zersplitterndem Glas klingendes Register empor.

Sander wich vor ihm zurück. Harstein fasste sich verlegen an seinen Krawattenknoten. Neiwolf hielt sich mit den Fingern so krampfhaft am Türrahmen zum Esszimmer fest, dass er das Holz leise knacken machte.

»Ist es nicht so?«, wiederholte Bosch keifend. »Seid ihr nicht die besten Soldaten, die ein Kriegsherr um sich versammelt haben könnte?«

Ein zögerliches Raunen ging von einer Kehle zur nächsten.

»Meine Gefährten! Ihr mein Rückhalt, so wie ich das Feuer eurer Rache. Ich brenne noch! Für unsere Rache, für euch. Und ihr?«

»Wir haben dich gefunden, Herr«, platzte es aus d'Utrecht hervor. Amelia bedachte ihn dafür mit einen bitteren Blick von oben.

»Zu spät!«, schrie Bosch den Juwelier an. »Was hat denn dich aufgehalten? Dein Loch, dein Baden im Dreck? Konntest du den Kopf nicht heben, Mammon, in deinem Selbstmitleid?

Ihr alle! Was hat euch aufgehalten? Wart ihr auch zu beschäftigt mit euren Menschenleben? Hat euch der Nebel gleichgültig gemacht?«

»Nein«, wagte Harstein zu widersprechen. Er wurde zornig und ignorierte Simians Gesten, die ihm abrieten, den Mund aufzumachen.

»Warum stehe ich dann hier ohne meinen Leutnant, Gott des Krieges?«, erwiderte Bosch. »Warum fehlt der Prinz unter Königen?«

Boschs Augen wurden rot, seine Wangen feucht. Er suchte sich Sanders Gesicht heraus, um ihn lange anzustarren, bevor er sprach.

»Ihr hättet nicht warten dürfen…«, sagte er. »…denn er hat mich gefunden, ohne es zu wissen.«

Sander ertrug den tränenreichen Blick, ohne anfänglich zu verstehen, warum Bosch ausgerechnet ihn so musterte. Das Blut rauschte in seinem Kopf. Er dachte krampfhaft nach, was er übersehen haben, was Bosch von ihm wollen könnte. Und dann, plötzlich, erinnerte er sich, dass er Polizist war. Er erinnerte sich an die Kellerleiche.

»Oh nein, …nein«, stammelte er.

Sander fiel auf seine Knie. Er fühlte, wie Bosch ihn noch immer anstarrte, als ob er seinen Schmerz so auf ihn leiten könnte. Sander hob verzweifelt die Hände vors Gesicht, um hinter ihnen zu verschwinden.

»Was?«, fragte Simian mit einem Kloß im Hals.

»Beelzebub wird nicht kommen«, sagte Bosch.

Amelia fühlte sich vorwärts gezogen. Sie stieg die Treppe hinab und ging langsam auf Bosch zu, während der weiterredete.

»Ihr habt ihn im Stich gelassen! Er ist tot – gestorben wie jeder andere Mensch um ihn herum. Und er hat nicht gewusst, dass er keiner von denen ist. Er ist in diesem Nebel geblieben, aus dem ihr euch befreit habt. Aber anstatt ihn zu mir zu holen, wie er es verdient hat, habt ihr euch die Zeit vertrieben. Ihr habt den Besten unter euch verraten!«

Als Amelia Bosch erreichte, schlang sie die Arme so innig um ihn, dass sie in seiner Kleidung zu versinken schien.

»Jetzt bin ich ohne ihn«, fuhr Bosch fort. »Jetzt bin ich allein.«

Simian rang nach Worten. Harstein suchte nach etwas, in das er seine Faust drücken konnte. Er fand nur die Wandvertäfelung und schlug mit einem unmenschlichen Gröhlen ein Loch hinein.

»Wir haben…«, setzte Simian an.

»Schweig!«, befahl Bosch.

Simian gehorchte.

»Verschwindet. Alle!«

Ohne ein weiteres Wort beugten die Hausbewohner ihre Häupter. Sie verließen augenblicklich die Halle in alle Richtungen.

12. Vom Grunde

Es geschah ein Bankraub in Charlottenburg, nicht weit vom Bahnhof Zoo. Er war das Gesprächsthema Nummer eins, zumindest für die beiden Angestellten, die ihre Hände hochnehmen und in die Mündungen der Pistolen hatten blicken müssen. Sie waren zutiefst erschüttert. Am hellichten Tag! Ohne Masken, ohne Sorge vor der Polizei. Immerhin wurde niemand verletzt, auch deshalb, weil die beiden Angestellten gar nicht eingesehen hatten, warum sie Leib und Leben riskieren sollten. Es ging doch sowieso alles dem Ende entgegen...

Das Gesprächsthema Nummer eins. Die beiden erzählten ihre abenteuerliche Geschichte freigiebig weiter. Aber in der Regel interessierte sich niemand dafür, und das war allerhand! Ein Bankraub kam ja nicht alle Tage vor – davon waren sie jedenfalls ausgegangen.

Doch genau dort irrten sie. Die Zeitungen waren voll davon. Voll von Überfällen, Einbrüchen, Diebstahl, Raub. Am Anfang füllte so eine geleerte Bank noch die Titelseite. Mittlerweile waren die Vorfälle nicht mehr als eine Liste in der Mitte der Morgenausgaben wert...

Von denen es nur noch eine gab.

Es kamen keine Reporter. Die beiden wurden nicht berühmt, nicht einmal ein kurzes, kleines bisschen lang.

Während Bosch durch die Straßen lief, mussten irgendwo schon wieder eine Brieftasche, ein Auto oder eben auch ein Banktresor ihre Besitzer wechseln. Rein statistisch gesehen. Es ging hier und da buchstäblich um den Tresor, nicht nur um seinen Inhalt. Während die meisten Ganoven, die sich schon vor den jüngsten Ereignissen mit Berufsstolz so nennen durften, mittlerweile keinen Pfifferling mehr auf die Polizei gaben, war die Heerschar der neuen Gelegenheitsdiebe weniger mutig. Es wurde sich selbst schließlich nicht für einen schlechten

Menschen gehalten, also ganz im Gegenteil. Die Umstände! Die Umstände waren eben so, dass sich genommen werden musste, was gebraucht wurde. So kamen Leute schon mal auf die Idee, den Inhalt Inhalt sein zu lassen, wenn der Kumpan, der zum ersten Mal zum Tresorknacken verdonnert worden war, nur schulterzuckend vor dem eisernen Trumm hockte. Das Fenster aufgebrochen, die Pfiffe des Schmierestehenden eindringlich, ...was tun?

Allein in der letzten Woche waren drei Tresore mitten auf der Straße gefunden worden, einer im Tiergarten, und zwar mitten im Wald. Wie sie dahin gekommen waren, müsste die Kriminalpolizei eigentlich schlaflose Nächte gekostet haben. Hatte es aber nicht. Die echten Ganoven, also die professionellen, nicht die nervösen Amateure, hatten schon Recht mit ihrer Ahnung: Es gab keine Verbrechen mehr in Berlin. Es gab höchstens Orte und Zeiten, an denen ausnahmsweise für ein Stündchen nicht das Gesetz gebrochen wurde.

Bosch sah an jeder zweiten Ecke einen Uniformierten rennen. Immer nur einen. Was es an Beamten gab, war quer über die Stadt verteilt im Einsatz. Tropfen auf heiße Steine, maximal ausgedünnte Präsenz. Im Prinzip hätten die Obrigkeiten genauso gut aufgeben und alle Polizisten nach Hause schicken können.

Das hatte alles keinen Sinn mehr. Dieser Satz stand den rennenden Uniformierten praktisch auf die Stirn geschrieben. Wer noch in der Stadt war und nicht ins Umland geflohen, nahm sie nicht mehr ernst. Was sollte auch passieren? Die Wachen und Gefängnisse waren voll. Jetzt war von Festnahmen zu lesen, bei denen der abführende Polizist von den Freunden des Übeltäters auf der anderen Straßenseite gestellt und unsanft überredet wurde, doch ein Auge zuzudrücken.

Sonst wären es seine, die zugedrückt würden.

Bosch lief so lange, bis es völlig dunkel geworden war. Am Ende musste er nach dem Weg fragen. Der erste Befragte war ein Mann, der nervös mit den Augen suchend neben seinem Auto stand. Er wusste

nicht, wo der Oberkieker war. Er wusste nicht einmal, wer oder was das sein sollte. Potsdamer Platz? Doch, den kannte er. Der Mann wies mit einem hektischen Flattern seines Arms in die Richtung, in die Bosch gehen sollte. Dabei beulte sich die Manteltasche an seiner anderen Armseite seltsam aus, als ob er darin mit der Hand eine Pistole formte. Bosch bemerkte es, bedankte sich aber nur einsilbig und machte sich auf in die Richtung, die ihm gewiesen worden war.

Hinter ihm sprang der nervöse Mann hinter das Lenkrad seines Wagens und fuhr los. Nach ein paar Sekunden brauste er an Bosch vorbei, direkt auf die Kreuzung vor ihnen. Es gab einen Knall, dann Ruhe, schließlich Flüche. Bosch hielt sich aber nicht an der Unfallstelle auf. Er war in Gedanken und spazierte geradeaus weiter in die Nacht hinein, während um ihn herum der Verkehr dichter und die Neonlichter mehr und mehr wurden.

Als er den Potsdamer Platz erreichte, war trotz nachtschlafender Zeit das eigene Wort kaum zu hören. Der riesige runde Platz war ein einziger See aus elektrischen Irrlichtern. Der Gestank von Benzin biss so stark in der Nase, dass er selbst Bosch aus seinen Gedanken riss. Er blieb stehen, um das Bild vor sich zu verstehen. Auf den Bürgersteigen waren noch Menschen unterwegs. Nicht so viele, wie zu den Geschäftszeiten am Tag – schon gar nicht, seit viele Geschäfte einfach nicht mehr aufmachten. Aber es waren noch immer einzelne Herren und vereinzelte Paare da, die sich gegenseitig unterhakten und praktisch um den Platz rannten. Jede und Jeder war in Eile. So viel Zeit wie Bosch in seinem Spaziertrott nahm sich niemand. Alle waren wie auf der Flucht vor etwas oder inmitten einer Zuflucht irgendwo hin.

Jenseits dieses äußeren Kreises aus Zweibeinern lagen die Pflaster der Fahrbahn. Es rüttelte, klapperte und hupte darüber ohne Unterlass. Der Benzingestank kam von den tuckernden Verbrennungsmotoren, die in Lastwagen, Taxis und motorisierten ehemaligen Pferdewagen steckten.

Von oben blitzten aber immer wieder Funken der Oberleitungen auf, von denen die Straßenbahnen ihren Strom holten.

Es war ein heilloses Durcheinander. Während Bosch einfach nur auf dem Bürgersteig stand und sich den Verkehr besah, schrammten drei verschiedene Wagen jeweils an einen Bus, an ein anderes Auto und an ein Motorrad. Der Fahrers des Zweirads wurde durchgeschüttelt wie ein Reiter auf einem unwilligen Pferd, aber er konnte einen Sturz gerade noch verhindern. Auch hier: Flüche. Nur waren sie nicht hörbar. Der Motorradfahrer keifte von seinem metallenen Ross wie ein wildgewordener Pantomime. Alles verlief sich und zerstob in einer unsichtbaren Wolke aus aufgeregten Tönen.

Niemand stoppte. Der Busfahrer gab nichts weiter auf die Schramme und fuhr einfach weiter. Die kollidierten Autos schlossen kurz im Kreisverkehr zueinander auf, wahrscheinlich, damit die Beiden hinter den jeweiligen Lenkrädern sich gegenseitig anschreien konnten, aber dann trennten sie sich und verschwanden auf unterschiedlichen Ausfahrten in die abgehenden Straßen. Selbst der Motorradfahrer nahm sich nur kurz Zeit, um seinen Schock durch wilde Gesten und stumme Schreie zu verarbeiten. Auch er fuhr weiter.

Bosch beobachtete all das. Das Schauspiel im Halbdunkel unter den Laternen und beleuchteten Reklametafeln befreite ihn vom Gedankenstrudel, den er in seinem Kopf als Ballast schleppte wie ein nicht rechtzeitig ausgeliefertes Paket. Zum Glück hatte Bosch nicht weiter zu gehen als bis hierhin, denn im inneren Kreis des eigentlichen Platzes ragte der Oberkieker in die Höhe.

Der Turm war fast zehn Meter hoch. Er bestand zum größten Teil aus fünf stählernen Stelzen, die kreisförmig angeordnet waren und eine Kanzel trugen. Das war die Schaltzentrale für den Verkehr. Sie war fünfeckig, passend zu den Stelzen. Somit lag vor jedem Fenster eine Straße, die als Arm vom Kreisverkehr abging. Und über jedem Fenster blinkten die Ampelfarben für die jeweilige Richtung.

Bosch wartete, bis der Verkehrsfluss für einen Moment abebbte. Er sah das leuchtende Rot der Ampel, das den zähen und chaotischen Motorenzirkus für ihn unterband. Auf der anderen Seite hielt Bosch sich nicht lange auf, sondern marschierte direkt zum Fuß des Oberkiekers. Er hatte mit einer Tür gerechnet, fand aber nur die stählernen Stelzen. Eine von ihnen war mit u-förmigen Steigbügeln versehen. Bosch stellte sich in die Mitte der Stelzen und schaute prüfend nach oben. Die Bügel reichten bis hoch zu einer Klappe im Boden der Kanzel.

Er stieg hinauf, vorsichtig und Bügel für Bügel, bis er meterhoch über dem Platz hing, wo er nicht weiterklettern konnte. Gerade wollte er mit den Fingerknöcheln an der Klappe klopfen, da öffnete sie sich nach oben und wie von selbst.

Bosch schwang sich hinauf. Sander hielt ihm eine Hand entgegen, um ihm in der Enge und Dunkelheit der Kanzel behilflich zu sein. Als Bosch sich vollständig hineingezwängt hatte, schloss Sander für ihn die Klappe durch einen routinierten Tritt mit der Hacke. Sie fiel blechern zu, während sich Sander schon wieder seiner Schalttafel mit dem Hebel für die Ampelfarben zuwendete.

Die Kabine war nur für eine Person gemacht worden. Bosch stand gebeugt im Rücken von Sander, so als würde er ihm gleich in großväterlicher Art die Hände auf die Schultern legen wollen. Mit dem Kopf stieß er an das Dach der Kanzel. Bevor er etwas sagen konnte, wollte er eine Haltung finden, die ihm nicht das Gefühl gab, sofort wieder aus dieser Beengung klettern zu müssen. Sander half ihm dabei nicht, weder mit Worten noch mit Taten. Mehr Platz machen konnte er nicht. Er hockte selber nur auf einem Melkschemel, der einen ungewöhnlich langen Stil hatte, fast so lang wie ein Besen. Den hatte er sich zweifellos selbst mitgebracht, denn zur verkehrspolizeilichen Ausstattung des Oberkiekers gehörte das nicht. Normalerweise würde der überwachende Polizist einfach stehen. Sander konnte geradeso aus allen Fenstern linsen. Das

bisschen Platz, das er durch diesen improvisierten Halbsitz im Rund der Kanzel ließ, war nicht genug, dass sich Bosch hätte hinsetzen können.

»Warum kommst du zu mir?«, fragte Sander, ohne sich zu Bosch umzudrehen. Er hatte die irrenden Lichter des Kreisverkehrs im Blick.

»Wie meinst du das?«, fragte Bosch zurück.

»Ich weiß doch, was du willst«, erklärte Sander. »Aber warum willst du es ausgerechnet von mir hören? Es ist Belials Haus. Wir haben uns bei ihm versammelt und den Plan geschmiedet.«

»Mit Belial hat das alles aber nicht angefangen. Ich will Antworten, keine ausgeschmückten Geschichten.«

Bosch pausierte. Sander legte seinen Schalthebel ein weiteres Mal um, aber vor allem hörte er angespannt in die Stille der Kanzel hinein.

»Du wirst sie mir geben, Dagon«, ergänzte Bosch. »Denn mit *dir* hat es begonnen, oder etwa nicht?«

Sander nickte mit dem Kopf. Der Rest seines Körpers erschauerte.

»Was tust du hier eigentlich?«

Boschs Ton wandelte sich in eine fast neugierige, freundschaftliche Frage. Das irritierte Sander, aber er antwortete prompt.

»Der Verkehr muss geregelt werden.«

»In einem Turm?«

»Das ist eine neue Erfindung. So muss es keine Polizisten mitten auf der Straße gehen. Und die Leute können die Signalfarben in allen Richtungen sehen. Es heißt Ampel…«

Bosch beugte sich nach vorn, um Sander ins Ohr zu flüstern.

»Was tust du hier, Dagon?«, wiederholte er. »Bist du kein Gott? Bist du ein Mensch, der sich über Hebel und Lichter freut, als hätte er vergessen, dass er aus dem einzigen Licht stammt, das zählt?«

Sander antwortete nicht sofort. Er sortierte seine Worte sorgfältig in seinem Kopf, während er weiter den Verkehr regelte.

»Weißt du denn, was passiert, wenn ich das nicht tue?«

»…nichts. Es knallt da unten ständig.«

Sander musste lächeln, obwohl ihm nicht danach zumute war.

»Das stimmt. Sie würden weiter im Kreis fahren. Die Anlage ist eigentlich nur tagsüber in Betrieb. Ein Experiment! Hier sollte gerade niemand sein, schon gar kein Kriminalbeamter. Aber ich habe nunmal den Schlüssel bekommen, also komme ich her. Hier bin ich abends ungestört. Ganz allein, für mich…«

Sander löste seinen Blick für eine Sekunde von der Straße und dem kreiselnden Verkehr, um die kleine Metallkabine um sich und Bosch zu betrachten. Er atmete einmal tief durch.

»Hier habe ich meine Ruhe. Außerdem bewege ich die Massen da unten. Ja, ich könnte auch wegbleiben oder genau jetzt gehen. Es würde höchstens ein paar mehr Flüche und Schrammen geben, den ein oder anderen Schrecken mehr. Deshalb findest du es vielleicht überflüssig, dass ich diesen Hebel hier bediene. Es ändert nichts.«

Er drehte sich zu Bosch um.

»Es schadet aber auch nicht. Ich kann es machen, also mach ich's.«

»Wie ein Schwarm Fische…«, murmelte Bosch.

»Was?«

»…die im Strom schwimmen. Und du zeigst ihnen die Richtung.«

»Nein! So habe ich das nicht gemeint!«, widersprach Sander.

Bosch schnaufte verächtlich, während sich Sander wieder dem Verkehr widmete.

»Nicht die da unten, es ist diese Kabine. Sie bringt Erinnerungen zurück. Manchmal, wenn es windig ist, ächzt sie und wackelt hin und her. Dann fühlt es sich ein wenig an wie damals, kurz nach der Jahrhundertwende, als ich ein ahnungsloser Mann in Belfast war.

Es war eine eigenartige Zeit, damals. Und vor allem in dieser Stadt. Ich würde dich fragen, ob du schon einmal dort gewesen bist, schließlich musst du wie ich die halbe Welt gesehen haben. Doch du bist noch nie in Belfast gewesen, so viel ist sicher. Ich hätte dich bemerkt, dich gespürt.

Auch durch den Nebel in unseren Köpfen hindurch, der mir damals nicht bewusst war.«

Sander rieb sich mit einer Hand die Augen, bevor er mit müde verzerrtem Gesichtsausdruck weiter erzählte.

»Es war das letzte von hunderten Leben, das sich unbemerkt an mir aufreihte. Ich sehe jedes davon vor mir, jeden Moment und jedes Detail – wenn ich will. Diese Leben sind eine viel zu lange Perlenkette, eine billige noch dazu. Ich fürchte, ich kann noch nicht einmal behaupten, dass diese letzte Hülle eine bemerkenswerte war. Ich war nicht berühmt wie du, kein Künstler und nicht reich. Das ist auch alle paar Generationen einmal vorgekommen, so ist es nicht. Doch am Schluss war ich nur ein einfacher Arbeiter in den Werften der Stadt.

Im Prinzip hatte ich Glück. Ich hätte genauso gut hungern können, irgendwo anders im Land oder im nächsten Viertel. Aber ich hatte Kraft, also haben sie mich beim Schiffbau genommen. Es braucht nicht viel, weißt du. Wenn du einen Hammer schwingen kannst, der so viel wie eine Badewanne wiegt, ist das schon die halbe Miete. Wenn du dann auch die Nieten triffst oder den Balken, reicht das, um angestellt zu werden. Bleiben ist natürlich schwieriger. Du musstest vierzehn, sechzehn Stunden am Tag arbeiten. Die Hälfte der frisch angeheuerten Männer hielt das keinen Monat lang durch. Wir bekamen gutes Geld, aber mussten die Hitze in den Stahlkammern und auf den Gerüsten aushalten, die Enge im Inneren der Schiffswände. Und den ohrenbetäubenden Lärm! Es hörte nie auf. Metall auf Metall, kurz und brutal von den Hammerschlägen. Es war in der ganzen Stadt zu hören, bis in die Nacht hinein. Wie niedergehender Hagel. So viele Schiffe wie dort gleichzeitig in Auftrag gegeben wurden, hatte die Welt noch nicht gesehen. Der Hafen war praktisch keiner mehr, sondern ein einziges großes Becken, aus dem die Werftanlagen wie Knochen herauswuchsen. Ein Dampfer riesiger als der nächste. Die reichen Leute hatten nämlich den Ozean für sich entdeckt. Wir bauten Schiffe für die große Überfahrt über den Atlantik.

Es dauerte nicht lange, bis sie mich in die Rümpfe ließen. Ich musste nur lange genug durchhalten, nicht schwach werden und so wenig wie möglich Hände zertrümmern. Unfälle gab es jeden Tag. Dem, der mich in der ersten Zeit anlernte, fiel ein aufgebockter Stahlbogen auf das Bein – und das war's dann. Am nächsten Morgen hatte ich seine Stelle. Dann musste ich mit in die Hohlwände.

Früher oder später wurden eigentlich alle taub. Die, die in den Schiffbäuchen schweißen und nieten mussten, waren immer die ersten. Zwischen den Stahlwänden ist kaum Platz für eine Person. Kriechen musst du obendrein. Im Schlepptau einen Eimer mit faustgroßen Nieten. Für jede einzelne brauchst du zwei Personen: Einer erhitzt die Niete, bis sie glüht. Dann steckt er sie ins Schott oder in die Wand und hämmert sie hinein. Auf der anderen Seite muss aber der Andere mit einem Gewicht dagegendrücken, damit die heiße Niete nicht einfach auf seiner Seite herausguckt, sondern sich verformt und flach bleibt. Einer haut also, der andere drückt. Auf engstem Raum! Diese Kabine hier ist groß dagegen. Ich wünschte, ich hätte mal stehen können beim Hämmern…«

Sander wischte sich reflexhaft mit dem Handrücken über die Stirn. Seine Verkehrsregelung trieb ihm jedoch keine Schweißperlen auf die Haut, anders als die Arbeit im Schiffsrumpf. Hier rieb nur trockene Haut auf trockener Haut.

»Jeder Hammerschlag dröhnt durch die Doppelwand wie Donner. Es gibt ein Echo, das nicht von irgendwo in der Ferne leise zurückgeworfen wird, sondern dir halb das Ohr abreißt. Dazu kommt die Hitze von der Glut, die immer nur einige handbreit von dir entfernt ist. So eine Vernietung ist nichts anderes als ein langer Ofen, in dem im Sekundentakt auf deine Sinne eingedroschen wird.

Also entweder bist du nach drei, vier Jahren ein Krüppel und kannst nicht mehr gerade laufen, oder du hörst nichts mehr. Das ging allen so. Es hat mir geschmeichelt, wenn mit den Jahren immer mehr Arbeiter über mich tuschelten. Das hatte was von Respekt. Ich wurde langsam grau und

trieb noch immer die Nieten ein. Manchmal machten sie Wetten, ob ich nicht vielleicht doch taub wäre. Aber ich konnte eine Stecknadel fallen hören, auch nach fast zwanzig Jahren noch.

Leicht war die Arbeit nicht, doch ich hatte auch keinen Grund mich zu beschweren. Mir tat nichts weh, ich hatte noch ein gutes Paar Ohren. Manchmal glaubte ich, dass ich mit dem Alter höchstens stärker wurde.

Ich arbeitete einfach weiter. Die Schiffe wuchsen vor meinen Augen in den Himmel, Woche für Woche. Die Werft war wie eine eigene Stadt, die zehnmal so schnell aus ihren Nähten platzte wie der Rest von Belfast. Aber mehrmals im Jahr konnten die Ozeanriesen vom Stapel gelassen werden. Dann fiel unsere kleine Stadt wieder in sich zusammen. Die Trockenbecken waren leer und es dauerte wieder einige Wochen, bis sich die nächste Generation Schiffe langsam in die Höhe hob. Ich habe so viele Jungfernfahrten gesehen, so viele Tage, an denen tausende Menschen in den Hafen kamen, um zu feiern. Und es hörte nicht auf. Die Werft bekam jahrelang nur noch mehr Aufträge. Die Schiffe wurden immer größer.

Meine Frau sagte oft, dass es ein gutes Leben war. Es war ihr wichtig, das zu betonen. Wir hatten vier Kinder, dazu kaum Platz in unserem kleinen Haus. Wenigstens hatten wir eins und niemand musste sich um die nächste Mahlzeit sorgen. Das sagte sie auch, meine Frau. Ich stimmte ihr dann immer zu. Es gehörte sich so, dachte ich. Ich wusste nicht, was sie mit diesem guten Leben meinte, aber es machte mir Freude, wenn sie das sehr bestimmt und mit einem Lächeln sagte. Sie glaubte das. Also war ich zufrieden damit, wie es war.

Ich konnte auch mit den anderen Männern stundenlang im Pub sitzen, wenn sie etwas zu feiern hatten. Bier war billig, und so fing ich irgendwann auch an, es zu trinken. Es war mir einfach zu anstrengend geworden abzulehnen. Als Kind hatte mich Alkohol nicht interessiert. Noch verstand ich als junger Mann, warum ich damit anstoßen sollte. So hielt ich es die ersten Jahre auf der Werft, und ich hielt die fragenden

Blicke der Arbeiter aus, die sich wunderten, wie jemand nicht trinken wollte. Es wirkte verdächtig auf sie.

Vielleicht habe ich mich dir deshalb so nahe gefühlt, als wir uns das erste Mal in der Kellerkneipe trafen. Dein erster Schnaps....«

Sander machte eine Pause, in der er auf eine Reaktion von Bosch wartete. Auf eine Geste, ein erinnerungsvolles Raunen, irgendetwas. Doch Bosch lauschte nur schweigend.

»Na ja, jedenfalls wusste ich dort schon, dass du es wirklich bist. Alle am Tisch konnten sich daran erinnern, wie es ist, nichts zu wollen. Keinen Reichtum anzustreben, nichts essen zu wollen, den Rausch von Drogen nicht verstehen zu können. Du hast uns alle an den Nebel erinnert, den unsere Köpfe so lange nicht durchdringen konnten. Jeder von uns musste selbst Licht ins Dunkel bringen. Wir konnten dir nicht einfach sagen, wer du bist. Das ist Teil der Strafe. Wir fanden uns erst, nachdem wir alle durch unsere eigene Hölle gegangen waren.

Meine begann mit dem nächsten großen Schiff. Und ich war der erste von uns. Du hast Recht.

Sie sagten, es würde das modernste Schiff der Welt werden. Das luxuriöseste, das riesigste, das schnellste noch dazu. Bei allem, was wir auf der Werft schon gesehen und fertiggestellt hatten, war die Titanic doch noch etwas ganz anderes. Wir mussten sogar das Trockendock vergrößern, um überhaupt arbeiten zu können. Es wurden noch mehr Männer gebraucht und viele von den Neuen erhofften sich, dass sie am Ende vielleicht auf Umwegen an einen Fahrschein für die Jungfernfahrt kommen würden. Das war natürlich reines Wunschdenken, auch wenn es mehr 3.-Klasse-Plätze auf diesem Luxusschiff gab als auf anderen. Mit den üblichen Geschäften unter der Hand kam man nicht weit. Das tat der Euphorie aber keinen Abbruch.

Mir war das egal. Ich hatte genug Schiffe von innen und außen gesehen. Auf einem über die See gefahren war ich aber nie. Hat mich auch nicht interessiert. Ich hatte mein Soll zu erfüllen, und das Geld nach

Hause zu bringen. Das war alles. Also kümmerte ich mich auch bei der Titanic einfach um die Nieten und die Schiffswände, ohne zu träumen oder mich irre zu machen. Wozu auch? Schiff war Schiff.

Als die Titanic fertig wurde, war die ganze Stadt in Aufruhr. Es hieß, sie würde direkt nach dem Stapellauf Richtung Southampton aufbrechen, was der Startpunkt für die große Runde nach Frankreich und dann nach New York war. Eines Abends sagte man mir, dass die Rekrutierung der Mannschaft abgeschlossen sei, aber es noch Lücken gäbe. Die Rumpfmannschaft kam erst vollständig in Southampton zusammen, aber in Belfast gingen bereits viele von ihnen an Bord. Viele Ungelernte darunter, was die Handwerke betraf. Also wollten sie mich mitnehmen. Einfach so!

Auf jeder Fahrt brauchst du erfahrene Leute, die sich um das Schiff kümmern können. Was sie mit mir wollten, war mir allerdings nicht klar. Es musste wohl kaum mit Eisen gearbeitet werden. Überall hieß es, die Titanic wäre das größte Wunder der Technik. Sie sagten mir nur, dass eine handvoll Arbeiter von der Werft trotzdem mitfahren müsste.

Ich hatte keine Lust. Das sind normalerweise drei Wochen pro Überfahrt, und ich hätte in New York bis zur Rückfahrt warten müssen. Also fast zwei Monate von zu Hause weg. Meine Frau war auch nicht begeistert. Sie machte sich Sorgen, was ihr den Spott der Nachbarschaft einbrachte. Von den Menschen um uns herum hätten einige so ziemlich alles gemacht, um auf der Jungfernfahrt der Titanic dabei zu sein und Amerika zu sehen, wenigstens für ein paar Tage. Als sie hörten, dass wir das nicht einmal wollten, kam zu ihrem Hohn auch noch die Eifersucht. Ob wir uns für etwas Besseres hielten, und solche Sprüche hinter vorgehaltener Hand – manchmal auch ins Gesicht...

Ich empfahl Kollegen, mit denen ich über die Jahre in den Schiffswänden gehockt hatte. Aber aus irgendeinem Grund waren sie auf mich fixiert. Letztendlich war mir auch das egal. So hätte ich es meiner Frau nie gesagt, denn sie hätte es nicht verstanden oder es anders genommen als ich es meinte. Mitfahren wollte ich nicht, aber nicht, weil ich nicht von ihr

und den Kindern getrennt sein wollte. Ich machte mir auch keine Sorgen über das Schiff. Das waren lächerliche Fragen, die sie mir nachts im Bett stellte, halb unter Tränen. Was sollte schon passieren, beruhigte ich sie jedes Mal. Nein, was mich zurückhielt, war reine Trägheit. Und zwar von der schlimmsten Sorte. Ich arbeitete so gewissenhaft und pausenlos wie kaum ein Anderer, gerade weil es das einzige war, das einen Sinn für mich hatte. Dafür gab es das Geld, das ich brauchte, um zu essen und die Familie zu ernähren. Es war, als ob alles, was ich war oder dachte nur diesen Zweck kannte. Ich wollte nirgendwohin. Ich hatte keine Träume. Die Streitgespräche und betrunkenen Parolen in den Kneipen verstand ich nicht. Sie waren mir gleich. Selbst die Kinder! Auch, wenn ich mir das nie eingestand. Sie waren passiert. Meine Frau war passiert. Wir hockten zusammen auf diesem Flecken Erde am Rand des Englischen Kanals, und das war das. Was für eine Karriere sollte ich machen? Was für Versprechen sollte ich ihr und den Kindern machen? In meinem Kopf gab es keine. Ich kam mir vor wie eine dieser Spielpuppen, die ein paar Zahnräder im Bauch haben. Irgendwann hatte mich irgendwer einmal mit einem Schlüssel aufgezogen und nun machte ich Bewegungen, bis die Spannung aus meinen Zahnrädern weichen würde und ich tot wäre.

Als ich jünger war, versuchten die Werftkollegen immer wieder, mich bei Touren durch das Viertel der leichten Mädchen mitzunehmen. Sie brauchten das, um sich nach der Knochenarbeit tagein, tagaus nicht nur wie lebende Werkzeuge zu fühlen. Ich kam nie mit, bis sie es aufgaben und mich nicht mehr fragten. Ich musste mich nicht lebendiger fühlen. Das Trinken fing ich nur an, wie gesagt, weil mich die ständige Erklärerei in meiner Trägheit störte. Es schmeckte nach nichts – eigentlich nicht nur das Bier, sondern alles, was ich in den Mund nahm oder roch.

Ich konnte auch sechs Wochen im Bauch eines Ozeandampfers sein. Was machte es? Nur, dass ich mich fortbewegen sollte, störte mich. Doch das war letztlich nicht unangenehmer als mich auch beim dritten Gespräch mit der Werftleitung zu sträuben. Ich sagte ja.«

Erneut unterbrach Sander seine Geschichte.

»Wo warst du, als sie sank?«, fragte er Bosch nach einer Weile.

»Dein Schiff?«

»Die Titanic, ja«, bestätigte Sander ungeduldig.

»In Südfrankreich«, klärte Bosch auf.

Seine Beiläufigkeit schien Sander zu betrüben. Er überließ die Ampelschaltung kurz sich selbst und legte die Hände in den Schoß. Sanders Kopf rutschte vorwärts, bis er auf seinem improvisierten Schemel kraftlos wie ein durch Wasser gezogenes Tuch hing.

»Ich wünschte, ich hätte das damals gewusst«, flüsterte er. »Dann wäre alles schneller gegangen und wir hätten ihn nicht verloren…«

Bosch wusste genau, von wem die Rede war, aber er reagierte nicht. Wenigstens nicht mit Worten. Nur seine Fingerkuppen gruben sich etwas fester als zuvor in Sanders Schulterblätter.

»Nun ja«, fuhr Sander fort. »Ich brauchte nicht lange, um meinen Koffer zu packen. Es war meine erste Reise überhaupt – und in gewisser Weise auch die letzte. Für diesen Menschen, den die Frau und die Kinder kannten, war es jedenfalls so.

Sobald ich einen Fuß auf die Titanic gesetzt hatte, verlor ich die Orientierung. Der Koffer wurde mir genommen; ich hatte sofort eine Reparatur im Maschinenraum zu leisten. Nichts Ernstes, eher eine Schönheitsreparatur. Den Weg zurück zu meinem Koffer fand ich gar nicht. Unter den endlosen Treppen und verschiedenen Decks stolperte ich hin und her. Die Besatzung war noch nicht vollzählig, wie gesagt, und von den Gästen waren noch keine zu sehen. Trotzdem brummte und surrte alles um mich herum. Menschen rannten, manche brüllten und ermahnten andere, die unterwürfig jeden Befehl entgegennahmen. Ich kannte nur die Werft, wo es sicher weder höflicher noch ruhiger vorging. Aber die Emsigkeit auf dem Schiff war eine eigene Welt. Und sie nahm nicht auf mich Rücksicht. Jemand hatte Mitleid mit mir, irgendwann. Mit seiner Hilfe fand ich die Mannschaftsquartiere. Die Kabinen für die

Handwerker waren ganz unten, buchstäblich auf dem untersten Deck. Ich teilte mir die Kajüte mit drei anderen Männern. Ich fragte nicht einmal nach ihren Namen.

Vermutlich sind sie alle tot. Ich war allein in der Kabine, als es passierte. Es war spät und da wir nicht miteinander redeten, hatten sie mich nicht in ihre Abendpläne eingeweiht. Es war sowieso jede Nacht das gleiche Spiel. Tief unterhalb der schönen Salons und der offenen Decks tanzten die armen Iren und Franzosen auf den Tischen, bei reichlich Schnaps und alten Liedern. Ich schlief schon, als mich das tiefe Dröhnen aufweckte. Es war wie ein Erdbeben, nur auf einem Schiff. Alles vibrierte. Ich fiel beinahe aus meiner Pritsche und klammerte mich erschrocken an das Bettgestell. Das Dröhnen bewegte sich durch den Rumpf, ganz langsam. Als es mich und die Kabine passierte, musste ich mir die Ohren zuhalten. Dann wurde es leiser und leiser, bis alles wie vorher schien – nur vollkommen still. Selbst das Blubbern der Motoren fehlte mit einem Mal.

Ich war ja noch nie auf See gewesen, aber selbst mir war sofort klar, dass dieses Geräusch nicht normal gewesen sein konnte. An einen Eisberg hätte ich trotzdem nicht im Traum gedacht. Und wenn jemand die Tür aufgerissen und mir gesagt hätte, dass ein Eisberg soeben die halbe Seite der Titanic aufgerissen hatte, dann wäre vielleicht auch ich aus dem Bett gesprungen und hätte die Beine in die Hand genommen.

Vielleicht.

Zunächst einmal riss niemand die Tür auf. Ich blieb einfach aufrecht in meinem Bett hocken, so wie ich aufgewacht war. Meine Kabinengenossen kamen auch nicht zurück, wo immer sie waren. Ich saß einfach da und starrte in die leere Kabine hinein. Weil ich schlafen wollte, hatte ich das Licht ausgemacht. Es brannte nur eine Kerze, die ich vor Müdigkeit nicht mehr auspusten konnte.

Während ich dort saß und vor mich hin starrte, drang das Wasser schon den Flur entlang. Angst hatte ich nicht. Mir war ja nicht klar, was passiert war. So ruhig hatte ich mich lange nicht gefühlt, fiel mir auf. Ich

hätte ewig so sitzen können, nur ich und das Flackern der Kerze. Im Kopf ging ich kurz die Gesichter durch, die auf mich warteten, und die Räume und Wege der Werft. Seit ein paar Tagen wurde dort ohne mich gebaut, zum ersten Mal seit vielen Jahren. Ich nahm an, dass das keinen Unterschied machte, weder für die Arbeit noch für mich. Der Gedanke war mir nicht fremd. So weit ich zurückdenken konnte, fragte ich mich fast täglich, was mein Dasein eigentlich für einen Unterschied machte. Eine Antwort darauf gab ich mir nie, aber es blieb immer ein ungutes Gefühl, so als müsste ich etwas lösen können, ohne zu wissen, was das Problem war. In diesem Moment aber, dort, im Kerzenschein, war es zum ersten Mal anders. Wieder schoss mir die Frage in den Kopf, doch dieses Mal blieb statt Unruhe nur Gleichgültigkeit in mir zurück. Es machte wahrscheinlich überhaupt keinen Unterschied für irgendwen und irgendwas. Ich könnte auch fehlen. Das war gleich, dachte ich mir. Und ich meinte es ehrlich, ohne mich darüber beschweren zu wollen.

Ich hielt an diesem Schluss fest, der mehr ein Gefühl als ein Gedanke war. Er faszinierte mich. Ich wollte ihn mir förmlich greifen und von allen Seiten aus durchleuchten, als mich das Wasser ablenkte.

Bevor es unter der Tür in die Kabine floss, konnte ich es kommen hören. Ein unterschwelliges Rauschen, das zu leise blieb, um jemanden aufschrecken zu lassen. Das Rauschen schwoll immer weiter an, bis sich die Pfütze an der Tür plötzlich wie ein Schatten über den Boden ausbreitete. Es war mehr die Bewegung als das Geräusch, das mich wach werden ließ. Innerhalb von Sekunden war der gesamte Boden bedeckt. Es ging so schnell und schien so unwirklich, dass ich nicht verstand, was es war. Farbe? Einbildung, weil ich womöglich doch noch schlief und träumte? Ein seltsamer Schattenwurf der Kerze? Das waren alles lächerliche Ideen, aber sie waren mir doch näher als die Wahrheit.

Ich lehnte mich aus dem Bett und griff mit den Fingern auf den Boden. Dann erst verstand ich wirklich. Wasser! Und es war eiskalt.

Jetzt hörte ich auch wieder Dinge, die draußen auf dem Gang geschahen. Es gab ein paar Schreie, als in den anderen Kabinen die gleiche Entdeckung wie in meiner gemacht wurde. Es gab laute Schläge, Türen, die schlugen, später auch Axthiebe. All das dauerte aber nicht lange. Wir waren nicht viele dort unten, und nicht alle waren gerade in den Kabinen. Hinzu kam, dass aus der kalten Schicht Wasser auf dem Boden neben meinem Bett innerhalb von Minuten ein knietiefes Bad wurde. Die Tür ächzte im Gebälk, dann flog sie auf und noch mehr Wasser strömte herein. Die Kerze und der kleine Klapptisch, auf dem sie stand, fielen um. Meine Matratze sog sich voll und ich wurde nass, was mich nach oben klettern ließ, auf die obere Pritsche des Etagenbetts.

Ich dachte nicht nach. Ich kletterte einfach hinauf. Das war mein einziger und letzter Weg. Nicht zur Tür, nicht in den hellen Flur hinein, wo es noch elektrisches Licht gab, auch wenn es zu flackern begann. Das schwarze Wasser stieg dort draußen, ich hockte auf der Pritsche.

Und dann ging das Licht aus. Es wurde stockdunkel. Ich konnte nichts mehr sehen, von einer Sekunde auf die andere. Dafür hörte ich umso mehr, vor allem die Geräusche, die das Wasser in der Kabine machte. Ich begann zu verstehen, dass es nicht einfach Wasser war, sondern der Ozean. Der Ozean war in das Schiff gekrochen, in mein Deck, meine Kabine. Ich verstand das, konnte es aber nicht glauben. Es gab kein Zurück. Der Ozean war hier drin und er würde nicht wieder gehen. Ich konnte nirgendwo hin; er würde mich nicht lassen. Dieses Monstrum aus Stahl, Holz und Stoff mochte die Krone der Ingenieurskunst sein, aber hier draußen war es nichts, wenn der Ozean es haben wollte.

Als ich zum ersten Mal wirklich nass wurde, pochte mir das Herz bis zum Hals. Es war so kalt, viel kälter als ich es mit den Fingern gefühlt hatte. Es erschreckte mich, dieses Gefühl an meinem halben Körper. Ich war bereits am höchsten Punkt der Kabine. Es gab nichts mehr, auf das ich mich hätte bewegen können. Also stieg das Wasser über die Matratze zu meinen Oberschenkeln, den Knien, den Füßen – alles gleichzeitig. Wie

es dann an meinen Hüften hochstieg und mich dabei wie mit Nadelstichen piekste! Mir blieb kurz die Luft weg. Ich hatte vielleicht noch ein paar Minuten, bis das Wasser meinen Kopf gegen die Decke drücken würde. Ich konnte mich schon jetzt kaum noch auf dem Bett halten, weil ich zu treiben begann.

Über mir, also von den über mir liegenden Decks, kamen jetzt neue Geräusche. Nicht von Menschen, vom Schiff. Es waren tiefe Schläge, die ich nicht zuordnen konnte. Aber es klang gewaltig. Und gefährlich. Dinge gingen unwiederbringlich kaputt. Es klang wie das Ende, und ich mochte es nicht hören. Aus irgendeinem Grund beunruhigte mich das unsichtbare Treiben mehr als meine eigene Situation. Es war doch zu absurd, dass all das gerade passierte. Absurd! Ich weiß noch ganz genau, dass mir dieser Gedanke durch den Kopf ging. Der Stolz der Meere ging wirklich unter. Das war unvorstellbar genug, wenigstens für die Besitzer und die Presse, nach allem, was ich gehört hatte. Aber dass ausgerechnet ich dabei war? Also, ich, dem diese Reise völlig gleichgültig gewesen war? Hunderte hätten sich um meinen Platz gerissen. Doch nein, hier war also ich, der die Menschen um sich herum immer nur unverständig bei ihren Plänen, Intrigen und Träumen beobachtet hatte, so als ob ich nur ein unbeteiligter Zuschauer wäre. Ausgerechnet ich..., absurd.

Dann dämmerte es mir. Immer klarer, je länger ich darüber nachdachte: So war das in Ordnung. Es war doch besser so, als dass jemand an meiner Stelle das miterleben musste. Jemand, der nicht still dagesessen, sondern vergeblich gekämpft hätte. Jemand, der in seinen letzten Momenten wahnsinnig werden musste beim Gedanken an diejenigen, die er hinterlässt. Der sich bestraft fühlt, zu Unrecht mit diesem Schicksal konfrontiert. So gesehen war ich schon der Richtige.

Als ich mit dem Schädel gegen die Decke stieß und mich mit den Händen wegdrücken musste, ergab das alles einen Sinn. Ich hatte noch immer keine Angst. Auf mir lastete kein uneingelöstes Versprechen. Es gab nichts, was ich noch hätte erledigen wollen. Nicht einmal die Kinder

lagen mir auf dem Gemüt. Sie sahen genau wie ich jede Woche in den Straßen das Ende von Leuten wie uns. Ich hatte Glück gehabt, das verstanden sie vielleicht noch nicht. Was waren schon Tränen? Tränen gab es überall, bei jedem. Aus wichtigen Gründen und aus nichtigen.

Nein, ich musste nicht weiterleben. Es war der friedvollste Moment, den ich je erlebt habe…«

Sander schluckte qualvoll, bevor er fortfuhr.

»Bist du schon einmal ertrunken?«

»Einmal«, antwortete Bosch. »Ich war nur ein kleines Mädchen. Es ist lange her.«

Sander nickte stumm.

»Ich nie«, murmelte er gedankenverloren. »Es war das erste Mal.«

Er schloss die Augen und senkte das Kinn. Sander fiel das nicht einmal auf, aber Bosch. Auch er ließ sein Haupt sinken, nach vorne, bis hinunter auf Sanders Hinterkopf. Er küsste ihn sanft auf die Haare, bis Sander leise und mit festerer Stimme als zuvor weitererzählte.

»Hinterher, wenn all das wie eine Flut auf dich einströmt, was du die Jahrhunderte lang nur in kleinen Stückchen erlebt und dann vergessen hast, …hinterher kannst du sehen, was dein Schicksal gewesen ist. Es braucht nur diesen sehr großen Schritt zurück, um das Bild mit dem gebührenden Abstand zu sehen. Jedenfalls war es bei mir so. Ich sah und spürte, wie die Menschen mich in grauer Vorzeit zum Götzen machten. Wie sie auf das Meer starrten und es nicht verstanden. Ich war ihre Erklärung, ihr Gott. Und vielleicht bin ich deshalb nie im Wasser gestorben, außer beim letzten Mal. Mein versteckter Fluch…

Ich weiß es nicht. Jedenfalls ließ ich es geschehen, mit so wenig Widerstand wie ich aufbringen konnte. Ich fühlte nur noch wenig im Wasser. Meine Kleider und vor allem die Schuhe zogen mich hinab. Die Augen machte ich nicht mehr auf, weil sie ohnehin sofort mit Wasser bedeckt wurden. Alles, was mir noch zu tun blieb, war der erste Schluck. Das Japsen nach Luft war zu einem eiligen Spiel geworden, das mir nicht

genug Sauerstoff brachte. Es war keine handbreit mehr an Luft unter der Decke übrig. Also beeilte ich mich.

Ich öffnete den Mund, als würde ich tief einatmen. Und das Wasser schoss mir in die Lungen. Für eine kurze Ewigkeit verkrampfte alles in mir, vor allem aber in der Mitte. In meinem Brustkorb revoltierte es. Alle Reflexe wollten das Unvermeidliche hinauszögern, ungeschehen machen. Doch dann hörten sie einfach auf sich zu wehren...

Weil es nichts gab, gegen das sie sich wehren mussten.

Das Wasser hatte die Decke erreicht. Es blieb keine Luft übrig. Sie wurde durch die Ritzen und Löcher im Holz weiter nach oben gepresst, in die Eingeweide des Schiffes. Ich nahm einen zweiten Atemzug, und dieses Mal folgte kein Schmerz. Auch den ersten hatte ich mir nur eingebildet. Ich fühlte das Wasser in meinen Lungen, den salzigen Geschmack im Mund. Trotzdem wurde ich ruhig. Meine Hände hatte ich noch an der Decke. Auch das spürte ich, in den Fingerspitzen. Dann versuchte ich ein drittes Mal zu atmen, aber die Bewegungen in meinem Inneren schienen nutzlos: In meinem Bauch zog sich das Zwerchfell zusammen; mein Brustkorb wurde größer. Doch in meinem Mund passierte nichts weiter, als dass Wasser kurz in eine Richtung gedrückt wurde, dann wieder in die andere.

Ich probierte es mit der Nase; das gleiche Spiel. Ich wartete darauf, dass etwas mit mir passierte, das dem Sterben irgendwie ähnlich war. Es musste doch etwas wehtun! Oder, wenn nicht, kam es mir in den Sinn, dann wäre ich vielleicht einfach schon ohnmächtig geworden, so dass ich gar nicht bemerkte, wie mein Körper langsam starb. Immerhin war alles um mich herum dunkel. Ich sah nichts und ich hörte nichts.

Dass ich versuchte, einen Beweis dafür zu finden, ohnmächtig geworden zu sein, war genau der Beweis dagegen. Als ich mich mit den Händen von der Decke abstieß und mit einem Fuß an das Bettgestell kam, wurde mir das klar. Ich drehte mich im Wasser mit ein paar orientierungslosen Schwimmbewegungen, bis ich das untere Bett erreichte, so dass ich

mit beiden Händen den Rahmen unter der Pritsche greifen konnte. Dann zog ich mich hinab und versuchte, mich auf das Bett zu setzen. Aber meine Beine fühlten sich zu leicht an, als dass ich sie auf den Fußboden stellen konnte. Ich musste mich weiter am Bettrahmen festhalten; die Füße angestrengt nach unten stemmen, damit sie nicht aufwärts trieben.

Ich fühlte all das. So deutlich, dass es keinen Zweifel geben konnte. Ich war nicht ohnmächtig. Ich war in keinem letzten Traum gefangen, während mein Körper ertrank. Was für ein Traum sollte das sein? Das hier hatte nichts mit meinem Leben zu tun, mit den Erinnerungen, die sich noch einmal ins Gedächtnis riefen, bevor es zu spät war. Ich hatte über die Jahre viele Geschichten über das Sterben gehört, vor allem gruselige. Offensichtlich waren die meisten einfach ausgedacht oder völlig übertrieben. Ich erwartete keine mystischen Erscheinungen, keine Besuche verstorbener Verwandter, die mir die Hände reichten.

Nur irgendetwas. Ich erwartete nur irgendetwas, das sich endgültig und anders anfühlte.

Ich saß unter Wasser und atmete ruhig ein und aus. Langsam sanken meine Füße nach unten, so als ob sie schwerer würden. Ich verstand das nicht, genoss aber, dass ich mich nicht mehr anstrengen musste, um auf dem Bett sitzen zu bleiben, anstatt davon zu treiben.

Die Dunkelheit blieb. Ich lauschte in sie hinein, und tatsächlich konnte ich Dinge hören, die mir vorher in der Hektik der Ereignisse nicht aufgefallen waren. Da waren noch Motorgeräusche, ganz leise. Das Wasser zitterte davon, und von der Spannung, die durch den Rumpf schoss. Es gab zischende Geräusche, wie Pistolenschüsse, die ich von der Werft kannte. So knackte Stahl, wenn die Last ihn zu biegen drohte.

Ich lauschte. Allmählich kam ich gut zurecht in meiner sitzenden Position auf dem Bett. Die Kälte, die mich zuerst so aufgeschreckt hatte, wich aus mir. Vielleicht auch nicht. Vielleicht war sie noch da und ich störte mich nur nicht daran. Es waren einige Minuten vergangen, seit das

Wasser mich verschluckt und eingesperrt hatte. Ich hatte natürlich keine Uhr, aber es fühlte sich so an.

Als ich mehr und mehr nach hinten gezogen wurde, wusste ich, dass es zu Ende ging mit dem Schiff. Ich konnte mich nur schwer auf der Bettkante halten, ohne mich als Gegengewicht vorwärts zu beugen, so als wollte ich mir die Schuhe zubinden. Da hinter mir der Bug lag, schien die Titanic vornüber zu sinken. Ich fühlte mit meinen nackten Füßen den schiefen Boden der Kabine. Es musste so sein. Das Schiff sank. Ich war kein Unglücksvogel, der sich nur auf dem falschen Deck befand – auf dem untersten, das zur Not eigentlich mit Schotten versiegelt werden müsste. Nein, niemand konnte entkommen.

So dachte ich mir das, während ich im schwarzen Wasser auf dem Bett saß wie auf einer Schaukel. Es ging nicht so schnell, wie ich anfänglich gedacht hatte. Ich hatte mehr als genug Zeit, um mir die gleichen wenigen Fragen wieder und wieder zu stellen: Wie lange würde das noch gehen? Mit mir, meinte ich. Würde mein Körper vielleicht beim übernächsten Atemzug eine plötzliche Eingebung bekommen und endlich verstehen, dass er nicht mehr funktionieren durfte? War diese bizarre, unvorstellbare Zeit, die ich gerade durchlebte, nur geborgt? Wie konnte das sein? Und sollte ich nicht die Tür suchen?

Die Sache mit der Tür machte mir am meisten zu schaffen. Ich konnte sie natürlich nicht sehen, aber so wie das Bett unter mir genau dort war, wo ich es im letzten Licht gesehen hatte, musste die Kabinentür nach wie vor zwei Meter rechts von mir sein. Die Flut hatte sie außerdem aufgerissen. Ich könnte doch einfach hinausschwimmen, wenn ich mir schon keine Sorgen um Luft machen brauchte. Das Bullauge der Kabine war jedenfalls kein Ausweg. Es war verschraubt. Ich passte auch nicht hindurch. Die Tür war der Weg...

...aber wohin? Ans Oberdeck? Womöglich lag es noch über dem Meeresspiegel. Womöglich brachten sich die Passagiere mit den Booten in

Sicherheit. Ich könnte versuchen, zu ihnen zu schwimmen. Aber dazu müsste ich mich zunächst durch die Flure finden. Und über die Treppen.

Ich zögerte. Aber der verspätete Tod, den ich nach wie vor nicht ausschloss, trat nicht ein. Ich hockte in einem dunklen Nichts, das von allen Seiten auf meinen Körper drückte. In den Ohren konnte ich deutlich spüren, dass ich nicht mehr nah an der Oberfläche sein konnte. Ich wurde gepresst. Es tat nicht wirklich weh, aber ich merkte es. Vielleicht hielt mich das auch gedanklich an meinem Platz. Als ich mich schließlich entschloss aufzustehen, war es zu spät.

Ich dachte, ich müsste schwimmen, aber zu meiner Überraschung stand ich mit beiden Füßen fest auf dem Kabinenboden – so als wäre nichts anders als sonst, nur Wasser für Luft getauscht. Ich hielt mich mit einer Hand an der Eckstange des Hochbetts fest und setzte einen Fuß vor den anderen. Es ging etwas schwerer als sonst, langsamer auch. Aber es ging. Ich konnte laufen, wenigstens bis zur Tür. Jenseits des Betts streckte ich die Hände weit von mir, um etwas zu ertasten. Ich fand das dünne Holzblatt der Tür und griff danach. In genau diesem Moment aber wurde ich von den Beinen geholt. Das Wasser vibrierte. Ich hörte einen nicht enden wollenden Lärm aus allen Richtungen, von oben, unten, von den Seiten her. Es grummelte durch den Rumpf des Schiffes, aber mir passierte nichts. Das heißt, außer dass ich die Orientierung vollends verlor. Der Boden war einfach unter mir weggesackt. Ich wusste damals nicht weshalb, aber es war wohl nicht ich, der sich bewegte, sondern das Schiff um mich herum. Ich stieß mit dem Rücken gegen etwas, von dem ich nicht sagen konnte, ob es der Fußboden oder die Decke der Kabine war. Etwas, das der Tisch sein mochte oder ein Koffer, fiel auf mich. Langsam, genauso langsam wie ich mich im Widerstand des Wassers bewegte. Ich stieß mich frei davon und das Grummeln starb endlich ab.

Mehr Dinge kamen auf mich zu. Es fühlte sich nach dem Bett an, aus dem ich gestiegen war. Mit den Zehen landete ich weich auf Stoff, auf der Matratze, an die ich mich so lange geklammert hatte. Und dann hing ich

also plötzlich gefangen zwischen den beiden Betten der Kabine. Als ich sie das letzte Mal im Licht gesehen hatte, standen sie ganz normal an den Wänden der Kabine. Jetzt quetschten sie mich zusammen. Alles, was auf der gegenüberliegenden Seite der Kabine gestanden hatte, schien auf mich zu fallen. Da waren weiche Dinge, das Bettzeug der beiden Männer aus dem anderen Bett. Aber auch harte. Etwas traf mich am Kopf. Ich weiß nicht, was es war. Nur, dass sich die Kabine nicht mehr daran hielt, was in den Bauplänen für sie vorgesehen war: Sie hatte sich gedreht. Und das hieß, das Schiff hatte sich gedreht.

Es wurde still. Nicht nur, dass die krachenden Geräusche aufhörten und das Rauschen des Wassers in meinen Ohren. Nein, ich hörte gar nichts mehr. Nicht einmal von mir selbst, während ich versuchte, mich aus den zusammengefallenen Betten zu befreien.

Ich wusste, dass es vorbei war. Die Titanic sank in Richtung Meeresboden. Alles an Bord war verstummt. Die Motorengeräusche gab es nicht mehr. Dieses Schiff war begraben unter der Oberfläche des Ozeans. Und nun bewegte es sich wehrlos zu seiner letzten Ruhestätte. Allein dieser Gedanke ließ mich schneller ›atmen‹ – wenn du es so nennen willst. Ich schnappte wie ein Fisch nach Wasser, und das fühlte sich schon nicht mehr halb so absurd an wie am Anfang. Und nicht annähernd so bedrohlich wie das Wissen, dass der Atlantik kein See war oder ein Hafenbecken. Wir konnten im öligen Wasser der Werft schon nicht den Grund sehen, dabei war er nur wenige Meter tief. Wenn dort mal jemand ein Werkzeug unachtsam ins Wasser fallen ließ und der Vormann schlechte Laune hatte, dann musste der Unglücksrabe danach tauchen. Nein, das hier war der Ozean. Wie tief der tatsächlich ist, darüber machten sich die Passagiere keine Gedanken, selbst wenn in rabenschwarzer Manier über den eigenen Untergang gewitzelt wurde. Warum auch? Menschen ertrinken. Das dauert nicht lange. Es denkt niemand darüber nach, wie tief die eigene Leiche im Meer sinkt. Es ist schon schwierig genug zu akzeptieren, dass nach dem Ertrinken noch

immer so viel Luft im Körper ist, dass man für eine Weile an der Wasseroberfläche treibt. Was hinterher geschieht, ist nach dem angsteinflößenden ersten Akt egal.

Daran dachte ich, während ich zum Meeresboden sank, lebendig begraben im größten Sarg, den es je gegeben hat...«

»Er hat dich aufgeweckt«, flüsterte Bosch. »Das war kein Sarg. Das war die Wiege eines Gottes!«

Sander schüttelte den Kopf.

»Nein, ich wünschte, das hätte genügt, um wiedergeboren zu werden und aus diesem Kreislauf des Menschseins auszubrechen. Nein, ich war einfach überwältigt davon, was mit mir passierte. Ich wusste noch nicht, wer ich war. Ich bekam Angst. Jetzt! Ich war bereit, mein seltsames und unbedeutendes Leben zu verlieren. Und genau deshalb ist es nicht passiert. Aber Leben um jeden Preis? Hier unten?

Ich lauschte in die Stille hinein, wartete auf den Aufprall. Doch er kam nicht. Mit jeder Minute, in der ich nicht spürte, dass das Schiff den Boden erreichte, wurde mir klarer, wie unmöglich es für mich war, aus dieser Tiefe zu entkommen. Ich fühlte das Eisen des Gestänges in meinen Fingern. Der Druck auf meinen Kopf, die Brust und auf alles an mir, wurde immer stärker. Ich lebte doch! Ich hielt die Vorstellung nicht aus, dass ich in jeder Sekunde weiter von der Welt fortgezogen wurde – in die absolute Dunkelheit!

Als der Aufprall schließlich kam, war ich erleichtert, auf eine unheimliche Art und Weise. Es beendete diesen unerträglichen Zustand. Ich hörte endlich wieder Geräusche.

Die Kabine drehte sich wieder, denn ich musste mich nicht länger erfolglos bemühen, zwischen den Betten hervorzukommen. Ich konnte das Gestell von meiner Brust drücken, weil es plötzlich leichter wurde. Es wich fast von selbst von mir. Ich kam wieder auf die Füße, sank regelrecht zurück auf den Fußboden oder die Decke, ...ich wusste nicht was davon. Aber ich stand auf meinen eigenen Beinen. Ich musste nicht einmal mit

den Armen rudern, um mich unten zu halten. So ging ich sogar in die Knie vor der Kraft, mit der die Titanic Stück für Stück auf dem Grund aufkam. Die Geräusche wurden mehr und nun setzte über mir Knacken und Quietschen im Rumpf ein.

Es dauerte nicht lang, dann war auch das beendet. Ich versuchte, den Geräuschen so lange ich konnte nachzuhören. Vielleicht ahnte ich irgendwo tief in mir, dass ich sehr lange keine mehr hören würde...«

Bosch spürte Feuchtigkeit am Zeigefinger der linken Hand. Sie ruhte nach wie vor auf Sanders Schulter. Der Finger berührte jetzt eine schmale, glitzernde Linie, wo Sanders Tränen sein Gesicht verlassen und den Hals überwunden hatten. An seiner Stimme war nicht auszumachen, dass Sander weinte. Er erzählte mit der Ruhe und Vertrautheit einer Person, die ihre Geschichte in- und auswändig kennt. Die Tränen flossen ungerufen, ganz automatisch, als ob sie mit den Gefühlen des Erzählers schon lange nichts mehr zu tun hatten. Sie kamen aus altem Schmerz, den jede Faser seines Körpers als Teil der eigenen Geschichte akzeptiert hatte. Was der Mund mit den Erinnerungen machte, war Nebensache.

»Was denkst du, habe ich zuerst gemacht?«, fragte Sander.

»Ich weiß es nicht«, sagte Bosch.

»Ich wartete auf ein Zeichen. Darauf, dass eine Wand um mich herum brechen würde und mich etwas traf. Auf ein Anzeichen dafür, nicht allein dort unten zu sein. Ich blieb stehen, wo ich war. Jetzt, wo ich nichts anderes hatte, auf das sich meine verbliebenen Sinne stürzen konnten, nahm ich den Wasserdruck immer stärker wahr. Ich bewegte die Füße, nur um zu schauen, was passieren würde.

Sie wogen schwer wie Blei.

Überhaupt schien alles an mir wie mit unsichtbaren Tauen fixiert. Ich probierte meinen Körper aus. Mit den Armen versuchte ich, durch das Wasser zu fahren: Es kam mir vor wie Melasse. Selbst in den Fingern spürte ich die Langsamkeit. Ich dachte, ich müsste angestrengte

Geräusche von mir geben, doch jegliches Schnaufen und jede anstrengende Bewegung blieb stumm begleitet.

So schob ich mich vorwärts, fest an den Boden gedrückt, wie mit Gewichten an die Füße gekettet. Dieses Mal hielt mich das Schiff mit seinen unsichtbaren Katastrophen nicht auf. Ich stieg hinaus auf das, was der Flur sein musste.

Der Flur war schmal genug, dass ich mit beiden Händen die Wände erreichen konnte. Ich übte darin das Gehen wie ein Kleinkind. Waren die ersten schleppenden Schritte noch mühsam, so wurde es mit jedem Meter etwas eingeübter und leichter.

Immer wieder prüfte ich die gleichen Dinge. Noch immer ertrank ich nicht. Noch immer fehlte mir die Luft nicht. Noch immer bewegte sich mein Brustkorb auf und ab – völlig nutzlos. Mit dem Wasser in meinen Lungen konnte dieser Körper doch nichts anfangen.

Ich lebte noch. Das war mir so gewiss, wie die dazu passende unangenehme Frage, die ich nicht einmal in Gedanken auszusprechen traute: Was war das schon wert, wenn ich kilometertief auf dem Grund des Ozeans im Dunkeln vor mich hin stolperte. Was war mein Leben unter diesen Umständen überhaupt? Ich versuchte, diesen unheilvollen Gedanken durch Taten zu zerstreuen: Ich stieß mich mit den Füßen vom Flurboden ab und versuchte ein wenig zu schwimmen, statt zu gehen. Doch ich kam nicht ansatzweise vorwärts. Es war lächerlich, auch ohne mich selbst bei diesem kläglichen Versuch sehen zu können. Ich kam nicht einmal vom Boden weg. Die Bewegung mit den Armen, die mich nach vorne ziehen sollte? Langsamer als eine Schildkröte...

Ich konnte das nicht akzeptieren. Verstehen sowieso nicht! Aber wenigstens noch einmal probieren, das konnte ich. Und noch einmal. Und noch einmal! Doch das Ergebnis blieb immer gleich kläglich. Es zog mich auf die Füße, so als würde ich noch über die Straßen von Belfast nach Hause laufen.

Es war unmöglich zu schwimmen. Ich musste weiter gehen.

Also übte ich mich wieder darin, einen Fuß vor den anderen zu setzen, um irgendwann das Ende des Flurs zu erreichen, wo die Treppe zum nächsten Deck sein musste.

Bevor ich sie fand, fand mich der erste Kopf.

Er stieß genau gegen meinen, mitten in mein Gesicht. Es tat nicht weh, da er vermutlich mit dem Rest seines toten Körpers langsam vor mir im Wasser schwebte. Es war mehr ein Stups. Aber es war ein Kopf, das merkte ich an den Haaren auf meinen Wangen. Ich nahm meine Hände dazu, um sicherzugehen. Sie ertasteten ein Gesicht.

Dass der Besitzer des Gesichts nicht zuckte, während ich mit den Fingern über seine Augen und in den Mund fuhr, bewies das, wofür ich keinen Beweis gebraucht, geschweige denn gewollt hatte: Er war tot. Das hätte mich vielleicht unter anderen Umständen erschreckt oder betroffen gemacht; immerhin hatte ich noch nie einen Ertrunkenen in meinen Händen gehalten. Leider gehörte zu den Umständen, dass ich die Leiche mit einem leichten Schubs ganz leicht und sanft aus dem Weg schieben konnte. Und das bedeutete, dass der Tote nicht nur tot war, sondern dies auch auf die einzige Art, die unter Wasser Sinn ergab. Er stand nicht im Wasser, sondern trieb. Nicht diese kleine Welt aus Stahl um mich herum war der Fehler; ich war der Fehler. Hier liefen nicht die Passagiere der Titanic wie Geister über die gefluteten, finsteren Gänge. Nein, sie waren alle ordentlich gestorben. Das bewiesen die Innereien des Rumpfes, je weiter ich ging und je höher ich über die Treppen steigen konnte. Mehr Leichen, alle waagerecht! Leblos. Ich schob ihre schlaffen Glieder aus dem Weg wie Äste.

Ich war nicht wie sie. Die Tiefe überstand niemand. Das war eine andere Welt, in der Menschen keinen Platz hatten. Was also war ich?

Es schien einfacher, meinen gepressten Körper durch die Eingeweide des Wracks zu ziehen, als mich dieser Frage zu stellen. Also tat ich das. Manchmal endete mein Vortasten in einer Sackgasse und ich verlor mich. Nur das erste Stück des Wegs von meiner Kabine nach oben kannte ich

gut. Es gab Teile des Schiffes, auch in der Nähe meiner Unterkunft, die ich nie gesehen hatte. Mit all den Bauten, den Dekoren und dem wuselnden Personal war es nicht mehr dasselbe Schiff, in das ich Nieten getrieben hatte. Nur einmal während der ersten Tage auf See war ich überhaupt bis auf das Vorderdeck gelangt. Und ich hatte mir nicht eingeprägt, wie der Weg dorthin verlief, für den Fall, dass ich einmal aus dem untergegangen Schiff wandern müsste. Also verlief ich mich. Wo es nicht mehr weiterging, tastete ich solange im Kreis, bis ich eine Öffnung in der Wand fand, durch die ich gehen konnte. Wenn ich auf Treppen traf, vermied ich den Gang abwärts. Ich dachte, dass es oben einen Ausweg für mich geben musste, spätestens auf dem Promenadendeck.

Anfangs zählte ich noch die Leichen. Je länger dieser Irrweg durch die Finsternis dauerte, desto unwichtiger wurden mir diese morbiden Begegnungen jedoch. Ich ertappte mich dabei, dass ich mich verzählte – und allen Ernstes darüber nachdachte, wo ich wieder einsetzen müsste. Mir schauderte vor mir selbst, bis ich aufhörte, mich um den Tod auf diesem Schiff zu scheren.

Auch Treppen waren manchmal Sackgassen. Passagen waren mit Trümmern blockiert. Aber weil ich nicht wusste, ob irgendwo ein besserer Weg auf mich wartete oder ich mich nur weiter im Inneren verlaufen würde, versuchte ich zu klettern. Ich schnitt mir die Hände auf an zerplatzten Lampen. Vielleicht waren es Vitrinen oder Scheiben. Die Schnitte schmerzten, und wenn ich die Stelle an meinen Mund hielt, konnte ich das Blut schmecken. Aber ich machte weiter, verfing mich in einem zerstörten Haufen aus Eisen, Holz und Glas, und musste jeden einzelnen Griff und Schritt noch einmal machen, aber rückwärts.

Andere Male funktionierte meine Kletterei und ich überwand das Hindernis. Wann immer ich aufrecht gehen konnte, tat ich das. Immer auf der Suche nach dem nächsthöheren Gang, nach einer Fläche, wo ich keine Wände mehr ertasten konnte.

Schließlich fand ich sie. Ich dachte, es könnte das Vorschiff sein, weil ich nichts mehr um mich spüren konnte und auch nicht gegen Dinge auf dem Boden stieß. Ich weiß nicht, ob ich Recht hatte, denn ich tat einen Schritt ins Nichts, der mich aus dem Gleichgewicht brachte. Plötzlich war da kein Halt mehr unter meinem Fuß. Ich fiel vornüber, in die Tiefe. Mit den Armen versuchte ich instinktiv zu schwimmen, weil es sich nicht natürlich anfühlte, im Wasser zu fallen, doch es half nichts. Ich fiel einige Sekunden lang, mit den Füßen zuerst. Und dann kam ich auf dem Meeresgrund auf, als wäre ich von einem Klettergerüst gesprungen, anstatt von einem haushohen Schiff zu stürzen.

Ich ging auf die Knie, um meine Finger in den Boden zu graben. Das war nicht mehr das Wrack. Ich fühlte Sand unter mir.

Wie lange ich dort ungläubig hockte, kann ich nicht sagen. Ich hörte meinen Herzschlag das Blut durch mich pumpen. Ich fühlte den Sand. Ich spürte die Anwesenheit des Schiffes, oder was noch davon übrig war, wie einen riesigen Schatten in meinem Rücken. Doch ich konnte es nicht sehen. Normalerweise gewöhnen sich Augen an die Dunkelheit. Aber wo es null Licht gibt, gibt es gar nichts zu sehen.

Ich erinnere mich daran, wie ich trotzdem den Kopf in den Nacken legte und nach oben blickte. Dort, wo die Oberfläche sein musste. Nichts! Nicht der kleinste Schimmer Licht. Ich wusste nicht einmal, ob ich nach Tageslicht oder nach Mondschein Ausschau halten sollte. Mein Gefühl für Zeit war bereits restlos abgestorben. Hier unten war es Einerlei. Der Deckel zu meinem Sarg war unerreichbar weit weg. Ganze Städte mit ihren Hochhäusern hatten zwischen mir und den Wellen an der Oberfläche Platz. Du hättest sie aufeinanderstapeln können, mit all ihren Lichtern, und trotzdem wäre nichts davon bis in diese Schwärze am Grund des Ozeans gedrungen.

Ich blieb in meiner Hocke, weil ich den Versuch fürchtete. Diesen Versuch, den ich nicht ewig hinauszögern konnte. Ich hatte im Kampf durch das Wrack genug Übung gesammelt, um zu ahnen, dass ich den

Boden nicht würde verlassen können. Ich fürchtete mich vor der Gewissheit, vor dieser letzten Probe, da nichts mehr zwischen mir und der Oberfläche stand. Nur hunderte, vielleicht tausende Meter Wasser.

Also blieb ich regungslos, bis mein Kopf ruhig war und meine Gliedmaßen genug hatten von der Anspannung. Ich stellte mich so aufrecht ich konnte auf den Grund. Dann holte ich langsam Schwung aus den Knien und drückte mich ab.

Ich kam nicht einmal hoch genug, um ein paar Schwimmzüge mit ausgebreiteten Armen zu machen. Praktisch sofort stand ich wieder mit den Füßen im Sand. An der Oberfläche wäre mein Sprung nicht mehr als ein Hüpfen gewesen. Wie ein Kind, das ein Springseil überwindet. Das Wasser war wie Brei um mich herum. Es war ausgeschlossen, dass ich aufwärts fliehen konnte. Ich probierte es dennoch wieder und wieder. Das Ergebnis war jedes Mal gleich kläglich, bis ich schließlich endgültig aufgab und mich auf den Meeresboden setzte.

Und dort blieb ich.

Es gab nichts zu tun, außer mich an diesen unsäglichen Druck zu gewöhnen, der auf mir lastete. Fürs Erste wartete ich auf Hunger und Müdigkeit. Vielleicht konnte ich schlafen? Anstrengend genug war meine Odyssee gewesen. Ich hatte kein Auge zugemacht für was weiß ich wie viele Stunden! Und wenn mich der Tod dann noch im Schlaf ereilen würde, wäre ich mittlerweile dankbar gewesen.

Ich schlief ein, irgendwann. Ich merkte es erst in dem Moment, als ich wieder aufwachte und nach Luft schnappte. Es war wie ein überwältigender Traum, der in der Mitte einer pechschwarzen Nacht abrupt endete. Bevor ich richtig zu Sinnen kam, stellte ich mir vor, in der Kabine aufgewacht zu sein, wo das Licht gelöscht war. Ein böser, unerklärlicher Traum hing mir nach, dachte ich, und ich musste einfach nur aufstehen und das Licht anmachen, um mich zu beruhigen.

Also versuchte ich, aus dem Bett zu steigen – aber da war keines. Ich wollte die Beine auf den Boden stellen, aber sie schienen fast zu brechen,

wenn ich sie zu schnell bewegte. Das angestrengte Keuchen aus meinem Mund kam tonlos; ich schmeckte das Salz auf meiner Zunge, am Gaumen, im Hals. Und ich konnte kein Licht machen. Um mich herum war nichts: das Bett kein Bett, sondern nasser Dreck. Die Dunkelheit nicht von Schatten durchbrochen, sondern vollkommen. So schwarz, dass ich die mühsam vors Gesicht gehobenen Finger auch nicht sehen konnte, wenn ich mir fast in die Augen griff. Kein aufgeregtes Atmen, nur dieses Gefühl, innerlich beinahe zu bersten...

Die Erinnerungen kamen langsam, aber sie kamen. Das Aufwachen wurde auch bei den nächsten Malen nicht weniger verwirrend. Es war kein Traum gewesen. Ich hatte auf dem Meeresboden geschlafen. Die Kälte spürte ich nicht mehr. Den Druck auf meinem Körper umso mehr. Er hätte mich einfach zerquetschen müssen. Doch mir geschah nichts. Selbst der Hunger! Auf ihn konnte ich mich ebensowenig verlassen. Ich musste nichts essen, trinken schon gar nicht. Meine Lungen waren voll mit Salzwasser, mein Magen auch. Ich war nichts als ein gefüllter Sack aus Haut, Knochen und Fleisch. Aber meinen Kopf, meine Seele hielt das nicht auf. Ich blieb, wo ich war. Wartete auf den Schlaf, stundenlang. Dann erwachte ich im gleichen Zustand wie zuvor. Nichts änderte sich an meiner Lage. Es mochte tagelang so gegangen sein, ich weiß nicht wie lange, bevor ich plötzlich ein Licht sah.

Zuerst dachte ich, meine Fantasie brächte es hervor, dieses winzige, grelle Leuchten, das sich vor meinen Augen bewegte. Ich wusste nicht einmal, ob ich meine Augen geöffnet hatte oder nicht. Das machte in der Finsternis keinen Unterschied. Ich hatte lange aufgegeben, mich um die Bewegung meiner Lider zu kümmern. Jetzt hob ich meine Handflächen mit der üblichen Kraftanstrengung vor mein Gesicht und rieb mir die Augen, bis ich überzeugt war, dass sie wirklich offen waren.

Das Licht war so grell, dass es schmerzte. Trotzdem wollte ich nicht wegsehen. Es zog mich an. Ich konnte nicht glauben, dass ich etwas sehen konnte! Ich wollte näher heran. Also rappelte ich mich mühsam auf die

Knie und schob mich vorwärts durch den Sand, auf das Licht zu. Es schien sich bis dahin in kleinen Wellen bewegt zu haben. Nun war es fast, als hätte es mich bemerkt. Es verharrte. Ich versuchte zu erkennen, was es war, konnte aber nur den Lichtpunkt erkennen.

Ich ließ mich vornüber sinken, so dass ich die Hände zum Krabbeln zur Hilfe nehmen konnte. Das Licht schien so schön! Es tat mir auch nicht mehr so weh. Es hing einfach dort vor meinen Augen, genau wie ich nur wenig über dem Meeresgrund. Wie eine glühende Stecknadel in einem Bett aus absoluter Finsternis.

Wie soll ich das Gefühl beschreiben, dass dieses Bild in mir auslöste? Es war überwältigend – nicht nur, weil es mir für ein paar Sekunden den Wahn meiner hoffnungslosen Einsamkeit austrieb. Nein, es war so vertraut. Dieses Bild war so schön, weil ich genau so schon einmal gefühlt hatte. Das war eine Erinnerung, die tiefer in mir steckte als jede andere, die gegen die Dunkelheit kämpfte. Ich wusste es sofort. So unzugänglich mir der Sinn dieser schrecklichen Erfahrungen bislang gewesen war, so frei schien nun der Blick in meine Vergangenheit.

Einmal zuvor war da so ein rettendes Glimmen gewesen, ein warmes Leuchten des Äthers inmitten vollständiger Finsternis.«

Sander hielt inne. Er brauchte einen Moment, um sich aus seiner Erzählung zu befreien.

»Erinnerst du dich an die Schlacht?«, fragte er.

»An jeden Hieb«, antwortete Bosch. »An jeden einzelnen Feind und an jeden gewonnenen Schritt.«

»Dann weißt du, was sie machten, als wir die Gottestreuen mit deinen Kanonen beschossen…«

»Sie rannten davon, flohen vor dieser ungekannten Macht!«

»Aber sie gaben nicht auf«, bremste Sander den gehässigen Tonfall aus, der in Boschs Antwort lag.

»Nein«, gab er zu.

»Sie gruben sich zum Schutz in die Tiefe des Schlachtfeldes ein«, fuhr Sander fort. »Und dann fürchteten sie um ihre unsterblichen Leben, bis sie unser Getöse aus Pulver und Feuer nicht mehr ertragen konnten und den Boden in Inseln rissen.

Das ist was ich sah, Herr! Dort unten auf dem Grund war es so finster wie an dem Tag, als ihre Armee die Eingeweide des Himmels nach uns warf. Felsen so groß wie hundert Schiffwracks! Ganze Landstriche als Munition. Sie flogen wie Kontinente auf uns zu, verdunkelten alles. Mehr als einmal wurde ich von den Massen erdrückt, wie von einer Lawine nach der anderen. Wenn ich mich hervorgegraben hatte, folgte schon die nächste Angriffswelle. Nachtschwarze Erde war das, gefärbt von ihrem Hass auf uns, ihrem Hass auf unseren Aufstand!«

Bosch zuckte, als Sander das Wort ›Aufstand‹ in den Mund nahm. Er wollte ihn sofort maßregeln, doch Sander redete sich genau jetzt in die Rage, die Bosch von ihm sehen und hören wollte.

»Die Schattenwürfe verschluckten alles, was unter ihnen kauerte. Aber ich sah das Licht des Äthers zwischen den Massen hervorbrechen, wenn sie sich im Flug teilten. Dieses Licht! Diese Hoffnung, dass auch eine so monströse Verzweiflungstat des Feindes uns nicht verschwinden lassen konnte. Selbst, wenn sie den ganzen Himmel zerstörten…

Es war, als wäre ein Damm in mir gebrochen. Dieses winzige Licht in der Dunkelheit des Meeres hatte genügt, um mich daran zu erinnern, wer ich wirklich war. Dass ich einst um den Himmel gekämpft hatte, den die Menschen nur aus ihren Geschichten kannten und von Papier, auf das kein Engel gekritzelt hatte.

Ich streckte die Hand nach dem Leuchten im Meer aus. Es war nicht größer als ein Fingernagel. Und bevor ich verstand, was ich dort berührte, schnappte dieses Maul nach meiner Hand.

Ein Fisch! Es war nichts weiter als ein Fisch.

Seine Zähne hackten in meinen Daumen. Ich schrie auf, so stumm wie eh und je. Das Licht zuckte wild, so dass ich einen Wimpernschlag

lang erkennen konnte, wie es in einem Bogen an dem Fisch hing. Der Bogen war ein Horn, das ihm aus dem Kopf wuchs. Das Licht hing an dessen Ende, eine lose schaukelnde Laterne.

Ich war zu groß für sein Maul. Er ließ so schnell ab, wie er zugebissen hatte. Und meinen Finger hatte das Biest auch nicht bekommen. Das Licht verschwand mit ihm. Der Fisch trug es nur vor sich, um zu jagen, nicht auf der Flucht. Jetzt machte er sich davon, weil er sich mit mir als Beute verschätzt hatte. Hast du so etwas schon einmal gehört?«

Es war keine Frage, die auf eine Antwort wartete.

»Ich hockte wieder in absoluter Finsternis. Ich stützte mich auf alle Viere wie ein Tier, fühlte mich wie eines! Hinabgeschleudert in diese Welt, und ich meine nicht den Meeresgrund. Nein, so kurz diese seltsame Begegnung auch gewesen war, sie hatte mir alle Erinnerungen wiedergegeben. In einer Sekunde war ich noch leer gewesen, eine menschliche Hülle, die in Belfast auf ein Schiff gestiegen war. In der anderen war ich wieder ein unsterblicher Engel.«

Sander stockte.

»...ein verbannter Engel...«

»Ein Gott, mein Freund«, verbesserte Bosch mit der größten Sanftheit in seiner Stimme.

»Das hast du schon gesagt.«

Bosch missfiel dieser Satz. Er schüttelte seinen Kopf, um sein Unverständnis zu zeigen. Sander spürte seine Stirn im Haar.

»Und du auch. Die Menschen haben dich verehrt, Dagon.«

»Ich habe es doch nicht einmal bemerkt! Das sind Geschichten, die sie sich zusammengereimt haben. Seit Anbeginn brauchten die Menschen irgendetwas, das ihnen die Dinge um sie herum erklärt. Das hat nichts mit mir zu tun. Oder mit uns...«

»Haben sie Götzen für Dagon erschaffen, den Gott des Meeres?«, forderte Bosch Sander heraus. »Oder nicht?«

»Mag sein«, gab Sander zu. »Aber das haben sie doch für die meisten von uns gemacht.«

»Eben! Warum folgen sie nicht alle ihrem einen, großen Gott? Wo kommt das her, diese ungehorsame Vielgötterei?«

Sander zuckte mit den Schultern.

»Sie glauben nur. Sie wissen doch nicht, wie echt Gott ist.«

»Denkst du, *er* hat ihnen Geschichten der Götter neben ihm erzählt? Vielleicht im Schlaf eingeflüstert?«

»Sei nicht albern!«

»Wo kommen ihre Götzen dann her?«

Sander fand keine Antwort, jedenfalls keine, die ihm leicht über die Lippen gekommen wäre. Außerdem ahnte er, dass Bosch sich mit keiner Antwort zufrieden geben würde.

»Sie mögen dumm sein, die Menschen«, sagte Bosch schnell. »Aber sie fühlen die Wahrheit! Ihre Seelen sind frei, und freie Seelen finden den Weg zu ihresgleichen. Zu den Göttern, die sie brauchen. Sie werden von uns angezogen wie die Motten vom Licht!«

»...wie ich von einem hässlichen Fisch?«

Bosch ließ diesen Hieb unpariert.

»Du wolltest meine Geschichte hören«, sagte Sander. »Sie endet nicht dort und nicht mit meinen Erinnerungen! Ich wünschte, es wäre so. Denn es war nichts Göttliches in all dem, was mich auf den Meeresboden gebrachte hatte. Auch nicht hinterher. Gar nichts!

Ich fiel als Engel, nicht als Gott. Mir ist egal, was die Menschen daraus gemacht haben in den Jahrtausenden. Mir ist auch egal, wie das passiert ist. Ich weiß, was ich erlebt habe. Was ich gesehen habe! Dich habe ich gesehen, wie du dich als letzter von uns gegen den Sturz gewehrt hast. Wir fielen wie Millionen Tropfen eines himmlischen Regens. Wenn es nicht unser Schicksal so übel besiegelt hätte, wäre es ein wunderschöner Anblick gewesen, findest du nicht?«

Bosch schnaubte kaum hörbar, aber dafür umso abschätziger.

»Du bist das Letzte, was ich sehen konnte. Und das letzte, was ich fühlte, war dieser Schatten eines letzten, bitteren Triumphes, als du Abdiel an deiner Hand über den Rand zogst.

Dann fielen wir still, bis wir einschliefen. Nein, bis wir herausschliefen aus den unsterblichen Leben, die wir gekannt hatten. Zuerst verstand ich es nicht. Ich dachte, dass unser Sturz in einem Aufprall enden müsse. Ich erwartete Schmerz, vielleicht Felsen, Feuer oder ein Gefängnis aus toten Planeten. Aber es kam nur der Schlaf, kein Schmerz und kein Aufprall. Der Schlaf, der uns beendete, ohne, dass wir jemals woanders landeten als in der Verbannung eines menschlichen Körpers.

Mein erster wuchs zu einem ahnungslosen Bauern heran. Er arbeitete hart daran, nicht zu verhungern. Es gelang ihm ein paar Jahre, dann nicht mehr. Ich starb einen ereignislosen Tod nach einem ereignislosen und hungrigen Leben. Nicht die Spur einer Erinnerung an die Zeit vor unserer Vertreibung aus dem Himmel war noch in mir. Nichts! Auch nicht im nächsten Leben, oder in dem darauf.

Wie ich dort saß, nachdem der leuchtende Fisch fort war, hatte ich alle Zeit der Welt. Nichts lenkte mich davon ab, fein säuberlich jedes meiner Menschenleben in diesen neuen Erinnerungen zu durchsuchen. Ich ließ keines aus, nicht eines! Nach einer Weile wiederholten sich die Ereignisse, auch wenn sie in anderen Körpern erlebt wurden. Männer, Frauen – Kinder, wenn die Leben besonders kurz und die Zeiten hart waren. In mir wuchs diese Bibliothek der Schicksale, die doch alle lächerlich waren im Vergleich zu meiner wahren Vergangenheit. Menschen, die um die bloße Existenz rangen, starben, ohne diese Leere zu entdecken, die ich durch genügend Langeweile in meinen reichen Leben erfuhr. Ich war ein Kaufmann, ein Prinz – ermordet, bevor ich eine Gefahr für den Thron werden konnte – war ein Priester, eine Kurtisane, ein Erfinder, dessen Werke nichts taugten, eine Gräfin, ein Major…

Es wiederholte sich. In mir war der Zweifel gesät, dass etwas nicht zusammenpasste mit mit mir und den paar Jahrzehnten, die mir jedesmal

blieben. Wenn ich in der Gosse lebte, war das egal. Dann ließ ich diesen tristen Zweifel mit ein paar Tritten an jemandem aus, oder ich verpfiff alles und jeden, um mir einige Tage weniger Sorgen um einen Happen oder ein trockenes Plätzchen machen zu müssen. Wenn ich Geld hatte, kam es meistens mit den Erwartungen der Menschen um mich herum. Sie verstärkten dieses Nagen: Warum? Was tue ich hier? Warum tue ich so, als hätten die Gespräche und Intrigen eine Bedeutung für mich?

Nie hatte ich Antworten erhalten. Ein ums andere Mal starb ich verunsichert, wenn ich Glück hatte. Qualvoll, wenn Pech.

Am Ende meines Blätterns durch den Katalog meiner Leben gelangte ich bei Belfast an. Erst das weckte mich aus der Trance auf, in der ich im nassen Sand verharrt hatte. Der Mann, der vor Kurzem mit einem Ozeandampfer untergegangen, der bis eben über den Grund des Atlantik gekrabbelt war, wie seine Kollegen nach einer durchzechten Nacht über die Dielen einer Kneipe: Er war der letzte in der Kette. Mit ihm endete der Nebel, der mich so lange verhüllt hatte.

Jetzt gab es nur noch mich. Dagon, den verstoßenen Engel. Dagon, der seine Strafe in diesem Augenblick verstand.«

»Nichts kann eine Strafe sein, das auf Unrecht beruht«

»Wie nennst du es dann? Haben wir nicht rebelliert und den Preis dafür bezahlt? Ich für meinen Teil wusste, dass es keinen Platz mehr im Himmel für uns geben würde, wenn wir verlieren.«

»Das ist der Preis der Niederlage«, antwortete Bosch. »Wenn er bezahlt werden musste, dann haben wir bezahlt. Aber eine Strafe? Ich akzeptiere keine Strafe dafür, dass wir uns von dem Joch unseres Gehorsams befreit haben. Es ist unser Recht gewesen, uns zu wehren!«

Sander stieg nicht auf Boschs eindringliche Worte ein. Er suchte nach den eigenen, die er schon lange in Gesprächen mit sich selbst zurechtgelegt hatte, die ihm nun aber einige Mühe machten, wo er endlich die Gelegenheit hatte, sie auszusprechen.

»Du sagst das mit der gleichen Überzeugung, der ich schon einst nichts entgegenzusetzen hatte«, sagte er. »Deshalb bin ich dir gefolgt. Aber am Boden des Ozeans war deine Stimme nicht. Da, wo ich sie so gebraucht hätte wie nie zuvor...«

Bosch wurde unruhig. Die Anspannung in ihm zuckte förmlich aus seinen Fingerspitzen in Sanders Schultern hinein.

»...ich war allein. Und weiter von irgendeiner verwandten Seele entfernt als je ein Mensch oder Engel vor mir. Jetzt wusste ich mehr als mein kurzes Menschenleben sich auch nur hätte vorstellen können. Aber was nützte das? Was machte es für einen Unterschied, dass ich einmal unsterblich gewesen war – und wahrscheinlich jetzt wieder? Du warst nicht da. Niemand von uns war da. Und was auch immer Gott sich bei meinem Schicksal dachte, er sprach nicht zu mir. Ich war einfach ein unsterblicher Haufen Fleisch, der im Schlick darauf wartete, gefunden zu werden. Dass etwas mit ihm passierte. Ich wollte lieber weiter bestraft werden als frei sein in einem unendlichen, lichtlosen Gefängnis!

Doch das war nicht mein Schicksal. Ich fand es heraus, als ich endlich einen weiteren Schritt zustande brachte. Und dann noch einen, weiter, bis ich über den Grund spazierte, ohne ein Argument dafür zu finden, dass ich anhalten sollte. Es zog mich immer deutlicher in eine Richtung. Anfangs verwechselte ich meine Bewegungen mit ziellosen Reflexen. Dann merkte ich, dass ich in einer geraden Linie lief, die mir schwer fiel zu verlassen. Deshalb versuchte ich es absichtlich. Und prompt spürte ich körperlich, wie das der falsche Weg war. Also gab einen Weg, denn ich fühlte den Unterschied zwischen richtig und falsch!

Ich probierte es nochmal, indem ich ein paar Meter dorthin ging, wo es sich richtig anfühlte, um dann einen Haken zu schlagen. Mit jedem weiteren Schritt wurde mir sofort mulmiger. Ich kam mir regelrecht krank vor, schon nach einigen Augenblicken, so dass ich mich wieder dorthin drehte, wo der unangenehme Zustand verflog.

Es gab keinen Zweifel, dass ich entdeckt hatte, was als nächstes mit mir geschehen sollte. Ich musste gehen. Ich musste zurück an Land. Und dann überkam mich auch, warum: weil mein bizarres Ende kein Unfall gewesen war oder übles Spiel der Mächte im Himmel. Dass ich auf diese Weise zurückgefunden hatte in mein wahres Selbst, war wichtig. Es ging nicht um mich, sondern darum, das Ende für uns alle einzuleiten. Ich musste dich finden!

Ich verstand jetzt, dass mit uns allen, die wir gestürzt worden waren, das gleiche passiert ist. Wir verloren unsere Unsterblichkeit, unsere Erinnerungen, uns selbst! Sie hatten uns mit der Hölle gedroht, die hinter dem Rand auf uns warten würde. Unser Fehler war es zu glauben, dass wir in diesen nie gehörten Ort fielen. Nein, kein Ort. Wir fielen in die Unwissenheit, in diesen trostlosen, nie enden wollenden Kreislauf des Menschseins. Das war die eigentliche Strafe! Aber sie hatte ein Ende, schon von Anfang an…«

»Die letzte Schlacht«, warf Bosch ein.

»Die letzte Schlacht! Und Gottes neue Lieblingskinder waren der Preis, um den wir kämpfen würden«, bestätigte Sander.

»Es ist vorherbestimmt und du weißt es. Ich fühlte es, während ich den Meeresboden schnurgerade durchschritt: Der Jüngste Tag für die Menschen wird kommen, aber sie werden nicht die einzigen sein, deren Schicksal dabei auf dem Spiel steht. Du und Michael, ihr werdet den letzten Kampf austragen, stellvertretend für alles Lebendige!«

»Wir werden in den Krieg ziehen«, murmelte Bosch.

»Nein, nur du wirst für uns kämpfen! So steht es geschrieben.«

»Mir ist egal, was geschrieben steht!«

Sander schüttelte energisch den Kopf, als hätte Bosch etwas Dummes gesagt, für dessen Aufklärung er keine Geduld aufbringen konnte.

»Glaubst du wirklich, dass wir die Bedingungen diktieren können? Wir haben verloren, Herr! So bitter es ist. Wir haben den Himmel verloren. Es geht nicht um uns. Vor Gericht stehen die Menschen, nicht

mehr wir. Du kannst das so wenig ändern wie ich die Umstände, die mich aus dem Nebel befreit haben. Es ist passiert, wie es passieren musste, damit wir unseren Teil spielen können.«

»Unseren ›Teil‹?«

»Wir alle mussten aufwachen, um dich zu finden. Je länger ich mich durch das Wasser vorankämpfte, umso mehr konnte ich nicht nur den Weg spüren, sondern auch, dass ich nicht alleine war. Deine engsten Begleiter, unsere größten Krieger, ich wusste, dass sie noch in ihrer Sterblichkeit gefangen waren. So wie ich zuvor. Ich war der erste, und deshalb war es an mir, das Ende zu finden. Dich. Du bist unser Ende!

Ich musste dich suchen.

Also marschierte ich. Unbeirrt, einer unsichtbaren Schnur folgend. Wenn ich nicht mehr konnte, fiel ich über meine Beine, sank auf den Grund und schlief. Wenn ich aufwachte, waren Hunger und Durst noch unerbittlicher – doch ich konnte wieder marschieren.

Mein erstes Plateau endete nach unzähligen Schritten im Nichts. So wie ich am Rand des Wracks zum ersten Mal ins Leere getreten war, ging es mir auch in den Gräben. Ein Tritt zu weit und ich fiel. Oft schnitt ich mich dabei an Felsen, die ich wenig später auf der anderen Seite wie einen Berg emporklettern musste. Ich lernte schnell, mich dort bei aller Anstrengung zu beeilen, denn in den Höhlen und Vorsprüngen versteckten sich spitze Mäuler. Sie schnappten nach mir und die Bisse flammten noch nach Wochen auf – oder was ich für Wochen in der zeitlosen Tiefe hielt.

Einmal bekam ich nicht nur den Schreck eines plötzlichen, sengenden Bisses zu spüren, sondern den ganzen Körper so eines Tieres. Es fühlte sich an wie eine riesige Schlange, die zwischen den Felsen auf Beute wartet. Obwohl andere Kreaturen mich gebissen hatten, war ich ihnen als Beute genau wie dem Lampenfisch nicht geheuer. Sie hatten alle schnell von mir abgelassen. Dieses Biest aber nicht. Es zog sich wie ein Schlauch um eines meiner Beine, während ich nach oben kletternd zu

entkommen versuchte. Und dann zog es mich mit seinem eigenen Knoten zurück. Derweil schnappte der Kopf nach mir, so dass mein abwehrender Arm in brennende Schmerzen wie von Dolchhieben aufging. Oh, wie ich mir meine Macht zurückwünschte in diesem Augenblick! Ich kämpfte darum, nicht zerteilt zu werden von einem Gewürm, das ich nicht einmal sehen konnte, obwohl ich einst mit einem langen Atemzug diesen Ozean hätte leerpusten können. Das machte mich so wütend, dass ich meinen zerfetzten Arm so hart ich konnte, mit der Faust voran in den Schlangenkopf prügelte. Ich griff nach etwas, das sich nicht vor meinen Fingern zurückzog und kehrte das Innere des Schlunds nach außen.

Dann ließ mich das Biest los. Meinen Arm konnte ich von da an nicht mehr benutzen, aber wenigstens hatte ich ihn noch. Um sich von den Wunden und dem lähmenden Gift zu erholen, brauchte er nur Zeit.

Ich hatte Zeit. Glaube nicht, dass mir der Irrsinn nicht bewusst war, dem ich mich verschrieben hatte! Alles, worin ich meine Hoffnung legen konnte, war dieses ziehende Gefühl in die eine, klare Richtung. Ob es wirklich zu Land führte, wusste ich nicht. Ob es überhaupt der kürzeste Weg war, und wohin?

Du gabst mir die Kraft! Wenn es dich in dieser Welt gab, dann teiltest du noch das gleiche Schicksal, aus dem ich mich befreit hatte. Niemand würde dich aus dem Nebel holen können, außer jemand, der ebenfalls so etwas durchgemacht hatte. Ich konnte mir keine Ausrede dafür vorstellen jetzt aufzugeben. Der Mangel an Luft tötete mich nicht. Das Gewicht von Städten auf meinem Kopf zerquetschte mich nicht. Der Hunger machte mich nicht bewegungslos. Und sie, die hier in der Finsternis ihr Zuhause hatten, konnten mich nicht fressen. Ich würde mich wehren. Ich konnte mich wehren, denn ich gehörte nicht in den Schlick oder in ihre Spalten.

Ich ließ sie kommen, wenn sie wollten. Wenigstens hatte ich den Fisch mit der Leuchte kommen sehen. Über die nächsten Lichter freute ich mich nicht mehr. Die meisten flohen vor mir. Ich sah plötzliche

feuerrote Kreise aus Licht vor mir aufflackern, die sich in Windeseile blau verfärbten, so als würde etwas zu Gas verbrennen. Und dann begannen die Kreise sich zu drehen, um die eigene Achse und um mich herum, bevor sie langsam wieder in der Dunkelheit verschwanden.

Es gibt alle möglichen Farben da unten. Die Getiere, die sich aus dem Staub vor mir machten, waren in der Überzahl. Aber hin und wieder stürzte sich etwas von hinter den Lichtern auf mich: ...kalte, sengende Bisse, auch Stromschläge, die mich von den Zehen bis zu den Augenlidern verkrampfen ließen. Dann musste ich bei vollem Bewusstsein wehrlos am Grund liegen und hoffen, dass mich der Angreifer nicht mit Tentakeln packte und in seinen Unterschlupf zerrte.

Ich lebte in ständiger Wachsamkeit, bei jedem Schritt und jedem Handgriff. Wenn man so etwas Leben nennen kann. Das Schlimmste waren die Kreaturen, die sich nicht durch Lichtspiele zu erkennen gaben. Ich trat in schleimige Formen, von denen manche mir die Haut von den Füßen ätzten, andere mir ihre Stacheln ins Fleisch bohrten. Oder ich wurde von irgendwo aus der Finsternis von etwas Hartem gerammt. Ich hob dann die Hände wie ein Boxer – wie ein quälend langsamer – um mich zu verteidigen. Oft kam das Biest nicht wieder. Wahrscheinlich war es genauso überrascht wie ich, dass es mich in seinem Reich gab. Die Aggressiveren versuchten es erneut. Ich habe auf Schuppen eingeschlagen, auf zackige Borsten, auf Dinge, die sich wie Knochen anfühlten...

Und immer überlebte ich, um weiter dem Gefühl der richtigen Richtung zu folgen. Mehr als einmal dachte ich, unter meinen Füßen würde es aufwärts gehen. Manchmal ging ich so lange bergauf, dass ich vergaß, wie sich ebener Boden anfühlt. Doch jedes Mal kam ein Moment, in dem der Grund wieder abfiel oder ich über eine Klippe spazierte, die mich minutenlang zurück in neue Untiefen sinken ließ.

Ich gab auf, mir Hoffnungen zu machen. Vorangehen, klettern, sinken, mit etwas zusammenstoßen, das hielt mich beschäftigt genug.

Und so bemerkte ich nicht einmal, als der Tag kam.

Ich hatte beim Gehen mehr Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht als sonst. Ich schwankte, musste die Balance mit den Beinen suchen, weil sich das Wasser bewegte, anstatt mich wie üblich als flüssiger Block zu umgeben. Ich dachte nicht über den Grund dafür nach, denn es ging mir schlechter als gewöhnlich. Hunger, Durst und Schmerzen waren jenseits von dem, das ich noch unterscheiden konnte, aber das war nicht, warum ich mich völlig neben mir fühlte. Ich dachte, ich würde zerrissen werden.

Es war der Druck, der geringer und geringer geworden war. Das machte mich leichter, auf eine unangenehme Weise. Und dann die Bewegungen der Wassermassen um mich herum: Sie fingen die Unruhe der Wellen über mir auf, aber das wusste ich nicht. Hätte ich die Augen geöffnet, dann hätte ich zum ersten Mal seit Monaten meine eigenen Hände vor mir gesehen. Doch sie schmerzten, seit sie den kleinsten Rest des durchschimmernden Tageslichts wahrgenommen hatten.

Wie hatte ich anfangs den Moment herbeigesehnt, an dem ich wieder Luft atmen könnte! Es war ein unerreichbarer Traum gewesen, so fantastisch, dass ich diese besondere Furcht davor bekam: Wenn du etwas so sehr willst, dass allein die Vorstellung, es wirklich zu bekommen, dich in Panik versetzt. Als es soweit war, hätte es schrecklicher nicht sein können. Das genaue Gegenteil meiner verzweifelten Tagträume! Ich bemerkte endlich, dass etwas ganz und gar nicht mehr in Ordnung war, denn in meinen Ohren spielte ein lautes Rauschen verrückt. Es überfiel meine Sinne! Dann verschwand auch das letzte Gewicht von mir. Ich dachte, ich müsste fliegen.

Das Wasser war weg. Weg von meinem Gesicht, weg bis zu meinem Hals. Ich riss entsetzt die Augen auf und war augenblicklich geblendet. Die Helligkeit bohrte sich durch meine Augäpfel, als ob sie gleich verdampfen würden. Ich nahm einen Schock-Atemzug, dem jede Schwere des Wassers in meinen Lungen fehlte. Sie revoltierten augenblicklich und alles in meinem Brustkorb zog sich aufs Heftigste zusammen. Ich hustete das Wasser aus meinen Atemwegen. Ich hustete und hustete, verlor den

Boden unter den Füßen, so dass mein Kopf wieder unter die Wasseroberfläche geriet, wo er hingehörte.

Nur wollte das Meer mich nicht mehr haben. Ich öffnete den Mund, schnappte gierig nach dem Salzwasser, doch das machte alles nur noch schlimmer. Meine Lungen wollten dies noch viel weniger. Ich versuchte, wieder durch die Oberfläche zu stoßen, indem ich wild mit Armen und Beinen paddelte. Zu meiner Überraschung funktionierte das, viel schneller als sonst. Die bleierne Langsamkeit war Vergangenheit.

Ich spuckte das Wasser aus dem Körper und ließ ihm das, was er als einziges nach und nach akzeptierte: Luft. Dabei sank der Meeresspiegel immer tiefer an mir hinab, je weiter ich mich schleppte. Die Wellen kamen in kurzen Schlägen gegen meinen Nacken, dann den Rücken, schließlich nur noch gegen meine Kniekehlen.

Am Strand fiel ich zu Boden und begrub mein Gesicht im Sand. Ich war so überwältigt von meinen Sinneseindrücken wie nach dem Untergang. Nur wusste ich dieses Mal, dass ich nicht sterben würde.

Was mich so geblendet hatte, war nicht die Sonne gewesen. Es war eine sternklare Nacht, die nur von einem vollen Mond erhellt wurde. Ich hatte ihn nur für die Sonne gehalten, weil meine Augen nichts mehr außer Finsternis verarbeiten konnten. Was ich mich nach einer Weile traute, waren kurze Blicke durch meine Fingerritzen hindurch, um mich an den Schmerz zu gewöhnen.

Am Morgen fand mich ein Mann. Er dachte, er wäre über eine Leiche gestolpert. Ich spürte seine Schuhspitze an meiner Hüfte und er erschreckte sich gehörig, als ich ihn mit einem Stöhnen grüßte. Dann sprach er mit mir und ich antwortete mit brüchiger Stimme. Er sprach Französisch, das hörte ich sofort heraus. Nicht, dass ich jemals einen Franzosen in meinem Werftleben getroffen hatte, geschweige denn mich mit ihm unterhalten. Ich hatte keine anderen Sprachen gelernt. Doch jetzt antwortete ich dem Mann in seiner. Sie ging mir über die Lippen, als wäre ich damit geboren worden.

Das war das erste in einer ganzen Reihe seltsamer Erlebnisse, die auf mich warteten. Der Mann nahm mich in seine Obhut, schleppte mich in sein Dorf zurück, wo ich in den nächsten Tagen und Wochen wieder zu Kräften und Sinnen kam. Die Dorfbewohner gingen davon aus, dass ich mich von einer schweren Krankheit erholte. Eine Krankheit war es aber nicht, sondern der Schock dieser hellen und lauten Welt.

Ich verließ das Dorf in einer Nacht, ohne mich bei irgendjemandem zu verabschieden. Aus einer Zeitung hatte ich schließlich das Datum erfahren. Seit dem Unglück auf dem Ozean, jener letzten Nacht meines vernebelten Lebens, waren elf Monate vergangen. Ich war fast ein Jahr unterwegs gewesen. Ein Jahr, das ich verloren hatte! Dieses unverrückbare Ziehen hatte mich zurück nach Europa wandern lassen. Amerika lag dem Wrack näher. Es hatte seinen Grund, dass ich in Frankreich zurück zu den Menschen gekehrt war und nicht woanders.

In Wahrheit ging meine Suche jetzt erst los, meine Suche nach dir, unserem General und unserer letzten Hoffnung auf Rache. Aber wie sollte ich dich finden, wenn du ebenso wie ich ahnungslos durch die Jahrhunderte gegangen warst, ein wahlloser menschlicher Körper nach dem anderen? Das Ziehen hatte mich zielsicher an Land gebracht, nun war es aber fort. Ich konnte nicht länger einfach nur folgen.

Die ersten Tage streifte ich gedankenverloren an der Küste herum. Dann kam ich darauf. Wenn ich ein Polizist wäre, könnte ich nach Personen suchen. Ich könnte mir Akten anschauen oder nach auffälligen Ereignissen gucken. Nicht, dass ich daran glaubte, in Polizeiberichten würden Dinge stehen, wie dass ein vermisster Ire eine Schiffskatastophe überlebt und den Atlantik zu Fuß durchquert hatte. Wenn das die Art von Geschichte war, die von Nöten war, um mich aus dem Nebel des Vergessens zu ziehen, dann würdest du sie nicht herumerzählen. Ich verlor jedenfalls kein Sterbenswörtchen darüber. Es hätte mir im besten Fall Gelächter und schiefe Blicke eingebracht, im schlechtesten eine Gummizelle. Nein, so konnte das nicht funktionieren. Aber die Polizei

wird gerufen, wo unerklärliche Dinge passieren. Ich musste nicht von allem persönlich hören, was in der Welt vor sich ging, solange ich Mittel und Wege hatte, um an Informationen zu kommen.

So ging ich nach Paris. Ich verdingte mich, bis ich ein wenig Geld zusammen hatte, um mir Papiere zu besorgen. Der Mann, dessen Namen ich all die Jahre getragen hatte, war offiziell tot. Um das zu wissen, musste ich nicht zurück über den Kanal reisen, ganz abgesehen davon, dass ich soweit ich nur konnte Abstand vom Meer halten wollte. Ich hatte nach meiner Odyssee nichts mehr am Leib gehabt als ein paar Streifen Stoff. Es war mir in der Nacht des Untergangs nicht in den Sinn gekommen, wozu ich jemals noch meine Papiere benötigen sollte. Also hatte ich nun in Frankreich nicht nur kein Geld und keine Beziehungen, ich hatte noch nicht einmal eine Identität.

Erstaunlich, wie leicht du eine neue finden kannst, wenn du danach suchst. In Irland hatte ich mit nichts Kontakt, das mit der Unterwelt zu tun hatte. In Paris fand ich Leute, die es schätzten, wenn ich ihnen versprach, dass ich jede Arbeit machen würde, ohne Fragen zu stellen. So kam ich schnell an Geld und noch dazu an die Kontakte, um mir einen offiziellen Namen zu geben. Damit bewarb ich mich dann bei der Polizei.

Sie brauchten Leute, auch wenn ich nicht wie Nachwuchs aussah. Ein paar Fragen wurden mir gestellt, ein paar Augenbrauen skeptisch verzogen, aber das war es auch schon. Ich brauchte kein Jahr, um mich vom Streifendienst zur Kriminalpolizei hochzuarbeiten. Das gab mir genügend Gelegenheiten, um mich durch die seltsamsten Notizen über Vorgänge in Paris arbeiten zu können. Ich musste ja keine Fälle lösen, nur Anhaltspunkte finden. Wenn ich schon nicht direkt auf dich stoßen würde, waren da ja noch die Anderen. Ich war mir sicher, dass Moloch seinen Jähzorn nicht in Zaum halten konnte, sobald er erweckt würde. Er verlor schon unter Seinesgleichen im Himmel die Fassung. Wie würde es dann unter Menschen sein, die ihm wie Ungeziefer vorkommen mussten? Nach ihm lohnte es sich, Ausschau zu halten. Bei Mammon und Belial

war ich weniger sicher, auch wenn ich überzeugt war, sie finden zu müssen. Sie waren dir fast so nah wie Beelzebub…«

Sander schluckte.

»…Ich hätte mir nicht träumen lassen, irgendjemanden aus unserer Riege tot zu finden. Ihn schon gar nicht. Er war so…«

»Was hast du dann gemacht?«, unterbrach Bosch. In seinen Worten lag die Art Kälte, die mehr brüchig als gefühllos klingt und es nicht verhehlen kann, weil es im Inneren brodelt.

»Nun, ich bewegte mich«, fasste sich Sander wieder. »Ich ließ mich versetzen, zuerst an die Mittelmeerküste. Dort blieb ich aber nur Wochen, weil ich das sichere Gefühl bekam, nichts zu finden. Die Gendarmerie hatte nichts dagegen, dass ich nicht sesshaft werden wollte, im Gegenteil. Ich wurde hierhin geschickt, dorthin. Als ich genug Erfolge nachzuweisen hatte, weil mir selbst die rätselhaftesten Kriminalfälle wie Fingerübungen erschienen, nahm ich mir Freiheiten. Ich ging nach Italien, unter dem Vorwand eines Austauschs. Aber ich blieb einfach, besorgte mir neue Papiere und machte eine Karriere in Mailand und Turin. Niemand stellte Fragen, weil ich sprach wie ein waschechter Italiener. Dazu noch ein neuer Name, der meine Herkunft nicht verriet, und Antworten auf die kniffligsten Karteileichen der Polizei. Mehr brauchte es nicht, damit ich auch dort freie Hand bekam.

Ich hätte wahrscheinlich ewig so weitergemacht, schon allein, weil mir keine bessere Idee einfiel. Und dann würden wir beide vielleicht heute nicht hier sein. Aber Sie war plötzlich da, an meiner Seite, …und das änderte alles.«

»Sie?«, fragte Bosch, als Sander sich in seinem Gedanken verlor und für einen Augenblick vergaß, seine Geschichte weiterzuerzählen.

»Deine Schöpfung, Herr«, erklärte Sander. »Sünde.«

Bosch versteckte seine Überraschung. Amelia hatte ihm das nicht erzählt. Sie sprachen nicht mehr miteinander.

»Nach ihr hatte ich nicht gesucht, wenn ich ehrlich bin. In meinen Erinnerungen an die Schlacht sah ich nur dich und uns, deine Heerführer und Könige. Ich wusste nie, was sie war, nur, dass es ein Wunder sein musste, als du mit ihr aus deinem Lager kamst, am Tag vor unserem Angriff. Kein Engel zuvor hatte ein Leben geschaffen, geschweige denn ein so schönes! Ich stimmte in die Lobpreisung mit ein. Ich nannte ihren Namen, ich akzeptierte deine Schöpfung als Kind und deine Gefährtin. Hätte es ein besseres Omen geben können für unsere Revolution?

Aber war sie ein Engel, wie wir?

Sie wusste es selbst nicht, als sie vor mir stand und mich bei meinem Namen rief – bei meinem wirklichen Namen. In tausenden Jahren hatte ich ihn nicht gehört, zumindest nicht in mein Gesicht gesprochen. Sie wusste, wer ich war, und daran erkannte ich sie.

Sünde erschauderte vor sich selbst, denn sie hatte keine Ahnung, wie sie in mein Zimmer gekommen war. Auch ich erschrak, weil sie buchstäblich aus dem Nichts auftauchte. Ich war allein gewesen, in meiner Wohnung, nach der Arbeit.

Sie war nicht so aufgewacht wie ich. Es gab keine Leben, in denen sie wie in einem offenen Buch blättern konnte. Und es wurde uns auch klar warum, denn sie war nicht mit unserer Armee über den Rand verstoßen worden. Sie fiel nicht hinab in die Sterblichkeit. Und nun konnte sie sich nicht daran erinnern, was nach unserer Niederlage mit ihr geschehen war. Es schien, als läge nichts zwischen ihrer Erinnerung an das bittere Ende der Schlacht im Himmel und dem Moment, in dem sie sich plötzlich hinter mir im Zimmer wiederfand.

Das alles ergab keinen Sinn. Ich zweifelte an meinem Verstand. Doch eines wenigstens war mir klar: Du warst unter uns. Sünde ist deine Schöpfung. Sie weiß, dass sie ohne dich nicht ist. Und du nicht ohne sie. Also gab es Hoffnung!

Ich bot ihr Unterschlupf bei mir an, doch sie verharrte nur kurz ausdruckslos, als fiele ihr ein, was sie vergessen hatte, und dann lächelte

sie. Sünde verschwand aus der Tür und ich sah sie einige Tage nicht mehr. Als wir uns wiedertrafen, fuhr sie mit einem Chauffeur vor meiner Polizeistation vor. Sie sagte, sie hätte Geld und einen Plan. Wir müssten nach Berlin gehen, um unsere Gefährten zu versammeln.

Also taten wir das. Ihr Bauchgefühl war so gut wie meines, dachte ich. Vielleicht wusste sie etwas über dich, das ich nicht ahnte. In Berlin machte sie sich daran, mit ihrem Charme durch alle Kreise zu pflügen, die wichtig und exklusiv waren. Ich tat meinen Teil bei der Polizei, die sich nicht zweimal bitten ließ, angesichts der Kontakte, die ich mittlerweile geknüpft hatte.

So fanden wir die Ersten. Belial brauchte nicht lange, um von Sünde Notiz zu nehmen. Sie tat alles, um das Geflüster um ihre Person lebendig zu halten. Als er zu uns stieß, beschlossen wir, uns den Unterschlupf im Wald zu kaufen. Belial war reich geworden, seitdem er aufgewacht war. Vor allem mit dem, was er immer schon am besten gekonnt hatte: sich als Stimme der Vernunft präsentieren.

Ich stieß auf einige seltsame Fälle und erhielt so manchen Tipp, was sonderbare Gestalten anging. Aber es dauerte trotzdem fast zehn Jahre, bis wir unsere Netze gemeinsam so weit ausgeworfen hatten, dass endlich auch Mulciber uns erreichte.

Damit waren wir komplett, ...bis auf Beelzebub und dich.«

Sander schwieg. Er ging im Kopf durch, ob er etwas vergessen hatte. Aber er fühlte nur eine erschöpfte Leere in sich.

»Er könnte noch leben«, hob Bosch an. »Ein Jahr hattet ihr mich in eurem Kreis, ohne irgendetwas zu tun. Ohne mich einzuweihen!«

»Es ist nicht so einfach wie du denkst...«

»Was, mir die Wahrheit zu sagen? Wir hätten nicht warten müssen, bis der Feind buchstäblich über unseren Köpfen schwebt! Wir hätten das Heft in die Hand nehmen können!«

»Ich habe es versucht, mehr als einmal«, verteidigte sich Sander.

»Daran würde ich mich erinnern…«

»Nein, nicht bei dir. Bei Anderen. Es ist nicht so, als wäre an den Hinweisen, die man mir zusteckte, nichts gewesen. Ich fand Chemosh, bald nachdem wir Quartier in der Villa bezogen hatte. Um mit ihm zu reden, musste ich ihn im Gefängnis besuchen. Und da ich nicht viel Zeit mit ihm bekommen würde, erzählte ich ihm alles. Er saß nur mit großen Augen vor mir, bis ich fertig war. Dann lachte er mich aus.«

»Ein Narr!«

»Urteile ihn nicht, Herr! Er hat mich verstanden, aber der menschliche Geist kann nur verarbeiten, was er kennt. Was er nicht kennt, ist für ihn unmöglich. Chemosh war noch nicht so weit, dass er die Kraft hatte, sein Schicksal selbst zu erkennen. Dass ich ihn zwingen wollte, kostete ihn den Verstand! Das Erzählte ließ ihn nicht ruhen, auch wenn er es grotesk fand. Am Ende transportierten sie ihn in eine Irrenanstalt ab. Als ich ihn dort einmal aufsuchte, verfiel er in eine Panik, die das halbe Haus in Aufruhr brachte. Mir wurde verboten, je wieder mit ihm zu sprechen.«

»Ich bin nicht wie Chemosh«, lamentierte Bosch.

»Nein, du bist alles, was wir noch haben. Es gibt keine letzte Schlacht, ohne dass du sie für uns Verratene und Verstoßene schlägst. Wir mussten darauf warten, dass du von alleine den Weg aus dem Nebel findest. Das Spiel war unser Test, und spätestens dort wussten wir, dass du bereit warst für die Wahrheit. Jeder von uns hat versucht, dich weiterzuführen. Ich weiß, dass es schwer zu akzeptieren ist…«

Bosch dachte kurz nach, bevor er seine Antwort unausgesprochen hinunterschluckte. Er sah nicht mehr, was er gewinnen konnte, wenn er seine Enttäuschung an Sander ausließ.

»Michael ist hier«, sagte er stattdessen.

»Was? Hast du ihn gesehen?«, fragte Sander und drehte sich zum ersten Mal mit dem Gesicht zu Bosch um.

Es war aschfahl.

»Ich habe ihn geprügelt«, erklärte Bosch. »Auch er wollte nicht mit der Sprache heraus.«

»Dann ist es wahr! Es ist soweit!«

»Wofür ist es soweit?«

»Dein Schicksal – und unseres – wird von eurem Kampf entschieden. Gott hat Michael geschickt, um dich ein für allemal zu vernichten, während sein Messias die Menschen richtet. Du musst Michael überwinden, wenn wir frei sein wollen und unsere Geschichte umschreiben. Weißt du, wo er jetzt ist?«

»Ja.«

»Dann musst du zu ihm gehen, für das letzte Duell!«

»Das werde ich.«

»Ich weiß nicht, wie viel Zeit wir noch haben«, schob Sander nach. »Es gehen merkwürdige Dinge vor in der Stadt. Und von jenseits der Stadtgrenzen gibt es überhaupt keine Nachrichten mehr.«

»Wenn wir eine letzte Schlacht haben, die du für unausweichlich hältst, dann wird sie nicht ohne uns stattfinden«, relativierte Bosch.

Er wurde Sanders Warnungen und Dringlichkeit überdrüssig. Fast meinte er, Angst zu riechen. Angst aber konnte er nicht dulden unter seinen treuesten Gefährten.

»Vergiss nicht«, beharrte Sander, »dass nicht wir gerichtet werden, sondern die Menschen. Es ist ihr Ende, das nicht auf uns warten wird. Wenn das Gericht schließt, ist die Geschichte vorbei – ihre Geschichte von Gott, Engeln und Teufeln. Es ist Teil unserer Bestrafung, dass wir noch hier sind, weil die Geschichte der Menschen uns braucht.«

»Das ist grotesk!«, herrschte Bosch Sander an. »Schämst du dich nicht, uns zu Requisiten für die Sterblichen zu machen?«

»...auch du warst sterblich, bevor du wieder zu dir gekommen bist! Fleisch ist Fleisch. Unsere Flucht daraus ist ein Traum, den wir haben. Denn geschrieben steht, dass du verlieren wirst. Du kannst deinen Zorn

darüber an mir auslassen oder an Michael, es wird nichts ändern. Du musst dich beeilen.«

Bosch schlug mit der Faust nach oben an das blecherne Dach der Kabine, dass es laut schepperte.

»Du hast meinen Zorn nicht verdient«, beruhigte er sich wieder. »Sein glänzender General soll meine Wut spüren. Ich habe nicht vergessen, wie er sich dafür hat lieben lassen, nicht von mir besiegt worden zu sein. Etwas vergessen hat nur er, nämlich seinen Platz. Ich schwöre dir, dass er mir nicht noch einmal lebend unter den Händen entkommen wird! Wenn er sich mit dieser Menschenhülle verkleidet hat, soll er auch das Schicksal eines Menschen haben.«

»Dann geh'«, sagte Sander.

Bosch wollte sich bereits nach der Klappe im Boden bücken, als er sich diese beiden Worte noch einmal genau durch den Kopf gehen ließ.

»Wir. Dann gehen wir jetzt«, sagte er.

»Es ist dein Kampf«, antwortete Sander erschöpft.

»Heißt das, du kommst nicht mit?«

»Niemand von uns kann dich begleiten.«

»Die Anderen sind nicht hier und ich werde sie nicht holen. Aber du! Du bist hier. Mit dir hat es angefangen. Du solltest an meiner Seite sein und sehen, wie ich es zu Ende bringe. Für dich, für uns alle!«

»Ich...«

Sander stammelte, suchte nach Worten. Aber er hatte sich auserzählt, auf jede erdenkliche Art und Weise.

»Ich..., ich bleibe hier.«

»Hier? In dieser Menschenmaschine mit ihren bunten Lampen? Was willst du hier, anstatt Zeuge zu werden, wie ich uns räche?«

Bosch konnte Sanders Gesicht nicht sehen, denn der Polizist lehnte sich ungelenk nach vorne. Er korrigierte seine Sitzposition auf dem Schemel mit dem langen Stil. Eine durch und durch überflüssige Handlung, von der er wusste, wie albern sie Bosch vorkommen würde. Und

trotzdem setzte er sich neu hin, räusperte sich geschäftig und widmete sich noch konzentrierter als vorher seinem Schalthebel.

Unten von der Straße des Kreisverkehrs kam nur noch vereinzeltes Motorenknattern und kaum noch ein Hupen, obwohl bei Boschs Ankunft noch ein lautes Konzert der Warntöne gespielt worden war.

»Ist das dein Ernst?«, bellte Bosch barsch in die Kabine. »Dagon, der Gott des Meeres? Der einmal Seite an Seite mit mir gegen die Legionen des Himmels gekämpft hat?«

Sander biss sich hart auf die Unterlippe, bis er etwas Blut schmecken konnte. Er wagte es nicht, sein Gesicht zu zeigen.

»Soll ich dir etwas sagen über diesen Gott des Meeres?«, antwortete er zögernd. »Ich habe die ersten Nächte an der Küste schlaflos im Bett gelegen. Kein Auge konnte ich zumachen. Mit jedem Tag fühlte ich mich elender, auch wenn mein Körper nicht anders aussah als sonst. Es ist ein Fluch, dass wir so bleiben, wie wir geweckt worden sind.

Als ich die Schlaflosigkeit nicht mehr ertrug, habe ich mich in den Wassertrog des Bauern gelegt, heimlich in der Nacht. In den Trog, aus dem die Schweine tranken! Das half für ein paar Minuten. Ich konnte darin wenigstens kurz schlafen, ständig in Angst, dass mich jemand finden und für tot halten würde. Wer weiß, was sie mir an schwarzer Magie angedichtet hätten, wenn ich dann ausgestiegen wäre?

Seit zwölf Jahren habe ich nicht mehr in einem Bett geschlafen. In der Ewigkeit im Himmel wussten wir nicht einmal, was das ist, ein Bett. Aber als Mensch sehnte ich mich nach nichts mehr, als einmal in Frieden die Augen schließen zu können. Stattdessen ließ ich die Betten in meinen Wohnungen unangetastet. Wenn ich Gäste hatte, zerwühlte ich sie manchmal, um mich lebendiger zu fühlen. Aber in der Nacht schlief ich in der Badewanne. Und bis heute muss ich jeden Abend zurück in den Wald, um in meinem Tank wenigstens drei, vier Stunden ruhen zu können. Es sei denn, ich finde mich damit ab, schlaflos die Tage

aneinanderzureihen, bis mir die Augen von der Helligkeit schmerzen und ich keinen klaren Gedanken mehr fassen kann.

Dein Gott des Wassers ist ein erbärmlicher, alter Fisch! In einer Dose! Ich hasse, was das Meer aus mir gemacht hat. Ich hasse es!«

Bosch schwieg.

Sander wartete geduldig auf eine Reaktion. Er atmete laut, schwitzte in seiner Uniform vor Aufregung und vor Scham. Doch Bosch entgegnete nichts und das machte Sander in seiner Verlegenheit nur noch krampfhafter auf den fehlenden Verkehr starren.

Bosch bückte sich und öffnete die Klappe, so dass er mit einem Bein auf die oberste Sprosse der Leiter steigen konnte.

»Dann gehst du zurück?«, fragte er schließlich.

Sander schüttelte den Kopf.

»Ich bleibe hier.«

»Warum? Was gibt es hier für dich zu tun?«

»Der Verkehr muss geregelt werden«, presste Sander hervor, bemüht, das verunsicherte Beben in seiner Stimme zu kontrollieren.

»Wen interessiert das?«, ätzte Bosch verständnislos. Er hörte von unten so gut wie keine Fahrzeuge mehr. Es herrschte jetzt tiefste Nacht.

»Ich kann das«, antwortete Sander. »Ich will das machen...«

Bosch wollte nicht locker lassen, wollte etwas erwidern.

Sander ahnte es.

»Bitte, ...lass mich...«

Es wurde still in der Kabine. Nur Sanders ruckende Armbewegungen an seinem Hebel waren zu hören.

Bosch starrte den uniformierten Rücken an, in der schwachen Hoffnung, dass Sander dies nicht ertragen können würde und sich umdrehte. Er wusste, dass er seinem alten Freund mit jeder weiteren Sekunde des Schweigens ein bisschen mehr von dessen Würde stahl.

»Ich besiege ihn«, sagte er schließlich.

Und dann kletterte Bosch die Sprossen hinab, ohne sich um die offene Klappe zu scheren.

Sander versuchte sich zu beruhigen, als nichts weiter passierte.

Es gelang ihm nicht. Er krallte sich mit einer Hand an den Ampelhebel, mit der anderen fuhr er gedankenversunken über die Armatur seiner Kanzel.

13. Unkraut vergeht nicht

Der Morgen graute, während die Stadt splitterte. Es war bis hinauf in die Dunstglocke über den Dächern zu hören.

Ochsen-Otto setzte sich mit dem Hosenboden auf die Pflastersteine. Der Bordstein diente ihm mehr schlecht als recht als Rückenstütze. Er wollte verschnaufen. Die rote Färbung bei der zerrissenen Tasche seines Jacketts schien ihm größer als noch vor ein paar Minuten. Otto fasste sie sicherheitshalber ein weiteres Mal an.

Ja, feucht. Und roch nach Blut.

Damit war das geklärt.

Bosch fasste sicherheitshalber noch einmal auf die Bettdecke. Sie war so kalt wie zuvor. Im Übrigen auch so kalt wie an den anderen Tagen, an denen er einen Abstecher zum Zimmer gemacht hatte.

Er setzte sich auf das Bett, um in Ruhe aus diesem einzigen Fenster zum Hof zu schauen. Die Nachtschwärze war bereits einem grauen Film gewichen. Gleich würden die Farben dazukommen, die das Licht mit über den Horizont schwappen ließ. Diesen Morgen mochte es auch anders kommen, nach allem, das Bosch auf dem Weg gesehen hatte.

Er fasste ein weiteres Mal auf die Bettdecke neben sich.

Ja, kalt. Und es roch nicht mehr nach ihr, egal wie sehr er den Duft suchte. Im ganzen Zimmer nicht. Also stand er auf und ging zur Tür. Er zog sie hinter sich zu, auch wenn sie nicht mehr ins Schloss fallen konnte, seit Bosch es mit seiner Schulter aus dem Blatt gebrochen hatte.

Otto genoss es, kurz aus der Hektik der Straße zu fallen. Die Menschen, die sich so früh draußen aufhielten, rannten alle. Niemand ging spazieren oder hatte auch nur den Anflug eines entspannten Gesichtsausdrucks. An

der nächsten Ecke zerrte eine Mutter am Arm ihres Kindes. Der Kleine rieb sich noch den Schlaf aus den Augen.

Dann ein Knall, so laut, dass es Otto durchschüttelte. Da musste was explodiert sein bei den Fabriken, die nicht weit entfernt aufgehört hatten, Rauch aus ihren Schornsteinen zu pusten.

Die Maschinen wurden jetzt nicht mehr bedient.

Im Treppenhaus traf Bosch keine Menschenseele. Es war mucksmäuschenstill, so wie bei jedem seiner Besuche in dieser Woche. Vielleicht lebte überhaupt niemand mehr in Mavis Hinterhaus?

Dann ein Knall, so laut, dass die Treppe wackelte. Von den Wänden rieselte Kalk. Zweifellos eine Explosion. Von denen hatte Bosch nachts einige gehört. Was die Arbeiter sonst in ihren Kesseln schmolzen und in Tanks vergären ließen, war nun unbeaufsichtigt.

Die meisten Leute, die gefährliche Maschinen überwachten, kamen nicht mehr zur Arbeit. Oft waren sie regelrecht geflohen, ohne sich auch nur eine Sekunde darum zu scheren, was sie alles abschalten mussten. So schnell ereilte sie die Erkenntnis, dass sie sich etwas vor machten. Wozu hier stehen und arbeiten, wenn die Welt das nicht mehr brauchte?

Ein Schrank brannte, mitten auf der Straße. Der war doch eigentlich wirklich hübsch, dachte Otto – von den schwarzgeleckten Brandstellen natürlich abgesehen. Der Schrank lag quer, als Teil einer Barrikade aus Stühlen, Fahrrädern, Pflastersteinen und noch mehr Schränken. Das meiste davon stand noch nicht in Flammen. Die Holzteile kokelten nur ein bisschen vor sich hin.

Otto zog die Augen zu einem Schlitz zusammen und spähte die Barrikade argwöhnisch aus. Im Sitzen. Nicht, dass sich jemand dahinter versteckte und ihn gerade aufs Korn nahm! Wäre ja nicht der erste heute, erinnerte er sich an die Nacht.

Und sicher nicht der letzte. Immerhin hatte Otto noch große Pläne für den Tag. Wer jetzt nicht zugriff, war selber schuld.

Er würde sich nichts durch die Lappen gehen lassen.

Bosch wanderte die Straßen entlang, die Höfe hinter sich lassend. Es war nicht weit bis zum eingestürzten Haus, das sein Ziel war.

Die Sonne blitzte mit den ersten Strahlen über die Häuser und tauchte alles in einen gelblich-orangen Schimmer. Bosch schloss kurz die Augen, während er ging. Dadurch hörte er die Geräusche um sich herum besser. Es knisterte wie aus Kaminen. Die großen und kleinen Feuer wurden nicht gelöscht. Sirenen waren in der Nacht endgültig verstummt. Es war die Art Ruhe über allem, die am Ende der Einsicht steht, dass es nichts mehr bringt, für Ordnung zu sorgen.

Bosch öffnete die Augen gerade rechtzeitig wieder, um nicht von einer Horde Halbwüchsiger über den Haufen gerannt zu werden. Oder besser, um sie noch sehen zu können, bevor sie vorbeigestürmt waren. Sie hielten unbewusst Abstand zu ihm, so dass er die Halbwüchsigen spaltete wie ein Felsvorsprung, der erst einen reißenden Fluss auftrennt, nur um sich hinter ihm wieder nahtlos zusammenzufügen.

Einmal links abbiegen. Dann geradeaus, vorbei an offenen Türen von Geschäften, deren Besitzer nicht mehr da waren. Noch mehr Brandherde, kaputte Fenster. Und vereinzelte wirre Menschen, die anders als die anderen nicht die Beine in die Hand nahmen, sondern wild mit dem Kopf ausschlagend nach Übersicht in allen Richtungen suchten.

Geschrei und viele, viele Namen hingen in der Luft.

Vor sich fand Bosch die Straße blockiert. Es sah nach Möbeln aus, auch Lampen und Räder waren auf einen Haufen geworfen. In der Mitte loderte ein Schrank fröhlich vor sich hin, aber mehr zu den Seiten hin schien es, als könnte Bosch einfach hinüberklettern.

Den Umriss über einer zerschmetterten Standuhr bemerkte Otto sofort. In der verrauchten Luft konnte er aber zunächst nicht mehr als die Silhouette eines Mannes erkennen.

Gut, dass er aufgepasst hatte! Die Silhouette beeilte sich nämlich nicht. Das nahm Otto als Alarmsignal. Er selber beeilte sich auch nicht. Das hatten sie gemeinsam und es war so eine Art Erkennungsmerkmal für die Leute, die wie er keine Angst im Kopf hatten, sondern eher logistische Fragen: Wohin als nächstes, bevor die Beladung mit Schmuck und Geld zu schwer wurde, um damit auf Beutezug zu gehen? Wer sah verdächtig aus? Wem könnte man Gestohlenes für Scheine anbieten?

Otto machte sich bereit, ohne seinen Sitzplatz am Bordstein aufzugeben. Seine Kleidung blieb wo sie war, seine Augen auch, aber seine Muskeln waren auf einen schnellen Sprung eingestellt.

Bosch hätte den enormen Klumpen eines sitzenden Menschen beinahe übersehen. Er war mit dem Kopf schon nicht mehr in dieser Stadt, samt ihrer kleinen und großen Katastrophen. Er dachte nur an Michael.

»Edelpinsel!«

Bosch blieb stehen.

»Hier drüben, Mann«, rief Ochsen-Otto von der Seite der Straße. Bosch stand mitten auf der Fahrbahn. Er schaute in die Richtung, aus der nach ihm gerufen wurde, doch es dauerte eine kleine Ewigkeit, bis sein durch und durch leerer, abwesender Blick etwas aufklarte.

Bosch musterte Otto eingehend. Dann ging er zu ihm hinüber, ohne ein Wort zu sagen.

»Schau an«, sagte Otto vergnügt. »Auch schon so früh auf den Beinen. Setz' dich doch! Ist ja nicht so, als ob sich noch irgendwer beschweren würde, wenn du nicht pünktlich kommst....«

Er konnte Ottos Spruch gedanklich nicht folgen, aber Bosch setzte sich dennoch neben ihn auf den Bordstein.

»Schick wie eh und je«, lobte Otto. Er schob die Unterlippe vor und nickte übertrieben. »Was machen die Geschäfte?«

»Ich habe keine Geschäfte«, antwortete Bosch, ohne den Anflug irgendeines Gemütszustandes damit preiszugeben. Andere Gesprächspartner hätte diese völlig tumbe Reaktion vielleicht verunsichert, nicht aber Otto. Er hatte schon immer etwas an diesem Mann mit seinem Redeunwillen gefunden.

»Tja, dann hast du's entweder gut oder richtig scheiße«, kommentierte er. »Ich für meinen Teil habe gerade viel zu tun. Der Tisch deckt sich bei mir nicht von allein, weißt du? Da muss ich schon selber ran, jawoll! Gute Zeiten für Leute, die schnell zugreifen können…«

»Gute Zeiten?«

»Guck' mal, hier«, sagte Otto und zog eine schneeweiße Perlenkette aus der Innentasche seiner Jacke. Er hob sie mit weit aufgerissenen Augen hinter dem Stoff empor, so wie ein Zauberer mit größtmöglicher Dramatik ein Kaninchen aus dem Zylinder zaubern würde.

»Perlen, die deinem Mädchen vom Nacken bis zum Nabel reichen! Hast du Interesse?«

Bosch besah sich die dicken Kugeln, die auf der Schnur aufgereiht waren. Eine war perfekter als die andere. Sander hatte letzte Nacht von Perlen gesprochen, hatte seine menschlichen Hüllen damit verglichen.

»Die sind nicht echt«, sagte er.

»Was sollen die nicht sein?«

Ottos Stimme bebte mit Entrüstung. Er besah sich sein Beutestück selber aus nächster Nähe.

»Erzähl' doch nicht so'n Scheiß, Edelpinsel! Woher willst du das wissen? Sieht doch prima aus! So weiß und…«

Er nahm die Kette zwischen seine Zähne und biss mit den Backenzähnen auf eine Perle.

»…hart!«, beendete er seinen Satz.

»Ich weiß es einfach«, sagte Bosch.

Otto musterte Bosch von der Seite. Der Maler guckte nicht ihn an, sondern auf die Straße. Er saß da völlig ruhig, mit einem leeren Blick.

»Im Ernst?«, murmelte Otto.

Bosch nickte nicht einmal.

»Dreck, verfluchter«, schimpfte Otto. Er warf die Kette in hohem Bogen zur kokelnden Barrikade.

»Hast du sie gesehen?« fragte Bosch leise.

»Hä?«

»Die Frau, ›mein Mädchen‹.«

»Sage mal, glaubst du, ich kenne hier alle beim Namen, oder was?

»Ich dachte, das ist dein Geschäft?«, fragte Bosch gegen.

Ochsen-Otto schwieg – aber nur kurz. Dann lachte er lauthals auf.

»Ich triez' dich doch nur ein bisschen, Edelpinsel!«

Bosch starrte ihn an.

»Die kenn' ich, mein Freund«, gestand Otto. »Aber tut mir leid, ich hab' sie nicht gesehen.«

Er stand auf und streckte sich genüsslich. Hinter der Barrikade schrie jemand unverständliche Worte.

»Dann werd' ich mal langsam weiter.«

»Warum hast du keine Angst?«, fragte Bosch. Er blieb sitzen.

»Wovor denn?«

Bosch zeigte mit den Händen auf die Straße, die Häuser, den brennenden Schrank in der Barrikade und in den Morgenhimmel hinauf.

»Ich sagte doch, das ist gut fürs Geschäft«, erklärte Otto.

»Auch wenn du stirbst?«

»Wieso? Würdest du um mich weinen, Edelpinsel?«

»Nein«, gab Bosch zu.

»Eben! Halten wir uns an das, was wir sehen können, nicht wahr? Und ich sehe leere Wohnungen, aufgebrochene Geschäfte und weit und breit keine Bullen mehr. Also greife ich zu. Soll ich etwa Angst vor dem Jesuskind haben?«

»Die Menschen verschwinden. Siehst du es etwa nicht?«

»Und wenn schon! Es sind noch welche da und stehen mir im Weg. Die scheren sich auch nicht drum. Mit denen kann ich nicht so ein schönes Päuschen machen wie mit dir. Da heißt es ›Vorsicht‹!«

Otto lüftete eine Seite seiner Jacke so, dass Bosch das Innere sehen konnte. Dort hing ein armlanger Holzprügel an einer Schlaufe von der Achsel herab. Daneben steckten zwei Messer in aufgenähten Schaften.

»Nicht schlecht, was?«, fragte Otto Bosch, der prompt vom Bordstein aufstand, um sich das tragbare Arsenal näher anzuschauen.

»Hast du noch mehr?«

»Na klar!«

Auch in der anderen Innenseite seiner Jacke beherbergte Otto Waffen: einen Faustring, eine Schlinge, einen kurzen Gummiknüppel.

»Das da, gib' mir das!«, befahl Bosch. »Das Messer.«

»Bitte? Ich brauch' das selber.«

Bosch zeigte mit dem Finger auf das kleinere der beiden Messer, die Otto zuerst gezeigt hatte.

»Und überhaupt, was krieg' ich denn dafür?«, fragte er. »Was hast du bei dir? Weißt du, in Zeiten wie diesen kann ich leider nicht auf Pump dienlich werden. Du verstehst das sicherlich…«

»Ich habe nichts bei mir.«

»Das ist dann schlecht«, konstatierte Otto.

Bosch richtete sich zu voller Größe auf. Als er sprach, drangen seine Worte tief und bedrohlich aus dem wie gemalten, hübschen Mund.

»Gib es mir. Sofort!«

Otto war einmal verprügelt worden. Als Kind natürlich, nicht als Erwachsener. Den Respekt der Straße hatte er sich nicht zuletzt durch seine Fäuste und den überaus harten Schädel erarbeitet. Auch wenn er dutzende Hiebe einstecken musste, sein Gegner würde vor ihm zu Boden gehen. So war das immer gewesen, soweit Otto zurückdenken konnte. Bis zu diesem Kampf hinter der Schule eben, mit vielleicht 11 oder 12 Jahren.

Zu dritt hatten sie ihn fertig gemacht, bis er vor Tränen nichts mehr hatte sehen können. Das war echte Angst gewesen. Otto erinnerte sich häufig daran, wenn er selber einmal mehr brutal werden musste – des Geschäfts wegen. Er wollte diese Art Angst in den Augen der Gegner wiedererkennen, denn dann wusste er, wann er gewonnen hatte. Aus dieser Art Angst heraus baute niemand mehr die Courage auf sich zu wehren. Otto war gut darin, diesen Moment zu provozieren.

Jetzt fühlte er sich wieder auf der falschen Seite des bitteren Spiels. Nach so langer Zeit! Er musste kurz amüsiert schnaufen, als es ihm klar wurde. Bosch war ihm mit einem Mal nicht mehr geheuer. Gar nicht.

Er gab das Messer.

Als Bosch es wortlos in die eigene Innentasche steckte, um sich fast im gleichen Moment zum Gehen umzudrehen, gewann in Otto die Ganovenehre wieder Oberwasser.

»Aber gern geschehen!«, sagte er betont laut.

Bosch drehte sich noch einmal zu ihm um. In seinen Augen lag der gleiche abwesende Schatten wie am Beginn dieser Begegnung, als Otto ihn hatte rufen müssen.

»Danke«, sagte er leise.

»Dann mach's mal gut«, verabschiedete sich Otto. »Bezweifle, dass wir uns nochmal in die Arme laufen.«

»Ich auch...«

»Und mach' keinen Blödsinn mit dem Messer! Du wirst hoffentlich nicht versuchen, das Jesuskind abzumurksen!«, rief Otto und verfiel darüber in schallendes Gelächter. »Das dürfte schwierig werden...«

Bosch drehte sich nicht um. Er ging bereits die Straße hinunter.

»Nein«, murmelte er, unhörbar für Otto. »Zuerst den Anderen.«

14. Schschsch…

Das Schlagen seiner Schuhabsätze kündigte ihn an, noch bevor Bosch zu sehen war. Es klackte auf den malträtierten Pflastersteinen der ruinierten Einfahrt, jedes Mal, wenn er über einen Mauerbrocken kletterte und auf seinen Füßen landete.

Die beiden Bettler warteten mit gedrehten Köpfen. Ihre Blicke lagen auf Bosch, als er den ersten Innenhof erreichte. Sie saßen beide genau dort, wo Bosch sie neulich vorgefunden hatte: mit den Rücken an ihre Mauern gelehnt, als hätten sie sich zwischenzeitlich nicht bewegt.

Aber Michael fehlte in diesem Ensemble. Er war nicht zu sehen.

»Wo ist er?«, fragte Bosch in den Hof hinein. Seine Worte hallten als Echo wieder. »Ich will zu Michael!«

»Dann musst du an ihm vorbei«, sagte der Bettler, der von Bosch aus gesehen am linken Rand des Hofes hockte. Er nickte wegweisend hinüber zu seinem Kollegen auf der anderen Seite.

»Und an ihm«, erwiderte jener mit der gleichen Geste.

Beide Bettler schauten sich ernst in die Augen. Sie nickten sich an.

Gegenüber, in der entferntesten Ecke des ersten Hofs lag die Durchfahrt in den zweiten. Bosch hielt auf den Torbogen zu, von dem ein schattiger Tunnel aus weiter nach hinten führte.

Als er die Mitte des Hofs erreichte hatte, dort, wo er mit den Beinen die Sichtlinie zwischen den Bettlern unterbrach, rollte sich der rechte plötzlich seitwärts. Er stand nicht einmal auf dafür. Er drehte sich nach der Rolle um 90 Grad und kugelte von da an weiter vorwärts.

Bosch hielt inne.

Auch der andere Bettler hatte seine wachende Position verlassen. Er machte Rollen in der gleichen Manier wie sein Konterpart, nur in die andere Richtung, hin zur zerstörten Einfahrt, durch die Bosch gekommen

war. Als er sie erreichte, entfaltete er seinen Körper mit einem Schwung, der jeden Turner vor Neid hätte erblassen lassen. Auch sein Partner schwang sich aus der Rolle empor und stand mit breiten Beinen und verschränkten Armen plötzlich in der anderen Hofdurchfahrt.

»Beeindruckend«, sagte Bosch spöttisch.

Er ging weiter, direkt auf den Breitbeinigen zu, der das Tor mittig versperrte. Allerdings war es breit genug, dass ein Kohlelaster hindurch passte. Bosch hielt sich deshalb gar nicht erst mit dem Bettler auf, sondern schickte sich an, einfach neben ihm in den Tunnel zu gehen.

Ein Fehler, bemerkte er. Der Breitbeinige ließ ihn vorbei, packte ihn dann aber blitzartig von hinten, hebelte Bosch aus und warf ihn rücklings im Fallen über die eigene Schulter zurück in den ersten Hof.

»Es kann nicht jeder einfach zum Erzengel marschieren, wer Lust hat«, erklärte er süffisant, nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte.

Bosch brauchte länger. Er fasste sich ans Kinn, das er sich aufgeschlagen hatte. Er wischte etwas Blut mit seinem Handrücken ab.

Dann schmunzelte er abfällig.

»Ich bin nicht jeder«, sagte er.

Er drückte sich mit den Händen vom Boden ab und rammte den Breitbeinigen, als ob er ihn in der Mitte teilen wollte. Zu Boschs Überraschung zeigte das aber kaum einen Effekt bei seinem Gegner. Sie kamen beide wieder auf die Beine, mitten im Tor, wo sie sich gegenseitig offene Hiebe austeilten.

Bosch merkte, dass er im Vorteil war. Der Breitbeinige musste es ebenfalls wissen, denn er verlegte sich schnell darauf, sich mit seinem ganzen Körpergewicht an Bosch zu klammern, bis sie als großes Knäuel zu Boden gingen. Auch wenn er stärker war als der Andere, machte Bosch diese Taktik zu schaffen, bis er in einem Befreiungsschlag sein großes Anhängsel von sich schleuderte – ebenso in den Hof zurück wie er zuvor geschultert worden war.

Der Geworfene blieb liegen. Schwer atmend, aber zufrieden, ließ Bosch kurz den Blick schweifen. Der zweite Bettler stand nicht mehr dort, wo er ihn vermutet hatte. Die Einfahrt zur Straße war wieder frei.

»Ich sagte doch, dass du an ihm vorbei musst«, keuchte der Breitbeinige, der noch immer am Boden lag.

Bosch drehte sich um, wo der andere Bettler nun ebenso breitbeinig wie der erste stand. Er hatte auch die Arme genauso verschränkt. Wie durch eine unsichtbare Markierung bewegt, stand er exakt an der gleichen Stelle der Durchfahrt.

»Und an ihm«, ergänzte der erneuerte Torwächter.

Hinter Bosch rollte sich der soeben Besiegte ein weiteres Mal zusammen. Er holte Schwung und rollte bis zum Straßeneingang zurück. Damit hatten die Bettler nun ihre Plätze getauscht.

»Eine Pause!«, rief er zu Bosch hinüber, der irritiert die Rollerei mit den Augen verfolgt hatte.

»Aufgepasst!«, fügte der Bettler noch an.

Doch da fühlte Bosch bereits den stechenden Schmerz in seinem Rücken. Der neue Breitbeinige attackierte ihn mit Faustschlägen in die Leber, immer weiter, während Bosch sich wandt. Er landete einen Fußtritt, der den Neuen etwas aus dem Rhythmus brachte. Das genügte Bosch, um seinerseits auszuholen. Er war in diesem Kampf im Handumdrehen so überlegen wie im ersten, weil sich der Bettler haarklein so bewegte wie sein Vorgänger. Bosch hatte das Gefühl, gegen den gleichen Gegner anzutreten.

Das Ergebnis ließ nicht lange auf sich warten, aber es hielt Bosch doch ein, zwei Minuten beschäftigt. Schließlich drückte er den ermattenden Bettler mit einem Kraftakt zu Boden, um ihm einen letzten Schlag zu versetzen.

...der jedoch ins Leere ging. Der eben noch so schwach wirkende Verlierer rollte zwischen Boschs Beinen hindurch, zurück in den Hof.

Sein Konterpart gab seinen Posten auf und rannte auf Bosch zu, der schnell schaltete und die Beine in die Hand nahm – in Richtung des zweiten Hofs. Er hatte weder Lust noch ausreichend Luft für eine weitere Runde dieses Paarkampfes. Sein Verfolger war aber deutlich flinker auf den Beinen, sprang im Laufen und erwischte Bosch an den Beinen. Sie stürzten zusammen der Länge nach hin, höchstens einen Meter vor dem Ende des Durchgangs.

»Nicht so schnell«, mahnte der Bettler. Er klammerte sich an Boschs Knöchel, ohne aufzustehen. Warum ließ er nicht los und versuchte ihm Schaden zuzufügen, solange er noch auf dem Pflaster lag? Bosch fragte sich das, während er versuchte, vorwärts zu robben.

Die Antwort schien ihm zu einfach, um wahr zu sein. Was, wenn der Bettler nicht anders konnte? Wenn er keine Zeit für einen weiteren Angriff hatte, weil er den zweiten Hof nicht betreten durfte?

Es schmerzte Bosch zu sehr an seinen eisern umklammerten Knöcheln, als dass er seine Gedanken zusammenhalten konnte. Doch er reagierte mit einem Reflex, indem er sich auf den Rücken drehte, den Oberkörper aufrichtete, hin zu seinen Füßen, und dem Bettler mit der Faust auf den Kopf schlug. Der ließ daraufhin mehr vor Schreck denn vor Schmerz für einen Augenblick von Boschs Fußgelenken ab.

Das genügte. Bosch nutzte die Gelegenheit nicht für einen weiteren Angriff, sondern hechtete wie von einer Sprungfeder getrieben vorwärts, aus der Durchfahrt hinaus in den zweiten Hof.

Er hörte sich selbst laut nach Luft japsen. Das Gute daran war, dass er so langsam wieder zu Atem kam – ohne hinterrücks erneut Opfer von Tritten, Schlägen oder Hebelwürfen zu werden. Er begab sich in einen Schneidersitz, um in die Durchfahrt zurückzublicken.

Die beiden Bettler knieten dort, der letzte Verfolger keine zwei Meter von ihm entfernt, der andere beim anderen Tor. Keiner von ihnen machte Anstalten, Bosch weiter zu verfolgen.

»Du hast ihn überwunden«, sagte der Bettler direkt vor Bosch.

»...und ihn auch«, rief der andere von weiter hinten.

Und damit sanken beide rückwärts in ihre turnerischen Haltungen und rollten langsam zu ihren Posten an den Wänden zurück.

Er war nicht allein im zweiten Hof – schon wieder nicht. Als Bosch das schmächtige Figürchen sah, wurde ihm klar, dass er sich etwas vormachte. Er konnte nicht einfach bis zu Michael marschieren und ihn um den letzten Kampf bitten. Michael hatte sich verkrochen. Er ging ihm aus dem Weg oder setzte darauf, dass seine Lakaien Bosch schwächen würden. Bosch hätte das selber so gemacht.

...wenn er der Schwächere wäre.

Das Figürchen hatte sich vermummt. Es trug einen spitzen Filzhut mit leichter Krempe. Zusammen mit dem Stofftuch, das sein Gesicht bedeckte, wirkte das mittelalterlich. Oder wie aus einem Theaterstück.

Der Rest der Person schien nicht erwähnenswert. Alles an ihr war in dunklen, verdreckten Tönen gehalten. Einen Mantel hatte sie zur Abwechslung nicht. Deshalb war auch zu sehen, wie schmal die Schultern unterhalb des Kinns saßen. Von hinten überragten die Kanten eines Rucksacks die Schultern um ein paar Zentimeter.

Es stand mitten im Hof, das Figürchen, und regte sich nicht. Es lehnte auf einem langen Holzstab, wie an einer zu hohen Theke.

Bosch rappelte sich langsam auf. Er fühlte den prüfenden Blick, der von unter dem Filzhut zu ihm herüberkam. Und er überlegte, ob er das Heft in die Hand nehmen und das Figürchen ansprechen sollte. Immerhin war es nur ein Strich in der Landschaft. Es konnte unmöglich vorhaben, Bosch auf ähnlich rabiate Weise von der Passage abzuhalten, wie es die beiden rollenden Bettler getan hatten.

Er entschied sich dagegen. Irgendetwas war ihm an der Zerbrechlichkeit dieser wartenden Person nicht geheuer. Also ging er einfach wortlos auf das Tor zu.

Es pochte zweimal. Das Figürchen nahm seinen Stab und schlug damit auf den Stein. Bosch ignorierte das. Er wollte sich nicht noch einmal schlagen müssen. Das hielt ihn alles nur auf.

Also konnte er auch nicht sehen, was das Figürchen in seinem Rücken tat. Es langte über seine Schulter rückwärts in den Rucksack und holte eine Art Lasso hervor. Das Seil war spindeldürr. In der Luft über dem Filzhut begann es augenblicklich, in einem schneidenden Ton zu flirren. Bosch hörte ihn, reagieren konnte er aber nicht mehr. Das Flirren brach ab und er fand sich umschlungen. Das Lasso fiel ihm bis zur Hüfte, wo es sich wie von Geisterhand zuzog.

Bosch fluchte einen unartikulierten Protest, während das Männchen die Schlinge nicht nur blitzschnell schneidend eng hielt, sondern Bosch auch zu sich heranzog. Es gelang ihm nicht zuletzt, weil Bosch nicht recht wusste, wie ihm geschah. Erst als er verstand, warum er rückwärts stolperte, machte er Schluss damit. Er stemmte sich gegen das Ziehen, so dass die beiden ungleichen Kämpfer kurz aussahen, als würden sie tauziehen. Dann gewann Boschs Körpergewicht gegen den Stillstand. Er lehnte sich rückwärts, in Richtung des nächsten Tors. Dem Figürchen blieb nichts anderes übrig, als widerwillig mit den Füßen hinterdreinzutippeln, weil es Bosch nicht halten konnte.

Es versuchte das allerdings auch gar nicht lange, sondern gab nach. Die Spannung wich aus dem Seil, weshalb Bosch seine Beine plötzlich ins Leere stemmte und prompt ein weiteres Mal hinfiel. Das Figürchen ließ es dabei nicht bewenden, sondern beschleunigte mit seinem Ende des Lassos in der Hand in einen Laufschritt – vorbei an Bosch und genau auf die seitliche Mauer des Quergebäudes zu. Mit einem federleichten Satz sprang es vorwärts an die Wand, mit den Füßen zuerst. Es war so flink, dass es ein paar Schritte lang schräg an der Mauer weiterlaufen konnte, bevor es sich pfeilschnell wieder abstieß: Hechtrolle, Sprung vorwärts, schon spannte sich das Seil wieder, als ob es zerreißen musste.

Bosch sah Sterne vor seine Augen treiben, als die Wucht des Lassos ihn packte und einfach mehrere Meter über das Hofpflaster zog. Er brauchte einen Moment, um das abzuschütteln und den Angreifer wieder in sein Sichtfeld zu bekommen.

Das Figürchen stand völlig entspannt wieder in der Hofmitte, das Kinn auf seinen Stab gestützt, den er mit einer Hand hielt. Die andere hielt das Lasso. Bosch ließ ihn jetzt vorsichtshalber nicht mehr aus den Augen, während er versuchte, das Seil um seinen Bauch zu lockern. Mit einiger Mühe schaffte er es. Das Figürchen verlor seine augenscheinliche Ruhe nicht, als Bosch aus der Schlinge stieg.

In der nun folgenden Stille war es wie ein Pistolenduell, nur ohne Waffen. Als warteten beide auf ein Signal standen sie bewegungslos, einer auf ein Zucken des anderen erpicht. Bosch zuckte zuerst. Gegen jeden seiner Instinkte stürmte er nicht auf diesen kleinen Emporkömmling zu, der es wagte, ihm die Stirn zu bieten. Nein, er drehte sich behände auf dem Absatz und suchte sein Heil in der Flucht durch das Tor. Er vertraute darauf, dass auch diese Wache ihren ureigenen Posten in Michaels Höfen hatte. Dass sie ihm nicht nachfolgen würde.

Bosch hörte erneut das Flirren. Dieses Mal wusste er, was das bedeutete. Entkommen konnte er ihm dennoch nicht. Ihm gelang nur, das Lasso hinter ihm im Flug zu ahnen und gedankenlos einen Arm zur Verteidigung über seinen Kopf zu heben. Da rannte er auch schon in das Tor zum dritten Hof hinein.

Das Handgelenk, das sein Lasso gefunden hatte, genügte dem Figürchen. Die Schlinge schnitt Bosch ins Fleisch wie eine Handschelle. Er fand sich aber nicht am Boden wieder, sondern hechtete unbehelligt durch die Passage. Hinter ihm rannte das Figürchen mit, anstatt sich gegen seinen Gefangenen zu stemmen. Als es selber das Eingangstor zur Durchfahrt erreichte, warf es das Lasso in die Höhe, wo es über einen Lastbalken fiel und dem Figürchen zurück in die Hände.

Dann stoppte es.

Boschs Handgelenk blieb, wo es war, während der Rest seines Körpers noch vorwärtsjagte. Das führte zu einer Unvereinbarkeit, die sich in reißendem Schmerz äußerte. Bosch schrie auf. Er verlor den Boden unter den Füßen.

»Verfluchter....«, keifte er.

Das Seil führte von seiner Hand über drei, vier Meter bis hoch zum Giebel des Tors am Anfang des Tunnels. Vom Balken hing es schnurgerade herab. Das Figürchen sah aus wie ein zu klein geratener Mönch im falschen Aufzug, der gerade seine Turmglocke läuten wollte.

Bosch hatte eine Idee. Er schüttelte sich den Schmerz aus der Schulter, griff mit beiden Händen nach dem Seil und zog es mit aller Kraft zu sich. Das Figürchen verlor sofort den Halt, ließ aber das Lassoende nicht los. Und so schwebte es mit einem Ruck plötzlich ein gutes Stück über dem Boden.

»Hab' ich dich!«, triumphierte Bosch laut. Das ging noch einfacher als er gedacht hatte! Er legte noch einmal sein ganzes Gewicht in einen weiteren Seilzug. Die Fasern des Lassos knisterten bedrohlich, förderten seine Last aber geduldig weiter nach oben. Jetzt hing das Figürchen schon einen Meter hoch, mitten im Tor. Es ließ auch weiter nicht los.

Noch ein Zug!

Ein befriedigtes Grinsen schlich sich auf Boschs puterrotes Gesicht. Wenn der Kleine losließ, könnte Bosch die verbliebene Strecke durch die Hofpassage mit ein paar Schritten schaffen, ohne dass sein Rivale eine Chance hatte. Und wenn er nicht losließ, dann würde Bosch ihn eben so lange hochhieven, bis die Finger zwischen Balken und Seil kommen mussten. Das kam dann aufs Gleiche hinaus.

Noch ein Zug!

Er hatte ihn überlistet, Bosch war sicher. Doch er traute sein Augen kaum, als sich das Figürchen am Seil kopfüber drehte, so dass die Beine zuoberst in der Luft abstanden. Bosch zog unbeirrt weiter, aber mit dem

nächsten Ruck stützte sich das verdrehte Figürchen mit den Füßen im Torbogen ab, holte Schwung und drückte sich abwärts.

Bosch verlor erneut die Kontrolle über das Seil und seinen Körper. Das Figürchen landete befreit und mit einem Salto wieder auf den Beinen. Es verweilte nicht, sondern zog nun seinerseits Bosch quer durch den Tunnel, sogar bis in die Luft unter den Balken.

Dann ließ es ihn fallen.

Bosch hatte endgültig genug. Er scherte sich nicht mehr um die Schlinge an seiner Hand. Stattdessen stürzte er sich auf das Figürchen. Dann eben mit Gewalt, wenn es nicht von ihm ablassen wollte!

Er hieb nach ihm, trat nach ihm, bekam es aber nicht ein einziges Mal überhaupt in die Finger. Bosch schlug Löcher in die Luft, während das Figürchen sich laut- und mühelos unter ihm wegduckte. Es tanzte regelrecht um Bosch herum. Je länger er vergeblich versuchte, es zu treffen, umso mehr kam es ihm vor, als ob dieser Gegner einfach mit ihm spielte. Er versuchte ja nicht einmal, ihn selber außer Gefecht zu setzen. Das Figürchen tat überhaupt nur irgendetwas, wenn Bosch sich anschickte, den Hof zu verlassen.

Weil es umgekehrt auch ihn nicht besiegen konnte! Es lenkte ihn nur ab. Um Zeit zu gewinnen, schlussfolgerte Bosch nun. Alles, was er tun musste, war nicht mitzuspielen. Er war in die Falle getappt, einfach den geraden Weg nehmen zu wollen.

Zeit, das Figürchen zu überraschen!

Die Passage in den dritten Hof lag an der gleichen Hofseite wie die vorherige. Das Quergebäude ragte hoch darüber hinaus, oder das, was davon übrig war. Das Haus sah noch zerstörter aus als das Gegenstück im ersten Hof. Die gesamte linke Hälfte war bis auf die Grundfesten in sich zusammengefallen. Mauerreste und Ziegelsteine ragten schulterhoch aus der Ruine, wie Zähne eines Sägeblatts.

Bosch täuschte einen schwingenden Schlag an, den er gar nicht landen wollte. Das Figürchen duckte sich wie erwartet darunter weg.

Diesen Moment nutzte Bosch, um sich umzudrehen und zu fliehen – dieses Mal in den Schutt der zerstörten Haushälfte hinein, nicht in Richtung Tor. Er sprang auf einen Mauervorsprung, von wo aus er mit Händen und Füßen auf das Plateau des Schutthaufens kletterte.

Zu seiner Verwunderung verfolgte ihn das Figürchen nicht. Es spazierte nur langsam in seine Richtung. Also widmete sich Bosch lieber dem zerklüfteten Parcours aus Stein, Holz und Metall, der vor ihm lag. Bis zum nächsten Hof waren es höchstens zehn, fünfzehn Meter, allerdings gab es überall Mauerreste im Weg oder regelrechte Löcher im Schutt. Bosch setzte vorsichtig einen Schritt vor den anderen, um einen Pfad zu finden, auf dem er nicht würde klettern müssen.

Plötzlich stieß eine Lanze aus dem Loch vor ihm nach oben. Sie reichte Bosch bis zu seinem Bauch. Hätte er noch einen Schritt vorwärts gemacht, wäre er von dem Ding aufgespießt worden.

Im Loch hockte ein verdreckter alter Mann. Die Lanze, die er nach oben gereckt hatte, war eine Eisenstange, an deren Ende ein Küchenmesser befestigt war. Bosch konnte es genauer unter die Lupe nehmen, als ihm lieb war. Die Schneide sah krumm aus und schief geschliffen, mit wenig Sorgfalt. Aber sie wirkte sehr scharf. Bosch griff nach dem Schaft der Lanze unterhalb der Klinge, um sie einfach zur Seite zu bewegen, so dass er weitergehen könnte.

Da wurden weitere blitzende Waffen aus allen anderen Löchern erhoben. Auch hinter vereinzelten Mauerresten kamen spitze Lanzen hervor. Um Bosch herum wurde aus dem zerklüfteten Schuttplateau ein bevölkertes Feld, aus dem Äxte, Messer, abgefeilte Eisenstangen, lange Scherben und Nagelkeulen wuchsen. Aus ihren Verstecken unterhalb der Oberfläche schauten Bosch grimmige Augen von mindestens zwei Dutzend Bettlern an. Wenigstens nahm er an, dass es sich um Bettler handelte. Es waren Kinder, Männer, Frauen dabei, junge wie alte. In jedem Fall hatte Michael hier eine kleine Armee zu seinem Schutz versteckt, dachte sich Bosch.

Hinter ihm war das Figürchen mittlerweile ebenfalls auf den Schutthaufen gestiegen. Es wartete in seiner bevorzugten Entspannungsposition mit dem Kinn auf seinem Stab, bis Bosch sich zu ihm umdrehte. Dann legte es den Kopf fragend zur Seite und gestikulierte mit offener Handfläche zurück in den Hof.

Es war eine Einladung, wusste Bosch, doch wieder zu zweit und im Hof weiter zu machen.

Bosch wollte nicht. Er widmete sich wieder der zerstörten Landschaft aus Steinen und versteckten Bettlern vor ihm. Es musste einen Weg geben, auf dem sie ihn nicht aufschlitzen konnten! Um es auszuprobieren, deutete Bosch einen Schritt seitwärts an, woraufhin sich sofort eine Hand mit einer spitzen Stange nach ihm streckte. Sie verfehlte Bosch jedoch, weil er sich in letzter Sekunde umentschied und einen Haken schlug. Er fand einen schmalen Grat, der vor dem Kollaps des Gebäudes eine Wand gewesen war. Dort entlang schlich sich Bosch, während es um ihn verwirrt ratterte. Die Waffen wurden gestoßen, Hände gewechselt, wie auf einen geheimen Befehl, den niemand auszusprechen brauchte.

Er schaffte nicht mehr als einen Meter. Dann ritzte ihm ein Schlachtmesser quer über den Oberschenkel, als er sich vor einer nach ihm geworfenen Glasflasche ducken musste. Bosch schrie auf vor Schmerz und griff nach der Wunde. Sie tränkte bereits seine Hose rot.

So funktionierte das nicht. Bosch wusste es, noch während er ungläubig seine Verletzung betrachtete. Sie tat weh, aber nicht so sehr wie die miserable Aussicht auf Erfolg, die er nun hatte. Er blieb stehen, wo er war. Das duldeten die Versteckten in ihren Löchern offenbar. Sie stachen nicht weiter nach ihm. Keine Hiebe, keine hinterlistigen Würfe. Solange er sich nicht vorwärts bewegte, legten sie sich auch nicht mit ihm an. Bosch drehte sich wieder zum Figürchen um.

Da stand es. Genau wie vorher. Als es Boschs Aufmerksamkeit hatte, hob es das Kinn vom Stab, um den langen Stock mit einer flinken Drehung zwischen Rücken und Rucksack einzuklemmen. Es holte wieder

sein Lasso hervor. Bosch ging instinktiv in die Knie, um sich nicht wieder einfangen zu lassen, aber seine Sorge war unbegründet: Das Figürchen hielt das Lasso nur Bosch entgegen, für einen Augenblick. Dann warf es das Seil achtlos auf den Schutt zu seinen Füßen und stellte sich mit verschränkten Armen auf. Es schaute Bosch herausfordernd in die Augen.

Denn das war es. Eine Herausforderung. Das Figürchen legte erneut den Kopf fragend auf die Seite. Danach öffnete es seine Handflächen nach oben, wie um Bosch zu sagen, dass er nun am Zug sei. Es ging wortlos rückwärts den Schuttwall wieder hinab in den Hof.

Die Einladung war wiederholt worden.

Bosch nahm sie an. Dass das Figürchen einfach so das Lasso weggeworfen hatte, war ein schlechtes Zeichen. Damit war Bosch ganz schön auf Trab gehalten worden – und jetzt legte es das Figürchen einfach ab? Als ob es das gar nicht brauchen würde?

Bosch schlich vorsichtig den Pfad zurück, den er eingeschlagen hatte. Die Löcher-Armee begrüßte das. Sie ließ Bosch in Ruhe, bis er den Weg zurück an den Rand geschafft hatte. Von hier sah Bosch das Figürchen seelenruhig bis in die Mitte des Hofs spazieren. Es hatte seinen Stab hervorgeholt und drehte ihn kunstfertig in den Fingern.

Bosch ahnte, dass er lieber nicht Bekanntschaft mit dem Stab machen sollte. Wenn das Figürchen nur halb so gut damit umgehen konnte wie mit dem Lasso, dann würde er den Hof vielleicht nicht mehr verlassen können. Wahrscheinlich hatte sich die kleine Gestalt diese Waffe noch aufgehoben, als Bonbon ihrer Begegnung!

Schluss damit!

Bevor Bosch in einem einzigen hohen Satz einfach vom Schuttwall auf den Hof sprang, langte er in einer weiten, wischenden Bewegung nach dem Lasso, welches das Figürchen so achtlos oben hinterlassen hatte. Der rumpelnde Aufschlag, den Bosch auf dem Pflaster machte, ließ das Figürchen aufgeschreckt in Stellung gehen. Seine Augen wurden weit, so dass Bosch die Überraschung sogar von Weitem darin sehen konnte. Den

Schmerz und das Blut an seinem Bein völlig ignorierend, kam er nach seinem Sprung breitbeinig zum Stehen. Er hob den Arm mitsamt Lasso hoch über den Kopf. Sofort begann das Seil in perfekter Rundung in der Luft zu schweben.

Das Figürchen traute seinen Augen nicht. Bosch gab ihm keine Zeit, über seinen Fehler nachzudenken, sondern ließ die Schlinge durch die Luft schnellen, quer über den Hof. Das Figürchen versuchte, sich mit einem Hechtsprung zur Seite zu retten, musste aber erkennen, dass Bosch genau damit gerechnet hatte. Das Figürchen kam auf dem Pflaster zum Liegen, mit seinem eigenen Lasso um den Kopf.

Bosch zog die Schlinge fest und zerrte seine Beute sofort zu sich heran. Das Figürchen kam dabei wieder auf die Beine, hatte jedoch nicht die Kraft, sich dem Zug zu widersetzen. Und schon hielt Bosch es mit beiden Händen am Schlafittchen.

»Hast du gedacht«, sagte er grimmig, »dass du der einzige bist, der einen Jahrmarkttrick kann?«

Ein einziger Schlag, in den Bosch seine ganze angesammelte Wut legte, fällte das Figürchen. Es konnte kein einziges Wort erwidern.

Bosch ließ es im Staub liegen. Er warf das Lasso weg, dann humpelte er unbehelligt bis zum Tor der Passage in den dritten Hof.

Und hindurch.

»Eieiei! Nun sieh' dich mal einer an...«

Die Stimme bedeutete für Bosch, dass ihn jemand gesehen hatte, noch bevor er verstand, was das für ein Ort jenseits der Passage war.

»Hier, mein Junge«, rief die Stimme. »Hier drüben!«

Vor Bosch lag kein Hof mehr, sondern ein Chaos. Es gab kein weiteres Hinterhaus, sondern nur noch aufgeschichteten Schrott sowie den Schutt, den er schon von oben gesehen hatte. Irgendwo unter den Tonnen an Stein, Blech und zertrümmerten Möbeln mochte noch das Pflaster des dritten Hofs sein, aber hier erinnerte nichts mehr an die

übliche Kaskade von Häusern. Zur Linken und zur Rechten gab es noch die Rückseiten der anderen Hausnummern und ihrer Höfe. Nur nach hinten hinaus gab es nichts mehr. Lediglich ganz weit entfernt lag ein dunkler Schatten über dem Schrottplatz. Ein weiteres Gebäude.

Jetzt sah Bosch, von wo die Stimme kam. Vor ihm gab es eine Art Unterstand, wie ein Zelt aus gestapelten Metallteilen. Davor hockte eine alte Frau vor einem Feuerchen, über das sie einen Kessel gehängt hatte.

»Was ist?«, fragte sie. »Bist du zu beschäftigt, um dich zu setzen? Suchst du den Nächsten zum Verprügeln?«

Bosch schüttelte den Kopf.

»Ich suche Michael«, erwiderte er und war über sein mühevolles Schnaufen selbst überrascht.

»Ach was, wirklich?«

Das war belustigter Spott. In dem zerfurchten Gesicht bildeten sich noch mehr Falten, …vom Lächeln der Alten.

»Wer hätte das gedacht!«

Bosch musterte die Frau und ihre Feuerstätte. Er humpelte zu ihr.

»Geht doch! Setz' dich«, sagte sie.

Es brauchte keine Überredung, damit Bosch dem Angebot folgte. Er war müde und sackte zusammen, als er sich in die Hocke begab.

»Das ist ja eine echte Sauerei, findest du nicht?«

»Hm? Was?«

»Dein Bein?«

Bosch sah an sich herab. Seine Hose sah praktisch zweifarbig aus. An dem Bein, das den Schnitt erhalten hatte, war der Stoff durch und durch rotbraun getränkt.

»Das haben wir gleich«, sagte die Alte.

Sie beugte sich im Schneidersitz nach vorn, so dass sie Boschs Hose greifen konnte. Mit einem einzigen kräftigen Ruck hatte sie den Stoff oberhalb der Wunde abgerissen und in zwei Hälften geteilt. Jetzt hielt sie Boschs halbes Hosenbein in Händen.

»Meine Güte!«, sagte sie, als sie sich den durchnässten Stoff besah.

Dann warf sie ihn über den Unterstand außer Sichtweite. Sie holte eine klare Flasche aus einem Beutel, der neben ihr lag. Als sie sie aufschraubte, stieg Bosch der beißende Geruch in die Nase.

»Gib' mir das!«, forderte er.

Die Alte tat so, als würde sie ihn nicht hören. Sie gab ihm nicht die Flasche, sondern kippte einen großen Schwall daraus über die Wunde.

Bosch zuckte nicht einmal.

»Gib' mir das!«, wiederholte er und zeigte mit zitternder Hand auf die Flasche, die von der perplexen Alten in der Luft gehalten wurde.

»Du bist in der Tat sonderbar«, murmelte sie. »...ich habe extra Tee gemacht, hier riech' mal...«

Sie wies auf den Kessel. Und während Bosch sich den dunklen, dampfenden Inhalt ansah, kramte die Alte aus ihrem Beutel eine Tasse.

»Ich will deinen Tee nicht. Die Flasche genügt!«

»Du solltest ihn nicht ablehnen, mein Junge. Er ist gut für dich!«

Bosch lachte.

»Eher willst du mich damit vergiften«, konterte er. »Aber ich lasse mich nicht aufhalten! Dieser Feigling entkommt mir nicht!«

»Warum sollte ich dich vergiften wollen?«

»Warum? Gehörst du etwa nicht zu Michael, wie der Rest?«

»Doch«, bestätigte die Alte. »Aber ich biete dir nur Tee an. Schau, deine Wunde! Sie blutet nicht mehr.«

Das stimmte. Bosch besah sich die Stelle, die vom Inhalt der Flasche sauber gewaschen worden war. Die Blutung hatte aufgehört.

»Und was ist in dem Tee?«, fragte er skeptisch.

»Was für eine dumme Frage!«, gab sich die Alte beleidigt. »Tee ist Tee! Jetzt hör' auf herumzudiskutieren und trinke ihn. Oder lass' es bleiben! Du hast die Wahl.«

Bosch überlegte. Er ließ sich Zeit, ohne dabei jedoch wirklich seine Gedanken zu hinterfragen. Die Alte sollte lediglich denken, dass er über ihr Angebot grübelte.

Dann griff er nach der Flasche, so schnell er konnte.

»Also, bitte!«, beschwerte sich die Alte.

Sie hielt die Flasche noch. Bosch war zu langsam gewesen. Die Alte behielt den Arm hinter ihrem Rücken, so dass Bosch nicht an die Flasche kommen konnte.

»Das ist unhöflich!«

»Weißt du eigentlich, wer ich bin?«, donnerte Bosch zornig.

»Du bist jemand, der eine einfache Frage nicht höflich beantworten kann!«, donnerte die Alte überraschend gewaltig zurück.

»Kein Tee?«

»Nein!«

Sie holte den Arm hervor und gab Bosch die Flasche. Er sagte nichts, setzte sie an und nahm ein paar Schlucke. Das Brennen in der Kehle leckte in vertrauter Manier seinen Rachen hinauf.

»Eieiei…«, kommentierte die Alte das Schauspiel.

»Was?«, fragte Bosch atemlos, nachdem er absetzte. »Sprich!«

»Du hättest den Tee nehmen sollen, das ist alles. Er ist wirklich gut! Hat noch jeden wieder zu Kräften gebracht.«

»Ich habe genug Kraft«, tönte Bosch, bevor er zu einem weiteren Hub ansetzte, der die Flasche zur Neige brachte.

»Sah vorhin nicht so aus«, konnte sich die Alte nicht verkneifen.

Bosch stand auf, so dass er auf die Frau am Feuer herabblickte.

»Du hast mich noch nicht kämpfen sehen!«

»Doch, habe ich.«

»Ich meine nicht mit Fäusten. Nicht gegen diese Schoßhunde!«

»Ich auch nicht…«, entgegnete die Alte.

Ihr Blick traf sich mit Boschs. Das hielt ihn in seiner Überheblichkeit auf. Etwas in ihren Augen war noch erheblich älter als ihre so deutlich vom Alter gezeichnete Form.

»Ihr seid Cherubim!«, platzte es aus ihm heraus. »Allesamt?«

»Dein Weg liegt dort entlang«, antwortete die Alte. Sie zeigte auf eine kleine Schlucht zwischen Wänden aus Schrott.

»Was lasst ihr euch von einem Erzengel einspannen?«, setzte Bosch nach. »Warum dient ihr ihm, wo ihr ebenso unsterblich seid?«

»Ich diene ihm nicht.«

»Und warum hockst du dann hier, in dieser erbärmlichen Hülle? Und hältst Wache wie ein Hund?«

»Es ist, was ich tun kann.«

»Hör' dir selber zu«, forderte Bosch, während er die Flasche achtlos zur Seite warf. «Das ist widersinniges Gerede!«

»Du wirst es noch verstehen, noch vor dem Ende. Dein Weg liegt dort entlang!«

Ein zweites Mal zeigte sie auf die Schlucht.

Bosch drehte sich zum schmalen Pass hin, der zwischen den Schrottwänden hindurchzuführen schien. Er ging los.

»Wie weit geht das hier noch?«, fragte er über seine Schulter.

»Dies war der dritte Hof«, antwortete die Alte.

»Wie viele sind noch übrig?«

»Du hättest den Tee trinken sollen.«

Bosch blieb stehen.

»Warum hilfst du mir?«

»Tue ich das?«

Die Alte wendete sich ab, nahm das Kesselchen vom Feuer und goß den Inhalt in die Flammen.

Bosch sah den Rauch, der sich entwickelte und gab es auf, von der Alten Antworten bekommen zu wollen. Er begab sich in die Schlucht, die bedrohlich knarrte, wenn er mit den Händen zwischen dem Schrott nach

Halt suchte. Zwar fühlte er sich mittlerweile erheblich besser als vor seiner kurzen Pause bei der Alten, doch ihm wurde mit jedem Schritt etwas mehr schwindlig. Das Gefühl erinnerte ihn an den Nachmittag im Luna-Park, als Mavi ihn im drehenden Haus hatte stützen müssen. Hier war es nicht so schlimm und er konnte auch ohne Hilfe durch die Schlucht gehen. Sie schien allerdings kein Ende zu nehmen. Bosch begann sich zu fragen, ob er im Kreis ging, wenngleich er nirgends eine Weggabelung gesehen hatte. Er wurde auch nicht an den Eingang zurückgeführt.

Kurz bevor er anhalten und den Schrott hinaufklettern wollte, um zu sehen, wo er war, tauchte eine blecherne Überdachung über der Schlucht auf. Darunter war es stockdunkel. Bosch zögerte keine Sekunde und ging hinein. Die Dunkelheit hatte einen hellen Ausgang. Nur ein paar Meter trennten ihn davon.

Auf der anderen Seite hörte der Schrottplatz auf. Hier sah es wieder wie in einem echten Hinterhof aus. Es gab Wände zu allen Seiten. Vor Bosch ragte eine eigenartige Struktur in die Höhe, vielleicht drei Meter. Sie war nicht aus Schrott wie die Brache hinter ihm, sondern aus gemauerten Backsteinen. Der Anblick erinnerte an den Bug eines Schiffes, zumindest von dort, wo Bosch stand. Der Steinbug trennte den weiteren Weg über den Hof in einen linken Pfad und einen rechten.

Bosch wählte den rechten Weg. Einer war so gut wie der andere, nach allem, was er erkennen konnte. Beide waren mit Mauersteinen übersät, so als wäre hier einmal eine Baustelle gewesen, die nun vergessen lag. Da und dort mussten Schlangenlinien um die Hindernisse gegangen werden. Das war nicht schwer. Zu klettern gab es nichts, und Bosch konnte sich in aller Ruhe die Struktur ansehen.

Hinter der Bugform ging das Mauerwerk einige Meter wie eine Burgmauer weiter. Der Eindruck drängte sich auf, weil es am oberen Ende einen breiten Schlitz in den Backsteinen gab, der wie durch Burgzinnen abgetrennt war. Anders als bei einer echten Burgmauer gab es hier aber noch ein Dach über dem Schlitz.

Bosch erreichte das Ende der Mauer, die hier in einen ähnlichen Bug auslief wie am Anfang. Der Hof endete kurz dahinter. Quer verlief die Rückseite einer Hauswand. Keine Fenster, keine Türen, nichts. Nur blanke Mauer, viele Stockwerke hoch.

Offensichtlich kam der andere Weg, den Bosch nicht gewählt hatte, ebenfalls an diesem Ende an: Links neben dem Bug kam ein ähnlicher Pfad zum Vorschein. Es waren also gar nicht zwei Wege, sondern ein Kreisgang um die Möchtegern-Burgmauer ohne Burg. Trotzdem fand sich Bosch nicht in einer Sackgasse, denn wenn er den Bug – oder vielleicht besser das Heck – umrundete, sah er in der äußersten Ecke des Hofs ein weiteres Durchgangstor. Dieses führte im Unterschied zu den vorherigen nur nicht geradeaus und damit tiefer in die Landschaft aus Mietskasernen, sondern im rechten Winkel weg von dieser Hofreihe.

Dieses Tor stand nicht offen. Es war nicht nur ein großer Bogen, sondern verfügte über eine echte Tür aus massiven Bohlen. Die rostigen Scharniere hatten einiges zu tragen. Etwas von dem vormals knallgrünen Lack war noch nicht völlig abgesplittert. Das Tor sah aus, als hätte es eine sonderbare Krankheit, der besser niemand zu nah kommen sollte. Bosch tat es dennoch. Er rüttelte an der Tür.

Hier kam er nicht weiter. Das Tor blieb unbeeindruckt von seiner Körperkraft, nicht zuletzt wegen der schweren und ebenfalls rostigen Kette, die zwischen den Bohlen verhakt war. Ein dickwülstiges Schloss hielt die Enden in der Mitte zusammen.

»Jap, jaa, genau! Da muss er rein«, sagte eine fiepende Stimme.

Bosch drehte sich nach ihr um und entdeckte einen Mann oben auf der Burgmauer, nah am Heck. Der Mann war schlecht zu erkennen, weil er im Schatten des breiten Schlitzes unter dem Dach blieb.

»Da rein?«, fragte Bosch. »In das Schloss hier?«

Er zeigte mit den Fingern auf das metallene Trumm, das stoisch an der Kette hing.

»Jap.«

»Und wer ist ›er‹, der da rein muss? Ein Schlüssel?«

»Jap.«

Bosch fuhr sich durch Gesicht und Haare, bevor er weitersprach.

»Und diesen Schlüssel, den hast du, nicht wahr?«

»Jap, jaa, genau!«

Der Stimme nach zu urteilen freute sich der Mann euphorisch über Boschs treffende Analyse der Situation.

»Zeig ihn doch mal her«, forderte Bosch.

Der Mann hüpfte etwas aus dem Schatten heraus, bis zum äußersten Rand der Mauer. Er lehnte sich sogar in die Luft hinaus, indem er sich mit einem Arm Halt an der nächstgelegenen Mauerzinne suchte. Er war ganz in ein kirschfarbenes Rot gekleidet. Auch wirkte sein Aufzug nicht so verlebt und verschlissen wie die der anderen Bettler, denen Bosch begegnet war. Eine abgewetzte Weste, aber eine saubere Strumpfhose, die der Mann statt richtiger Hosen trug. Selbst die Schuhe waren vom gleichen Kirschrot wie der Rest der Kleidung.

»Ist er nicht blank?«, fragte der Mann. Wenn er fragte, stieg sein ohnehin schon fiepender Tonfall in beinahe schmerzhafte Höhen auf.

Er hielt einen grotesk großen Schlüssel in die Luft. Er war so groß, dass er gut eine Attrappe sein konnte, für feierliche Übergaben vielleicht, von Bürgermeistern. Dass dies ein echter Schlüssel war, wusste Bosch aber schon allein durch den Blick auf das in gleichem Maße überdimensionierte Schloss an der Kette.

»Ich poliere ihn! Dreimal am Tag, jeden Tag.«

Der Schlüssel war wirklich blank. Er blitzte in der Sonne auf.

»Darf ich ihn kurz haben, deinen Schlüssel?«, fragte Bosch. Und die Antwort überraschte ihn nicht.

»Den kann ich nicht einfach herausgeben! Was denkst du denn!«

»Dass ich nicht weiter kann, wenn du mir den Schlüssel nicht gibst«, erklärte Bosch. »Aber ich muss. Du weißt das auch, oder nicht?«

»Jap.«

»Dann spuck' es einfach aus! Was willst du haben, damit du mir den Schlüssel gibst?«

Der Mann steckte besagten Schlüssel wieder in die Brusttasche seiner Weste, aus der er ihn geholt hatte. Die Hälfte schaute oben heraus. Schließlich schwang sich der Rote zurück in den Schatten hinter den Schlitz, während Bosch der Mauer nahekam.

»Die Parole!«

»Die Parole? Ich kenne keine Parole«, murrte Bosch, mittlerweile am Fuß der Mauer stehend.

Er blickte hoch zum Schlitz und schätzte mit einem zugekniffenen und einem offenen Auge seine Chancen ein. Zu hoch! Er konnte sich den Versuch zu springen sparen.

»Du kannst die Parole auch nicht kennen, bevor ich dir nicht meine Frage gestellt habe«, erläuterte der versteckte Mann belustigt. Er konnte sich ein unterdrücktes Kichern nicht verkneifen.

»Also dann! Wonach schmeckt der Tee?«

Bosch glaubte, sich verhört zu haben. Er ging ein paar Schritte rückwärts, um Abstand vom Heck der Mauer zu nehmen und den Roten besser sehen zu können.

»Ist das dein Ernst?«

»Jap, jaa, natürlich! Wonach schmeckt er?

»Der Tee der Alten?«

»Sag' mir das und für die Parole bekommst du den Schlüssel.«

»Ich habe den Tee nicht getrunken«, erklärte Bosch.

»Das ist Pech, jap, das ist Pech...«

Bosch fluchte innerlich. Er überlegte, was er nun tun sollte, hatte eine Idee, verwarf sie wieder, und dann nochmal von vorn. Schließlich setzte er sich mit wütenden Schritten in Bewegung. Er tigerte unruhig den linken Weg neben der Mauer entlang, den er noch nicht gegangen war. An so mancher Stelle schien es ihm, als ob Brocken aus der ansonsten makellosen Wand gefallen waren. Er prüfte sie von Nahem, wo sie sich

leider als zu mickrig entpuppten, als dass er mit einem Fuß darin Halt gefunden hätte. Und auch dort, wo das klappte, bekam Bosch im Anschluss nichts als glatte Wand mit seinen Fingern zu fassen.

Er erreichte den Bug, noch immer stumm vor sich hin fluchend. Nirgendwo auf dieser Seite hatte er eine Tür gesehen oder die Halterung einer Leiter. Auch auf der anderen Seite war keine. Das wäre ihm aufgefallen. Wie war der Rote dort überhaupt hinauf gekommen?

»Parole!«, krähte der Schlüsselbesitzer von oben, der den ganzen Weg mitgegangen war.

»Warte, ich bin gleich zurück…«, sagte Bosch.

Als er zum Ausgang der Schrottschlucht eilte, rief ihm der Rote warnend hinterher.

»Du kannst nicht zurück zu ihr!«

»Das werden wir sehen«, knurrte Bosch unter einem schweren Keuchen. Tatsächlich geriet er mit jedem einzelnen Schritt unfassbar außer Atem. Der Schwindel, der vor der Passage durch die Schlucht eingesetzt hatte, überwältigte ihn jetzt. Bosch sank auf die Knie, unfähig die Schlucht zu betreten, obwohl sie zum Greifen nahe vor ihm lag.

»Ich will sie… nur… fragen«, stotterte Bosch, nach Luft ringend.

»Du bist jetzt hier«, sagte der Rote sanft. »Sie wird dir keine Antwort geben können, weil du nicht in ihren Hof zurück kannst. Du kommst aus keinem wieder raus, es sei denn du findest den nächsten.«

»…Michael!«, stöhnte Bosch benommen.

»Komm' zurück«, lockte der Rote. »Hier wird es besser!«

Bosch krabbelte auf allen Vieren langsam wieder weg von der Passage im Schrott. Augenblicklich verbesserte sich sein Zustand. Nach ein paar Metern konnte er sich wieder auf die Beine stellen.

»Jap, jaa, genau! Sag' ich doch!«

»Was treibst du mit mir?«, schimpfte Bosch mit so viel Galle, wie er aufbringen konnte.

»Ich? Du hast das Zeug getrunken, nicht ich!«

»Den Schnaps?«

Der Rote lachte auf.

»Jap. ›Schnaps‹, wenn du es so nennen willst. Hättest den Tee trinken sollen, wie sie gesagt hat! Dann wäre dir jetzt viel besser – und die Parole wüsstest du auch!«

Bosch nahm einen Backstein in die Hand, der in seinem Weg lag, und schleuderte ihn nach dem Roten auf seiner Mauer.

Er traf ihn nicht.

»Ich hole jetzt jeden Ziegel, den ich finden kann, Freundchen, und dann stapele ich mir ganz schnell einen Weg zu dir hinauf. Noch kannst du mir den Schlüssel herunterwerfen. Wenn ich erstmal oben bin, reiße ich dir Arme und Beine aus!«

Von oben kam keine Antwort. Bosch brauchte sie auch nicht. Er machte sich daran, seinen Worten Taten folgen zu lassen. Der Schwindel hatte sich so schnell gelegt, wie er ihn ereilt hatte, so dass er voller Energie gleich mehrere Backsteine auf einmal aufsammelte, sie zum Bug trug und dort mit einem steinernen Krachen zu Boden fallen ließ.

Dabei passte er nicht auf, was über ihm passierte. Der Rote ließ einen Backstein von oben genau auf Boschs Kopf fallen.

Das brachte ihn zu Boden. Bosch lag ausgestreckt und benommen.

»Bau' du, ja, mach' das doch«, spottete es fiepend von oben. »Ich habe auch Steine! Und zielen kann ich auch gut. Bin gespannt, wie du von weiter oben fällst, jap.«

Bosch blutete nicht. Er rieb sich den Schädel, weil es darin brummte. Langsam rollte er sich seitwärts und schleppte sich an die Mauer unterhalb des Bugs.

Der Rote gönnte ihm diese Verschnaufpause. Er warf nichts weiter, er hörte auf zu reden.

»Wenn ich nicht zurück kann, aber auch nicht vorwärts«, fragte Bosch nach einer stillen Weile, »soll ich dann für immer hier bleiben?«

»Für immer? Nein, hier ist nicht ›für immer‹«, antwortete es von weit über Bosch wie von einer Souffleuse unsichtbar eingeflüstert.

»Außerdem musst du mir nur sagen, wonach der Tee schmeckt!«

Bosch dachte nach.

»Jasmin?«

»Nein.«

»Melisse?«

»Nein.«

»Kräuter?«

»Nein.«

Bosch schüttelte den Kopf.

»Alles Mögliche ist Tee, wenn heißes Wasser drauf gegossen wird«, lamentierte er. »Was weiß ich, was die Alte dort gebraut hat? Es roch nach nichts…«

»Bist du sicher?«

Etwas an der Frage des Roten machte Bosch aufhorchen. Ob er sicher war, dass der Tee nach nichts gerochen hatte? Warum sagte er das? Bosch hielt sich den Schädel, weil er das benommene Brummen darin loswerden wollte. Er musste das Ganze noch einmal von Anfang an denken. Er wusste den Geschmack nicht zu benennen, weil er das Gesöff nicht probiert hatte. Die Alte meinte, es würde ihm gut tun, aber ihm war es egal gewesen. Dass sie ihm mit dem Schnitt an seinem Bein geholfen hatte, war ihm Hilfe genug.

Bosch hatte die Schnittwunde völlig vergessen. Er unterbrach seinen Gedankengang, um nach dem ramponierten Hosenbein und der Stelle zu sehen, die so stark geblutet hatte. Nichts! Der Schnitt war noch deutlich sichtbar, blutete aber nicht. Die Schmerzen waren auch weg.

Sie hatte ihn also alles andere als schwächer gemacht. Wahrscheinlich war in dem Tee dann auch kein Gift. Vielleicht hätte es ihm tatsächlich noch mehr geholfen? Und wenn ja, was war es dann für ein Gebräu? Tee? Tee, wie ihn die Menschen zubereiteten? Was sollte das mit ihm machen?

Es war gar kein Tee. Jetzt war sich Bosch sicher. So wie die Truppe seltsamer Gestalten keine Bettler waren und er kein Maler. Sie gehörten allesamt nicht in diese Welt, und niemand unter ihnen hatte hier so lange überdauert wie Bosch. Michael hatte gesagt, dass er von der Sprache der Menschen beengt sei. Wenn ihm das so ging, warum sollten seine Wachen hier besser mit Worten umgehen können? Tee! Nur ein kleines Wort für den verblassten Schatten von etwas Himmlischen…

»Parole?«, fragte der Rote gelangweilt.

»Ambrosia!«, hörte Bosch sich sagen.

Keine Antwort vom Roten. Bosch wartete auf eine, doch an Stelle der üblichen Verneinung traf nur ein weiterer Schmerz auf seinen Schädel, wenn auch dieses Mal mehr Schreck der Grund dafür war.

Bosch langte dorthin, wo er getroffen worden war. Im gleichen Moment plumpste ihm der Schlüssel vom Schädel in den Schoß.

Er traute der Sache nicht. Darum wendete er den blanken, handgroßen Schlüssel wieder und wieder vor seinem Gesicht. Dann blickte er hinauf, wo er den Roten vermutete. Doch falls der noch über ihm hockte, hatte er sich entschlossen zu schweigen.

Bosch stand auf und beschloss, den Roten sein zu lassen. Er machte sich auf kürzestem Weg am Bug vorbei, den Schlängelpfad entlang bis zum Heck der Mauer und zum verschlossenen Tor in der Ecke des Hofes.

Der Schlüssel passte. Bosch hörte das laute Knacken im Inneren des Schlosses, als er es öffnete. Die Kette rutschte daraufhin fast von selbst durch den Bügel, sobald sie nicht mehr zurückgehalten wurde.

Mit einiger Mühe gelang es Bosch, die Tür mit ihren groben Bohlen aufzuziehen. Dahinter lag eine weitere Hofdurchfahrt, wie er vermutet hatte. Er ging ohne Zögern hinein, nicht bevor er jedoch in einem letzten Zornesanflug das Schloss mit aller Kraft durch den Schlitz des Mauerhecks geworfen hatte.

Er meinte, einen leisen Schrei zu hören.

Die Situation im fünften Hof brauchte keine Erklärung. Bosch war klar, dass er kein Rätsel zu lösen hatte.

Vor ihm lag ein völlig leerer Kohlehof. Nur die schwarzen Striemen der zerriebenen Briketts gaben Preis, was der ursprüngliche Zweck des tristen Quadrats gewesen war. Jetzt gab es hier keine Kohle mehr. Zu dreien der vier Seiten ragten ebensolche fensterlosen Hauswände in die Höhe, wie Bosch sie schon vom vierten Hof kannte. Hier kam noch hinzu, dass die Sonne es gar nicht mehr richtig durch den Schacht aus hohen Mauern bis zum Boden schaffte. Der Hof lag in einem entfärbten Schatten, obwohl es höchstens Mittag sein konnte.

Die einzige Front, die anders aussah, lag zur rechten Hand. Eine dunkelbraune Mauer, ohne Putz. Sie war fast so hoch wie zwei übereinander gestapelte Menschen. Und sie hatte weder Tor noch Tür. Das war umso irritierender, weil Bosch auch an den anderen beiden Wänden des Hofs keinerlei Durchgang erkennen konnte. Der einzige, den es gab, war jener, durch den Bosch soeben geschritten war. Die Passage führte nur zurück, nicht weiter.

Wenn dieser Hof dann wenigstens das Ende dieser ruinenhaften Odyssee gewesen wäre, hätte Bosch sich nicht ganz so sehr gewundert. Doch Michael war nicht hier. Er war ganz allein mit seinem Gegner.

Es handelte sich um den Riesen mit der Eisenstange, dessen unheimliche Silhouette er bei seiner ersten Begegnung mit Michael bemerkt hatte. Damals hatte er sein Gesicht nicht gesehen. Doch das war nicht nötig, um zu wissen, dass dies hier die gleiche Person war. So einen Körper gab es nicht zweimal. Und dass, obwohl Bosch selbst Riesen kannte: Harstein, der so breit und tief wie zwei Menschen war, und Neiwolf, dem eine normale Tür nur bis zum Nacken ging.

Der Riese war wie eine Kombination der beiden, so massiv wie Harstein, aber sogar noch einen Kopf größer als der Architekt. Bosch ging auf diese enorme Erscheinung zu, die ausdruckslos vor der braunen

Mauer stand. Der Riese konnte beinahe auf Augenhöhe die obere Kante sehen. Viel fehlte nicht, vielleicht ein halber Meter.

Bosch stellte sich in sicherem Abstand vor dem Riesen auf. Er musste den Nacken nach hinten beugen, um dem Anderen ins Gesicht gucken zu können. Bosch schätzte, dass er ihm nur bis zum Brustkorb reichte – so wie ihm die Alte mit dem Tee.

»Wo ist Michael?«, fragte Bosch.

»Nicht mehr weit«, antwortete der Riese.

Er hatte eine sanfte Stimme, die er nicht erheben musste, um damit den dunklen Hof wie mit warmem Wasser zu befüllen.

»Aber das hier ist eine Sackgasse«, gab sich Bosch nicht zufrieden.

Der Riese sah nicht ein, dazu etwas zu sagen. Er stand einfach an seinem Platz und ließ Bosch keine Sekunde aus den Augen.

»Oder etwa nicht?«, hakte Bosch nach. »Warum solltest du hier Wache schieben, du Ungetüm, wenn es keinen Weg weiter gibt?

»Ich kann dich durchlassen«, sagte der Riese ungerührt von Boschs Ausfragerei. »Aber nur alles von dir.»

»Nun, schau mich an«, erwiderte Bosch.

Er hob die Arme in einer Manier wie Ganoven dem Wachtmeister beweisen, dass sie nichts Verbotenes bei sich tragen.

»Mehr von mir gibt es nicht. Also?«

»Nein.«

»Was, ›nein‹?«

»Du bist nicht vollständig!«

Bosch legte den Kopf schief. Er wirkte auf den Riesen wie eine grüblerische Krähe, die etwas ausheckt.

»Ich werde wohl besser wissen als du, ob ich vollständig bin oder nicht! Was soll das überhaupt heißen?«

»Ist nur das hier vom Himmel gefallen?«, fragte der Riese und wies mit seinem kürbisgroßen Kinn herausfordernd auf Boschs Körper.

»Das ist nichts als eine Hülle!«, echauffierte sich Bosch. »Ich hatte Hunderte davon!«

»Aber die Sünde und der Erzfeind, sie sind zusammen gefallen…«

Bosch blieb eine Replik im Hals stecken.

»Sie ist ein Teil von ihm«, fuhr der Riese ruhig fort. »Der Satan hat sie aus seinem Kopf geboren. Sie gehören zusammen. Alleine seid ihr nicht vollständig. Wenn du vollständig bist, darf ich dich durchlassen.«

»Du siehst doch, dass ich allein bin«, verteidigte er sich. »Sie ist nicht bei mir. Ich weiß nicht, wo sie ist!«

»Sie?«, wiederholte der Riese. Er lächelte dabei, jedoch nicht länger als einen Wimpernschlag.

»Dann kannst du nicht weiter.«

Bosch schüttelte angewidert den Kopf. Dann wurde er so unruhig, dass er im Kreis zu gehen begann, ohne es zu merken. Und noch immer schüttelte er den Kopf.

Der Riese hatte genug Kämpfe bestritten, um zu wissen, dass er sich vorbereiten musste. Er konnte Boschs angespannte Ungeduld förmlich fühlen. Also ging er kaum merklich etwas in die Knie, was wie das Beugen eines Baumstammes aussah, und erwartete den Aufprall.

Bosch lieferte ihn. Er tat genau das, was der Riese erwartet hatte. Mitten in einer weiteren beleidigten Runde seines Kreisgangs scherte Bosch aus – wie ein Mond, den seine eigene Masse aus dem Orbit treiben lässt. Mit ausgestreckter Faust sprang er den so viel größeren Gegner an, als ob er ihn mit einem einzigen Schlag überwinden könnte.

Er scheiterte damit und rechnete eigentlich selber nicht mit einem so einfachen Ende ihrer Unstimmigkeit. Der Riese fing seine Faust mit der eigenen Hand ab. Sie war darin nicht größer als ein Apfel in einer normalen Hand. Bosch fühlte die mächtige Pranke alles umschließen, sogar noch bis zum Handgelenk. Vielleicht konnte der Riese Boschs Faust einfach so, durch ein kurzes Quetschen zermalmen, wenn er wollte. Er wollte aber offensichtlich nicht, denn mit dem Rest seines monströsen

Körpers wich er erstaunlich flink dem Angriff aus. Er nutzte den stählernen Griff seiner Hand lediglich, um Boschs Flugbahn so zu leiten, dass er sanft neben ihm auf dem schwarzen Boden landete.

Dann ließ er Bosch los.

»Erstaunlich«, sagte er so unbewegt und ruhig, dass es einem Flüstern gleichkam. »Du hast überhaupt keine Angst…«

»Vor dir?« fragte Bosch. Er rieb sich verärgert die Hand. »Ich habe Mächtigere als dich bekämpft und alle haben es bereut, sich mir in den Weg zu stellen. Ich habe vor nichts und niemandem Angst. Du bist nur groß, das ist alles.«

Der Riese lachte belustigt.

Bosch probierte einen weiteren Überraschungsangriff, während der Riese mit Lachen beschäftigt schien. Dieses Mal rollte er sich vorwärts über das Pflaster, so wie es die beiden Bettler im allerersten Hof gemacht hatten, schnellte unterhalb des Bauches seines Gegners unvermittelt hoch und sendete einen schweren Hakenschlag hoch in die Leber des Riesen.

Der fühlte es. Bosch konnte ihn ächzen hören, sich aber nicht über den Wirkungstreffer freuen. Der Riese packte ihn im gleichen Moment an Hose und Jacke, als wäre er nichts als ein zu lange im Haus verbliebener Müllsack, den er nur widerwillig zwischen die Finger nehmen wollte. Mit einer kurzen Drehung warf er Bosch quer über den Hof. Bosch dachte, er würde fliegen und auf gewisse Weise tat er das auch. Die Gewalt, die vom Wurf des Riesen ausging, konnte er bis ins letzte Gelenk spüren. Er flog wie eine Puppe.

Und kam ähnlich ungelenk wie eine Puppe auf dem Boden auf, völlig hilflos, weggeworfen.

»Vielleicht ist es nicht Angst, die ich meine«, sagte der Riese so beiläufig, als hätte er eben nicht einen fast zwei Meter großen Mann bewegt, sondern eine Zeitung in die Ecke geworfen. »Es ist eher, dass du wirklich glaubst, mich besiegen zu können. Warum denkst du das?«

Der Riese erwartete augenscheinlich, dass Bosch Flug und Sturz gut genug überstanden hatte, um weiter mit ihm zu plauschen. Anderen hätte diese Episode das Genick brechen können – ganz abgesehen von zig Knochen. Doch er hatte Recht mit seiner Annahme. Bosch richtete sich auf, hielt aber nun Abstand. Er blieb in sicherer Entfernung.

»Niemand kann mich aufhalten. Alle Engel des Himmels waren nicht genug. Was sollst du da bewirken? Ich finde einen Weg. Michael weiß, dass ich komme. Du machst mich nur wütender, das ist alles!«

Der Riese hörte zu. In seinem Gesicht spiegelte sich Nachdenklichkeit. Bosch konnte damit nichts anfangen. Er rappelte sich auf und suchte still nach der nächsten Taktik, die er ausprobieren könnte.

»Ich denke, ich verstehe jetzt besser, warum ich hier bin«, erklärte sich der Riese schließlich. »Deine Eitelkeit ist so grenzenlos, wie sie sagen. Und ich glaube dir! Du wirst nicht aufhören mich anzugreifen, bis ich dem ein Ende setze.«

Er wendete sich von Bosch ab und präsentierte damit seinen klavierartig breiten Rücken. Bosch konnte nicht genau sehen, was er sich an der Mauer zu schaffen machte, aber der Riese holte etwas aus der Kante zwischen Mauerfuß und Hofboden. Als er sich dann damit umdrehte, erkannte Bosch die Eisenstange, mit der der Riese neulich aus dem Schatten heraus schon gedroht hatte. Er nahm sie in beide Hände, hielt sie vor sich wie einen Besenstiel.

»Hast du verstanden, dass ich dich nicht passieren lasse, wenn die Sünde ohne den Feind bleibt? Dass ich euch beide brauche?«

»Ja«, knurrte Bosch.

Der Riese nickte aufrichtig zufrieden.

»Das ist wichtig. Gut!«, sagte er. »Dann hat es keinen Sinn, länger zu warten. Wenn du den anderen Teil nicht herbringen kannst, vergeudest du nur unsere Zeit. Also nehme ich sie dir jetzt. Es wird nicht wehtun. Ich mache einfach zwei Teile aus dir, ganz schnell…«

Bosch wusste, dass der Riese jedes Wort so meinte. Er machte einen Satz seitwärts, dann zurück, bewegte seine Füße schnell, ohne dem Riesen näher zu kommen. Er konnte auch nicht noch mehr Abstand zwischen sich und die Eisenstange bringen, die der Riese nun wie einen Zauberstab in seinen Fingern kreisen ließ.

Jeder Täuschung folgte der Riese. Aber Bosch gewann dadurch keinen Vorteil. Er sah keine Lücke, durch die er schlüpfen, keine verlorene Balance, die er ausnutzen konnte. Der Riese bewegte sich, als könne er seine Gedanken lesen oder als hätte er jede seiner Bewegungen schon millionenfach gesehen. Es gab keinen Ausweg. Und schon holte der Riese zum Wurf aus, die Stange hoch in der Hand über die Schulter erhoben. Bosch blickte genau auf das Ende.

Sie würde ihn durchbohren wie ein Blatt Papier, wenn sie ihn traf. Und der Riese strahlte eine unheimliche Ruhe aus, die Boschs Zweifel nährten, dass dieser Werfer jemals sein Ziel verfehlt hatte.

Er blieb stehen, wie in einer Schockstarre.

Da stürzte der Riese mit einem verzerrten Bellen unvermittelt auf sein linkes Knie. Hinter ihm kam Amelia zum Vorschein, das Bein, mit dem sie die Kniekehle des Riesen von hinten eingeklappt hatte, noch ausgestreckt vom Tritt.

Bosch traute seinen Augen nicht.

Amelia wiederholte ihre Attacke am anderen Bein. Sie nahm nur einen Schritt Anlauf, dann rammte sie ihre Fußsohle von hinten gegen das Bein des Riesen, der nun endgültig ins Knien kam. Er musste die erhobene Eisenstange sinken lassen, um sich abzufangen.

Amelia nahm nun etwas Abstand zum Riesen ein. Bosch machte seinerseits einen großen Bogen um den Angeschlagenen und stellte sich an Amelias Seite. Doch als der Riese sich wieder erhob, lächelte er nur. Er sagte kein Wort.

»Wie kommst du hierher?« fragte Bosch Amelia durch die Zähne.

»Nicht jetzt!«, herrschte sie ihn an.

Der Riese nahm seine Eisenstange auf, dann explodierte er förmlich, halb springend, halb rennend – an Bosch und Amelia vorbei. Er holte im Lauf aus und ließ die Eisenstange wie eine Abrissbirne in die hintere Mauer fahren. Sie gab unter der rohen Gewalt sofort nach. Dort, wo die Stange die gemauerten Steine durchbrach, kollabierte die ganze Konstruktion wie ein Spielturm aus Holzklötzen. Das Getöse der matt plumpsenden Steine flüchtete die Wände des Hofkessels hinauf.

Beide, Amelia und Bosch, wichen zurück, als die Mauer zerbarst. Der Riese verschwand für einen Augenblick in der aufkommenden Staubwolke aus Mörtel und Kohlestaub. Dann war er wieder zu sehen, sobald sich der Staub etwas legte. Er betrachtete das Loch, das er geschaffen hatte. Mit dem Ende seiner ungebrochenen Stange brachte er noch einige überhängende Steine zu Fall, bis er zufrieden mit der Größe des Durchbruchs war. Dann drehte er sich zu Amelia und Bosch um.

»Alles von dir ist nun hier«, sagte er. »Du bist vollständig. Ihr könnt jetzt passieren.«

Amelia nahm Bosch bei der Hand, bevor der auch nur ein einziges Wort sagen konnte. Sie führte ihn zum Loch, unter den wachsamen Augen des Riesen.

Sie stieg zuerst hindurch. Bosch folgte ihr. Sobald beide auf der anderen Seite waren, fing der Riese an, mit Händen und Füßen den Schutt zusammenzuschieben, den er mit seinem Abriss soeben erst produziert hatte. In Windeseile formte er aus den Steinen und Bruchstücken eine wadenhohe Basis, auf die er wahllos Steine aufreihte. Er konnte nicht frisch mauern, aber das war angesichts der hämmernden Hiebe, mit denen er die Steine in ihren Platz drückte, auch nicht nötig.

»Willst du uns einmauern?«, fragte Bosch entgeistert.

Der Riese lächelte durch das Loch.

»Ihr solltet ungestört sein, für das, was nun kommt.«

»Wo ist Michael? Du hast gesagt, er ist nicht weit.«

»Oh, nur noch dort hindurch«, antwortete der Riese. Er wies durch das Loch nach rechts, wo der schmale Gang, in dem sich Amelia und Bosch hier befanden, in einem hellen Durchgang endete.

Beide gingen tiefer in den Gang hinein. Hinter ihnen folgte ein steinernes Legegeräusch auf das nächste. Der Riese arbeitete weiter.

»Das gefällt mir nicht«, sagte Amelia.

»Warte hier«, flüsterte Bosch.

Er ging alleine weiter durch den Gang, der auf der unversehrten Seite die gleiche Art Mauer als Begrenzung hatte wie die, hinter der der Kohlehof lag. Als Bosch die Arme ausbreitete, konnte er beide Wände berühren. Es war mehr ein Schlauch als ein Hof, viel schmaler als breit, denn bis zum hellen Durchgang waren es gut und gerne fünfzig Meter.

Was nun folgte, kannte Bosch zur Genüge. Er hatte sie heute schon gespürt, diese übermächtige Trägheit, die ihn mit jedem Meter ausbremste. Seine Schritte wurden langsamer und schwerer, so wie beim gescheiterten Versuch, zurück zur Alten in den dritten Hof zu gelangen. Er versuchte dennoch, den Durchgang zu erreichen, doch egal, wie sehr er sich mühte, fünf oder sechs Meter vor dem Ziel schien er buchstäblich in der Luft festzustecken. Schweißperlen traten ihm auf die Stirn und er wurde rot vor Anstrengung im Gesicht, als er noch einen weiteren Schritt zu setzen versuchte. Er lehnte sich sogar mit dem Oberkörper nach vorn, so dass er eigentlich der Länge nach auf die Nase fallen musste…

Nichts. Er kam nicht weiter. Als er dem Widerstand nichts mehr entgegenzusetzen hatte, drückte es ihn wie durch einen unsichtbaren Windstoß sofort ein paar Schritte zurück. Bosch musste sich fangen und festen Stand suchen.

Ein Schatten wanderte durch das Licht hinter dem Durchgang.

»He!«, brüllte Bosch, erhielt jedoch keine Antwort.

Ohne den Durchgang aus den Augen zu lassen, ging Bosch langsam und rückwärts durch den Schlauch zurück.

Amelia traf ihn auf halbem Weg. Sie legte ihm sanft die Hände in den Rücken, damit er stehenblieb.

»Ist da jemand?«, fragte sie.

»Das ist er, ich weiß es!«, sagte Bosch. »Michael! Aber ich kann nicht hindurch.«

Dann ließ er vom Durchgang ab und sah Amelia an.

»Probier' du es!«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich kann auch nicht durch. Ich kann überhaupt nicht weiter.«

»Wieso? Was redest du?«

Bosch verstand nicht.

»Sieh auf den Boden…!«

Bosch tat es. Er hatte die Buchstaben übersehen, weil er einzig auf den Ausgang geachtet hatte. Amelia aber nicht. Sie hatte in der Zwischenzeit bereits gelesen, was dort in großen, schneeweißen Lettern aus Kreide geschrieben stand:

Komm zu mir wie du warst
ein strahlender Stern
und Sünder
Mein Bruder, meine Schwester
verleugne dich nicht
Eins bist du!

Bosch las die Wörter wieder und wieder, ohne einen Sinn darin zu finden. Stattdessen fiel ihm auf, dass es völlig ruhig geworden war. Etwas fehlte. Das Klacken der Steine hatte aufgehört. Bosch ging zurück zum Loch, nur um zu sehen, dass es kein Loch mehr gab. Es war jetzt aufgefüllt mit losen Steinen, manche davon zersplittert. Der Riese hatte ganze Arbeit geleistet.

»Noch ein Rätsel«, sagte Bosch zu Amelia. »Noch eine weitere, eitle Spielerei, die mich beschäftigen soll.«

»Nein, ich weiß, was es bedeutet.«

Amelia bewegte sich nicht vom Fleck. Sie starrte die Kreide an, als ob sie mehr darin sehen konnte als die groben, schnell gezogenen Linien.

Bosch ging zu ihr.

»Was meinst du?«

»Wir können nicht beide hindurch…«

»Du irrst dich. Der Riese wollte mich nicht vorbeilassen ohne dich. Weil du gekommen bist, hat er das Loch gemacht. Du musst hier sein!«

»Hier, ja, aber nicht weiter.«

»Du hast es doch noch nicht einmal versucht«, mahnte Bosch.

»Sag mir, was du gesehen hast, als du vorhin in den Hof getreten bist«, ignorierte sie ihn.

»Den Riesen.«

»Und sonst nichts, oder?«

»Der Hof war leer.«

»Ich war nicht da?«

»Sag' du es mir!«

Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände, so wie sie es immer tat, wenn sie ihm mit bitterem Ernst ins Gewissen reden wollte.

»Nein, war ich nicht! Er hat mit dir gespielt, dich provoziert, damit ich auftauche. Und es hat funktioniert. Du hast mich gerufen. Ich bin immer da, wo du bist. Ich bin deine Sünde! Als du Gott in deinem Herz verlassen hast, bin ich aus dir gewachsen. Ich bin ein Teil von dir!«

»Ich weiß es«, stammelte Bosch. »Ich weiß es doch…«

»Dann weißt du auch, was das Gekritzel bedeutet!«

Amelia hielt seinen Kopf fest. Ihr schossen Tränen aus den Augen, aber in ihrer Stimme lag unbeirrte Überzeugung. Er versuchte lieber, sich ihrem Griff zu entziehen, als ihr zu antworten.

»Wir sind nicht zwei, hörst du?«, fuhr Amelia fort. »Es ist dir bestimmt, mit Michael das letzte Gefecht auszutragen. Heerführer gegen Heerführer, so wie damals. Deshalb musst du dort hindurch gehen als der

Engel, der du warst. Als der, dem die Scharen blind gefolgt sind. Der so hell strahlte wie sonst niemand...«

Ihr stockten die Worte vor Angst.

»Du hast mich in den Reihen zurückgelassen, damit mir nichts geschehen würde. Und damit fehlte ein Teil von dir. Du wirst nicht weiter gehen können, wenn du mich weiter versteckst. Ich gehöre dir nicht. Ich bin du. Du kannst deine Sünde nicht in diesem Hof lassen.

»Aber wohin gehst du dann?«

»Nirgendwohin«, flüsterte sie. »Stehe zu mir. Das ist alles. Nimm deine Sünde an!«

»Das tue ich! Ich lasse nicht zu, dass sie auf dich herabschauen. Wenn ich Michael besiegt habe, wirst du an meiner Seite herrschen. Auch wenn es nicht der Himmel ist, den wir verdienen. Dann eben dieser Flecken und seine Menschen!«

»Nein«, beharrte Amelia.

Sie verlor den letzten Rest Farbe in ihrem Gesicht. Der bleiche, hohle Ausdruck machte Bosch Angst um sie.

»Das ist nicht, was mich annehmen bedeutet«, sagte sie. »Dann wäre es trotzdem noch du, und ich daneben. Der verstoßene Herrscher, dem Unrecht getan wurde. Und daneben seine Sünde, so als hätte ich nichts mit dir zu tun. Du musst es akzeptieren!«

»Was soll ich denn tun? Was soll das bedeuten?«

»Ich bin nichts, auf das du zeigen kannst, wenn Gott einen Schuldigen sucht. Du musst zugeben, dass du gesündigt hast. Du, selber...«

Bosch verarbeitete das. Jede andere Person hätte er in jenem Moment eine solche Beleidigung teuer bezahlen lassen. Er kochte. Doch Amelia war die Letzte, die mit ihm Spielchen treiben würde. Sie meinte, was sie sagte. Sie glaubte es. Und ihr fahler Anblick bewies, dass sie bereit war, alles dafür zu geben, dass Bosch überzeugt wurde.

Bosch wendete sich von ihr ab. Er drehte sich dem hellen Durchgang frontal zu und brüllte aus Leibeskräften.

»Ich war es! Ich habe gesündigt! Es ist mir egal! Ich bin Schuld an diesem Krieg!«

Es kam keine Antwort zurück. Kein Ton war zu hören.

»Da, ich habe es gesagt«, murmelte Bosch zu Amelia.

»Du musst es glauben, …nicht nur sagen.«

»Genügt es nicht, dass ich mich hier erniedrige, ohne dass mir der Feind überhaupt ins Gesicht blickt? Der große, unfehlbare Erzengel Michael! Er versteckt sich. Wie damals! Nur, weil ich den Mut hatte, dem blinden Gehorsam zu widersprechen, soll ich weniger geliebt werden? Das soll meine Sünde sein? Ehrlichkeit?«

Amelia ließ ihren Kopf sinken. Sie hörte Bosch zu, aber konnte ihm dabei nicht länger in die Augen blicken.

»Ich bin nicht zu stolz, ihm das zu sagen, was er hören will in seinem dummen, treuen Wahn! Für dich mache ich das! Aber es ist trotzdem nicht die Wahrheit. Michael kann mir die Wahrheit nicht nehmen. Selbst sein Messias nicht, niemand! Ich weiß, dass ich nur das Beste für uns wollte – für alle von uns…«

»…und deshalb stehen wir hier«, unterbrach Amelia. »Du und ich, als wären wir zwei Wesen. Und das ist falsch!«

Bosch schüttelte verständnislos den Kopf.

»Hör' uns doch an!«, fuhr Amelia fort. »Du redest mit mir und redest dich in Rage über das Unrecht, das dir zuteil wird. Und ich höre zu. Wir streiten!«

»Und?«, blaffte Bosch entnervt.

»Es gibt kein ›wir‹. Es ist nur eine hier. Eine menschliche Hülle. Ein ewiges Leben…«

Amelia fiel Bosch um den Hals. Er fing die Umarmung auf, obwohl er zu aufgebracht war, um sie halten zu wollen. Sie ließ ihm aber keine Wahl. Binnen Sekunden wich der Widerstand aus seinen Gliedern.

Sie sanken zu Boden, Arm in Arm.

So blieben sie eine Weile still sitzen, Bosch mit dem Rücken an die Mauer gelehnt. Amelia vergrub ihr Gesicht in seiner Brust.

»Hast du damals jemals daran gedacht, wie es sein würde, wenn du gewinnst?«, fragte sie schließlich, den Kopf an Bosch gelehnt.

»Im Himmel?«

»Ja«, sagte sie nickend. »Wenn nicht Gott, sondern du auf dem Thron sitzen würdest.«

»Ich würde mit dir über ein Meer freier Götter wie uns blicken.«

»Mit mir? Du wärst der einzige von ihnen, der gespalten ist.«

»Warum nennst du es gespalten, wenn sie im Himmel von Dreifaltigkeit reden und Ihn dafür verehren, einen Sohn geboren zu haben?«

»Weil ich kein Gott bin«, flüsterte Amelia. »Ich bin der Teil von dir, den deine liebende, ewige Seele vor Eifersucht auf den Messias nicht mehr in sich tragen konnte. Vor Eifersucht und vor Wut, vor Ungerechtigkeit, vor Trauer, vor Rachedurst! Sag' mir, haben dich die Himmelsscharen dafür so geliebt – oder für Luzifers strahlende, bedingungslose Liebe, die dich unter allen so hervorgehoben hat?«

Bosch antwortete mit einem Schweigen. Amelia wartete, bevor sie es mit einem Nicken als Bestätigung ihres Arguments verbuchte.

»Die Schlacht um den Himmel haben Satan und die Sünde, die er begangen hat, verloren. Nicht der Erzengel, den sie als Luzifer gekannt und verehrt haben. Das ist es, was die Kreide sagen will: Verstecke dich nicht hinter mir, denn dann bist du weniger als du wirklich bist. Du versteckst dich hinter dir selbst, wenn du mich nicht gehen lässt. Und ich mich hinter dir. Willst du dich verstecken, willst du das?«

»Ich verstecke mich vor niemandem…«, flüsterte nun Bosch.

»Dann ist es an der Zeit, dass du aufhörst, mit dir selbst zu reden. Schau' mich an!«

Sie hob ihren Kopf leicht von seiner Brust. Er blickte hinab in ihre Augen, so wie er es immer wieder seit ihrem gemeinsamen Tanz auf der Felicita getan hatte – und es jedes Mal nicht lange aushielt.

Dieses Mal verschwand das bedrohliche Unbehagen, das er zuvor nicht in Worte hätte fassen können.

»So ist es gut«, flüsterte Amelia.

Bosch wischte ihr Tränen von den Wangen, während ihm eigene in die Augen stiegen.

»Wenn wir uns ansehen, dann hat die Welt Ruhe vor dir«, sagte Amelia. »Dann bist du mit dir beschäftigt, mit deinem Schmerz, ...durch mich. Willst du, dass die Welt Ruhe vor dir hat?«

Bosch schüttelte den Kopf.

»Ich weiß«, sagte Amelia und versuchte zu lächeln.

Es gelang ihr nur bruchstückhaft. Bosch tat der Anblick weh und er drückte Amelias Kopf wieder fest an seine Brust. Er küsste ihr Haar, wieder und wieder. Er rang nach Worten, die nicht kommen wollten.

»Schschsch....«, mahnte Amelia.

Sie zog sich mehr und mehr in Boschs Schoß zusammen. Er fühlte ihren schnellen Atem durch sein nasses Hemd. Beide Hände gruben sich in ihren Bubikopf ein und Bosch begann zu zittern unter dem unkontrollierbaren Beben, das sein schluchzender Kopf verursachte.

Sie schlossen die Augen im gleichen Moment.

15. Kreide

Michael saß auf einem Haufen Schutt, der wie ein einsamer Maulwurfhügel aus der Mitte des breiten, sonnendurchfluteten Hofes ragte. Es war der letzte. Ringsum gab es hohe Mauern, hinter denen sich andere Anlagen befanden.

Dieser Hof hier war sauber gefegt und völlig leer.

Über Michael hing bewegungslos die Säule in der Luft, viele Meter über dem höchsten Dach.

Nirgendwo ein anderer Ein- oder Ausgang, außer die schmale Passage zum Schlauch, aus der Bosch nun trat.

Als Michael ihn sah, hörte er auf, mit dem dicken Kreidestift zu spielen, den er in der Hand hielt. Er sprang sofort auf, noch bevor Bosch sich an die plötzliche Helligkeit gewöhnt und ihn entdeckt hatte.

»Du hast es geschafft!«, rief Michael. »Endlich…«

Bosch suchte orientierungslos nach dem Ursprung der Stimme. Er konnte Michael nur schemenhaft erkennen. Seine Augen fühlten sich wund an, nicht wegen der Helligkeit, sondern wegen der Tränen, die ihm noch immer in Strömen hinabliefen. Er versuchte, sie mit hektischen Bewegungen beider Handrücken fortzuwischen, und seine Verwirrung gleich mit. Sein Körper prickelte von Kopf bis Fuß. Seine Haut fühlte sich gleichzeitig zum Zerreißen gespannt an und als ob sie nicht länger seine wäre. Er stolperte immer wieder, während er mit ausgestreckten Armen auf Michael zuhielt.

Der fing ihn an den Schultern auf, so dass sie für eine Sekunde Arm in Arm standen.

»Lass' dich ansehen«, sagte Michael.

Bosch zuckte angewidert zurück. Hass durchfloss ihn, als ob in seinen Adern Schleusen geöffnet worden wären. Er wurde augenblicklich wacher als zuvor. Alle Sinne schärften sich.

»Ja, du bist es!«, sagte Michael andächtig, beinahe verblüfft.

»Verhöhnst du mich?«, fragte Bosch.

Er erschreckte sich über seine eigene Stimme. Sie klang anders. Es war zweifellos seine, aber sie rang mit einem volleren Ton in seinen Ohren, in den Knochen seines Schädels. Leichter.

»Du bist so schön!«, sagte Michael. »Deine Hülle kann nicht mehr darüber hinwegtäuschen. Ich sehe den Freund, den Gefährten, den ich so lange nicht sehen durfte.«

»Du hast mich oft genug gesehen«, sagte Bosch ungerührt. »Und mir ins Gesicht geschlagen. Was hast du da nicht gesehen? Was?«

»Das war nur ein Teil von dir…«, erwiderte Michael. »Und der gottlose noch dazu. Aber nun ist es vollbracht. Du hast deine Seele wieder. Du bist eins, und es kann beginnen!«

»Du wirst mir das büßen!«, zischte Bosch.

»Was?«

»Du hast nie etwas geschaffen, Michael! Sie war mein Kind, aus mir entsprungen! Du hattest kein Recht, sie mir zu nehmen!«

Michael machte einen Schritt zurück. Er hob die Arme, als ob er sich entschuldigen wollen würde. Doch er entschuldigte sich nicht.

»Ich habe dir nichts genommen.«

»Du hast die Kreide noch in der Hand, mit der du diese vergifteten Worte geschmiert hast«, brüllte Bosch ihn an. Mit einem Finger zeigte er drohend auf Michaels Hand.

»Ich habe dir die Wahrheit gegeben, verstehst du nicht?«, verteidigte sich Michael. »Du musstest dich deiner Geschichte stellen.«

»Das ist doch nur Gerede!«, unterbrach Bosch. »Du hast Angst vor mir. Du wolltest mich hier allein haben, weil du uns fürchtest. Aber dafür hättest du dieses Spielchen nicht treiben müssen! Warum musste ich sie

überhaupt zu mir holen? Um sie vor deinen Augen zu verlieren? Willst du mich so brechen? Ist es das?«

In Michaels Gesicht breitete sich Überraschung aus.

»Du denkst, dort drin hast du deine Sünde verloren?«, fragte er mit einem Blick zum Eingang in den Schlauch.

Bosch konnte kaum noch an sich halten.

»Das ist erbärmlich«, fluchte er, »den Unschuldigen zu mimen…«

»Du denkst«, fuhr Michael fort, »dass es die Gräfin war? Dass sie auf dich gewartet hat, auf den Maler? Sie und die anderen Gefallenen?«

Er schüttelte langsam seinen Kopf, wie ein Vater, der erschrocken mit seinem Kind fühlt, anstatt es für einen Denkfehler zu schimpfen.

»Jetzt seid ihr zusammen! Jetzt steht der vor mir, den wir voller Liebe Luzifer nennen durften! Aber sie war der erste Engel, nicht der Maler. Sie hat euch angeführt, sie hat mich im Himmel bekämpft, bis wir ebenbürtig vor einander die Schwerter senken mussten…«

»Sie ist die Sünde!«, protestierte Bosch. »Ich bin der erste Engel!«

»Jetzt ja…«

»Jetzt? Bist du von Sinnen?«

»Es war umgekehrt…«

Bosch fehlten die Worte, um zu reagieren. Er lachte stattdessen einfach lauthals und spöttisch auf.

»Du glaubst mir nicht«, konstatierte Michael.

»Was? Diese Räuberpistole? Du willst mich doch nur verwirren mit deinen Fallen und all diesen Tricks. Ich glaube dir kein Wort! Du hast mich in der Villa gesucht, mir nächtelang im Wald aufgelauert, um meine Stärke zu testen.«

»Das habe ich«, gab Michael zu.

»Und neulich, da vorn in dem Hof, als du mich hergelockt hast, da hast du mich erkannt, nicht sie.«

»Aber du bist sie«, warf Michael ein. »Verstehst du das nicht? Ihr wart zwei Teile der gleichen großen Seele. Welche Rolle spielt es, ob sie die Sünde in euch war oder du? Es macht keinen Unterschied mehr…«

»Es macht einen Unterschied, weil du nur Gift spuckst! Aber das durchschaue ich! Ich erinnere mich an alles, was mir seit dem Sturz aus der Ewigkeit passiert ist. Und Dagon hat mir erzählt, wie er und meine Generäle die letzten Jahre nach mir gesucht haben. Ohne Sünde würden sie mich vielleicht noch immer nicht gefunden haben – was dir sicher lieber wäre als mich hier zu sehen.«

»Und Dagon hat dir erzählt, wie er den Weg zurück zu seinem wahren Selbst gefunden und die Sterblichkeit abgelegt hat?«

»Alles davon, alles!«

Michael nickte abwesend. Dann fuhr er fort, als würde es ihm Mühe bereiten, Boschs Gedanken zu entwirren.

»Jeder von euch hat eine eigene Geschichte wie diese, voller Schmerz und Überwältigung…«

»Er hat dafür gesorgt!« Bosch wies mit der Hand hoch in die Luft. »Deinem Puppenmeister war es nicht genug, dass wir aus dem Himmel verstoßen wurden, den wir schon bevölkert hatten, bevor es ihn gab. Nein, er musste uns zur Strafe noch in diese ständig vergehenden Menschenkörper pferchen, bis wir durch die bizarrsten und erniedrigendsten Vorfälle wieder zu uns selbst zurückfinden.«

»Wie ist ihre?«, fragte Michael unbeirrt.

»Wie ist was?«

»Ihre Geschichte! Dagon hat dir seine erzählt, ja? Dann erzähl' mir von ihrer, von Sündes Weg aus dem Nebel, der euch alle umgeben hat.«

Bosch schwieg kurz, länger als ihm lieb war.

»Sie hat sie mir nicht erzählt«, gestand er schließlich. »Wir hatten keine Zeit, darüber zu reden. Und sie ist kein Engel so wie wir.«

»Vielleicht«, sagte Michael. »Vielleicht liegt es aber auch daran, dass sie noch keine eigene Geschichte hatte, weil ihre erst heute stattgefunden hat. Hier und jetzt, in diesen Höfen…«

Bosch schnaufte, zu gleichen Teilen zornig und verunsichert.

»Und deine eigene?«, setzte Michael nach. »Nach allem, was du über Dagons Tortur gehört hast, glaubst du wirklich, dass es genügte, einen Sommer in diesem Wald zu wohnen? Dass Abdiel dir einfach unsere Vergangenheit erzählt hat und du sie plötzlich glaubst?«

»Da ist mehr!«, verteidigte sich Bosch.

»Ach ja? Ein paar unheimliche Begegnungen vielleicht? Nein, wenn dir so viel daran liegt, wer wer gewesen ist, dann belüge dich wenigstens nicht selbst! Wer ist die Sünde? Die Frau, die alle gefallenen Engel zusammengebracht hat, ohne zu wissen, was sie so antrieb? Oder der eitle Maler, der an keinem Ort der Welt Zuhause gewesen ist und sich überall dorthin hat treiben lassen, wo ihn die Menschen verehrten? Wer ist mein Seelenverwandter? Der beschmutzte und doch so strahlende Stern, den ich nicht mehr Luzifer rufen durfte? Die Frau, die diesen Schatten ihrer eigentlichen Größe sofort aufgegeben hat, um uns zusammenzubringen? Oder der Mann, der Beelzebub aus Eifersucht hat töten lassen, seinen engsten und geliebtesten Freu…«

Bosch stürzte sich mit einem markerschütternden Schrei auf Michael, noch bevor der seinen Satz beenden konnte. Er sprang ihm fast aus dem Stand an die Kehle, zückte Ochsen-Ottos Messer aus seiner Tasche und rammte es Michael bis zum Schaft zwischen die Rippen.

Der Erzengel stieß einen einzigen, matten Luftstoß aus, bevor ihn die Kraft seiner Arme und Beine verließ.

Bosch wurde von Michaels klammerndem Gewicht zu Boden gezogen. Er ging auf ein Knie und hielt ihn in dieser Pose fest an sich gedrückt, wie eine Mutter ein verängstigtes Kleinkind im Regen.

Aus Michaels Mundwinkel trat Blut.

»Bruder…« stöhnte er leise.

»Es ist vorbei«, sagte Bosch. Sein ganzer Zorn, die ganze Scham, die Michaels Worte in ihm heraufbeschworen hatten, ebbten so schnell ab, wie sie über ihn gekommen waren.

»Das ist es«, stimmte Michael zu. »Du nimmst noch ein Leben…«

»Du hast verloren, Michael! Sie haben sich geirrt. Alle! Ich gewinne das Gefecht. Und ich werde mir jetzt nehmen, was mein ist!«

Michael schloss die Augen, um sich kurz zu sammeln. Als er sie wieder öffnete, lächelte er.

»Aber du hast nicht gewonnen«, sagte er müde.

»Du stirbst! Unser Kampf ist zu Ende.«

»Ja, aber das war nicht die Schlacht, mein Bruder. Sie ist schon vorbei, seit du mich gefunden hast…«

Bosch zog das Messer aus Michaels Flanke, was jener mit einem schwachen Wimmern quittierte.

»Das ist nicht wahr!«, sagte Bosch.

»Das Ende ist gekommen. Für dich, für mich, für die Menschen. Ihr Jüngstes Gericht ist nun beendet. Ich habe hier nur auf dich gewartet, um dich ein letztes Mal sehen zu können. Ich habe dich vermisst! Wir alle vermissen unsere fehlenden Teile. Du fehlst mir!«

»Und dafür bezahlst du mit dem Tod?«

Michael erhob mit großer Mühe eine Hand und streichelte damit über Boschs glühende Wange.

»Ich gehe nur nach Hause, Luzifer«, flüsterte er. »Und es schmerzt mich so sehr, dass du es nicht kannst. Es gab nie ein anderes Ende. Du wirst die Hölle auf Erden sehen…«

»Nicht, wenn ich es verhindern kann!«

Michael nahm seinen verbliebenen Atem zusammen.

»Es ist schon passiert, versteh' doch! Sieh dich um, höre!«

Boschs erster Blick ging geradewegs in den Himmel. Dort, wo die Säule bei seiner Ankunft im letzten Hof schwebte, hing nichts mehr. Der Himmel war leer, oder besser, er war ein einziger lückenloser Wolken-

teppich, durch den nicht mehr zu erkennen war, wo die Sonne stand. Und es dauerte ein paar unangenehm vorahnungsvolle Momente, bis Bosch verstand, was nicht stimmte.

Die Wolken bewegten sich nicht. Gar nicht. Es gab keinen Wind, nicht den Hauch eines Luftzugs. Aber mehr noch, die Textur der Wolken schien still zu stehen.

»Das kann nicht sein«, stammelte Bosch. »Das hier? Das kann es nicht sein, unmöglich!«

»Geh' und schaue es dir an, wenn du musst…«, sagte Michael, kaum noch hörbar.

»Wo ist er hin?«

»…ich werde dich nicht vergessen, hörst du, Bruder?«

»Wo er hin ist! Antworte mir!«

»Halt mich fest, Luzifer! Bitte, die Ewigkeit wird uns trennen. Lass' uns nicht so auseinandergehen…«

Bosch blickte Michael in die Augen.

Und als Michael seine Finger ein letztes Mal nach ihm ausstrecken wollte, ließ Bosch den Körper auf das Pflaster fallen.

Er drehte ihm wortlos den Rücken zu und ging.

16. Statuen

Er musste sich überwinden, wieder durch den schlauchartigen Hof zu gehen. An der Stelle, wo zerbröckelte Backsteine das Loch markierten, das der Riese wieder zugestapelt hatte, testete Bosch kurz, ob er das lose Konstrukt zum Einsturz bringen konnte. Er trat ein paarmal dagegen, doch nichts rührte sich. Also nahm er Anlauf, sprang und erreichte mit den Fingerspitzen knapp den oberen Rand der Mauer. Er zog sich hinauf, begierig, diesen Ort so schnell wie möglich zu verlassen.

Auf der anderen Seite fand Bosch den Kohlenhof leer vor. Der Riese war nirgends zu sehen. Also ließ sich Bosch die Mauer hinab und machte sich schnurstracks durch die Passage zurück in den fünften Hof.

Er schob zunächst nur vorsichtig den Kopf hinter dem schweren Tor mit den Holzbohlen hervor, weil er befürchtete, irgendetwas vom gemauerten Heck an den Kopf geworfen zu bekommen. Dem Roten traute er alles zu. Wie zuvor zeigte sich auch dieser Gegner nicht. Bosch schlich langsam um das schmale Bauwerk in der Mitte des Hofes. Er prüfte mehrmals, ob er nicht doch einen Schatten oder eine Bewegung hinter einer der Zinnen sehen konnte.

Keine Spur vom Roten. Bosch erreichte die Schlucht zwischen den Schrottbergen unbehelligt. Dieses Mal hielt ihn nichts zurück, weder Feinde noch unerklärliche Schmerzen in seinem Inneren. Er lief einfach zwischen den engen Wänden hindurch, bis er den dritten Hof erreichte. Hier glimmte noch ein Rest von dem Feuerchen vor sich hin, unter dem die Alte ihren Tee gekocht hatte. Sie selber war jedoch nicht mehr anzutreffen. Bosch wunderte das nicht länger. Nachdem Michaels Gefolgsleute ihre Dienste getan hatten, waren jetzt alle Höfe unbewacht. Über den verlassenen Ruinen, Schutt- und Schrotthaufen lag eine gespenstische Stille. Sie passte zur Bewegungslosigkeit in den Wolken.

Kein Vogel war zu hören, aber auch keine menschengemachten Laute, nicht einmal das gelegentliche ferne Heulen einer Sirene oder eines Zuges. Bosch nahm erst jetzt Notiz davon, da all dies zu fehlen schien.

Er ließ die Feuerstelle links liegen und setzte seinen Weg fort. Die Neugier trieb ihn im nächsten Hof zu einem kurzen Aufstieg die Haustrümmer hinauf, in deren Löchern sich die bis an die Zähne Bewaffneten versteckt gehalten hatten. Wie erwartet waren nun alle Löcher leer.

Im ersten Hof fehlten die beiden rollenden Bettler. Bosch marschierte zum Echo seiner Schritte einmal quer über den Hof, durch die ramponierte Einfahrt hinaus auf die Straße.

Bosch sah nicht, wonach er hier draußen suchte: Menschen. Die Straße war bei beiden seiner Besuche völlig verlassen gewesen. Er bezweifelte, dass in den Häusern noch irgendjemand wohnte. Keine spielenden Kinder, keine geöffneten Geschäfte, keine Fahrzeuge oder Radiogeräusche. Er erinnerte sich daran, wie er auf der Jagd nach Michael von der Chausseestraße in diese hier abgebogen war – und an den Kontrast von Leere und Stille gegenüber der belebten Verkehrsader.

Also setzte er sich in Bewegung, zurück zur Chausseestraße. Als er ihr nahe genug gekommen war, blieb sein Auge an einem Mann hängen, der scheinbar mitten auf der Straße stand und sich nicht bewegte. Bosch kam noch näher, erreichte schließlich die Kreuzung. Der Mann bewegte sich währenddessen keinen Zentimeter von der Stelle. Bosch fand diese Regungslosigkeit so ungewöhnlich, dass er den Verkehr ignorierte und ohne Vorsicht einfach zu dem Mann auf die Chausseestraße lief.

Es passierte nichts, weder mit dem Mann noch mit Bosch. Verkehr gab es keinen. Soweit das Auge gen Norden hinauf und nach Süden hinab sah, fuhr kein einziges Auto. Bosch konnte die Straße gefahrlos zu Fuß nehmen, anders als noch vor wenigen Tagen. So laut und emsig alles damals unterwegs gewesen war, so verlassen und totenstill wirkte es nun, soweit das Auge reichte.

Bosch konnte nicht anders, er musste den Mann vor sich anfassen, um eine Erklärung für sein unbestimmtes Gefühl zu bekommen. Also tat er es. Der Mann störte sich nicht daran, so statuengleich stand er nach wie vor an seiner Stelle, die Beine zu einem Dreieck gespreizt, einen Hacken auf dem Boden, den Ballen des anderen Fußes nach vorne ausgestreckt. Im Gesicht ein konzentrierter, leicht nachdenklicher Blick hinter verkniffenen Augen. Bosch berührte die Statue an der Schulter. Das Fleisch unter Boschs Fingerspitzen war weich und warm.

Und doch tat dieser Mensch hier keinen Schritt, seit den gut zwei Minuten nicht, in denen Bosch ihn schon beobachtete. Jetzt musterte er ihn genauer, vor allem die eingefrorene Mimik und den Brustkorb, der sich unter der dicken Jacke eigentlich heben und senken sollte. Selbst Pantomimen mussten atmen!

Der Mann nicht. Bosch legte ihm eine flache Hand auf die Brust, dort wo Herz und Hemdtasche waren. Er ließ die Hand dort länger als je ein Arzt mit Stethoskop dem Atem eines Patienten zugehört hatte. Fast wurde Bosch in seiner Konzentration zu einer zweiten Statue neben dem Mann. Geduldig wartete er auf ein Pochen unter seiner Handfläche, auf den Druck des sich nach außen wölbenden Brustkorbs, der sich mit Sauerstoff füllen musste.

Doch er wartete umsonst. Im Inneren des Mannes regte sich so wenig wie außen. Er war buchstäblich erstarrt. Bosch erinnerte sich, wo er das schon einmal gesehen hatte: auf dem Platz mit den vielen Menschen, in der Nacht, als die Säule über dem Kurfürstendamm eingeflogen war. Da waren sie erstarrt gewesen, allesamt. Aber nur für einen Augenblick und nicht wie dieser Mann hier die ganze Zeit.

Bosch wendete sich von dem Erstarrten ab. Was schon seit seiner Ankunft in der Mitte der Chaussee offensichtlich war, wurde ihm trotzdem erst jetzt langsam bewusst, da er weiterhin kein einziges Geräusch wahrnahm. Er blickte um sich. Es bewegte sich gar nichts, weder Menschen noch Dinge. Er sah eine handvoll weiterer Personen auf den

Bürgersteigen zu beiden Seiten der Straße. Zwei Kinder rannten vor etwas oder jemandem davon, ihrer jagenden Körperhaltung und den verdrehten Hälsen nach zu urteilen. Sie waren aber genauso steif wie der Mann hinter Bosch. Die Kinder standen sogar jeweils nur auf einem Bein, eines lediglich auf dem Zehenballen, weil es über eine leere Kiste am Straßenrand sprang.

Sie rührten sich nicht, egal wie lange Bosch sie anstarrte. Vor was oder wem sie davonrannten, konnte er nicht sehen. Hinter ihnen war weit und breit niemand.

Er setzte sich in Bewegung, mit offenem Mund und vorsichtigem Gang. Die Straße wurde ihm zu einem Museum der erstarrten Situationen. Den Kindern gegenüber stand ein Mann, der seltsam in seiner Haltung wirkte, ohne dass Bosch auf den ersten Blick sagen konnte, warum. Auf den zweiten Blick erkannte er, was nicht stimmte. Der Mann hielt eine Hand seitlich von sich weg gestreckt. Die Finger waren so gerundet, als ob sie eine andere Hand umfassen würden. Es sah aus, als führte der Mann jemanden Hand in Hand. Doch er auch er stand still. Und neben ihm herrschte gähnende Leere.

Bosch sah auf den leeren Fleck. Er fühlte die Präsenz förmlich, die dort hätte sein sollen, aber nun durch ihr Fehlen umso deutlicher auf sich aufmerksam machte. Ihm war nicht wohl bei dieser Beobachtung, obwohl er nicht weniger um den Menschen hätte geben können, der oder die nicht mehr die Hand des steifen Mannes hielt. Dieses Unwohlsein brach sich Bahn in einem Tritt gegen den Rücken des Versteiften.

Sie rührte sich nicht, die Statue mit dem ausgestreckten Arm. Ein zweites Mal probierte es Bosch erst gar nicht. Er ging um den Mann herum, griff nach seinem Arm und zog daran wie an einem Tau, mit dem er ein Boot oder einen störrischen Esel überwältigen wollte.

Kein Zentimeter. Bosch hätte den Mann selbst dann nicht zu Fall bringen können, wenn er mit Anlauf gegen ihn gerempelt wäre.

Er ließ ihn stehen, taumelte rückwärts die Chaussee hinab. Jetzt, wo er die leere Hand gesehen hatte, fiel ihm mehr und mehr auf, dass überall Menschen fehlten. Mitten auf der Straße saß eine Straßenbahn unbeweglich in ihren Schienen. Fast alle ihre Fenster waren zerstört. Im Inneren gab es keine Passagiere zu sehen, was Bosch angesichts der Aufstände und Fluchten der letzten Tage nicht überraschte. Aber dass auch niemand im Führerhaus saß…

Die Bahn war nicht von alleine aus ihrem Bahnhof hierher gefahren. Genausowenig wie der Mann eben seine Wohnung mit einer imaginären Person an der Hand verlassen hatte. Und die Kinder, die wahrscheinlich etwas geklaut hatten, blickten auch nicht ängstlich rückwärts, weil niemand ihnen gefolgt wäre.

Die Stille in der Stadt herrschte über zwei Sorten von Menschen: diejenigen, zwischen denen Bosch wandelte wie in einer morbiden Ausstellung, und jene, die nirgendwo mehr zu sehen waren.

Ein kalter Schauer lief Bosch den Rücken hinab. Er dachte an Mavi und nahm die Beine in die Hand. Von hier aus war es nicht weit bis zu ihrer Wohnung. Er war ja erst an diesem Morgen von dort zu den Höfen aufgebrochen. Jetzt jagte er im Laufschritt den gleichen Weg zurück, vorbei an den vereinzelten, erstarrten Silhouetten.

Er hatte sie letzte Nacht nicht angetroffen und in ihrem Bett auf das Morgengrauen gewartet. Geschlafen hatte er nicht, sondern kein Auge zu getan. Es war zu einem kleinen Ritual geworden, durch das er mittlerweile jede Ritze in der Decke über dem Bett auswändig kannte. Wenn Mavi all diese Male in den letzten Wochen nicht in ihre Wohnung zurückgekehrt war, warum sollte sie dann jetzt, kaum einen Tag später plötzlich dort sein? Bosch ließ diese Frage nicht zu. Er dachte nicht daran. Er dachte an gar nichts. Seine Beine trugen ihn, und er wusste wohin. Nach ein paar Minuten des Sprintens über Barrikaden und verlassene Straßen stürmte er in Mavis Hausaufgang. Die kaputte Tür drückte er ein, ohne seinen Schritt zu verlangsamen…

Nicht da. Natürlich war Mavi nicht da! Der Sauerstoff kehrte in Boschs Kopf zurück, während er sich abstützte und nach Luft rang. Er war so schnell gelaufen, dass die Angst vor der enttäuschten Hoffnung klein genug geblieben war, um nicht direkt aufzugeben. Bosch wollte nicht akzeptieren, dass er keine Ahnung hatte, wie er Mavi finden könnte.

Er verließ die Wohnung wieder, so schnell wie er gekommen war. Das verlassene Treppenhaus ächzte ein letztes Mal unter seinen Schritten. Er würde nie wieder kommen.

Bosch wanderte ziellos im Viertel umher. Das einzige, was ihm in dieser Lage plötzlich trostloser erschien als Mavi nicht zu finden, war der Gedanke, dass er sie wie eine dieser leblosen Statuen vorfinden könnte. Und so wurde bald jeder Gang um eine Straßenecke zu einem Geduldsspiel. Bosch inspizierte die wenigen Bewegungslosen, die er noch finden konnte. Jeder einzelnen Statue blickte er ins Gesicht, auch wenn er das nicht wollte. Doch keine von ihnen trug Mavis Züge. Ihre schwarzen Locken hätte Bosch überall erkannt, wahrscheinlich allein schon ihre Körperhaltung aus einer halben Meile Entfernung.

Er fand sich vor der Fabrik wieder, zu der er Mavi an ihrem ersten gemeinsamen Tag begleitet hatte. Als ihm klar wurde, wohin es ihn verschlagen hatte, machte sich Bosch durch den Fabrikeingang ins Innere des großen Gebäudes.

Eine halbe Stunde später stotterte ein Motor im Hof der Fabrik auf. Bosch versuchte, den einzigen Wagen, den er dort sah, in Gang zu bringen. Mavi hatte er nicht gefunden, obwohl er jeden Winkel der Fabrik nach einem Lebenszeichen von ihr abgesucht hatte. Sie war nicht hier. Überhaupt war niemand in den leeren Hallen, in den Gängen oder an den Maschinen. Nur eine handvoll Statuen hatte Bosch gefunden.

Dieser Wagen musste sich fügen, auch wenn der Mann an der Kurbel nicht verstand, wie die Maschine funktionierte. Bosch wollte keine Minute verlieren. Er konnte versuchen, die ganze Stadt nach Mavi zu durchkämmen, aber mittlerweile hatte er sich diese erste große, innere

Welle aus Zorn und Traurigkeit aus den Füßen gelaufen. Keine Spur von Mavi, weder zu Hause noch an ihrem Arbeitsplatz. Ob sie nach dem Vorfall am Bahnhof überhaupt jemals zurückgekommen war, konnte er nicht wissen.

Bosch kurbelte den Wagen nicht mehr wegen ihr an. Als er das begriff, schleuderte er die scheinbar nutzlose Motorenkurbel mit einem lauten Schrei quer über den Parkplatz. Dann trat er ein paar Male aus reiner Ziellosigkeit gegen den Wagen, bevor er durchatmete und reumütig die Kurbel wiederbeschaffte.

Irgendwann gelang ihm, dass das kurzlebige Stottern des Motors nicht wieder abstarb, sondern zu einem stabilen Knattern wurde. Bosch schwang sich hinter das Lenkrad und besah sich die Pedale zu seinen Füßen, dann den Knüppel zu seiner Rechten. So einen hatten die Fahrer des Adlons in ihren Elektrischen Viktorias nicht gehabt. An den Rest ihrer Bewegungen konnte sich Bosch erinnern. Also versuchte er zunächst, den Knüppel zu ignorieren. Er fand das Gaspedal, was ihm der aufheulende Motor bestätigte. Nur bewegte sich der Wagen nicht.

Nach ein paar testweisen Kombinationen des Hebels mit den Pedalen fand Bosch eine, die den Wagen anruckeln ließ. Es dauerte dann noch ein, zwei Minuten, bis er das kurze Stück vom Parkplatz hinaus auf die Straße bewältigte. Von dort an fand Bosch aber mehr und mehr den Dreh mit seinem Gefährt. Er übte das Lenken, indem er den zurückgelassenen Dingen in den Straßen auswich, den in Schaufenster gekrachten anderen Wagen und den Statuen, die er an den unmöglichsten Stellen vorfand.

Binnen Minuten erreichte Bosch die Friedrichstraße. Als er über die Spreebrücke fuhr, warf er einen Blick auf das Wasser hinaus. Er hielt nicht an, um seinen Verdacht zu überprüfen, aber von seinem freistehenden Sitzbock sah es so aus, als wäre selbst das Wasser erstarrt.

Wie gemalt, mit feinen, kleinen Schwüngen, wo in jedem anderen Fluss der Wind winzige Wellen auf die Oberfläche bläst – und sofort wieder vergehen lässt. Diese hier blieben, wo sie waren.

Als er das Adlon passierte hatte, folgte Bosch von dort an dem Weg, an den er sich noch erinnern konnte, obwohl er ihn vor vielen Monaten und nur einziges Mal hinter sich gebracht hatte: Er fuhr südwärts, Richtung Charlottenburg. Den Himmel hielt er ständig im Blick, aber er sah nichts außer der starren, lückenlosen Wolkendecke und einzelnen Rauchsäulen, die seine Fahrt säumten. Der Rauch der Brände stieg hoch bis zu den Wolken, wo er sich Grau in Grau verlor.

Bosch vermied Straßen, die direkt auf die Säulen zuzuführen schienen. Er endete auch regelmäßig in Sackgassen, die einmal ganz normale Straßen gewesen waren, nun aber versperrt. In einer lag ein Bus auf der Seite, in einer anderen war eine kleine Horde Menschen in einer Art Kette von Bürgersteig zu Bürgersteig eingefroren. Sie prügelten auf einen einzigen jungen Kerl ein, der selbst in seiner Erstarrtheit noch eine Faust im Gesicht ertragen musste.

Dass hier gleich ein ganzes Dutzend Menschen oder noch mehr zusammenstanden, wo er doch sonst einige Kilometer fahren musste, um so viele Statuen verstreut zu finden, machte Bosch stutzig. Er setzte zurück. Zwischen den Menschen passte er nicht hindurch und er konnte sie nicht einfach überfahren.

Er hatte das als Erstes probiert. Das beschädigte nur den Motor, aber nicht die Erstarrten.

Die Auffahrt zur AVUS hatte keinen Stau, wie beim ersten Mal, als der Chauffeur peinlich berührt Bosch über die Rennstrecke aufgeklärt hatte. Bosch saß nun selber am Steuer. Er erreichte das Tickethäuschen, auf dessen Kassierplatz aber niemand saß. Bosch fuhr in einem Bogen hinauf in die Nordkurve der Autobahn und trat das Gaspedal durch.

Dieser Wagen war nicht schnell. Er erinnerte mehr an eine Kutsche als an einen der schicken, modernen Wagen, die Harstein sammelte.

Boschs Gefährt hatte nicht einmal eine Frontscheibe. Normalerweise trug der Fahrer dieses Wagens eine schützende Brille, wegen des Windes und der Insekten. Aber den Fahrer gab es nicht mehr und er hatte die Brille nicht auf der Sitzbank gelassen. Bosch kniff seine Augen zu. Er klammerte das Lenkrad in seinen Händen. Die Fahrt war schnell genug, dass er sich konzentrieren musste. Eigentlich schien die AVUS mit ihrem kerzengeraden Verlauf nicht besonders schwer zu fahren zu sein, wenigstens nicht in einem gemächlichen Tempo. Bosch musste aber häufig regelrechten Slalom fahren. Er wich einem Autowrack nach dem anderen aus. Sie lagen zerknautscht oder im schlimmsten Fall völlig zerfetzt im Straßengraben. Ein, zwei Wagen mussten mit Wucht in die innere Leitplanke geprallt sein, wo sie jetzt eins waren mit dem zerborstenen Führeisen. Ein einziger Haufen Schrott.

Bosch blickte hinter die Steuerräder, wo es noch welche gab. Manche Plätze waren leer. Hinter anderen klemmten Menschen, kein einziger von ihnen augenscheinlich verletzt. Sie waren ebenso erstarrt wie die Leute, die Bosch im Zentrum der Stadt gesehen hatte.

Schließlich erreichte Bosch jene Ausfahrt, von der er wusste, dass er sie nehmen musste. Der restliche Weg bis zum Wald war von hier aus leicht zu finden. Bosch tuckerte langsam über den runden Platz, an dem die Straße durch die schöne Villengegend vorgab zu enden. Er fuhr direkt den etwas versteckten Waldweg hinein, der sich schnell zur asphaltierten Straße entwickelte.

Der Wagen begann seltsame Geräusche zu machen. Bosch wusste nicht, ob das an seiner ungeübten Bedienung lag oder daran, dass der Weg zu viel für das klapprige Auto gewesen war. So oder so war es nicht mehr weit und er musste keine Rücksicht auf den Wagen nehmen. Anstatt das Gaspedal auf dem letzten Stück noch einmal voll durchtreten zu können, musste er jedoch abrupt bremsen. Hinter einer Kurve im Wald stand ein großer anderer Wagen. Wer auch immer den gefahren hatte, musste wohl

keinen Gegenverkehr erwartet haben, denn das breite Auto nahm die Mitte des Weges komplett für sich ein.

Bosch hielt an und ging zu Fuß weiter.

Den anderen Wagen passierte er schnell, jedoch nicht ohne einen Blick in sein Inneres zu werfen. Hinter dem Steuer saß ein Erstarrter. Er trug die gleiche unauffällige Uniform, die Simian alle seine Bediensteten anziehen ließ. Bosch blickte auch auf die Rückbank, wo aber niemand zu sehen war. Dass der Bedienstete sich nicht selbst durch die Gegend gefahren hatte, bevor er hier erstarrte, bewiesen die zahlreichen Koffer, die auf dem Dach des Wagens und am Heck befestigt waren.

Bosch öffnete den Koffer, der zuletzt an das Heck gebunden worden war. Er gab sich keine Mühe, das vorsichtig zu machen oder auf die Inhalte Rücksicht zu nehmen. Alles plumpste in einem einzigen Wall von Stoff auf den Asphalt. Bosch wühlte mit einem Fuß darin.

Frauenkleider, keine einfachen noch dazu. Er konnte Edith aus ihnen riechen, auch wenn er seit Wochen nicht mehr an die Hausherrin gedacht hatte. Jetzt lagen ihre Kleider hier auf dem Asphalt, von ihr keine Spur. Bosch war sich sicher, sie nicht in der Villa vorzufinden. Es war wahrscheinlich der letzte Ort, wo sie in dieser Situation sein wollen würde. Dieses Auto hier war ihr Fluchtwagen gewesen.

Bosch ging weiter, den Weg durch die Kurve bis zum letzten, langgezogenen Stück Asphalt, das sich wie eine Allee unter den Baumkronen bis zur Villa erstreckte. Bald erkannte er den Springbrunnen und das Rondell am Eingang. Aber auch hier war etwas anders als damals, als er das Haus und seine Gäste verlassen hatte. Zwischen Brunnen und der massiven Tür des Haupteingangs erhob sich ein Erdwall. Bis auf Kniehöhe lag Erde aufgeworfen, einmal quer vom linken Flügel der Villa bis zum rechten. Als Bosch den Wall erreichte, blickte er vorsichtig hinüber, weil er dahinter einen Graben erwartete.

Er hatte Recht. Jemand hatte eine Verteidigungsanlage gegraben, von der aus der Waldweg beobachtet werden konnte, ...und gegebenen-

falls angegriffen. Dieser Jemand war wohl d'Utrecht gewesen. Bosch sprang mit einem beherzten Satz in den Graben hinein, der ihm bis zur Brust reichte. Er wollte d'Utrecht anfassen, denn der stand steif und still neben ihm hier unten. Eigentlich lag er halb und stand halb, nur auf einem Bein. Bosch konnte nicht so recht Sinn aus dieser Pose machen.

D'Utrecht hatte ein Gewehr in den vor Dreck schwarzen Händen. Das Monokel trug er ausnahmsweise nicht im Auge. Es baumelte von seiner Kette herab, weil d'Utrecht über den Lauf des Gewehrs auf etwas zielte. Auf was, konnte Bosch nicht sagen. Da war nichts.

Bosch konnte nicht widerstehen. Er tippte mit dem Zeigefinger das Monokel an, um zu sehen, ob es an seiner feinen Kette schaukeln würde.

Tat es nicht. Es blieb starr, so wie sein Träger.

Mit einem Beinschwung hievte sich Bosch aus dem Graben. Er schlug sich die Erde und den Staub aus Hose und Jacke, dann ging er zur Eingangstür. Sie stand einen Spalt offen, so dass Bosch einfach hineinschlüpfen konnte. Drinnen war es kalt und absolut still. Die fehlenden Geräusche des Waldes hatte Bosch nicht bemerkt. Hier im Haus fiel ihm dagegen die gespenstische Ruhe umso mehr auf. Nicht, dass es sonst furchtbar laut zugegangen wäre. Meistens war nicht einmal der geschäftige Trubel aus der Küche bis in die Halle zu hören. Aber auf eine unterbewusste Art und Weise war das Haus immer belebt gewesen und voller Geheimnisse. Jetzt klang es für Bosch einfach nur tot.

Vor ihm, mitten auf der breiten Treppe, saß die Silhouette des Hausherren. Simian hielt sein Gesicht zwischen den Händen vergraben. Bosch ging zu ihm und versuchte, die Hände zu lösen, um Simian in die Augen schauen zu können. Es gelang ihm genausowenig wie der Versuch, das Monokel in Bewegung zu setzen.

Da quietschte plötzlich eine Türklinke. Bosch blickte zur Durchgangstür in den rechten Flügel hinüber, die sich langsam öffnete.

»Mulciber!«, rief er der baumlangen Gestalt entgegen, die sich mit geducktem Kopf unter dem Türrahmen durchmühte.

»Herr...«, raspelte es kaum hörbar aus Neiwolfs Kehle hervor. Er wollte mehr sagen als das, musste aber vor Anstrengung zuerst schlucken. Er blieb im Türrahmen stehen, als wäre es zu viel für ihn seine Beine weiter zu bewegen, während sein Hals schlucken musste.

Bosch befürchtete Schlimmes.

»Nein, nein...«, sagte er entgeistert vor sich hin, stieg die ersten Treppenstufen wieder hinab und ging dem Architekten entgegen.

Neiwolf streckte einen Arm nach ihm, so quälend langsam, dass Bosch ihn längst erreicht hatte, bevor der Arm auch nur zehn Zentimeter seines Weges geschafft hatte. Jetzt zog Neiwolf sein rechtes Bein etwas nach, um die Balance zu halten und wenigstens noch einen halben Schritt aus der Tür machen zu können. Die Anstrengung schickte einen langen, gehauchten Atemzug zwischen seinen Zähnen hindurch. Dann kam der Fuß des rechten Beines stampfend auf dem Marmor auf.

Und blieb dort.

Bosch wich einen Schritt zurück vor dem langsamen Mann, der bei ihrer ersten Begegnung so seltsam entrückt und kompliziert mit seinen Gliedmaßen umgegangen war, dass es Bosch an eine Giraffe erinnert hatte. Nun bestaunte er ihn erneut, doch es folgte kein weiterer Atemzug, kein weiteres Wort. Bosch fühlte die leeren Augen des Architekten auf ihm ruhen. Sie blinzelten nicht, sie schlossen sich nicht, egal wie lange Bosch ihr Starren erwiderte.

Eine Weile schaute Bosch nur nach oben, in dieses alte und von Funken zernarbte Gesicht.

»Ich werde dich rächen«, sagte er schließlich leise in die leere Halle hinein. »Alle von uns...«

Etwas polterte laut. Bosch drehte sich um, entdeckte aber nichts. Er hatte sich jedoch nicht geirrt. Es polterte noch einmal und dieses Mal meinte Bosch, dumpfe Schritte folgen zu hören. Er ging instinktiv zur Treppe, dann geradewegs hoch auf die linke Seite der Galerie, wo die Tür zum Rundgang über dem Esszimmer führte. Von dort drinnen kamen

ganz eindeutig die Geräusche. Bosch ging durch die Tür, gerade noch rechtzeitig, um Harsteins breites Kreuz auf der gegenüberliegenden Seite verschwinden zu sehen.

Bosch folgte Harstein, so schnell er konnte. Er spurtete mit einer Hand am Geländer bis zum Ausgang, den Harstein genommen hatte.

»Moloch, warte!«, rief Bosch ihm hinterher. Er konnte ihn im Gang vor sich sehen. Harstein einzuholen war jedoch nicht so leicht, denn er wuchtete seinen kolossalen Körper mit der Entschlossenheit einer Dampfwalze tiefer in die Gänge des ersten Stocks. Bosch rannte ihm nach, bis sie beide zu einer weiteren Treppe kamen, die zum Obergeschoss führte. Bosch versuchte, Harstein mit einer Hand beim Hochjagen der Treppe zu fassen. Doch er griff zu kurz und geriet ins Stolpern. Als er schließlich oben ankam, verschaffte sich Harstein mit einem mächtigen Tritt gegen die Tür Zutritt zum Salon. Bosch folgte ihm hinein, wo er den rasenden Mann wild um sich schauend vorfand, nach etwas suchend.

»Moloch, hörst du mich?«

»Lass' ihn mir, ja?«, sagte Harstein eilig. »Ich übernehme das! Du kommst gerade rechtzeitig für das Schauspiel!«

»Wovon redest du? Was ist hier passiert?«

»Ha, da!«

Harstein zeigte begeistert auf die Wand neben dem Kamin. Er stürzte auf einen Glaskasten zu, der ein kleines Beil enthielt.

»Ich wusste doch, dass es hier ist«, triumphierte Harstein, bevor er den Glaskasten mit seiner riesigen Pranke vom Podest stieß, auf dem es stand. Krachend zerbarst der Kasten in viele große Scherben. Harstein nahm das Beil auf und hielt es Bosch ins Gesicht.

»Mach' Platz! Dem geb' ich's jetzt, hörst du? Und wenn es das Letzte ist, was ich tue…«

»Warte doch, wer…«

»Messias oder nicht, der hat Nerven«, brüllte Harstein. »Jetzt kriegt er es mit mir zu tun!«

Bosch stand ihm noch immer im Weg und er hatte nicht vor zu weichen, bevor sich Harstein nicht beruhigte. Das aber war mit dem Brocken von einem Mann, der nur noch aus Nerven und blinder Wut zu bestehen schien, nicht zu machen. Er drückte Bosch mit einer Wischbewegung zur Seite, als wäre der dicke Arme nicht aus Haut und Knochen, sondern ein unaufhaltsam niederkommender Schlagbaum. Bosch wollte protestieren, fand sich jedoch über ein Sofa fliegen. Er rollte über die Schulter, bis er auf allen Vieren auf dem Teppich landete.

Harstein stieß einen schauerlichen Schrei aus, der die Stille regelrecht zerfetzte. Ein Kriegsgeheul, wie nur er es ausstoßen konnte und wie Bosch es seit tausenden Jahren nicht gehört hatte.

»Wo steckst du? Zeig' dich!«, keifte Harstein im Rennen.

Im Nu hatte er den Salon verlassen. Bosch sah es genau, konnte aber weder etwas sagen noch sich schnell genug aufrappeln, um Harstein aufzuhalten. Als er wieder auf die Füße gekommen war und ebenfalls den Flur erreichte, folgte er den manischen Schreien, mit denen Harstein durch die oberste Etage pflügte.

Bosch hörte, von wo die Schreie kamen. Er ging den Flur nach rechts, vorbei an Ediths und Simians Schlafzimmer und vielen anderen Räumen. Harstein brüllte etwas in der Ferne, aber Bosch verstand die Worte nicht – nur den tiefen Hass darin.

Dann starb das Brüllen ab.

Als er um die nächste Ecke bog, stand Harstein regungslos im Flur. Er hielt das Beil hoch über dem Kopf. Er holte damit zu einem Schlag aus, den er nicht mehr anbringen konnte. Bosch näherte sich von hinten und schob sich am erstarrten, in der Bewegung gefrorenen Körper vorbei. Jetzt konnte er erkennen, worauf Harstein mit dem Beil gezielt hatte.

Vor ihm stand die Säule aus dem Himmel mitten im Haus, mitten auf dem Flurteppich. Sie war gut zwei Meter groß, aus fein gemasertem

Holz und auch aus nächster Nähe spiegelglatt auf der Oberfläche. Sie stand hochkant auf dem Teppich, als gehörte sie dorthin.

Bosch blieb der Mund offen. Er verharrte überascht und überwältigt zwischen Harstein und der Säule. Für einen unendlich langen Augenblick wusste er nicht, was er tun sollte.

Dann ging er vor der Säule auf die Knie.

17. Zimmermann

Was er hinter seinen geschlossenen Lidern sehen konnte, war mehr als er in seiner ganzen Berlin-Zeit erblickt hatte. Er wollte sie gar nicht wieder öffnen. Ein viel zu langer Tag schien zu Ende zu gehen und eine matte Erschöpfung winkte, die Bosch nicht verpassen wollte. Eine, die auch den letzten Gedanken aus dem Kopf zwingt, während Arme und Beine bleiern werden. Vielleicht, dachte sich Bosch, würde er gleich einfach umfallen, ohne sich ein Bett suchen zu müssen. Der Flurteppich war so schön weich, eine halbe Matratze. Er würde sich nicht wehtun.

Und die Säule wäre sicher noch da, wenn er aufwachte. Sie könnte auf ihn aufpassen. Bosch wusste, dass sie ihr Ziel erreicht hatte. Es gab keinen weiteren Ort, zu dem sie schweben musste. Seit die Menschen sie zum ersten Mal sahen und er sie darüber hatte reden hören, war sie nur einem einzigen Weg gefolgt. Hierhin. Weil sie zu ihm wollte.

Bosch schlug die Augen auf.

»Wieso willst du zu mir?«, sagte er laut dem Holz entgegen, so als wäre ihm plötzlich etwas Wichtiges eingefallen. »Michael und ich sollten es austragen! Es steht nicht geschrieben, dass wir uns treffen.«

Seine Worte verhallten unbeantwortet. Oder besser, sie wurden von den dicken Stoffen an den Wänden und unter seinen Knien sofort verschluckt. Er sprach hier oben im Dachgeschoss wie unter einer Glocke.

»Oder ist das alles Schmierentheater?«, setzte Bosch nach. »Hast du dir einen Spaß daraus gemacht, den Menschen eine Geschichte zu erzählen? Ihnen Flöhe ins Ohr zu setzen, damit sie dir gehorchen?«

Er lehnte seinen Oberkörper immer weiter nach vorn, während er sprach. Aber er stand nicht auf. Mehr vermochte ihn auch die eigene Rage nicht zu bewegen. Bosch blieb knien.

»Sag' etwas! Du hörst mich doch!«

Bosch bekam nicht, was er wollte. Er schüttelte angewidert den Kopf, in der Erwartung, dass das Holz der Säule das ganz genau sehen konnte. Bosch ließ eine Erinnerung an das Gesicht voller Leben zu, das ihm nachgesehen hatte, als er vom Rand des Himmels fiel.

»Was frage ich dich überhaupt? Als ob du mir eine ehrliche Antwort geben würdest! Ich kenne die Antwort. Ich bin der erste gewesen, der dich durchschaut hat. Das vergisst du. Und anscheinend bin ich auch der letzte. Wenn du schon selber kein Gewissen zeigst, dann werde ich deins sein, so wie damals! Du hast gedacht, wenn du mir die Heimat nimmst, meine Freunde und ebenbürtigen Götter, uns alle tausende Jahre lang betrunken machst, dann werde ich schweigen. Aber ich werde niemals schweigen! Du kannst mir nichts mehr nehmen…«

Bosch lachte auf.

»Was, diese Welt vielleicht?«, fragte er mit geöffneten Armen. »Ich wüsste nichts mit ihr anzufangen, selbst wenn du nach den Regeln spielen würdest und sie jetzt meine wäre. Was soll ich über Schatten von Dingen herrschen? Über schlechte Fälschungen der Originale im Himmel?

Hast du dir das eigentlich ausgedacht, dass ich als Maler aufwache? Das würde ich beinahe als guten Witz gelten lassen! Ich habe jahrelang belanglose Kleckse auf Leinwände gemacht – und Menschen hätten alles dafür getan, um sie besitzen zu können oder mir auch nur eine Minute dabei zuzusehen. Aber nur du und ich wissen, wie unsere Heimat wirklich aussieht. Wie die Ewigkeit aussieht! Ich habe keine Ahnung, wie du darauf kommst, dass mir diese verrottende Erde die Mühe wert wäre, über sie zu herrschen! Hättest du gerne, dass ich dich so sehr hasse, dass ich mich zu allem erniedrige? Hättest du das gerne?«

Es zuckte Bosch in den Beinen. Er baute Druck auf wie ein außer Kontrolle geratener Dampfkessel. Seine Hände krampften zu Fäusten.

»Sprich, verdammt nochmal! Sprich zu mir!«

Nichts passierte.

Bosch hörte sich schwer atmen. Alle weiteren Worte blieben ihm im Halse stecken. Das Heben und Senken seines Brustkorbs, das damit verbundene Ziehen unter der Haut und die belebende Brise, die seine Luftröhre abwechselnd hinein und hinaus reiste, all das fesselte seine Aufmerksamkeit für einen Moment. Er spürte den Körper, den er sich weigerte genauer zu verstehen. Und dabei löste sich die wütende Anspannung in seinen Fäusten wieder.

So blieb er lange sitzen. Die einzige Uhr in der Nähe war eine Standuhr, hinter der Säule. Sie hatte aufgehört zu arbeiten, als Bosch Michaels Hinterhöfe betrat. Die Zeiger standen still, obwohl die schweren Messingzapfen, die im Uhrenkasten hingen, noch ihr Gewicht auf die Zahnräder weitergaben. Es mochten Minuten gewesen sein, die Bosch nun schweigend verbrachte, oder eine Stunde, zwei, drei.

Es spielte keine Rolle.

Boschs Atem wurde leise und sehr langsam. Seine Schultern sackten ab. Er blickte die Säule an, studierte jede Maserung des Holzes. Und er ließ sich Zeit dabei.

»Es war kein fairer Kampf…«, sagte er irgendwann so leise, dass er es selbst kaum hören konnte.

»……«

»Du weißt genau, wovon ich rede! Ihr habt mich hinters Licht geführt, du und Michael! Aber ich habe ihn besiegt. Du willst es nicht wahrhaben, ist es das? Wenn du nicht gewinnen kannst, dann betrügst du! Was ist mit den Menschen da draußen? Und mit den Anderen?«

»……
……«

Bosch wollte etwas erwidern, aber seine Gedanken waren nicht in der Lage, so schnell an das anzuknüpfen, was er gehört hatte.

Die Säule stand unbewegt. Zwischen ihr und der erstarrten Figur, zu der Harstein geworden war, wirkte Bosch wie das letzte lebende Etwas, nicht nur auf dem Flur, sondern im ganzen Haus, im Wald und in der Stadt. Die Präsenz der Säule lastete ihm mit einem Mal buchstäblich schwer auf den Schultern. Er fand es fast unmöglich, zu ihr aufzuschauen, geschweige denn aufzustehen. So sehr ihn das in seinem verletzten Stolz ärgerte, so unmissverständlich fühlte er auch eine derart vertraute Geborgenheit, dass er sie nicht ignorieren konnte. Ein Teil von ihm wollte einfach in dieser Geborgenheit hocken bleiben – für immer.

»Warum hast du uns dann überhaupt kämpfen lassen?«, fragte er. »Hast du nicht gesehen, dass ich es gar nicht gemacht hätte, wäre mir meine Ruhe gelassen worden?«

».....«

»Ja, ich rede von ihr!«

».....
.....
.....«

Jetzt sprang Bosch auf. Sein Zorn wog schwerer als die Last, die nun nicht weniger auf ihn drückte als noch vor einem Moment. Doch er hielt es nicht mehr aus.

»Das ist nicht wahr!«, wehrte er sich. Er zeigte mit einem Finger auf die Säule. »Ich war bereit, einfach hier zu bleiben. Du hast es darauf angelegt, dass wir hier enden, nicht ich! Ich hätte einfach bei Mavi bleiben können und als Mensch sterben. In der Nacht, als du über die Stadt gekommen bist, war ich auf dem Weg zu ihr…«

».....«

»Ja, das war ich«, brüllte Bosch. »Was willst du damit sagen? Ich bin zu dem einen Menschen gegangen, an dessen Seite ich diese Existenz hätte ertragen können. Und warten, bis ich ein letztes Mal sterbe. Ich habe diesen Kampf nicht gewollt. Du hättest es dabei belassen können!«

»..... ....«

Bosch fasste sich mit beiden Händen ins Gesicht. Dann rieb er sich die Haare und begann, vor der Säule auf und ab zu gehen. In seinem Kopf standen die Gegenargumente Schlange.

»Das war ein Versehen«, stieß er widerwillig hervor.

».....«

»Warum sagst du mir nicht lieber, wo sie ist, anstatt mir das vorzuhalten? Ich weiß, was ich getan habe. Ich konnte sie nicht gehen lassen, aber ich war ja auch nicht bei mir. Alles, was ich kannte und wusste, war gerade wie ein Kartenhaus in sich zusammengefallen. Ich bezweifle, dass du die geringste Ahnung hast, wie sich das anfühlt. Wie es sich anfühlt, keine Gewissheit mehr zu haben – über gar nichts!

Seit sich alles gefügt hat, habe ich sie jeden Tag gesucht. Sag', was du willst. Ich werde dir nicht zuhören. Ich habe sie nicht in ihren Zug steigen lassen. Und du? Hast du sie erstarren lassen? Wo ist sie?«

».....«

»Aber ich sehe sie doch alle, da draußen in den Straßen. Sie stehen wie Statuen, unverrückbar. Sie sind nirgendwo hingegangen! Hier!«

Bosch drehte sich um und zeigte auf den stürmenden Harstein, der nach wie vor mitten in seiner Bewegung festhing.

»Moloch!«, erklärte Bosch. »Du hast sie alle erstarren lassen, Menschen wie Engel.«

».....«

»Wie viele?«

»..... .....

.....
«

»Und Mavi ist unter ihnen?«

».....«

Bosch schwieg. Zum ersten Mal, seit er aufgestanden war, um von links nach rechts über den Flur zu tigern, blieb er wieder stehen.

»Wohin ist sie dann gegangen? Und alle Anderen, wohin hast du sie gebracht?«, fragte Bosch.

».....
.....
.....«

Er verstand. Seine Kehle wurde trocken. Bosch schluckte mehrmals, bevor er wieder sprach.

»Und was ist mit den Statuen? Nimmst du sie nicht mit?«

».....
.....«

»Aber, wenn sie wieder aufwachen, dann ist es wie vorher! Dann gehen die Dinge ihren Gang, so wie es seit hunderten Jahren passiert ist. Sie werden die anderen Menschen vermissen, ganz bestimmt. Glaubst du, dass sie sich ändern werden? Sich dir zuwenden, trotz aller ihrer Sünden? Dann irrst du dich.«

».....«

»Wie kann es das Ende sein, wenn es sie noch gibt?«

».....
.....«

»Hier? Die Hölle?«

Bosch verfiel zurück in den tigernden Gang. Jeder Funken Unglaube in ihm erwachte in seinem Körper und lief im Gesicht zusammen. Er schüttelte seinen Kopf so gewaltvoll, als würde er in Kauf nehmen, wenn er unter seinem stummen Protest vom Hals riss.

»Hier gibt es kein ewiges Feuer, kein immerwährendes Leiden oder womit du uns sonst noch gedroht hast, seit das Wort Hölle zum ersten Mal fiel«, argumentierte er aufgeregt.

».....«

»Vielleicht hast du es nicht so beschrieben, aber die Menschen. Willst du es bestreiten? Hast du auch darüber noch gelogen? Was soll die Hölle denn sonst sein?«

».....
.....
.....
.....
.....
«

»Nein!«

Bosch brach mit einem gellenden Schrei aus seiner abwartenden, nervösen Herumtigerei aus. Er stürmte direkt auf die Säule zu und trat mit aller Kraft dagegen.

Sie bewegte sich, wenn auch nur ein Stückchen. Boschs Tritt kippte das Holz etwas nach hinten, aber nicht genug, dass es umfiel. Stattdessen kippte die Säule, nachdem sie einen Augenblick im Gleichgewicht zwischen Trägheit und Schwerkraft hing, zurück in ihre ausbalancierte Position. Bosch hingegen fiel nach hinten. Er landete auf seinem Rücken.

Das leichte Kippeln, das er verursacht hatte, gab ihm genug Motivation, um den Schmerz in seiner Wirbelsäule zu vergessen und sofort wieder aufzuspringen. Dieses Mal nahm er noch ein, zwei Schritte Anlauf und stürmte mit der Schulter zuerst gegen die Säule.

Als er sein Schlüsselbein ins Holz rammte, blieb ihm vor Schmerz die Luft weg. Eine ganze Batterie gelber Funken schoss in seine Augen. Bosch krallte sich mit den Nägeln in das Holz der Säule.

Dieses Mal stürzten sie zusammen auf den Flurboden, Bosch obenauf. Als er wieder halbwegs Herr seiner Sinne wurde und seinen Erfolg

bemerkte, richtete sich Bosch auf, ohne sich von der Säule zu erheben. Er blieb breitbeinig auf ihr sitzen, wie ein Reiter auf seinem Pferd.

»Das ist nicht wahr!«, herrschte er das Holz an, als ob er es wie einen Menschen am Hemdkragen halten würde. »Ich bin der erste aller Engel! Ich bin ewig, egal, welche Strafen du dir noch für meinen freien Geist ausdenken magst. Du kannst mich nicht ungeschehen machen.«

».....«

»Aber das heißt es, wenn die Hölle kein Ort ist, sondern in mir!«

».....«

Bosch stieß sich von der Säule ab und gab ihr noch einen Tritt mit, der auf dem Holz keinerlei Spur hinterließ, höchstens Boschs Zehen lädierte. Er wendete sich vom gefällten Holz ab. Mit den Augen suchte er den Flur nach irgendetwas ab, das er gebrauchen konnte.

In Harsteins erhobener Hand wurde er fündig.

Bosch ging zur erstarrten Figur hinüber, streckte sich und zerrte an dem Beil, mit dem Harstein zu seinem endlosen Schlag ausholte. Doch wie sehr er sich auch mühte, Bosch konnte die Finger des Hünen nicht vom Griff des Beils lösen.

Er fluchte.

»Warte!«, zischte er über die Schulter, bevor er zurück zur Treppe rannte, die hinab in den ersten Stock führte. Er erwartete weder, dass sich die Säule an seinen Befehl halten würde, noch dass sie Grund hatte, sich irgendwoanders hinzubewegen. Er wollte ihr nur drohen.

Kurze Zeit später flog Bosch die Treppe wieder hinauf. Mit hochrotem Kopf und angestrengten Atemzügen machte er sich ohne Umschweife wieder an das Beil in Harsteins Hand. Er setzte eine kleine Säge an, die er in der Küche gefunden hatte. Knapp hinter Harsteins eisenharten Fingern positionierte Bosch das Blatt. Mit Genugtuung sah er die ersten Späne aus dem Schlitz rieseln, den er in den Griff des Beils sägte. Er führte seine Arbeit vor Aufregung nicht einmal bis zum Ende durch,

sondern entledigte sich auf halbem Wege der Säge, um mit bloßer Armkraft das Beil vom restlichen Holz des Griffes abzusplittern.

Es gelang. Und das kleine Beil mit dem nun ramponierten und etwas zu kurzem Griff flog, von Bosch geschleudert, hinüber zur Säule, wo es mit der scharfen Kante tief im Holz steckenblieb.

Bosch sattelte sich wieder rittlings auf die Säule, so wie er gesessen hatte, bevor er auf Werkzeugsuche gegangen war. Mit ein paar Hebelbewegungen befreite er das Beil aus seinem eingetriebenen Spalt – und holte erneut aus.

So kehrten die ersten Geräusche zurück in das Haus und in den Wald um die Villa herum. Bosch schlug mit dem Beil wieder und wieder auf die Säule unter sich ein. Jedesmal quittierte das Holz den Aufprall mit einem satten Klatschen. Bosch sah die ersten größeren Splitter, die seine Einschnitte aus der Oberfläche hervorbrechen ließen. Er zielte direkt dorthin, wo er ein Gesicht haben wollte. Bosch steckte das Beil etwas seitlich in einen vorstehenden, fingerdicken Splitter und löste dann genügend Holz, dass hinterher ein Loch von der Größe einer Zigarrettenschachtel klaffte.

»Wie gefällt dir das?«, sagte er, während er das Beil noch einmal in die Säule hacken ließ.

»Es kann nicht sein! Hast du mich nicht vom Himmel gestoßen?«

».....«

»Hinab in die Hölle?«

».....«

»Dann müsste ich sie gesehen haben! Aber das habe ich nicht. Ich bin die ganze Zeit auf der Erde gewesen, in welcher Form auch immer.«

Bosch nahm seine freie Hand zur Hilfe, um damit eine lange Holzfaser von der Säule abzuziehen, die er mit dem Beil fast abgetrennt hatte. Sie reichte vom Scheitel bis zum Kinn.

».....
.....

.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....«

»Sag' das noch einmal!«, drohte Bosch.

Ihm stiegen Tränen in die Augen.

»Ich warne dich! Sage das nochmal und ich...«

».....
.....
.....
.....
.....«

»Lüge!«

Er trieb das Beil bis zum Schaft in die Säule. Es von dort wieder zu lösen, kostete Bosch einige Mühe, doch den nächsten Hieb ließ er ebenso heftig niederregnen wie jenen zuvor. Er schnaufte unter der Anstrengung und scheuerte sich die Handinnenfläche wund, weil er den Griff so fest drückte, dass das Blut aus seinen Knöcheln wich. Bevor er sich den feinen Linien widmen konnte, musste er erst Tiefe im Holz schaffen, so dass sich das Gesicht später hervorhob.

»Lüge...«, flüsterte er. Es sollte ein Schreien werden, ein unmissverständliches Zeichen dafür, dass er sich nicht würde beirren lassen. Er hatte den Erzengel im Kampf besiegt, und wenn er jetzt den Messias eigenhändig aus seinem Versteck hacken musste, dann könnte ihn nichts davon abhalten. Aber das Schreien war nichts außer einem atemlosen Flüstern, das ihn nicht einmal selber überzeugte. Jetzt bemerkte Bosch auch seine Tränen. Sie flossen aus den falschen Gründen, fand er, und das irritierte ihn noch mehr als er ohnehin schon war.

Die einzige Antwort, die ihm auf all das einfiel, ruhte in seiner Hand. Bosch drosch weiter auf die Säule ein, die trotz aller Gewalt nun schon einem Gesicht ähnelte. Unter der Oberfläche war das Holz heller, fast weißlich gelb und noch feucht vom Wasser, dass es in sich trug.

Ein drittes Mal formte Bosch das gleiche Wort mit seinen Lippen, ohne bei dieser Wiederholung überhaupt einen Ton herauszubringen. Seine Hände arbeiteten, hieben jetzt behutsamer auf die Säule ein, rissen lose Holzstücke heraus. Seine Stimme gab dagegen auf.

Und so fragte Bosch nichts mehr, eine ganze Weile nicht. Er pausierte in der Erschaffung seines Werkes nur, um sich die Tränen mit dem Ärmel aus den Augen zu wischen, damit er wieder sehen konnte, in welche Kerbe er schlagen musste. Als seine Schlaghand so sehr wundgescheuert war, dass er das Beil vor Schweiß und Blut nicht mehr ordentlich zu fassen bekam, wechselte er damit in die linke.

So ging es einige Zeit gut, bis Boschs Kleidung über und über mit Spänen besät war und er regelmäßig eine kurze Pause machen musste, um wieder zu Atem zu gelangen. Immer wieder nahm er Maß, um danach das Holz mit dem nächsten Schlag mehr nach Wangen, Augen, Lippen aussehen zu lassen. Je mehr es dem Bild ähnelte, an das er sich erinnerte, desto mehr erlosch der Zorn in Bosch. Mit einem letzten Hieb versank das Beil erneut tief im Holz, aber jetzt fehlte Bosch endgültig die Kraft, um es wieder zu befreien. Doch er war ohnehin fertig: Er ließ den Griff los, stützte sich mit beiden Händen auf der Säule ab und lehnte sich schließlich mit dem ganzen Oberkörper auf sie. Das Gesicht vergrub er in dem makellosen anderen, das er soeben geschlagen hatte.

Er wimmerte.

»Jetzt kannst du dich nicht mehr vor mir verstecken…«

Erneut kehrte Stille im Haus ein, abgesehen vom unterdrückten Weinen, das Bosch von sich gab. Er behielt seinen Kopf unten, eine Wange in das weiche, faserige Holz gedrückt. Es kam ihm kühl vor, verglichen mit seinen heißen Tränen.

».....«

»Ich weiß nicht mehr, was ich will«, gab Bosch zu. »Nichts ist so gekommen, wie es sollte. Ich kann das nicht glauben...«

».....«

Er wehrte sich kurz dagegen, aber nickte dann stumm. Er konnte es sehr wohl glauben, wenn er ehrlich zu sich war. Er hatte es schlicht und ergreifend nicht wahrhaben wollen.

»Aber ich verstehe es trotzdem nicht«, sagte er ins Holz hinein. »Ich hätte es doch merken müssen, wenn ich die Hölle in mir getragen hätte. In mir! Die ganze Zeit!«

».....
.....«

»Nur meine?«

».....«

»Was ist mit den Menschen, die all die Jahrhunderte gestorben sind? Ihre Seelen sind nicht hier. Hast du sie in den Himmel gelassen?«

».....«

»Die ganze Zeit...«, flüsterte Bosch nachdenklich. Er dachte daran, wie sehr seine eigene Seele in den letzten Wochen versucht hatte, aus diesem Labyrinth unbeantworteter Fragen auszubrechen, das die anderen Engel um ihn herum gebaut hatten. Es mussten Millionen Menschenseelen sein, Milliarden, die im Gegensatz zu ihm nach ihrem Tod keine Antworten finden konnten und seitdem auf das Ende aller Tage warteten, um dorthin zu gelangen, wo sie hingehörten.

Auf den heutigen Tag.

»Ich will sie nicht im Kopf«, stammelte Bosch unter Tränen.

Es machte ihm Angst. Wenn die Hölle nur in ihm selber lag, in seiner Verbitterung, dem Schmerz und der Erniedrigung, die er seit dem Moment nicht loswurde, als er den Messias zum ersten Mal gesehen hatte, dann konnte er ihren Qualen vielleicht nicht entkommen. Aber wenigstens war er allein. Sein eigenes Opfer und sein eigener Herrscher

über die Hölle. Den Menschen und den anderen Engeln war sie verschlossen. Der Gedanke, dass die sterblichen Seelen, die ruhelos auf ihn warteten, seine Hölle fluten würden wie Wassermassen einen gebrochenen Damm, jagte Bosch einen kalten Schauer über den Rücken.

»..... ....«

»Sie verschwindet aus mir?«, fragte Bosch ungläubig.

»..... .....«

»Das kommt auf das gleiche hinaus.«

So sehr es Bosch auf eine unerklärliche Art erleichterte, dass die Hölle ihn verlassen und stattdessen die Welt besetzen würde, so deutlich spürte er ein Nagen in ihm, das damit nicht in Einklang zu bringen war.

»Und dann? Dann lässt du die Statuen einfach wieder aufwachen?«

».....«

»Wie soll ich die Hölle regieren, wenn sie nicht einmal wissen, was passiert ist? Wenn alles wie gewohnt seinen Gang geht? Ich würde der einzige sein, der weiß, was mit der Welt geschehen ist. Dass es sie nicht mehr gibt! Dass das Ende aller Tage hinter ihnen liegt...«

».....«

Bosch richtete sich auf. Er fuhr sich mit beiden Handrücken über die Wangen, um seine Tränen zu trocknen.

»Ich weiß nicht, wie ich dann über sie herrschen soll.«

»..... .....«

Er dachte nach, unfähig sofort zu reagieren.

»Das ist aber, was ich bin«, antwortete er. »Ich bin nicht wie sie. Ich habe dich herausgefordert, weil ich zum Herrschen bestimmt bin. Deshalb haben die Engel zu mir aufgesehen, solange und in voller Liebe und Vertrauen in mich, bis sie dich erblickten. Deshalb haben sie mich

auf Erden wieder zu sich geholt und geweckt. Ich will etwas Gutes tun! Ich muss den Weg zeigen! Ich kann kein gewöhnlicher Mensch sein…«

»……«

Bosch ließ die Schultern hängen. Seine rechte Hand klatschte unkontrolliert gegen das Beil. Er sah aus, als wäre das letzte bisschen Leben mit einem Schlag aus ihm verschwunden.

»Das also ist meine Strafe«, sagte er tonlos. »Einer zu sein, einer von ihnen in einer Hölle, die mir genauso verschlossen ist wie ihren ahnungslosen Seelen. Deswegen bist du gekommen? Mir das zu sagen, solange ich noch verstehe, was es bedeutet?«

»……
……«

»Wenn du mich wirklich lieben würdest, hättest du mir all das hier erspart! Ich hätte nicht aufwachen müssen. Du hast es so kommen lassen. Ich hätte mich weder Michael noch dir gestellt, wenn du mir Mavi gelassen hättest. Ich könnte morgen einfach aufwachen, wie alle Übrigen, nicht wissend – nicht an dem leidend, was ich alles weiß.«

»……«

»Du hast mir doch keine Wahl gelassen!«, wehrte sich Bosch. Er schrie in das Gesicht, das er mit dem Beil freigelegt hatte.

»Ich habe mir nichts von diesen Dingen ausgesucht. Der einzige Grund, warum ich keine weitere Statue da draußen bin, sind Michael, du und die Anderen. Und alle meine Gefährten haben mich nur deshalb geholt, weil sie den Geschichten geglaubt haben, die ihr ihnen untergejubelt habt. Also, warum hast nicht den Maler sein lassen, was er glaubte zu sein?«

Bosch wartete nicht auf eine Antwort.

»Ich sage dir warum! Weil er dich nicht verstanden hätte, so wie ich jetzt hier. Weil du dann nicht das Ende bekommen hättest, was du willst! Ich bin das Requisit, das du für dieses Spektakel brauchst. Eine Puppe! Du liebst mich? Ich hatte nie eine Chance zu gewinnen, niemals die Wahl

einfach aufzugeben und nicht aufzuwachen. Es ist keine Liebe da, wenn du keine Freiheit gewährst. Du duldest nur deinen Pfad.«

»....«

»Dann tust du das für mich?«, spottete Bosch mit höhnischen Unterton, der ihm augenblicklich unangebracht vorkam und der darüberhinaus seinen Mund als verunglücktes Krächzen verließ.

»Es ist Liebe, wenn ich leide? Erklär' mir das!«

».....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....«

Nie war es darum gegangen, was er wusste. Nur um das, was er glauben wollte. Bosch hörte zu und mit jedem Wort, das in seinem Kopf nachhallte, versank er tiefer in die Wahrheit.

So unterschiedlich sie auch waren, die Menschen und seinesgleichen hatten eines gemeinsam: Ja, diese waren sterblich, jene nicht. Ein Mensch konnte nicht überblicken, was vor seiner Geburt geschah. Das Schicksal der Menschen war es, all ihre Fragen nach dem Vorher bis zu ihrem Tod mit sich zu tragen – diese zweite Grenze, die sie nicht überwinden konnten. So sehr sie sich auch bemühten, was jenseits ihrer kurzen Zeit lag, blieb ihnen verschlossen. Ein Engel dagegen starb nicht. Die unsterblichen Kinder des Himmels verstanden nicht einmal, was der Tod für diejenigen bedeutete, die ihm nicht entgingen so wie sie. Nur die Wenigen, die mit Bosch vom Himmel gestürzt worden waren und unzählige Generationen ihrer eigenen Wiederkehr gebraucht hatten, um sich an ihr Dasein als Engel zu erinnern, nur diese handvoll Gefährten

kannte beide Welten. Dort draußen mussten sie zu Millionen stehen, die gefallenen Engel seiner Rebellion, irgendwo in Straßen, Küchen, auf Feldern oder in ausgerollten Zügen. Genauso erstarrt wie der nächstbeste Mensch, der die Prüfung des Messias hier auf Erden nicht bestanden hatte. Jetzt gab es keinen Unterschied mehr zwischen den Übriggebliebenen. Wenn dieser Tag vorbei war, würden sie in der Hölle sein – ahnungslos und allesamt.

Nur er selbst war noch übrig. Nur er konnte wirklich verstehen, dass Engel und Menschen die erste der beiden Grenzen schon immer miteinander geteilt hatten. Bosch konnte sich nicht erinnern, geboren worden zu sein. Und er hatte bestritten, dass das jemals passiert sei. Den Himmel selbst hatte er herausgefordert, ihm das Gegenteil zu beweisen. Zu beweisen, dass er nicht auch ein Gott sei, ungeboren und unsterblich. Seine Armee hatte er mitreißen können, denn wie er würde sie ewig leben. Nicht einmal der Messias wollte das bestreiten.

Aber er konnte sich nicht erinnern, dass Gott seinen Thron jemals bestiegen hatte. Er hatte ihn einfach immer innegehabt. Bosch kannte nicht den blassesten Schatten eines Zweifels daran, dass der Gott, den er ersetzen hatte wollen, jemals weniger war als dies: das Zentrum des Himmels, und das Zentrum allen Lebens. Wenn sie beide vielleicht einte, dass sie ewig sein würden, so gab es in Boschs tiefster, ehrlicher Überzeugung doch diese andere Wahrheit. Alles, was er über den Anfang gehört hatte, war genau das: gehört. Er hatte nicht erlebt, wie Gott den Himmel schuf. Die Engel sprachen nur in Geschichten davon, millionenfach wiederholt und mit Begeisterung ausgeschmückt. Doch es blieben Geschichten, die von Mund zu Ohr gereicht wurden, und dann weiter. Und am Anfang aller Geschichten musste Gott stehen...

Denn Bosch selber hatte jede Geschichte tausendfach erzählt, jedem Engel, der zu ihm aufschaute.

Nie war es darum gegangen, was er wusste.

Bosch sah, dass nur Gott den Anfang kannte. Und Gott sagte, dass Anfang und Ende eins für ihn waren. Er hatte beides gesehen, den Anfang und das Ende. Er musste nichts tun, um den ersten Moment gegen den letzten zu tauschen. Er musste nicht reisen, musste nicht warten. Sie waren beide zum greifen nah für ihn. Er lebte den Anfang, das Ende und jeden Augenblick dazwischen mit seinem ganzen Wesen – in jeder Sekunde, die für Menschen unwiederbringlich verstrich und die für die Engel an Gottes Seite überflüssig wurde. Gott erlebte alles, jederzeit. Und damit ohne jegliche Zeit. Er brauchte sie nicht. Die Menschen brauchten sie, weil sie sterblich waren. Sie kamen und vergingen, in einem ewigen Kreislauf. Was sie an Leben hatten, mussten sie Stück für Stück erfahren. Letztlich ging es den Engeln genauso, auch wenn sie ihr Leben nicht verloren. Sie kannten das Ende nicht. Sie kannten den Anfang nicht. Sie hatten nur ihre Geschichten und die Geduld der Ewigkeit.

Auch sie brauchen Zeit, ...auch ich brauchte Zeit, sagte sich Bosch. Jetzt war ihm ins Gesicht gesagt worden, was er eigentlich schon immer gewusst hatte, sich aber nie eingestehen wollte. Gott, den er sich so sehr einbildete zu hassen, hatte die Schlacht mit angesehen, die seinen Himmel beinahe aus den Angeln gerissen hatte. Er hatte es geschehen lassen, genauso wie er seine Schöpfungen musste fallen sehen, als sie ihm zum ersten Mal in die Augen sahen und ihm ewige Treue schwuren. Er hatte Bosch hier hocken sehen, auf diesem Flur, auf seinem einzigen Sohn. Und jeden Moment zwischen diesen beiden. Jeden Schritt, den Bosch gemacht hatte. Weil er nicht der Zeit folgte, sondern die Zeit seinen Geschöpfen dabei half, sich selbst zu erleben.

Bosch konnte das nicht. Er hatte es nie gekonnt. Engel oder Mensch, er vermochte der Zeit nicht zu entfliehen. Welchen Weg er einschlug, war gesetzt. Diesen Weg sehen, das konnte nur, wer selber nicht einfach lebte, sondern das Leben selbst war. Gott. Für Bosch war jede Entscheidung auf dem Weg eine unbekannte gewesen, eine neue...

»Ich wollte nur frei sein«, sagte er. »...nicht blind gehorchen.«

».....«

»Es hat sich nicht so angefühlt«, erklärte Bosch. »Dir einfach zu folgen, war nicht das, was ich tun wollte. Es fühlte sich nicht frei an, zwischen verabscheutem Gehorsam und Verbannung zu wählen.«

».....
.....«

Bosch nickte.

»Ich war mir sicher, dass ich Gott stürzen und dich auf dem Schlachtfeld besiegen könnte.«

».....«

»Das ist es doch! Ihr habt gewusst, dass es mir nicht gelingen würde. Im Moment, in dem mich die Eifersucht packte, wusstet ihr bereits, dass ich alles verlieren würde anstatt den Thron zu gewinnen. Ich höre dich, glaube mir! Ich wünschte, ihr hättet es beendet, bevor es begann. Mir erklärt, wie meine Zukunft aussieht! Mich davon abgehalten! Es ist doch zu nichts nütze gewesen...«

».....«

»Nein, ich hätte dir nicht geglaubt«, gab Bosch zu. »Du hättest es mir aber zeigen können, oder nicht?«

».....«

»Ich bin müde, die Dinge erleben zu müssen. Ich bin es leid, mit der Zeit mithalten zu müssen, damit mein eigenes Leben passiert.«

».....«

»Ich weiß.«

Und Bosch log nicht. Er glaubte es. Das war die Wahrheit über seine Freiheit und die jedes lebenden Wesens. Hier und jetzt, rittlings auf dem Holz des Messias, dessen Züge er kenntlich gemacht hatte, hier glaubte er, dass er seine Freiheit nie verloren hatte. Dass Anfang, Ende und alle Dinge dazwischen feststanden und dass es für ihn nie darum gehen konnte, ihnen zu entkommen. Im Gegenteil, er musste sie freilegen. Es gab keinen Widerspuch. Er kannte sein Schicksal nicht, sondern musste es geschehen

machen. Es war nicht ungerecht. Niemand hätte ihm das Leid ersparen können, auch Gott nicht. Denn dies war das Einzige, das er nicht vermochte. Er konnte den Lauf der Welt nicht ändern. Nicht, weil ihm die Macht dazu fehlte. Nein, weil es die Welt einfach nicht gab, wenn sie nicht selber durch die Zeit wachsen konnte.

»Er ist der Lauf der Dinge«, bemerkte Bosch leise. »Er muss uns zusehen. Warten…«

».....«

»…und deshalb hast du mich nicht abgehalten.«

Bosch besah sich ein letztes Mal das Konterfei unter ihm. Dann schloss er die Augen und atmete die Luft ein, tief und in langen Zügen.

Er nahm das Beil wieder zur Hand.

»Ich will nicht mit den Menschen sein«, sagte er entschlossen. »Ich will kein Schatten meiner selbst werden.«

».....«

»Lieber bin ich gar nicht…«

Bosch machte sich an die Arbeit. Er trieb das Beil an den unteren Rand der Kuhle, die er in die Säule gehackt hatte. Zuerst konzentrierte er sich darauf, möglichst große Stücke aus dem weichen Holz zu schlagen, solange er den Schmerz in seinen wunden Handflächen bei den kräftigen Schlägen noch aushalten konnte. Als er die Säule irgendwann bis hinab zu den Beinen ausgehöhlt hatte, machte er sich an die seitlichen Ränder. Mit feinen, weniger harten Schlägen durchtrennte er abstehende Holzfasern und glättete kleine Vorsprünge. Er redete hin und wieder auf die Säule ein, hörte zu, erwiderte. Dann wieder arbeitete er schweigend.

Zum Schluss kam das Gesicht. Es zu zerstören, dauerte noch länger als es in Form zu hacken. Bosch höhlte den Kern so lange und so tief aus, bis er nicht mehr aufrecht auf dem Stamm hockte, sondern mit Brust und Schultern immer tiefer sank.

Irgendwann war der Boden wie mit Schnee bedeckt, so dicht lagen die Späne um die Säule herum. Bosch hatte mehr Holz aus dem Korpus geschlagen als noch davon übrig war. Die anfängliche Kuhle war jetzt ein Becken, das zu beiden langen Seiten bis knapp an den Rand reichte. Von oben nach unten nahm es fast den ganzen Stamm ein.

Bosch stand auf, legte das Beil beiseite und nahm kurz mit den Augen Maß. Er klopfte die Späne von seiner Kleidung, bevor er sich zur Probe ins Innere der Säule setzte.

Er passte hinein.

»Wir machen diese letzte Reise zusammen«, sagte er leise zu dem, was nun sein Boot war.

».....
.....
.....
.....«

»Hör' auf!«, bat er.

Auch wenn er sie fast vollständig ausgehöhlt hatte, tat sich Bosch schwer, die Säule über den Teppich zu schieben. Er stellte sich nach ein paar kümmerlichen Versuchen an das, was er zum Bug gemacht hatte, beugte sich hinab und schleppte das Boot mit dem Rücken voran. Er kam so nur mit Tippelschritten voran, aber es klappte.

»Ich wollte nie, dass es so kommt.«

».....«

»Er fehlt mir.«

Es waren noch immer Tränen in Bosch. Sie tropften zusammen mit dem Schweiß auf seiner Stirn auf das Holz.

Bosch erreichte einen Alkoven in der Dachschräge, die hier bis zum Fußboden reichte. Er stellte das Boot kurz ab, um das Doppelfenster des Alkovens aufzustoßen.

Ein kalter Hauch wehte von draußen herein.

»Glaubst du mir?«, fragte er, während er versuchte, das Holz erst auf seine Knie zu hieven und dann bis auf das Fensterbrett.

»Glaubst du mir, dass ich nur das Richtige wollte?«

».....«

»Für alle Engel«, antwortete er.

».....«

Das Holz schabte über den Rahmen des Fensters und zerstörte ihn dabei. Doch Bosch schob weiter, bis sich das Gewicht des Bootes drinnen und draußen die Waage zu halten schien.

Er hielt inne.

»Für mich zuerst«, sagte er matt.

Dann strich er ein letztes Mal mit den Händen über die äußere Seite der Säule.

».....«

»Nein, ich will es so...«

Bosch erklomm die wackelige Konstruktion, die er dem geöffneten Fenster übergeholfen hatte. Er konnte seinen Oberkörper neben dem Boot ins Freie zwängen, sich mit den Händen auf abfallende Dachziegel stützen und so das Boot mit den Füßen vom Rutschen abhalten.

Vorsichtig setzte er sich in die Kuhle. Seine Hände wanderten langsam am Fensterrahmen entlang, der ihm den nötigen Halt gab.

So saß Bosch eine Weile.

Es war ihm nicht möglich, über den Rand der Ziegel zu sehen. Das musste er auch nicht.

»Ich...«, setzte er an, konnte aber nicht sofort sprechen.

».....«

»Umarmen konnte ich dich nicht. Dich einmal halten«, sagte er leise schluchzend. »Komm' mit mir, wenigstens jetzt.«

».....«

Bosch versuchte zu lächeln.

»Ich liebe dich...«, flüsterte er.

Und damit ließ er den Fensterrahmen los. Das Boot kippte, befreit von Boschs Griff, langsam über den Bug. Dann wurde die Neigung steiler und das Kippen schneller, bis das Holz auf die Dachziegel knallte. Es begann zu rutschen, augenblicklich, auf den Rand des Daches zu und darüber hinaus. Bosch krallte seine Finger in die Seiten des Bootes.

Er schloss die Augen. Der Wimpernschlag, in dem ihn das Gewicht verließ und die Welt sich um ihn zu drehen schien, endete mit einem krachenden Schlag. Das Boot durchschlug mit dem Bug voran das dünne Eis auf dem Teich. Vom Aufprall wurde Bosch aus seinem gehackten Sitz geschleudert. Er kam neben dem Loch auf, so dass das Eis unter ihm zu splittern begann.

Dort blieb er liegen, während die Überreste der Säule sich unter der Eisdecke verkeilten.

–

Sommer 1953

Berlin, Kurfürstendamm

–

Orangen

Es ging geschäftig zu, im Café und auf der Straße. Die beiden Kellner kamen kaum nach mit den Bestellungen. Das brachte sie aber nicht aus der Ruhe. Sie kreisten durch den engen Parcours der Tischchen wie Tänzer. Sie reagierten auf jedes Halsrecken, jedes Räuspern und jeden unvorsichtig zurückgeschobenen Stuhl mit der jeweils richtigen Bewegung. Nichts konnte sie überraschen.

Nur den einzelnen Mann am Ecktisch, der schon seit geraumer Zeit zahlen wollte, übersahen sie ein ums andere Mal.

Die Nachmittagssonne tauchte den Kurfürstendamm in ein sattes Gelb. Es war gerade heiß genug, dass das Geschäft mit Eisbechern florierte, aber die Kaffeetrinkenden noch nicht abgeschreckt wurden. Der Ecktisch war an zwei Seiten von einem hüfthohen Zaun umgeben. So trennte das Café seine Sitzplätze vom Rest des großzügigen Bürgersteigs. In den Zaun waren Blumenkübel gehängt, aus denen Geranien quollen. Sie hatten die letzten Wochen Zeit gehabt, um im warmen Wetter über ihre Kübel zu wachsen. So sah der kleine, geschäftige Vorplatz fast wie ein Garten aus. Und das lenkte von der bröckelnden Fassade des Hauses ab.

Wenigstens stand es noch, nicht wie die beiden Nachbarhäuser links des Cafés, die in Trümmern lagen.

Der Mann, der zahlen wollte, saß alleine an dem Tischchen. Von seiner Ecke aus hatte er die ganze Außenfläche des Cafés im Blick. Er sah

ein paar Familien aus Vater, Mutter, Kind; auch die ein oder andere Kombination aus älteren Damen, die hier gewohnheitsmäßig konferierten. An vielen Tischchen saßen Männer hinter aufgeklappten Zeitungen. Alle Gäste hatten etwas vor sich stehen. Die meisten einen Kaffee, die Kinder ein Eis, einige ein Stück Kuchen. Der Mann hatte auch einen Teller, aber sein kleines Stück Streuselkuchen kaum angerührt. Es fehlte lediglich eine Ecke, wo der Mann einen Löffel voll probiert hatte.

Es schmeckte nach nichts. Oder besser, es schmeckte viel zu wenig nach dem, was der Mann sich gewünscht hatte.

Ein Kellner bewegte sich in einer gekonnten Choreografie um die Nachbartische, die zwischen der Ecke und der Hauswand standen. Der Mann nutzte die Gelegenheit und hob erneut eine Hand, um auf sich aufmerksam zu machen. Der Kellner vollführte elegant eine halbe Drehung, vermied den Kontakt seines Tabletts mit dem Hinterkopf einer alten Dame – und huschte am Mann vorbei. Das war eine reife Leistung, angesichts der Tatsache, dass der Arm des Mannes keine zwei Meter von ihm entfernt in die Höhe geschnellt war. Noch dazu war es ein langer Arm. Obwohl der Mann saß, war ihm anzusehen, dass er größer als die anderen Gäste war.

Er hatte sich daran gewöhnt, übersehen zu werden. Deshalb wurde er auch nicht ungeduldig oder verlegen, als sich der Kellner gut gelaunt von ihm entfernte. Der Mann ließ seine Hand wieder sinken und besah sich stattdessen sein Kuchenstück.

Er wirkte alt, auch wenn er nicht annähernd so alt aussah, wie er war. Seine Haare wuchsen noch so voll und schwarz wie eh und je. Er trug sie jetzt nur kürzer als die meiste Zeit seines Lebens, beinahe raspelkurz. Nein, eher die Falten gaben das Alter preis. Sein Gesicht war einmal glatt gewesen und weich. Jetzt trug es zu viele Furchen, um sie zu zählen. Hinzu kam, dass er seine liebe Mühe damit hatte, die seltsam verstreuten Bartstoppeln zu zähmen, die sich grau durch seine Haut schoben. Sie ließen große Löcher in seinen Wangen. Er konnte sich deshalb keinen

Bart stehen lassen, aber gab auch nichts darauf, an so einem Sonntag mit seinem halb rauen, halb haarlosen Gesicht auf die Straße zu gehen.

Weil er nicht zahlen konnte, obwohl er wollte, lehnte sich der Mann noch einmal zurück und beobachtete die junge Frau, die allein am nächsten Tisch saß. Der Zaun mit den Geranienkübeln trennte auch ihren Sitzplatz vom Bürgersteig, genau wie seinen. Sie hatte einen Kaffee vor sich stehen, halb geleert. Ihr Blick wanderte gelangweilt zwischen den Geranien, der Straße und ihrer Tasse hin und her. Sie war deutlich jünger als der Mann. Ihr langes, rotes Haar umgab das sommersprossige Gesicht wie ein nobler Mantel. Ihre Schönheit und Jugend erinnerte den Mann an viele Szenen seines Lebens, an die er über die Jahre immer weniger zurückzudenken schien.

Er mochte Gesichter wie dieses. Wenn sie zu ihm aufblickten, hatte er immer sofort gewusst, dass er ein Band zwischen sich und die Guckende knüpfen konnte. Es war diese Klarheit in den Augen, die…

»Starren Sie mich an?«, fragte die Frau.

Der Mann vergaß seinen Gedanken. Sie lehnte sich zurück, verschränkte die Arme vor der Brust und lächelte herausfordernd.

»Verzeihung«, sagte der Mann, ebenfalls lächelnd.

»Das ist keine Antwort«, bekam er als Antwort. »Sie starren doch, oder sind sie blind, oder was?«

»Ich bin nicht blind. Und ich wollte nicht unhöflich sein…«

Sie lachte.

»Wenn Männer wie Sie starren, geht es nie um Höflichkeit. Tun Sie mal nicht so, als wären wir hier im Kindergarten!«

»Männer wie ich?«, fragte der Mann.

»Sie wissen, was ich meine.«

»Ich fürchte nicht.«

Die Frau nahm einen Schluck Kaffee. Sie setzte die Tasse mit einem übertriebenen Schwung zurück auf die Untertasse, als ob sie mit der Keramik eine Theaterglocke nachahmen und etwas verkünden wollte.

»Ältere Herren, die im Café nach jungen Mädchen gaffen, wenn sie zu Hause Ausgang haben«, sagte sie süffisant.

Der Mann öffnete seinen Mund ein bisschen und nickte.

»Ach so!«

»Sehen Sie, nun fällt der Groschen aber schnell«, sagte die Frau.

»Ja«, bestätigte der Mann. »Ich habe gestarrt…«

»Immerhin ehrlich!«

»…auf ihren Teller.«

Die Frau guckte verblüfft.

»Ich habe keinen Teller«, erklärte sie und zeigte mit beiden Händen auf ihr kleines Tischchen, wo nach wie vor nur der Kaffee stand – und während ihres ganzen Besuchs nichts anderes.

»Eben, er fehlt«, sagte der Mann. »Den Streuselkuchen kann ich aber nicht empfehlen.«

»Ich habe keinen Hunger, danke«, sagte die Frau.

Sie verschränkte wieder ihre Arme.

»Ich meine nur, so ein Kaffee auf leeren Magen ist doch vergeu…«

»So wird das nichts, mein Herr«, unterbrach ihn die Frau.

Der Mann hielt inne. Er schaute die Frau überrascht an. Sie hatte wieder dieses Lächeln auf ihren Lippen, das nicht wirklich Sympathie ausstrahlte. Machte sie sich lustig über ihn?

»Was? Bieten Sie mir etwa nichts zu trinken an? Etwas Stärkeres, bevor Ihnen die Ideen ausgehen?«

»Das hatte ich nicht vor, nein.«

»Nein?«

»Ich trinke nicht.«

»Herrje…«, seufzte die junge Frau.

Sie überlegte.

»Darf ich Ihnen einen Tipp geben?«, fragte sie schließlich und lehnte sich dabei nach vorn. Sie stützte sich mit den Ellenbogen auf dem Tischchen ab, damit sie ihr Gesicht in ihre Hände legen konnte.

»Einen Tipp?«

»Fangen Sie gleich mit dem Geld an«, sagte sie, »wenn Sie sich eine angeln wollen, die ihre Tochter sein könnte.«

»Das verstehen Sie falsch«, beeilte der Mann sich zu sagen.

»Papperlapapp! Was machen Sie von Berufs wegen?«

Der Mann antwortete nicht sofort. Er hatte Mühe, mit dem Tempo seiner Gesprächspartnerin mitzuhalten.

»Also?«

»Ich male«, sagte er.

»Das ist doch was!«, befand die Frau. Sie hob den Kopf kurz aus ihren ruhenden Händen, um ein paar Klatschbewegungen zu machen.

»Ich meine, ich habe mal gemalt.«

»Im Ruhestand? Das macht nichts. Das ist doch sogar noch besser! Sie müssen das so sehen: Mit Geld können Sie schon was hermachen, aber erst, nachdem Sie so ein Frollein an Land gezogen haben. Dann bleibt sie ein bisschen länger bei Ihnen. Nicht vorher.«

»Sie missverstehen…«

»Pst!«, unterbrach sie. »Ich rede. So einen Rat bekommen Sie nicht jeden Tag. Also, Künstler stehen immer hoch im Kurs, das ist ja klar. Allerdings eher die jungen, wilden, muss ich sagen. Nehmen Sie es nicht persönlich, bitte, aber wir sind uns doch einig, dass Sie nicht mehr in diese Kategorie fallen, nicht?«

»Ich gebe es zu. Ich bin nur noch jung, nicht wild.«

Sie prustete so unauffällig wie möglich in ihren Handballen hinein.

»Gut! Das mit dem Ruhestand würde ich weglassen – am Anfang. Sie wollen doch nicht, dass die Dame Angst bekommt, Sie immerzu an der Backe zu haben?«

»Natürlich nicht.«

»Bieten Sie ihr lieber an, Sie abholen zu können, wann immer sie es will. Oder noch besser, zögern Sie ein bisschen, wenn sie sich verabreden wollen. Immer die Auserwählte zuerst einen Vorschlag machen lassen,

dann kurz geschäftig nachdenken und so tun, als müssten Sie wer weiß was für Termine im Kopf verschieben, nur um die Wunschzeit Ihrer Herzensdame möglich zu machen. Verstehen Sie?«

Der Mann nickte.

Die Frau trank ihren Kaffee aus.

»Und sonst?«

»Was meinen Sie?«, fragte sie zurück.

»Sonst keine Tipps? Was ist mit mir?

Er zeigte auf sein Gesicht.

»Och, ganz passabel«, sagte sie. »Gut gehalten. Gibt Schlimmeres. Eine dicke Wanne macht es auch dem größten Charmebolzen nicht leicht. Nicht ihr Problem. Und Haare haben Sie auch noch.«

»Beruhigend«, sagte der Mann anerkennend. »Dann achte ich besser weiter auf meine Linie…«

Er nahm sein angenagtes Stück Streuselkuchen vom Teller und legte es unvermittelt in den Kübel Geranien links von seiner Schulter.

Die Frau starrte ihn wortlos an, woraufhin er sich noch einmal zum Kübel wendete und den Kuchen etwas unauffälliger unter die buschigen Blätter der Blumen schob.

Jetzt schaute sie ihm zum ersten Mal lange in die Augen. Er sah das grüne Schimmern in ihren Pupillen, das sich in undurchdringlicher Dunkelheit verlor. Er wartete auf das Band, das er knüpfen könnte.

»Das war doch noch gut!«, sagte die Frau ruppig.

Es gab kein Band. Der Mann sah keine Klarheit in ihren Augen.

»Finden Sie das etwa witzig?«

Bevor der Mann etwas sagen konnte, um die Situation zu retten, jauchzte die Frau plötzlich auf, wie aus dem Nichts.

Neben ihr stoppte ein junger Mann mit seinem Fahrrad. Er hielt eine Wasserpistole in der rechten Hand, die linke ruhte auf dem Lenker.

»Volltreffer«, lachte er.

Die Frau blickte an ihrem Kleid herunter, mit offenem Mund. Sie schien die handvoll Spritzer zu zählen, die sie auf dem Stoff fand.

»Und pünktlich noch dazu«, sagte der junge Mann.

»Na warte!«, drohte die Frau, schob ihren Stuhl quietschend zurück und kletterte ohne Rücksicht auf ihr langes Kleid behände über den Geranienzaun. Der junge Mann trat lachend in die Pedalen. Er versuchte – nicht besonders ernsthaft – vor der Frau zu fliehen. Seine Verfolgerin schloss im Nu zu ihm auf, aber anstatt ihn zur Rede zu stellen, hüpfte sie auf den Gepäckträger des Rades. Sie umklammerte den Oberkörper des jungen Mannes und spreizte ihre Beine seitlich ab, um nicht mit dem Kleid in die Speichen zu geraten.

Der alte Mann im Café sah das Fahrrad in der Ferne verschwinden.

Die Frau hatte nicht gezahlt. Der Mann blickte auf den leeren Stuhl, der nun schief vor seinem Tischchen stand. Zu seinen Füßen lag das Einkaufsnetz, das die Frau in der Eile vergessen haben musste. Es waren drei Orangen darin.

Er betrachtete das Netz. Die Maschen waren giftgrün und sehr fein. Auf den drei perfekt geformten Orangen lag der grüne Stoff auf wie Äderchen. Durch ihren Kontrast betonten sie das kräftige, lebendige Orange der Früchte. Ihre Reife sprang den Mann förmlich an. Er konnte sich nicht sattsehen an ihnen. Wenn er die Augen kurz abwendete, dann nur, um das Bild der Orangen mit irgendetwas in seinem Blickfeld zu vergleichen. Er schaute verstohlen zum Streuselkuchen im Kübel. Eine Fliege hatte das Stück bereits gefunden. Sie besetzte einen Streusel, der so groß wie sie selbst war.

Der Kuchen wirkte regelrecht blass, verglichen mit der Farbe der drei Orangen. Sie waren wirklich perfekt, in jedem Sinne. Es gab keine weichen Stellen auf ihrer Haut. Die Farbe war überall gleichmäßig tief orange. Keine Frucht schien reifer oder weniger reif als die anderen beiden. Jede trug noch ihren kurzen, grünen Stil, samt einem einzigen gleichmäßig geformten Blatt. Nur die in der Mitte hatte zwei.

Der Mann betrachtete das Netz mit den Früchten so genau er nur konnte. Er erkannte die Poren auf der Schale der Orangen, selbst von dort, wo er saß. Seine Augen waren etwas, das das Schicksal seiner Haut nicht geteilt hatte, sondern unverhältnismäßig wenig gealtert war. Er brauchte keine Brille. Er konnte alles scharf sehen, auch die Orangen am Boden unter dem verrückten Stuhl der fehlenden Frau. Ihre winzigen Poren schienen ihm zu atmen. Keine Luft, natürlich, eher Duft. Das Wasser lief dem Mann plötzlich im Mund zusammen. Er bekam einen unverschämt großen Appetit auf Orangen. Solche Früchte hatte er eine Ewigkeit nicht gesehen. Gleichzeitig traute er sich nicht, einfach danach zu greifen. Zum einen könnten die Leute gucken, was er dort trieb, zum anderen hatte er eine unbestimmte Angst, dass er die Orangen nicht mehr perfekt finden würde, sobald er sie in die Hand nahm.

Manchmal fragte er sich, ob er Pech brachte.

Sie waren so schön, wie sie da einfach lagen. Der Mann war hin und her gerissen – seine übliche Lage vor einer Entscheidung. Er begann zu schwitzen, nicht wegen der Nachmittagssonne, sondern wegen seiner Unentschlossenheit, die jedes Mal nur noch größer würde, wenn sie ihm selber auffiel. Er hasste das.

Der Mann schaute sich um. Seltsam, wie farblos nun wieder alles wirkte, nachdem er so lange die leuchtende Farbe der Orangen fixiert hatte. Die Blumen sahen entfärbt aus, ebenso die Blätter in den Kronen der wenigen Bäume, die der Kurfürstendamm noch hatte. Alles schien dem Mann weniger Leben auszustrahlen als vorhin, bevor er die Orangen entdeckt hatte. Selbst die anderen Gäste des Cafés waren grauer. Nicht so sehr farblich, aber sie schienen weniger bunt aufeinander einzureden. Das Lachen hier und da klang in den Ohren des Mannes mit einem Mal unvertraut, so als ob Papageien etwas nachmachen, deren Bedeutung sie nicht kennen. Überhaupt fiel dem Mann auf, dass alle durcheinanderplappertern – er aber die Bedeutung der Worte nach Belieben ignorieren konnte. Was dann von der allgemeinen Plauderei übrigblieb, waren nur

Töne. Er hörte die Sprache nicht länger. Er hörte nur das Leben, wie die Geräuschkulisse in einem tropischen Wald. Es gab nichts zu verstehen.

Die Orangen waren heller als alles um den Mann herum. Er vergaß ihre Besitzerin und deren jauchzenden Abgang. Er vergaß, dass sie sich über ihn lustig gemacht hatte. Die Orangen strahlten ihn an wie kleine Sonnen. Er kannte ja nur die eine Sonne, die über ihm hing, aber so mussten andere Sonnen aussehen, sagte er sich. Und gleichzeitig war ihm unangenehm, was er dachte. Kinderkram, urteilte er. Er mochte es nicht, wenn seine Gedanken so wanderten. Wenn seine Augen sich in Dinge bohrten, die andere Menschen völlig ignorierten. Er wusste nicht, warum er das machte. Doch wenn er sich dabei ertappte, dann hinterließ das eine unausgesprochene Scham in ihm, die sich bitter von seinem Magen aus durch den ganzen Körper ausbreitete.

Er fasste sich ein Herz, schon alleine deswegen, weil er den bitteren Geschmack in sich hochkriechen fühlte. Der Mann schob sein Tischchen ein wenig zur Seite, um sich besser bücken zu können. Die Orangen lagen zum Greifen nahe.

»Entschuldigung?«

Er schnellte hoch, nachdem er sich bereits gebückt hatte. Neben ihm stand der Kellner, der die ganze Zeit an ihm vorbeigegangen war.

»Ja?«

»Wenn der Herr so gut wären«, hob der Kellner an. »Es ist an der Zeit zu bezahlen.«

***